This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Christian Wilhelm von Dohm

nach seinem Wollen und Handeln.

Ein

biographischer Versuch

von

W. Gronau.

LAUTERBACH

Lemgo,
Meyersche Hof-Buchhandlung.
1824.

Vorrede.

Als von mir der Entschluß gefaßt war, Dohm's Lebensbeschreiber zu werden, sezte ich einige theilnehmende Freunde davon in Kenntniß, und schrieb ihnen unter andern: „So fest „ich auch überzeugt seyn darf, daß Niemand „im Besitz so vieler ganz zuverläßiger Nachrich„ten über Dohm's äußere Lebensverhältnisse ist „als ich, und daß zugleich Niemand ihn in al„len Beziehungen genauer kennt, so gehe ich „doch nicht ohne Aengstlichkeit an das Unter„nehmen, das Leben des berühmten und von „Vielen verehrten Mannes zu beschreiben. „Lebhaft fühle ich, wie schwierig es ist, zu„gleich der Wahrhaftigkeit und den Pflichten „der Pietät zu genügen; aber bey ruhiger Ue„berlegung sagt mir eine innere Stimme, ge„rade bey diesem Gefühl, und bey Deiner red„lichen Absicht dürftest Du vor vielen Andern „geschickt zu dem Untenehmen erscheinen; — „und so will ich denn meine Schüchternheit zu „überwinden suchen. Mein Bestreben wird

„dahin gehen, die Leser mittelst eines Reich-„thums von anschaulich dargestellten Hand-„lungen und einzelnen Zügen, unter Hinwei-„sung auf die innersten Triebfedern aller äu-„ßern Erscheinungen, zu eigner Beurtheilung „des merkwürdigen Mannes in den Stand zu „setzen. Zugleich mag denn diese Arbeit auch „zeigen, ob ich an die von mehrern Seiten „von mir gewünschte Fortsetzung der Denk-„würdigkeiten mit Hofnung einigen Erfolgs „mich wagen darf."

Mögen nun diese vor etlichen Jahren schon angestellten Betrachtungen und vertraulich mitgetheilten Vorsätze, so wie sie damals mich zur Arbeit ermunterten, so auch jezt zu einem günstigen Vorwort für dieselbe mir dienen. — Vor Jedermanns Augen liegt nun da, was ich zu leisten vermogte; und obwohl ich das Ziel nicht erreicht habe, welches mir bey der Arbeit vorschwebte, so darf ich mir doch selbst das Zeugniß geben, mit gewissenhaftem Fleiß und urkundlicher Genauigkeit überall zu Werke gegangen, und stets nur der eignen Ueberzeugung gefolgt zu seyn. Aus der Schrift selbst geht hervor, welcher Reichthum an Hülfsmitteln mir zu Gebote gestanden hat; hier erwähne ich nur noch besonders der an-

sehnlichen fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Briefsammlung, deren Benutzung mir vergönnt war. Wo es irgend schicklich geschehen konnte, habe ich mit den eignen Worten des Verewigten erzählt.

Was die innere Anordnung betrift, so haben die Abschnitte und Ruhepunkte der Erzählung sich, wie ich glaube, sehr glücklich durch die Wechsel in Dohm's Wohnsitzen und Aufenthalts-Orten bestimmt, weil diese meistens auch mit wesentlichen Veränderungen in seinen Beschäftigungen verbunden waren, ja zuweilen seiner gesammten Thätigkeit eine andere Richtung gaben. Auf diese Weise sind 11 Abtheilungen entstanden, die aber freilich von sehr ungleichem Umfang sind, indem einige nur wenige Blätter, andere hingegen mehrere Bogen enthalten. Außer den sehr natürlichen und in die Augen fallenden Ursachen dieser Ungleichheit hat dazu auch noch der Umstand beigetragen, daß zu größerer Ausführlichkeit hin und wieder noch nicht der rechte Zeitpunkt gekommen zu seyn schien. Wegen der hierin vielleicht etwas weit getriebenen Vorsicht, so wie auch wegen Verschweigung mancher Namen noch lebender Personen glaube ich jedoch auf die Billigung aller verständigen Leser um so mehr

rechnen zu können, als hierdurch in den Sachen selbst nirgends Dunkelheit verursacht ist. In der Zukunft ergiebt sich vielleicht Gelegenheit, über Manches ausführlichere Mittheilungen zu machen.

Dohm's Theilnahme an dem Friedens-Congreß zu Rastadt hat mir Veranlassung gegeben, von dem schauderhaften Ereigniß umständlich zu reden, welches das Ende jenes Congresses bezeichnete. Zugleich habe ich versucht, eine historisch-begründete Darstellung jener Begebenheit, was die unmittelbaren Thäter und den eigentlichen Hergang bey der Mordscene betrift, zu geben, und ich darf wol hoffen, daß man diese Bemühung in einer Schrift, die einigen Anspruch auf historischen Werth macht, nicht am unrechten Orte finden werde. Nur ganz kürzlich noch hat ein Freund mich auf eine Erzählung von jenem Ereigniß aufmerksam gemacht, die in einem neuern Buche (Bemerkungen auf einer Reise aus Norddeutschland über Frankfurt nach dem südlichen Frankreich im Jahr 1819. Leipzig 1822. S. 84.) enthalten ist, und dermaaßen von Unrichtigkeiten strozt, daß allgemeinere Verbreitung einer anerkannt richtigen Darstellung sehr wünschens-

werth erscheint. Auch die in dem weit verbreiteten und viel gelesenen Conversations-Lexikon, unter dem Artikel Rastadt, von der Gräuelthat gegebne Nachricht ist durchaus ungenügend, weil sie großen Theils nur verwirrende Meinungen und Parthey-Ansichten mittheilt.

Um meine Schrift möglichst frey von Druckfehlern erscheinen zu lassen, habe ich die lezte Correktur, der weiten Entfernung vom Druckort und der dadurch entstandenen Verzögerung ohnerachtet, selbst besorgt. Allein ich sehe mich dennoch genöthiget, um geneigte Entschuldigung mehrerer solcher Fehler zu bitten, wobey ich jedoch ausdrücklich bemerke, daß die großen Anfangsbuchstaben der Adjektiven, die von Völker- und Eigennamen herkommen, nicht als Druckfehler anzusehen sind. In dieser Hinsicht theile ich nämlich die schon oft geäußerte und noch vor Kurzem (in Wolf's literarischen Analekten Bd. 1. S. 513 u. f.) wieder in Umfrage gestellte wohlbegründete Meinung, daß es in mehrfachem Betracht angemessen seyn dürfte, alle von Völker- und Eigennamen abgeleiteten Adjektive, in sofern sie in der ursprünglichen Bedeutung gebraucht werden, mit großen Anfangs-Buchstaben zu schreiben.

Noch habe ich auch durch ein ziemlich ausführliches Inhalts-Verzeichniß den Gebrauch meiner Schrift, insbesondere das Wiederauffinden des Einzelnen, zu erleichtern gesucht.

Zum Schlusse sage ich allen Denen meinen aufrichtigen Dank, welche durch Mittheilungen und freundschaftliche Bemerkungen meine Arbeit gefördert, insbesondere auch meine Schüchternheit bekämpft haben. Ist mein ernstliches Bestreben, unsre Litteratur mit einer wahrhaften Lebensbeschreibung zu bereichern, nicht ganz mislungen, so bekenne ich gern, daß von ihnen dazu wesentlich mitgewirkt ist.

Pustleben bey Nordhausen im März 1824.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Erste Jugendzeit bis zum Abgang auf die Universität; von 1751 bis zum Herbst 1769 . . . . S. 1-11.

Verlust der Eltern und Aufenthalt in Detmold S. 3. Oefterer Wechsel der Wohnung und Umgebungen S. 5. Ausgezeichnete Anlagen S. 7. Mittheilungen aus dem Tagebuche S. 10.

II. Universitäts-Jahre und Ereignisse bis zur Anstellung in Kassel; von 1769 bis 1776 . . . . S. 12-43.

Bekanntschaft mit Gleim auf der Reise nach Leipzig S. 12. Dem Studium der Theologie wird entsagt S. 14. Aufenthalt bey Basedow S. 16. Rückkehr nach Leipzig S. 22. Pagenhofmeister-Leben am Prinz Ferdinandschen Hofe S. 28. Aufenthalt in Berlin und litterarische Beschäftigungen S. 32. Neues Universitätsleben zu Göttigen S. 36. Anstellung zu Kassel S. 42.

III. Aufenthalt in Kassel vom Herbst 1776 bis zum Herbst 1779 . . . . S. 44-65.

Reise in die obern Rheingegenden S. 48. Aussicht zu einer Anstellung in Berlin, und Vorstellung bey Friedrich dem Großen S. 51. Société des Antiquités zu Kassel S. 57. Aufforderung in Oesterreichische Dienste zu treten S. 59. Angebotene Anstellung zu Erfurt und Berufung in den Preußischen Dienst S. 62.

IV. Aufenthalt in Berlin vom Ende des Jahrs 1779 bis zur Mitte von 1786 S. 66-133.

Dohm's amtliche Geschäfte und Verhältnisse S. 67. Seine Verheirathung, und Theilnahme an der Coadjutor-Wahl zu Münster S. 71. Bekanntschaft und Verhältnisse mit Johannes Müller S. 77. Litterarische Beschäftigungen zu Berlin S. 82. Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden S. 84. Schicksal der französischen Uebersetzung derselben S. 89. Censur

Noch habe ich auch durch ein ziemlich ausführliches Inhalts-Verzeichniß den Gebrauch meiner Schrift, insbesondere das Wiederauffinden des Einzelnen, zu erleichtern gesucht.

Zum Schlusse sage ich allen Denen meinen aufrichtigen Dank, welche durch Mittheilungen und freundschaftliche Bemerkungen meine Arbeit gefördert, insbesondere auch meine Schüchternheit bekämpft haben. Ist mein ernstliches Bestreben, unsre Litteratur mit einer wahrhaften Lebensbeschreibung zu bereichern, nicht ganz mislungen, so bekenne ich gern, daß von ihnen dazu wesentlich mitgewirkt ist.

Pustleben bey Nordhausen im März 1824.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Erste Jugendzeit bis zum Abgang auf die Universität; von 1751 bis zum Herbst 1769 . . . . S. 1-11.

Verlust der Eltern und Aufenthalt in Detmold S. 3. Oefterer Wechsel der Wohnung und Umgebungen S. 5. Ausgezeichnete Anlagen S. 7. Mittheilungen aus dem Tagebuche S. 10.

II. Universitäts-Jahre und Ereignisse bis zur Anstellung in Kassel; von 1769 bis 1776 . . . . S. 12-43.

Bekanntschaft mit Gleim auf der Reise nach Leipzig S. 12. Dem Studium der Theologie wird entsagt S. 14. Aufenthalt bey Basedow S. 16. Rückkehr nach Leipzig S. 22. Pagenhofmeister-Leben am Prinz Ferdinandschen Hofe S. 28. Aufenthalt in Berlin und litterarische Beschäftigungen S. 32. Neues Universitätsleben zu Göttigen S. 36. Anstellung zu Kassel S. 42.

III. Aufenthalt in Kassel vom Herbst 1776 bis zum Herbst 1779 . . . . S. 44-65.

Reise in die obern Rheingegenden S. 48. Aussicht zu einer Anstellung in Berlin, und Vorstellung bey Friedrich dem Großen S. 51. Société des Antiquités zu Kassel S. 57. Aufforderung in Oesterreichische Dienste zu treten S. 59. Angebotene Anstellung zu Erfurt und Berufung in den Preußischen Dienst S. 62.

IV. Aufenthalt in Berlin vom Ende des Jahrs 1779 bis zur Mitte von 1786 S. 66-133.

Dohm's amtliche Geschäfte und Verhältnisse S. 67. Seine Verheirathung, und Theilnahme an der Coadjutor-Wahl zu Münster S. 71. Bekanntschaft und Verhältnisse mit Johannes Müller S. 77. Litterarische Beschäftigungen zu Berlin S. 82. Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden S. 84. Schicksal der französischen Uebersetzung derselben S. 89. Censur

der Schriften des Kriegsrath Cranz S. 90. Misverhältniß mit dem Minister v. Hertzberg S. 94. Angebotene Professur zu Freyburg in Breisgau S. 96. Dr. Oelrichs, Hausfreund des Minist. v. Hertzberg S. 99. Ernennung zum Geh. Kr. Rath und Anstellung in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten S. 100. Theilnahme an der Fürstenbunds-Angelegenheit S. 104. Glückliche Bemühung für den Freund Diez und kurze Nachricht über diesen S. 107. Gesellige und freundschaftliche Verbindungen zu Berlin S. 119. Die Mittwochs-Gesellschaft, oder Gesellschaft von Freunden der Aufklärung S. 122. Statistisch-politische Vorlesung S. 127. Angebotene Professur zu Marburg S. 129. Ernennung zum Gesandten am Churcölnischen Hofe ꝛc. S. 130.

V. Aufenthalt zu Cöln, insbesondere zu Aachen, von der Mitte des Jahrs 1786 bis zur Mitte des Jahrs 1792 S. 134-235.

Cöln und Berlin im Gegensatz S. 137. Dreifaches amtliches Verhältniß S. 139. Friedrichs II Tod S. 141. Dohm's Erhebung in den Adelstand S. 143. Kreis-Direktorial-Tag und dessen Beschlüsse S. 144. Hessische Besitznahme der Grafschaft Schaumburg S. 146. Veranlassung des Reichskammergerichtlichen Auftrags wegen Aachen S. 150. Aufenthalt zu Aachen und Beschäftigungen daselbst S. 153. Reise nach Givet S. 161. Theilnahme an der Nunciatur-Streitigkeit S. 163. Coadjutorie-Angelegenheit zu Lüttich S. 170. Veranlassung der Lütticher Revolution S. 172. Reichskammergerichtl. Auftrag in der Lütticher Angelegenheit; Bemühungen und Verdruß bey dessen Ausrichtung S. 177. Reise nach Berlin S. 208. Erholungsreise in die Schweiz S. 212. Rückkehr nach Aachen S. 228. Familien-Ereignisse und Privatverhältnisse zu Aachen S. 229. Zurückverlegung des Wohnsitzes nach Cöln S. 235.

VI. Abermaliger Aufenthalt zu Cöln und zweimalige Flucht von dort. Von der Mitte des Jahrs 1792 bis zum Frühjahr 1795 . . . . S. 236-276.

Aeußerungen des Churfürsten von Cöln über die Französische Revolution S. 237. Erneuerte Beschäftigung mit der Aachenschen Commissions-Angelegenheit S. 238. Anschein zu einer wichtigen Thätigkeit S. 241. Besorgnisse wegen der Sicherheit zu Cöln S. 247. Bekannt-

schaft mit dem neuen Kabinets-Minister, Gr. v. Haugwitz S. 248. Unangenehmer Vorfall mit einem Betrüger S. 251. Flucht nach Münster und dortiger Aufenthalt S. 254. Fürstenberg und die Fürstin Gallitzin S. 257. Rückkehr nach Cöln und Eröfnung des Kreistages S. 260. Unzufriedenheit Dohm's mit seiner Lage S. 263. Neue Flucht-Gedanken und Veranlassung dazu S. 265. Diplomatische Reise nach Brüssel S. 267. Flucht von Cöln S. 271. Aufenthalt in der Stadt Hagen, und weitere Fluchtwanderung über Lemgo nach Halberstadt S. 273.

VII. Aufenthalt in Halberstadt und Rastadt, vom Frühjahr 1795 bis zum Herbst 1800 . . . . S. 277-371.

Geschäftreise ins Preußische Hauptquartier zu Osnabrück über Braunschweig S. 278. Rückkehr nach Halberstadt S. 283. Diplomatische Sendung nach Hannover S. 284. Gesellige Verbindungen und Ereignisse zu Halberstadt S. 291. Zusammenkunft mit dem Kabinetsminister Gr. v. Haugwitz zu Magdeburg S. 297. Das bewaffnete Neutralitäts-System und dadurch veranlaßte Geschäfte S. 300. Badekur zu Nenndorf; Ereignisse daselbst und zu Pyrmont S. 317. Ernennung zum dritten Preuß. Gesandten beim Friedenscongreß zu Rastadt S. 319. Ankunft zu Rastadt und dortiger Zustand der Dinge S. 321. Geschäftkreis der Preuß. Gesandtschaft, und insbesondere Dohm's S. 325. Geselliger Verkehr zu Rastadt S. 329. Vergebliches Gesuch um Abberufung von Rastadt S. 332. Hauptziel der ferneren Bemühungen Dohm's S. 333. Ausführliche Nachricht über den Gesandten-Mord bey Rastadt S. 335. Rückreise nach Halberstadt S. 355. Einstweilige Uebertragung der Verpflegungs- und Neutralitäts-Geschäfte an den Gesandten v. Schulz zu Hamburg S. 365. Unterredungen mit dem Herzoge von Braunschweig S. 367. Theilnahme an einer gemeinnützigen Angelegenheit S. 369. Veränderung des Wohnsitzes S. 371.

VIII. Aufenthalt zu Hornburg und zu Goslar, vom Herbst 1800 bis zum Frühjahr 1804 . . . . S. 372-410.

Denkschrift das nördliche Deutschland betreffend S. 273. Beendigung des Neutralität- und Verpflegung-Geschäfts S. 375. Geschäftreise nach Hannover und Bremen S. 378.

Auftrag die Wahl eines neuen Churfürsten von Cöln und Bischofs von Münster zu hindern S. 387. Bemühungen für Herstellung der gefährdeten öffentlichen Sicherheit im Westphälischen Kreise S. 391. Aufforderung in Nassau-Oranische Dienste zu treten S. 395. Auftrag zur Organisation der ehemaligen Reichsstadt Goslar und dessen Ausführung S. 397. Aussicht zu einer Veränderung in Dohm's Dienstverhältnissen S. 407. Ernennung zum Kammer-Präsident zu Heiligenstadt S. 409.

IX. Aufenthalt zu Heiligenstadt, von der Mitte des Jahrs 1804 bis Ende 1807 . . . . S. 411-453.

Verschiedenheit der neuen Dienstverhältnisse von den frühern und allerley Widerwärtigkeiten S. 412. Dohm's Meinung über das Formenwesen S. 414. Urtheil von Johannes Müller über Dohm's Lage zu Heiligenstadt S. 416. Gegenstände denen Dohm vorzügliche Aufmerksamkeit widmet S. 418. Beunruhigung und Besorgnisse wegen Preußens politischer Lage S. 419. Ansicht vom Rheinbunde S. 424. Preußische Kriegsrüstungen und Ereignisse bis zur Französischen Besitznahme der Provinz Eichsfeld-Erfurt S. 426. Dohm wird nach Erfurt berufen; Ereignisse daselbst S. 433. Reise ins Französische Hauptquartier, nach Berlin und Warschau S. 440. Lebhafter Wunsch sich ins Privatleben zurückzuziehen S. 444. Reise nach Paris und dortige Verhältnisse S. 447. Eintheilung des Königreichs Westphalen und Dohm's mittelbare Theilnahme S. 452.

X. Aufenthalt zu Kassel und Dresden, vom Ende des Jahrs 1807 bis Ende 1810 . . . . S. 454-484.

Gehegte Erwartungen und allgemeine Ansichten S. 455. Ernennung zum Westphälischen Staatsrath S. 457. Johann v. Müllers Ankunft und baldiges Abschieds-Gesuch S. 458. Sonderbare Ereignisse S. 461. Dohm wird zum Gesandten an den Königl. Sächsischen Hof bestimmt S. 465. Abgang nach Dresden und dortige Verhältnisse S. 470. Flucht von Dresden im J. 1809. S. 479. Reise nach Kassel, und dortiger Zustand der Dinge S. 481. Rückkehr nach Dresden, und Veranlassung zum Zurückziehen aus dem öffentlichen Leben S. 482.

XI. Aufenthalt zu Pustleben vom Ende des Jahrs 1810 bis zum Tode. (1820 d. 29 May) . . . . S. 485-550.

Erste Ereignisse und Beschäftigung in der Zurückgezogenheit S. 486. Gänzliche Entlassung aus dem öffentlichen Dienst S. 488. Wie Dohm ferner Theil nimmt an den öffentlichen Angelegenheiten S. 490. Lebhafter Wunsch zu der neuen Gestaltung der Dinge mitzuwirken S. 496. Dohm's Ansicht und Ueberzeugung von einigen wichtigen politischen Ereignissen und Erwartungen S. 498. Hauptbeschäftigung Dohm's mit der Schrift: Denkwürdigkeiten meiner Zeit ꝛc. S. 500. Seine Art und Weise zu arbeiten S. 509. Hofnung zu einer Uebersetzung der Denkwürdigkeiten ins Französische S. 511. Wechsel und Veränderungen in der gewöhnlichen Lebensweise S. 515. Reise ins südliche Deutschland und in die Rheingegenden S. 517. Besondere Ereignisse nach der Reise S. 540. Familien-Leben und dessen Erheiterungen S. 543. Einige charakteristische Züge S. 545. Lezte Lebenstage und Tod S. 548.

Beilagen.

I. Bestallung für Dohm als Kriegsrath und Geheimer Archivar . . . . S. 553.

II. Dohm's Erklärung über die Befugniß eines Censors . . . . S. 555.

III. Vorrede zu dem Entwurf einer verbesserten Constitution der Kaiserl. freyen Reichsstadt Aachen . . . . S. 557.

IV. 1. Lettre de Mr. de Dohm aux Etats de Liège
2. Lettre de Mr. de Dohm à Mr. le Maréchal Baron de Bender . . . . S. 567.

V. Ueber Volkskalender und Volksschriften überhaupt . . . . S. 572.

VI. Schreiben an den Münsterschen Direktorial-Gesandten von Druffel d. d. Halberstadt den 19ten April 1796 . . . . S. 590.

VII. Lateinische Poesien des Chur-Cölnischen Geh. Raths Pape . . . . S. 593.

VIII. Idee zu einem Denkmal des Congresses zu Rastadt . . . . S. 595.

IX. Gemeinschaftlicher Bericht der Gesandtschaften Deutscher Höfe, über den an der Französischen Gesandtschaft in der Nähe von Rastadt, verübten Meuchelmord . . . . S. 597.

X. Summarisches Protokoll über die vorläufige Aussage der Kutscher, welche die Französischen Minister gefahren. Actum Rastadt d. 29sten April vor dem Markgräflich Badischen Hofrath und Geh. Sekretair Posselt . . . . S. 623.

XI. Handschreiben Königs Friedrich Wilhelm III an Dohm . . . . S. 626.

XII. Denkschrift über die politischen Verhältnisse in Deutschland (im Jahr 1800) . . . . S. 627.

XIII. Schreiben wegen der Rechnungs-Ablegung in der Neutralitäts- und Verpflegungs-Angelegenheit des nördlichen Deutschlands . . . . . S. 641.

XIV. Bericht (vom 21sten April 1800) über die Schwierigkeiten, welche, im Fall der Churcöllnisch-Münsterschen Erledigung, den Preußischen Absichten entgegenstehen, und über die Mittel ihnen zu begegnen . . . . S. 643.

XV. Ueber Goslar, seine Bergwerke, Forsten und schutzherrlichen Verhältnisse; eine historische Darstellung von Christ. Wilh. von Dohm, gewesenen Organisations-Commissarius der Stadt Goslar . . . . S. 654.

Anzeige einiger Druckfehler.

S. 29. lezte Zeile st. kommen l. kommen.
S. 31. Z. 4 v. u. muß das Comma hinter „veralteten“ wegfallen.
S. 50. Z. 6 v. u. st. Krap-Ppflanzung l. Krapp-Pflanzung.
S. 55. Z. 3 v. o. st. französischer l. Französischer.
S. 82. Z. 6 v. o. st. Preußisches l. preußisches.
S. 90. Z. 2 v. o. st. selene l seltne.
S. 96. Z. 16 v. u. st. was l. welches.
S. 117. Z. 8 v. o. st. Ewert l. Ewart (auszusprechen Juhärt).
S. 120. Z. 4 v. o. st. bekämpfenden l. bekämpfende.
S. 127. Z. 7 v. o. st. großen l. große.
S. 170. Z. 15 v. o. st. Wildbrück l. Veldbrück.
S. 176. Note 2 v. u. st. Begehenheit l. Begebenheit.
S. 217. Z. 8 v. u. st. gemäßigten l. gemäßigtem.
S. 219. Z. 15 v. u. st. Bathasar's l. Balthasar's.
S. 243. Z. 7 und 6 v. u. st. zweielte l. zweifelte.
S. 346. Note Z. 8 v. u. st. zu Rastadt l. in Rastadt.
S. 399. Z. 9 v. u. st. wrid l. wird.
S. 517. Z. 6 v. o. st. fast eine l. eine fast.
S. 589. Z. 1 v. o. st. Partheygeistes will l. Partheyg. besänftigen will.
S. 591. Z. 17 v. o. st. könnten l. könnte.
S. 599. Z. 18 v. o. st. von derselben l. von denselben.
S. 602. Z. 14 v. o. st. ihn l. ihm.
S. — Z. 10 v. u. st. von Freyherrn l. von dem Freyh.
S. 604. Z. 17 v. o. st. Nacht l. Nachricht.
S. — Z. 24 v. o. st. gedrohet l. bedrohet.

Der Großvater starb als Rektor der Schule zu Rinteln, und verwaltete an der dortigen Universität zugleich die Professur der Metaphysik, der Logik und Dichtkunst. Beide haben sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht; der Vater durch einige zu seiner Zeit lesenswerthe Beiträge zu den von Eskuche herausgegebenen Erläuterungen der heiligen Schrift aus morgenländischen Reisebeschreibungen, zu Rathlef's Theologen und durch ähnliche Abhandlungen theologischen und moralischen Inhalts; — der Großvater ist Verfasser mehrerer akademischer Gelegenheitsschriften, und nur sein schleuniger Tod verhinderte das Erscheinen eines größern, meistens schon ausgearbeiteten, Werks: de Cartesianismo ante Cartesium. Die Wirksamkeit beider Männer ist an ihren Aufenthaltsorten noch in gutem Andenken. — Die Mutter unsers Dohm war Anna Elisabeth, geborne Topp, Tochter des Lippischen Regierungsraths Christian Conrad Topp, aus einer in Lemgo einheimischen, seit Kurzem im Mannsstamme ausgestorbenen Familie, die eine lange Reihe von Jahren hindurch öffentliche Aemter verwaltete und wegen Tüchtigkeit und bürgerlicher Wohlhabenheit in allgemeiner Achtung stand.

Die elterliche Zärtlichkeit für das lang ersehnte Kind wurde zwar durch die einige Jahre später erfolgte Geburt einer Tochter getheilt, sie blieb aber für den Sohn dennoch so groß, daß sie Manchen in Verzärtelung überzugehen schien. Beide Kinder wurden ängstlich im Hause gehalten und kamen mit andern wenig in Berührung. Den ersten Unterricht ertheilte der Vater dem Knaben selbst, so wie er ihm auch sonst in steter Beschäftigung,

und in treuer Erfüllung aller ihm obliegenden Pflichten ein musterhaftes Vorbild war. Der Sohn vergalt den Eltern ihre zärtliche Liebe durch Folgsamkeit und liebevolle Anhänglichkeit. Aus dieser frühesten Lebenszeit erinnerte sich Dohm noch im höhern Alter sehr lebhaft des großen Eindrucks, den die Nachricht von dem fürchterlichen Erdbeben zu Lissabon, am ersten November 1755, auf ihn gemacht hatte, als sie vom Vater aus den Zeitungen vorgelesen worden. Sehr gut war auch seinem Gedächtniß noch gegenwärtig, wie er die nach der Schlacht von Minden durch Lemgo fliehenden Franzosen durch das Fenster gesehen; denn nach kaum überstandenen Masern war ihm nicht erlaubt worden, das Fenster zu öfnen, oder gar auf die Straße zu gehen.

Der elterlichen Leitung und liebevollen Pflege sollte unser Dohm aber nicht lange genießen. Im Jahr 1758 verlor er seine Mutter, und der Vater ward durch diesen Verlust so tief erschüttert, daß er selbst zu kränkeln anfing und beide Kinder, unstreitig aus zärtlicher Vorsorge, in das Haus des mütterlichen Großvaters, des vorhin schon erwähnten Regierungsraths Topp brachte, der zu Detmold, der Residenz des Regenten, wohnte. Hier gefiel sich der noch nicht siebenjährige Knabe in der neuen Lage sehr, wozu die in Detmold ihm gewordene größere Freiheit und die mancherley neuen Gegenstände, die seinem lebhaften Sinne Beschäftigung gaben, viel beitragen mochten. Ein erwachsener Schüler des Gymnasiums zu Detmold, der den Namen Geist hatte, diesen aber nie bedeutend gemacht hat, ertheilte den Kindern täglich einigen Unterricht, und der Großvater selbst widmete dem geliebten

Enkel auch, so oft es ihm möglich war, einige Abendstunden, in denen er vorzüglich Geographie mit ihm trieb und dabey Landcharten zur Hand nahm. Häufig blieb jedoch Dohm sich selbst überlassen, da die Großmutter schon vor längerer Zeit gestorben, der Großvater aber den Tag über meistens mit Amtsarbeiten beschäftiget, auch öfters aus dem Hause abwesend war. Der lebhafte Knabe suchte dann in allerley Beschäftigungen Unterhaltung; auch die Bücher und Papiere des Großvaters wurden zum Zeitvertreib durchmustert Als der leztere einst abwesend war, schrieb ihm der Enkel einen Brief, dem er zur Ueberschrift das Wort „Decretum" gab. Er hatte nämlich bemerkt, daß der Großvater dieses Wort den schriftlichen Erwiederungen auf die ihm zur Bearbeitung zukommenden Berichte und Vorstellungen, welche der Knabe für gewöhnliche Briefe hielt, vorzusetzen pflegte, und glaubte daher seinen Brief an ihn auch so überschreiben zu müssen. Der gute Alte lachte herzlich über die von dem Enkel mit seinen Papieren gemachte Bekanntschaft und deren Anwendung, und suchte ihn freundlich über seinen Irrthum zu verständigen.

Der Aufenthalt zu Detmold dauerte nur bis zum Frühjahr 1759. Denn als im Februar dieses Jahrs auch Dohm's Vater gestorben war, wurden bald nachher beide Kinder von den Vormündern aus dem großväterlichen Hause zurückgenommen und von einander getrennt. Unser Dohm ward dem damaligen Subconrektor am Gymnasium zu Lemgo, Namens Brockhausen, der später die Predigerstelle seines Vaters erhielt und auch sein Vormund wurde, zur weitern Erziehung übergeben. Jedoch auch diesem wurde er, aus unbekannten Gründen, bald wieder

entnommen und zu einem Pastor Koch ins Haus gebracht, obgleich inzwischen der Großvater, nachdem er, hohen Alters wegen, seine Stelle niedergelegt hatte, ebenfalls nach Lemgo gekommen war, wo er vormals das Richteramt verwaltete, um hier in einem eignen, bequemen Hause seine Tage zu beschließen. Der gute Alte ward hier von dem wißbegierigen, vielversprechenden Enkel oft besucht, und beschäftigte sich viel mit ihm, wie dieser noch spät sich dankbar erinnerte; allein auch er starb schon im zweiten Jahr seines Aufenthalts zu Lemgo. Dohm war noch nicht zwölf Jahre alt, als er bereits zum vierten Mal Wohnung und Umgebungen verändern mußte, gleichsam vorbedeutend, wenigstens vorübend zu den im fernern wechselvollen Leben so oft erfahrnen ähnlichen Veränderungen. Wegen eines langwierigen, wahrscheinlich durch Ansteckung ihm verursachten, Uebels ward er nämlich im Jahr 1763 der Pflege einer Tante, einer Wittwe Klänern, übergeben, bey der er jedoch in anderm Betracht sich völlig selbst überlassen war, indem die gute Frau um seine Erziehung sich nicht bekümmern konnte, und auch eine unmittelbare Aufsicht von Seiten der Vormünder nicht statt fand. Unstreitig war dieser Zustand dem Knaben in mancher Hinsicht nachtheilig, obgleich bey seiner Lebhaftigkeit der öftere Wechsel auch gewiß Reize, und nur wenig von dem Unangenehmen für ihn haben mogte, das ein in sich abgeschlossenes Gemüth mit geringerer Empfänglichkeit für äußere Eindrücke dabey empfunden haben würde; wie denn überhaupt für Gewandtheit und Fügsamkeit im Leben, ohne welche vielseitige Wirksamkeit kaum möglich ist, anregende Veränderungen sehr förderlich seyn können, wenn nicht Gewohnheitsliebe und eine damit meistens verbundene träge

Behaglichkeit schon vorherrschend sind, und der guten Wirkung Eintrag thun. Als Dohm von jenem Uebel wieder befreit war, wechselte er in fünf Jahren noch zweimal Wohnung und Pflege, indem er von der Tante zu dem Kantor Crusius, und von diesem zu dem Conrektor Schnitger zog, welche beide Männer an dem Gymnasium zu Lemgo Lehrstellen bekleideten.

Diese von Dohm seit der Rückkehr von Detmold besuchte Unterrichtsanstalt stand damals in sehr gutem Ruf, den ihr vorzüglich ein um Lemgo vielfach verdienter Mann, der im Jahr 1800 gestorbene Bürgermeister und Fürstlich Lippische Rath Helwing (2), erworben hatte. Zu Dohm's Schulzeit und noch lange nachher stand gleichfalls ein tüchtiger Schulmann, der Rektor Mensching (3), derselben

(2) Helwing hatte das Rektorat schon im Jahr 1757 niedergelegt, um seine Zeit und seine Kräfte ganz der durch seine Gattin an ihn gekommenen Meyerschen Buchhandlung und Buchdruckerey zu widmen, welche beiden Institute die ältesten der Art in Westphalen sind, und lange Zeit hindurch auch die einzigen waren. Auch wurde er bald nachher von seinen Mitbürgern, aus besonderm Vertrauen, zum Bürgermeister erwählt. Eine gedrängte Uebersicht von Helwing's verdienstvollem Leben befindet sich in Schlichtegroll's Nekrolog von 1800. Bd. 2. S. 308 u. f.; keinen unsrer Leser wird es gereuen, sie bey diesem Anlaß zu lesen.

(3) Diesen würdigen Mann hat der Verfasser im Jahr 1801 noch persönlich kennen gelernt und lieb gewonnen. Voll Freude über seinen berühmten Zögling

vor, dessen vortreflichen Unterrichts er sich stets mit Dankbarkeit erinnerte. Dohm erregte durch unermüdlichen Fleiß, durch schnelle Fassungskraft und sein außerordentliches Gedächtniß bald die Aufmerksamkeit aller seiner Lehrer, und gehörte in Kurzem zu den ausgezeichnetsten Zöglingen. Das damals übliche nur langsam fortschreitende Erklären, oder sogenannte Exponiren der klassischen Schriftsteller war ihm langweilig; er las den in der Schule angefangenen Autor meistens für sich schnell durch, und fing überhaupt bald an, neben den gewöhnlichen Schularbeiten, die seine Wißbegierde mehr anregten als befriedigten, viel zu lesen. Schon im Hause des Großvaters hatte ihn das Lesen der Zeitungen, und der zu jener Zeit beliebten Gespräche merkwürdiger Männer im Reiche der Todten sehr angezogen. Die natürliche Lebhaftigkeit und das damit verbundene Streben nach Außen erhielten dadurch Nahrung, und es ist kaum zu bezweifeln, daß schon damals, ihm selbst unbewußt, eine gewisse Vorliebe für Geschichte und Politik in ihm aufzukeimen anfing. Nach Plan, zu bestimmten Zwecken wurde freilich nicht gelesen, sondern wie der Zufall es fügte. Auch die nachgelassenen Bücher des Vaters wurden durchsucht, und was irgend verständlich oder anziehend schien, zum Lesen ausgewählt. So groß war die Liebe zu Büchern bey dem lernbegierigen, angehenden Jünglinge, daß er von seinem erübrigten Taschengelde in der Buchhandlung seines nachherigen Schwiegervaters sich manche

zeigte er gern, neben den eigenen Schriften desselben, auch das Buch, welches Dohm beim Abgange zur Universität der kleinen Bibliothek des Gymnasiums geschenkt hatte. Mensching ist 1807 gestorben.

andere als die gewöhnlichen Schulbücher kaufte, und dadurch schon früh die Aufmerksamkeit dieses treflichen Mannes auf sich zog, der fortwährend der von ihm gehobenen Schule und deren Zöglingen seine vorsorgliche Theilnahme widmete, und für jeden zu höherer Bildung aufstrebenden Jüngling eine natürliche Vorliebe hatte. Selbst die Freistunden, in denen die Mitschüler durch Spiele sich vergnügten, wandte Dohm meistens zum Lesen an. Man hat ihn öfters, in einiger Entfernung von den beim Ballspiel oder andern jugendlichen Belustigungen fröhlichen Genossen, unter einem Baum sitzend oder im Grase gelagert angetroffen mit einem Buch in der Hand, deren er gewöhnlich mehrere bey sich trug. Zum Beweise seiner Herzensgüte in jener Zeit ist uns von einem noch lebenden Schulfreunde Dohm's erzählt worden, daß er einen unvermögenden Mitschüler, den vor einigen Jahren zu Frankfurt an der Oder verstorbenen Professor Detmers, mit Büchern unterstüzt, auch demselben später noch, auf der Universität zu Leipzig, auf alle Weise fortgeholfen habe. Unter den ältern Mitschülern waren für ihn zur Nacheiferung aufregende Muster vorzüglich zwey Gebrüder Barkhausen und Benzler, deren Namen auch in der litterarischen Welt bekannt sind (4). Der leztere hatte beson-

(4) Von diesen Gebrüdern Barkhausen hat der ältere, Victor, sich als einen denkenden Kopf gezeigt, durch eine kleine Schrift: „Bemerkungen über die Todesstrafen," herausgegeben und mit einer Vorrede versehen im Jahr 1805 von dessen ältestem Bruder Heinrich Ludwig Wilibald Barkhausen, gewesenen Stadtpräsidenten zu Halle, der in Meusel's gelehrtem Deutschland irrig auch als Verfasser der

ders großen Einfluß auf Dohm. Ein Fehler am Gehör hatte ihn genöthigt, nach einem halbjährigen Aufenthalt auf der Universität, weil er die Vorlesungen des zunehmenden Uebels wegen nicht benutzen konnte, in seine Vaterstadt Lemgo zurückzukehren, und grade seit dieser Zeit war seine nähere Verbindung mit Dohm für diesen vorzüglich anregend. Benzler fing schon damals seine schätzbare Uebersetzung des Dionys von Halikarnaß an. Aber was ihn in den Augen des jüngern Freundes vorzüglich hoch stellte, war die ihm zu Theil gewordne Ehre der nähern Bekanntschaft mit Gleim, und daß dieser, dem er durch den Dichter Jacobi als ein kenntnißreicher, aufstrebender und den Musen befreundeter Jüngling empfohlen worden, sogar in brieflichen Verkehr mit ihm getreten war. Wer auf den Gang der eignen Ausbildung geachtet hat,

Schrift angegeben ist. Der jüngste zu Dohm's Schul- und Universitätsfreunden gehörende Bruder, Gottlieb Barkhausen, hat eine schätzbare Flora Lippiaca geschrieben, und ist bereits im Jahr 1783 als Fürstl. Lippischer Hofmedicus und Landphysikus gestorben.

Benzler, Johann Lorenz, war ein Mann von feinem Geschmack und ein guter Sprachkenner, der sehr viele Uebersetzungen geliefert hat, besonders aus dem Englischen, mit ungemeiner Treue und ausgezeichnet richtigem Takt, die aber zum größten Theil ohne seinen Namen erschienen sind. Er hat eine Reihe von Jahren hindurch der ansehnlichen Gräflich Stolbergischen Bibliothek zu Wernigerode vorgestanden, sehr geachtet von der edlen Gräflichen Familie, so wie von Jedem, der seinen großen innern Werth unter der unscheinbaren Hülle zu würdigen vermogte. Er ist am 5ten April 1817 zu Wernigerode gestorben.

weiß, wie überaus wichtig in der Zeit des ersten, eifrigen Aufstrebens anregende Muster und leitende Vorbilder sind; denn der sehnsuchtsvolle Blick auf die höher Stehenden befeuert den Muth, aus überwundenen Schwierigkeiten keimt ein edles Selbstvertrauen hervor, und bald, oft überraschend schnell, hat der Strebende, wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, einen Punkt gewonnen, von welchem ein gänzlicher Rückschritt zu der erbärmlichen Gewöhnlichkeit fast unmöglich ist, wenigstens zu den seltenen Erscheinungen gehört. Von Dohm hat sich aus jener Zeit ein Tagebuch-Blatt erhalten, welches Zeugniß giebt von dem großen Ernst, mit welchem der siebzehnjährige Jüngling an seiner moralischen Veredlung arbeitete. „Ich habe diesen Tag — so schrieb er am 31sten May 1769 — noch „lange nicht die Reinigkeit der Gedanken gehabt, die wir „billig haben sollten. Insonderheit muß ich den Fehler „an mir zu bessern suchen, daß ich zu leicht mich von den „Reden anderer Leute hinreißen lasse, und dadurch aus „meiner Fassung gebracht werde. Ich will mich bemühen, „alle Reden mit einem moralischen Urtheil anzuhören und „dadurch allzeit meine Gedanken gut zu erhalten" —. Dieser Ernst für moralische Veredlung wurde vorzüglich durch die engere Verbindung mit Benzler genährt, den früh ein durchs ganze Leben bewährter moralischer und religiöser Sinn auszeichnete. Dohm war dabey übrigens zugleich von festem Willen in allem, was er für recht hielt, und gab hiervon einen sprechenden Beweis, indem er seinen Vormund, einen Kaufmann Wolf, der ihn hindern wollte, — ob aus Unkunde seiner Rechte, oder aus unerlaubten Absichten, ist unbekannt — die Universität zu beziehen, bey dem Magistrat zu Lemgo verklagte,

und hier seinen selbst gefaßten Entschluß so gut zu vertheidigen wußte, daß jener Mann mit seinem Widerspruch abgewiesen wurde. So ging Dohm im Herbst 1769, noch nicht völlig achtzehn Jahre alt, auf die Universität Leipzig, reich an mancherley schönen Kenntnissen; doch muß bezweifelt werden, daß auf das Studium der alten Sprachen, und überhaupt auf gründliche Sprachkenntnisse, der zur Erlangung von einiger Vollkommenheit darin erforderliche anhaltende Fleiß während der Schulzeit verwendet worden.

II.

Universitäts-Jahre und Ereignisse bis zur Anstellung in Kassel; von 1769 bis 1776.

Der Weg nach Leipzig führte Dohm über Halberstadt, wohin Benzler ein Empfehlungsschreiben an Gleim mitgegeben hatte. Dies wurde von dem Reisenden in Person überbracht, und hatte einen sehr freundlichen Empfang zur Folge, der sich mit Freundschafts-Versicherungen und mit mancherley Beweisen von Theilnahme endigte; denn Dohm's Lebendigkeit, mit einem für alles Gute, Große und Schöne empfänglichen Gemüth, mußte auf den feurig lebhaften, jedes aufblühende Talent sich gern verbindenden Gleim einen guten Eindruck machen. Der schon auf dem Gipfel seines Ruhms stehende Mann gab dem lieb gewonnenen Jüngling ein Schreiben an Gellert mit, wünschte auch daß er ihm öfters schreiben möge, und zeichnete ihn überhaupt so aus, daß Dohm mit einem gewiß sehr vermehrten Selbstvertrauen, und voll lieblicher Hoffnungen in Leipzig ankam. Gellert zog ihn durch sein sanftes, frommes Wesen, und durch die väterliche Milde und Freundlichkeit sehr an, die so viele der bessern Jünglinge ihm innig verband; Dohm faßte ein großes Vertrauen zu dem guten Manne. Bey seinem Vorhaben, sich der Theologie zu widmen, war ihm Gellert in Auswahl der zu

hörenden Vorlesungen und in Bestimmung der Lehrer, denen er sich anvertrauen könne, behülflich, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er, wenn nach und nach eine nähere Bekanntschaft und innigere Verbindung sich gebildet hätte, einen bedeutenden Einfluß auf Dohm erlangt haben würde. Allein Gellert war damals wegen großer Kränklichkeit schon weniger zugänglich als vordem, und starb bereits gegen Ende des Jahrs 1769.

Dohm hatte außer der Moral bey Gellert vorzüglich theologische und philologische Vorlesungen bey Ernesti gewählt, und besuchte diese fleißig. Dabey fuhr er aber fort, Vieles und Mancherley zu lesen, insbesondere auch Schriften für und wider die Religion, wozu die theologischen Vorlesungen ihm Anlaß gaben. Die Vertheidigungen der Religion gegen ihre Anfechter zeigten ihm Lücken, die er wol zu bemerken, aber selbst auszufüllen noch nicht im Stande war, und da in den aus dem Englischen übersezten, oder auch im Original gelesenen Religionsschriften die Behauptungen der Gegner meistens in gedrängter Kürze angegeben worden, so prägten sich, bey leichter Auffassung und etwas flüchtigem Lesen, grade diese am meisten ein, der Absicht entgegen, in welcher die Lektüre unternommen worden. Es entstanden daher Zweifel, die durch manche exegetische Erklärungen Ernesti's, und durch vorkommende, selbstbeliebig auch wol noch mehr ausgedehnte, Seitenblicke auf starr orthodoxe Lehren und Lehrer genährt wurden. Auch der Umgang mit einem jungen Mathematiker, Schmidt (1), trug zur Vermehrung dieser

(1) Schmidt war zu jener Zeit Vesperprediger an der Paulinerkirche zu Leipzig, und hielt zugleich mathema-

Zweifel bey, und verstärkte die bey Dohm schon entstandene innere Unruhe darüber, daß für ihn das theologische Studium wol nicht passend seyn möchte. Er faßte daher noch vor Ablauf des ersten halben Universitätsjahrs, nach manchem innern Kampf, den bey den vorgedachten Umständen ihm Ehre machenden Entschluß, der Theologie zu entsagen, und sich den juristischen Studien zu widmen, nachdem eine Neigung, sich ausschließlich der Mathematik zu ergeben, nur vorübergehend gewesen war.

Es wurden nun von Ostern 1770 an juristische Vorlesungen mit Eifer gehört, dabey aber ward auch zugleich in eigner Lektüre fortgefahren, die in der Bücher-Marktstadt nur zu leicht auf alles Neue und Neueste ausgedehnt werden konnte. Basedow's Schriften, und besonders der damals erschienene erste Band des Methodenbuchs, so wie die ersten Stücke des Elementarwerks, machten großen Eindruck auf Dohm, was bey der ihm sein ganzes Leben hindurch gebliebenen Lieblingsneigung, zum gemeinen Besten und für Veredlung der Menschen zu wirken, sehr natürlich war. Er wurde für Basedow's schöne, vielversprechenden Plane mit Begeisterung erfüllt, und es entstand in dem lern- und thatbegierigen Jünglinge, jener Neigung

tische Vorlesungen. Im Jahr 1773 ward er auf seinen Wunsch als Lehrer der mathematischen Wissenschaften zu Schulpforta angestellt, wo er am 6ten July 1820, fast 78 Jahre alt, gestorben ist. In der kurzen Nachricht von seinem Leben und Wirken, die sein Sohn 1821 herausgegeben hat, ist der Verbindung, in welcher Schmidt mit Dohm gestanden, (S. 9.) ausdrücklich gedacht.

gemäß, der Wunsch, mit dem berühmten Manne in nähere Berührung zu kommen, wo möglich auch an der Ausführung seiner Ideen mit Antheil nehmen, oder doch zu einer ähnlichen ruhmwürdigen Wirksamkeit unter seiner unmittelbaren Leitung sich tüchtig machen zu können. Aus innerm Drange, im glühenden Enthusiasmus schrieb Dohm an Basedow nach Altona einen langen Brief, worin er ihm seine Wünsche schilderte, auch von seinen religiösen Zweifeln Eröffnung machte, und zuletzt anfragte: ob er zu ihm kommen, bey ihm sich aufhalten und weiter fortbilden könne? Ein damaliger Freund und Hausgenosse Basedow's, der ehrwürdige Hofrath Wolke, hat mit freundschaftlicher Gefälligkeit dem Schreiber dieses aus seinem im achtzigsten Jahre noch treu gebliebenen Gedächtniß von dem besondern Inhalt jenes Briefs, den Basedow ihm zu lesen gegeben, Folgendes mitgetheilt: „Es sey ihm — so habe Dohm unter andern geschrieben — in der Wissen„schaft nichts theurer als die Wahrheit; er suche sie in je„der seiner Kenntnisse zu erlangen, sey aber bisher noch „im Zweifel geblieben, ob und wie eine unbestrittene De„finition von ihr zu geben sey; er wende sich deswegen an „einen Mann mit Vertrauen, der als tiefdenkender For„scher und Freund der Wahrheit berühmt sey, und hoffe „durch ihn zur Beantwortung der von Christus übergan„genen Frage: was ist Wahrheit? zu gelangen. Die „Auflösung dieser Frage liege ihm so sehr am Herzen, daß „er sich entschlossen habe, zu ihm zu reisen, und so lange „bey ihm zu wohnen, bis sein Wunsch erfüllt sey; er fra„ge daher an, ob er die Beförderung seiner Hoffnung und „eine angenehme Aufnahme erwarten dürfe.“ — Dies Schreiben eines noch nicht neunzehnjährigen Jünglings

mußte Basedow in vielem Betracht Freude machen; auch der enthusiastische Gleim hatte, wie aus den noch vorhandenen Briefen Dohm's an ihn erhellet, bereits seinen Segen zu der von dem Jünglinge erwählten gemeinnützigen Laufbahn gegeben. Dohm's Vormünder aber, denen Anzeige von dem Vorhaben gemacht werden mußte, legten der Ausführung einige Schwierigkeiten in den Weg, und allerdings war auch wol eine andre Ansicht möglich, als die der unerfahrne, in den Augen der Vormünder schwärmerische, Mündel gefaßt hatte, selbst wenn man dem zum Grunde liegenden Sinne Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dohm bewog indeß Basedow, sich unmittelbar bey den Vormündern für ihre Einwilligung zu seinem vorhabenden Schritte zu verwenden, und der Erfolg davon war, daß ihm sein Wunsch durch Bewilligung des dazu nöthigen Geldes gewährt ward, und er im Anfange des Jahrs 1771 sich wirklich zu Basedow nach Altona begeben konnte. Der Weg wurde über Halberstadt genommen, wo Dohm einen Tag bey Gleim verweilte und dann über Braunschweig, Hannover und Hamburg seine Reise in rauher Witterung, aber mit erwärmender Sehnsucht und blühenden Hoffnungen fortsezte. — Hätte Gellert noch gelebt, oder wären die ältern Freunde, insbesondere Benzler und die Gebrüder Barkhausen, in Leipzig gewesen; höchst wahrscheinlich wäre, wie Dohm selbst gegen die Seinigen geäußert hat, dieser Schritt unterblieben.

Der Empfang bey Basedow war überaus herzlich. Der ehrwürdige Wolke, nach dessen Mittheilungen in Folgendem noch manches erzählt ist, hat versichert, daß Dohm's Liebenswürdigkeit sogleich beim ersten Erblicken erkennbar

gewesen sey und für ihn eingenommen habe. Zunächst ward besprochen, wie der Ankömmling bey Basedow leben könne. Als Dohm den Antrag zur Mitarbeit an dem Elementarwerk bescheiden ablehnte, bestimmte Basedow ihm, was er monatlich für Kost und Wohnung zu zahlen habe, und sagte dabey: „so bleiben Sie, nach Ihrem „Wunsch, ein ganz freier Mann; ich will Ihnen aber bald „einen Plan entwerfen, nach welchem Sie Ihr Studium „der Philosophie fortsetzen und vollenden können, auch „sollen Sie durch Gespräche mit mir zu der Definition der „Wahrheit gelangen.“ — Diese mit großen Unterbrechungen statt gefundenen Gespräche scheinen jedoch Dohm für seinen Zweck nicht sehr förderlich gewesen zu seyn; wenigstens hat Basedow ihn nie von seiner Definition der Wahrheit überzeugen können. — Die Sonntage brachte Dohm während des Aufenthalts zu Altona meistens in der Gesellschaft von Wolke zu, denn dieser war nur am Sonntage Herr seiner von Basedow sehr in Anspruch genommenen Zeit. Beide machten dann gewöhnlich Spaziergänge in der schönen Gegend von Altona und Hamburg, besonders am Ufer der Elbe, wo ihnen der Anblick der mit geschwellten Seegeln auf= und niederfahrenden Schiffe, und des beweglichen Lebens und Treibens auf dem Strom viel Vergnügen gewährte. Auch öffentliche Gärten und Gasthäuser wurden besucht, jedoch geschahe dies nur selten.

Gegen Ende des Jahrs 1771 verlegte Basedow bekanntlich seinen Wohnsitz nach Dessau, um dort, nach dem Wunsche des edlen Fürsten, der ihm eine jährliche Pension von 1100 Thaler gab, ein Seminarium und eine Musterschule zu gründen. Die beiden Hausgenossen, Dohm

und Wolke, begleiteten ihn dorthin. Die ganze Reisegesellschaft bestand, mit Einschluß von Basedow's Schwiegermutter, einem Töchterchen und der Kinderwärterin, aus sieben Personen, welche alle in Einem Wagen zusammengepackt waren, den Basedow bald so sehr mit Tabacksdampf erfüllte, daß Unbehaglichkeiten entstanden, welche frische und freie Luft zu suchen nöthigten. Um gegen die rauhe November-Witterung unterwegens zum Schutz zu dienen waren von Basedow vor der Abreise einige rothe Tuchmäntel gekauft, die von den an den Thoren von Altona Wache haltenden Dragonern abgelegt worden. Auf der ganzen Reise gab der berühmte Mann solche Beweise von widrigem Eigennutz, und zugleich von so fürchterlicher Heftigkeit, daß dem fein fühlenden Dohm eine nähere Verbindung mit ihm sehr verleidet werden mußte, wie denn überall seinem reinen Gemüth das leidenschaftliche und unordentliche Wesen des Reformators, der sich selbst wol in seiner sarkastischen Weise Deutschlands großen Rührlöffel zu nennen pflegte, auf die Dauer durchaus nicht zusagen konnte. Dohm äußerte dies schon damals gegen Wolke, als er mit ihm von Magdeburg nach Dessau allein reiste, um dort zur Aufnahme der nachfolgenden Basedow'schen Familie einige Vorkehrungen zu treffen, wogegen dann dieser ihm auch ganz unverholen manche Mittheilungen von fürchterlichen Auftritten machte, die er mit Basedow, vor Dohm's Ankunft, gehabt hatte, und deren nähere Beschreibung wir vielleicht bald in einer Selbstbiographie des Nestors der deutschen Pädagogen lesen werden. Durch diese für Dohm wichtigen Eröfnungen wurde bereits damals der Entschluß bey ihm fest, Basedow so bald als möglich zu verlassen.

und er verhehlte Wolke nicht, daß er sich in den Hoffnungen getäuscht sehe, die er von dem Aufenthalt bey Basedow für Förderung seiner höhern Bildung sich gemacht habe. Aber der lebhafte und jezt etwas unmuthige Jüngling verkannte dennoch bey seinem natürlichen, im ganzen fernern Leben so schön bewährten, Billigkeits-Gefühl, und in gerechter Würdigung der Verdienste Basedow's, das Gute nicht, was er ihm verdanke. „Wenn auch — sagte er zu Wolke — „der Zweck, der mich nach Altona „geführt hat, bisher nicht erreicht ist, so empfinde ich doch „gar keine Reue darüber. Es ist mir vielmehr sehr ange„nehm, daß ich Gelegenheit erhalten habe, den seltensten, „den sonderbarsten Mann kennen zu lernen. Ich verdanke „ihm immer manche schätzbare Kenntniß, besonders eine „solche Kenntniß der Menschen, die für Geld nicht käuf„lich, durch Bücher nicht zu erwerben ist. Außerordentlich „ist Basedow's Offenherzigkeit, seine freie Aeußerung „alles dessen, was er Gutes und Böses an sich hat; man „könnte wol von ihm sagen, daß er so durchsichtig sey, „als eine Glocke von Krystallglas.“

Die Hauptbeschäftigung Dohm's im Basedow'schen Hause bestand, wie er selbst gegen die Seinigen oft geäußert hat, neben eignem Studieren in Theilnahme an der sehr ausgebreiteten Correspondenz Basedow's, wodurch er mit mehrern damals berühmten und merkwürdigen Männern in Bekanntschaft kam. Vorzüglich interessant war ihm die mit Lavater gemachte Bekanntschaft, aber von besonderm Einfluß auf sein Leben war die mit dem reformirten Prediger Gillet in Berlin entstandene nähere Verbindung, wie der Verfolg unsrer Erzählung bald zeigen

wird. Dieser Mann war ein enthusiastischer Verehrer Basedow's, und nahm schon aus diesem Grunde an einem Jünglinge, der gleiche Gesinnungen durch die That kund gegeben, den lebhaftesten Antheil. Dohm hat stets dankbar erkannt, daß die mannichfache Anregung, die ihm durch seinen Aufenthalt bey Basedow zu Theil geworden, sehr wohlthätig für ihn in vieler Hinsicht gewesen; allein an einzelne Zustände und Verhältnisse jener Periode erinnerte er sich nicht gern, und vermied, weil man Unangenehmes lieber abkehrt, davon zu reden. Jedoch, als wir die von Göthe's Meisterhand nach dem Leben entworfene Schilderung Basedow's (2) gemeinsam lasen, und wir jüngere unser Erstaunen über die nähere und längere Verbindung des Vaters mit einem solchen Widerpart von ihm nicht unterdrücken konnten, erzählte er manches jene Schilderung Bestätigende, und lachte zulezt mit uns über Auftritte und Sonderbarkeiten, die freilich in der Wirklichkeit, und unter den damaligen Verhältnissen öfters andere als Lachen erregende Empfindungen bewirken mochten. Wie sehr übrigens Basedow selbst Dohm schätzte, und welche Hoffnungen er auf ihn baute, davon hat er in einem in den vierteljährlichen Nachrichten (3) abgedruckten Briefe an Lavater einen Beweis gegeben; er sagt darin dem Freunde, oder eigentlich dem ganzen Publikum: „Dank sey dem Geber alles Guten, der mir Freunde ins „Haus gesandt hat, welche treu und bereitwillig meine Stelle

(2) S. „Aus meinem Leben" Th. III. Erste Abtheilung. S. 415-429.

3) S. Vierteljährige Nachrichten von Basedow's Elementarwerke ꝛc. 4tes Stück S. 58.

durch sanften, liebenswürdigen Charakter sich auszeichnenden jungen Gelehrten kennen gelernt; die jezt erneuerte Bekanntschaft ging bald in eine freundschaftliche Verbindung über. Garve gewann unsern Dohm so lieb, daß er ihm die Schlüssel zu seiner ziemlich ansehnlichen Bibliothek übergab, und ihm erlaubte, von derselben nach Lust und Bequemlichkeit Gebrauch zu machen. Durch Garve ward er auch mit Engel, damals ein angehender junger Docent, der jedoch nie eine Vorlesung gehalten haben soll, und durch Vermittlung beider mit dem freundlichen Weiße und dem treflichen Zollikofer näher bekannt. Sehr erfreulich war für Dohm auch, daß der alte Freund Benzler, zu besserer Förderung einiger litterarischen Arbeiten, seinen Aufenthalt für einige Zeit wieder in Leipzig genommen hatte, und selbst mit Basedow konnte die nicht aufgehobene, nur lockerer und eben dadurch angenehmer gewordene Verbindung fortgesezt werden; denn dieser hatte einstweilen seinen Wohnsitz in Leipzig aufgeschlagen, um hier ungestörter, und in der Nähe von mehrern Hülfsmitteln als in Dessau, an seinem Elementarwerk zu arbeiten. Von andern Bekanntschaften und nähern Verbindungen aus dieser Zeit ist noch die mit einem Freunde von Garve, mit dem als Königl. Sächsisch. Ober-Post-Direktor und Geheimen Rath im Jahr 1813 verstorbenen Dörrien (5), zu er-

(5) Dieser war damals Hofmeister eines jungen Grafen von Schönburg, mit welchem er später auch auf die Universität Göttingen ging und eine größere Reise machte. In Verbindung mit Garve hat Dörrien Ad. Smith's berühmtes Werk: **Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Na-**

hatte sich schon früher von Basedow getrennt, nachdem er zuvor noch das fünfte Stück der vierteljährlichen Nachrichten, in Basedow's Auftrage und zu dessen Erleichterung bey seinen angestrengten Arbeiten für die Vollendung des Elementarwerks, geschrieben hatte, um das Nichterscheinen eines zur Ostermesse 1772. versprochenen neuen Theils des Werks zu entschuldigen. Es ist in diesem kleinen Aufsatze eine ziemlich anschauliche Darstellung von Basedow's damaligem Leben und Treiben mit einer Gewandheit gegeben, die von dem kaum zwanzigjährigen Jünglinge ein gutes Vorurtheil erwecken mußte; man kann daraus zugleich ersehen, daß Dohm, obgleich er Alles zum Besten zu kehren sucht, den Mann wohl kannte, und keine Neigung zu einer engern Verbindung mit ihm hatte, wovon hier hätte die Rede seyn müssen, wenn nicht schon das Gegentheil entschieden gewesen wäre.

Zu Leipzig, wohin Dohm zurückkehrte, ward nun ein neues Leben begonnen. Er bezog dort in demselben Hause, in welchem Garve wohnte, in dem sogenannten alten Fürstencollegium, eine Wohnung. Schon während des frühern Leipziger Aufenthalts hatte Dohm diesen vertrauten Freund Gellert's, und durch feinere Bildung so wie

Sprachen und in andern einem Schulmanne nöthigen Wissenschaften den erforderlichen Unterricht ertheilen zu lassen. Er erfüllte aber sein Versprechen nur unvollständig, und der junge Mann hatte von der Heftigkeit und den Launen Basedow's viel zu leiden. Durch eisernen Fleiß überwand er jedoch alle Hindernisse, ward ein nützlicher Schulmann und ist als Rektor der Schule zu Bückeburg im Jahr 1810 gestorben.

„seinen philosophischen Schriften. Mit Anmerkungen verse„hen von C. W. Dohm“ — zu Lemgo erschien. Die Bekanntschaft mit dem Professor Bell, dem damaligen Censor der erscheinenden belletristischen wie auch vieler andern Schriften, gab Veranlassung, daß Dohm Anzeigen und Recensionen von vielen größern und kleinern Werken, die ihm Bell zur Befriedigung seiner Leselust mittheilte, entwarf, und in den damals zu Leipzig erscheinenden gelehrten Blättern abdrucken ließ. Auch an der Lemgoer Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur nahm Dohm, auf Ersuchen des Unternehmers und Verlegers, Antheil und lieferte mehreres für dieselbe. Auf diese Weise erwarb er sich eine ziemlich umfassende Kenntniß der neuesten Litteratur, und wurde zugleich in einem nicht kleinen Kreise als ein sehr fleißiger, eine große litterarische Thätigkeit versprechender Jüngling bekannt. Daneben ward auch auf die großen politischen Ereignisse der damaligen Zeit schon eine besondere Aufmerksamkeit gerichtet; Dohm war ein sorgfältiger Beobachter aller Vorgänge in den nordamerikanischen Colonien, die zu der nachherigen Unabhängigkeit derselben führten, und sezte eine bereits zu Dessau angefangene schriftliche Aufzeichnung der merkwürdigsten politischen Begebenheiten in Leipzig fort. Ein überaus glückliches Gedächtniß reizte zu der Vereinigung so vieler zum Theil unzusammenhängenden und widerstreitenden Beschäftigungen ohne gar zu großen Nachtheil für gründliche Studien; denn so groß war jene Geisteskraft bey Dohm, daß es ihm, wie er bey bemerkter Abnahme derselben im höhern Alter gegen die Seinigen oft äußerte, in der frühern Zeit zuweilen unangenehm war, nichts vergessen zu können.

wähnen, weil dieser unserm Dohm stets ein treuer Freund geblieben ist, auf den wir in unsrer Erzählung noch zurückkommen werden. Ueberhaupt war der gesellige Kreis, in welchem Dohm während dieses zweiten Leipziger Aufenthalts lebte, ein gewählter, über die gewöhnliche Studenten-Sphäre erhaben, vielfach anregend, und zu etwas Ungewöhnlichem ermunternd.

Die juristischen und philosophischen Studien wurden mit erneuetem Eifer wieder betrieben, daneben aber zugleich eigne litterarische Arbeiten theils fortgesezt, theils neu unternommen, und die umfassendste Lektüre des Neuen und Neuesten von einiger Bedeutung damit verbunden. Fortgesezt und vollendet ward die bereits zu Dessau auf Lavater's Ermunterung unternommene Uebersetzung des Essay de psychologie etc. (6), welche jedoch erst im Jahr 1773 unter dem Titel: „Des Herrn Karl Bonnet's psychologischer Versuch, als eine Einleitung zu

tions übersezt und schätzbare Anmerkungen dazu geliefert. Er war ein Biedermann im edelsten Sinne des Worts.

(6) Der vollständige Titel des Originals ist: Essai de Psychologie, ou considérations sur les opérations de l'ame, sur l'habitude, et sur l'éducation. Auxquelles on a ajouté des Principes philosophiques sur la cause première et sur son effet. A Londres 1755 8. Bonnet hat sich bey dieser Ausgabe nicht genannt, vielleicht auch, daß von Turneiser, einem genauen Freunde Bonnet's, ein Theil des Werks herrührt.

„seinen philosophischen Schriften. Mit Anmerkungen verse„hen von C. W. Dohm" — zu Lemgo erschien. Die Bekanntschaft mit dem Professor Bell, dem damaligen Censor der erscheinenden belletristischen wie auch vieler andern Schriften, gab Veranlassung, daß Dohm Anzeigen und Recensionen von vielen größern und kleinern Werken, die ihm Bell zur Befriedigung seiner Leselust mittheilte, entwarf, und in den damals zu Leipzig erscheinenden gelehrten Blättern abdrucken ließ. Auch an der Lemgoer Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur nahm Dohm, auf Ersuchen des Unternehmers und Verlegers, Antheil und lieferte mehreres für dieselbe. Auf diese Weise erwarb er sich eine ziemlich umfassende Kenntniß der neuesten Litteratur, und wurde zugleich in einem nicht kleinen Kreise als ein sehr fleißiger, eine große litterarische Thätigkeit versprechender Jüngling bekannt. Daneben ward auch auf die großen politischen Ereignisse der damaligen Zeit schon eine besondere Aufmerksamkeit gerichtet; Dohm war ein sorgfältiger Beobachter aller Vorgänge in den nordamerikanischen Colonien, die zu der nachherigen Unabhängigkeit derselben führten, und sezte eine bereits zu Dessau angefangene schriftliche Aufzeichnung der merkwürdigsten politischen Begebenheiten in Leipzig fort. Ein überaus glückliches Gedächtniß reizte zu der Vereinigung so vieler zum Theil unzusammenhängenden und widerstreitenden Beschäftigungen ohne gar zu großen Nachtheil für gründliche Studien; denn so groß war jene Geisteskraft bey Dohm, daß es ihm, wie er bey bemerkter Abnahme derselben im höhern Alter gegen die Seinigen oft äußerte, in der frühern Zeit zuweilen unangenehm war, nichts vergessen zu können.

Die Verbindung mit Gleim ward durch einen ziemlich lebhaften Briefwechsel unterhalten, auch wurden bey diesem Gönner, auf dessen dringenden Wunsch, in den Herbstferien 1772 einige Täge zügebracht. Man wandte diese vorzüglich an, um allerley Plane zu besprechen, die Gleim für einen künftigen Aufenthalt seines Grandison zu Halberstadt, — wie er Dohm oft schmeichelnd nannte — und für seine Vereinigung mit andern jungen Männern zu gemeinnütziger Beschäftigung durch Ausarbeitung von Volksschriften entworfen, oder vielmehr sich vorgezaubert hatte. Für Verbreitung dieser schriftstellerischen Produkte wollte Gleim durch eine zu dem Ende eigends zu errichtende Buchhandlung sorgen. Dohm, für diesen seiner Lieblingsneigung zu gemeinnütziger Wirksamkeit zusagenden Plan leicht gewonnen, schrieb deshalb, als er nach Leipzig zurückgekehrt war, an den treflichen Georg Schlosser; da dieser jedoch lange auf eine ablehnende Antwort warten ließ, scheint auch Dohm den besprochenen Plan vorerst nicht weiter verfolgt zu haben. Um Neujahr 1773 äußerte er plötzlich in einem Briefe gegen Gleim, daß ihm ein Aufenthalt in Berlin auf einige Zeit sehr erwünscht seyn würde, um dort Welt und Menschen etwas näher kennen zu lernen und nützliche Verbindungen anzuknüpfen. Bey der zugleich vorgebrachten Bitte um gütige Beförderung dieses Plans wird zwar auch der früher gemachten Projekte gedacht, aber sie werden doch für jezt etwas in den Hintergrund geschoben. Da Dohm wegen jenes Wunsches auch selbst nach Berlin an den vorhin erwähnten Prediger Gillet geschrieben hatte, so geschahe ihm von diesem der Vorschlag zu der grade erledigten Pagenhofmeister-Stelle am Hofe des Prinzen Ferdinand,

„nahe noch das geringste Verdrießliche meiner Lage. Al„lein ich bin gezwungen, mich fast den ganzen Tag mit „den Pagen (Knaben von 12=14 Jahren) abzugeben. „Denn, wenn kein Gallatag ist, haben sie den ganzen Tag „bis Abends um 9 Uhr, wo sie bey Tafel aufwarten, „nichts zu thun. Mehr als 4 Stunden kann ich sie täglich „nicht mit Unterricht beschäftigen, die übrige Zeit darf ich „sie jedoch mit den Bedienten nicht allein lassen, weil sie „böse Streiche vornehmen könnten, die ich dann verant„worten müßte. Ueberdem habe ich mir ihre Liebe schon „so erworben, daß ich selten werde auch nur einen Tag „nach Berlin gehen können. Ich muß also bis zum 1sten „December hier auf dem Lande ohne Bücher, ohne Zeit zum „Studieren, und ohne allen Umgang, der nur erträglich „wäre, bleiben. Ist dies nicht eine traurige Lage? Ich „sehe auch schon ein, daß sie gar nicht kann verbessert „werden, denn der Adelstolz derjenigen, die etwas beim „Prinzen gelten, ist so groß, daß ich von ihnen immer in „der größten Entfernung bleiben werde. Der Prinz selbst „hat sich, als ich ihm präsentirt wurde, sehr gnädig und „lange von wissenschaftlichen Dingen mit mir unterhalten, „und ich glaube wohl, daß ich mir seine Gnade würde er„werben können, wenn es nur möglich wäre, daß ich nä„hern Zutritt zu ihm hätte, oder nur seine Aufmerksam„keit erregen könnte. Allein ein Pagenhofmeister ist ein„mal ein so unwichtiger Gegenstand, daß ich keine Aus„nahme hoffen kann. Ich werde zwar dies Unangenehme „ruhig zu ertragen suchen, und es dazu nützen, die Welt „und Menschen noch von einer neuen Seite kennen zu ler„nen; allein habe ich nicht Recht, theuerster Herr Kano„nikus, zu wünschen, in eine andere Lage zu kommen?“ —

Mit solchen Ideen und schönen Hoffnungen erfüllt ging Dohm im May 1773 von Leipzig nach Berlin, ein Schritt, den er später selbst für übereilt und unpassend gehalten hat, und der es um so mehr war, da eignes Vermögen ihm alle erforderlichen Mittel gewährte, um auf eine bessere Weise, als es in einer so abhängigen Lage möglich war, und dann im reifern Alter für die Befriedigung seiner an sich allerdings lobenswerthen Wünsche sorgen zu können. Auch trat die Reue nur zu bald ein. — Als Dohm zu Berlin ankam, befand sich der Prinzliche Hof bereits zu Friedrichsfelde, dem gewöhnlichen Sommeraufenthalte desselben in der Nähe von Berlin, wohin sich also der neue Hofmeister sofort begeben mußte. Wie schnell er hier alle Hoffnungen, die er für seine Zukunft auf diese Verbindung gegründet hatte, gänzlich aufgab, das beweiset folgende Stelle aus einem in den ersten Wochen des Friedrichsfelder Aufenthalts (am 2ten Juni) an Gleim geschriebenen Briefe. — „Nun noch etwas, bester Gönner, von meiner neuen Lage. Sie ist mir so „unangenehm, daß ich sie gewiß nicht würde angenommen „haben, wenn ich sie vorher gekannt hätte. Der Prinz „hält seine Pagen blos des Wohlstandes wegen; sie bleiben bey ihm, bis sie die gehörige Größe haben, um Fahnjunker zu werden. Ob sie etwas lernen oder nicht, ist „ganz gleichgültig, darauf wird gar nicht gesehen, und die „ganze Sache als eine sehr unwichtige Nebensache betrachtet. Die Begegnung, Besoldung, Wohnung und Alles „zeigt, daß ich für nichts mehr, als ein andrer Bedienter „(im eigentlichen Verstande des Worts) angesehen werde. „Meine Stube ist eine elende Dachkammer über dem Stall, „und nach dieser ist Alles abgemessen. Doch dies ist bei-

ein Zufall Veranlassung zu einer noch bedeutendern schriftstellerischen Arbeit. Dohm erhielt nämlich um diese Zeit von seinem nachherigen Schwiegervater Helwing die Nachricht, daß in dem Nachlasse einer Verwandtin des berühmten Reisenden Engelbrecht Kämpfer, der seine lezten Lebensjahre in seiner Vaterstadt Lemgo zubrachte und dort 1716 gestorben ist, ganz unerwartet noch eine Handschrift seiner Beschreibung von Japan sich gefunden habe. Unerwartet war dieser Fund, weil Kämpfer's Manuskripte und sämmtliche litterarische Verlassenschaften schon bald nach seinem Tode durch Kauf in den Besitz des berühmten Englischen Gelehrten Hans Sloane gelangt, und seit 1753 in dem aus Sloane's Sammlungen entstandenen Brittischen Museum befindlich waren. Dohm theilte jene Nachricht sogleich Büsching mit, und dieser rieth, sich die Handschrift sofort zu verschaffen. Dies geschah; es ergab sich, daß dieselbe die Original-Handschrift Kämpfer's, wahrscheinlich sein erster Entwurf des Werks aus seinen Sammlungen sey, und daß mithin nach England nur eine Abschrift davon gekommen seyn müsse, wie sich denn auch zu Lemgo noch eine von einem Neffen Kämpfer's bereits zum Druck vorbereitete Abschrift davon vorfand. Auf Anrathen Büsching's entschloß sich Dohm, aus dem veralteten, Französisch-Deutsch dieser Handschriften ein jezt lesbares Buch zu bilden; er machte sich sofort an die Arbeit, deren Erscheinen im Druck sich jedoch bis zum Jahr 1777 verzögerte (8).

(8) Leser die sich noch genauer hierüber zu unterrichten wünschen, verweisen wir auf die zu Lemgo im J. 1774 erschienene: „Nachricht, die Urschrift der

Diesem Wunsche stimmte Gleim bey, wie ihm auch noch jezt jeder theilnehmende Leser, sich an die Stelle des Briefschreibers denkend, beistimmen wird. In dem ruhigen Ertragen der unangenehmen Lage gab es jedoch, ohnerachtet des zur eignen Ermunterung gegen Gleim ausgesprochenen Vorsatzes dazu, bey Dohm's großer Lebhaftigkeit, gar manche Unterbrechungen; indeß bleibt es bey widrigen und niederbeugenden Ereignissen immer das Beste, zum stillen Erdulden des Unabwendlichen sich muthig und selbstthätig zu entschließen, und von den mehrern Seiten, die jede Sache hat, die beste hervorzusuchen. Ganz so mußelos und von allem Umgange entblößt war übrigens die Lage nicht, als sie der in allen seinen Erwartungen getäuschte Jüngling im ersten Unmuth schilderte. Dohm kam bald mit dem Prediger des Orts, und mit dem Rechnungsführer und Sekretair des Prinzen in geselligen Verkehr, auch besuchte er öfters Berlin, wo er durch Gillet's Vermittelung, so wie durch Empfehlungen von Gleim, mit mehreren ausgezeichneten Männern, insbesondere mit Spalding, Teller, Nicolai, Büsching u. a. in nähere Berührung kam. Der lezte, der unsern Dohm bald zu würdigen wußte, theilte ganz seine Ansicht über seine Lage und bestärkte ihn in dem Vorsatze, dieselbe so schleunig als möglich zu verlassen. Zugleich munterte er ihn auf zu bestimmten litterarischen Beschäftigungen, wodurch am besten dem Unmuth gewehrt werde, und schlug ihm vor, die Uebersetzung der Reise des Engländers Eduard Ives nach Indien und Persien (7) zu unternehmen. Bald gab auch

(7) Der erste Theil mit Anmerkungen und Zusätzen, besonders mit einer Geographie von Indien, erschien 1774, der zweite Theil 1775.

ein Zufall Veranlassung zu einer noch bedeutendern schriftstellerischen Arbeit. Dohm erhielt nämlich um diese Zeit von seinem nachherigen Schwiegervater Helwing die Nachricht, daß in dem Nachlasse einer Verwandtin des berühmten Reisenden Engelbrecht Kämpfer, der seine letzten Lebensjahre in seiner Vaterstadt Lemgo zugebracht und dort 1716 gestorben ist, ganz unerwartet noch eine Handschrift seiner Beschreibung von Japan sich gefunden habe. Unerwartet war dieser Fund, weil Kämpfer's Manuskripte und sämmtliche litterarische Verlassenschaften schon bald nach seinem Tode durch Kauf in den Besitz des berühmten Englischen Gelehrten Hans Sloane gelangt, und seit 1753 in dem aus Sloane's Sammlungen entstandenen Brittischen Museum befindlich waren. Dohm theilte jene Nachricht sogleich Büsching mit, und dieser rieth, sich die Handschrift sofort zu verschaffen. Dies geschah; es ergab sich, daß dieselbe die Original-Handschrift Kämpfer's, wahrscheinlich sein erster Entwurf des Werks aus seinen Sammlungen sey, und daß mithin nach England nur eine Abschrift davon gekommen seyn müsse, wie sich denn auch zu Lemgo noch eine von einem Neffen Kämpfer's bereits zum Druck vorbereitete Abschrift davon vorfand. Auf Anrathen Büsching's entschloß sich Dohm, aus dem veralteten, Französisch-Deutsch dieser Handschriften ein jezt lesbares Buch zu bilden; er machte sich sofort an die Arbeit, deren Erscheinen im Druck sich jedoch bis zum Jahr 1777 verzögerte (8).

(8) Leser die sich noch genauer hierüber zu unterrichten wünschen, verweisen wir auf die zu Lemgo im J. 1774 erschienene: „Nachricht, die Urschrift der

Bey solchem Verkehr wurde der Friedrichsfelder Aufenthalt ziemlich erträglich. Im Herbst suchte Dohm jedoch, seinem Vorsatze gemäß, um Entlassung von der Pagenhofmeister=Stelle nach, und hatte die Freude, von dem gütigen Prinzen die Gründe seines Gesuchs völlig gebilligt zu sehen. Im Anfang Decembers 1773, als der Prinzliche Hof den Sommeraufenthalt verließ, bezog Dohm eine zu Berlin gemiethete Wohnung in der Nähe von Sulzer, dem er von Weiße vor einiger Zeit sehr empfohlen war, und widmete sich nun ganz seinen litterarischen Beschäftigungen. Die früher durch Sulzer's Theilnahme an seinem Schicksal, und auf dessen Vorschlag entstandene Idee, eine Lehrer=Stelle an einem zu Mietau neu eingerichteten Gymnasium mit 800 Thaler Gehalt anzunehmen, ward jezt gänzlich aufgegeben, weil Sulzer selbst, nachdem er Dohm näher kennen gelernt hatte, rieth, im Vaterlande zu bleiben. Neben der vorhin schon erwähnten Uebersetzung von Ives Reisen ward auch noch die Verdeutschung einer Reisebeschreibung des Barons von Riedesel nach der Levante unternommen (9), und in Folge der

„Kämpferschen Beschreibung von Japan „betreffend, von Chr. Wilh. Dohm," und auf die vor dem ersten Theile des Werks selbst befindliche ausführliche Vorrede, wo sie auch eine kurze Lebensbeschreibung des berühmten Reisenden, und Nachrichten über eine bereits im J. 1727, aus seinen Papieren erschienene Beschreibung von Japan in Englischer Sprache von Scheuchzer, so wie von einer französischen Uebersetzung derselben von Des=Maizeaux finden werden.

(9) Der vollständige Titel ist: „Bemerkungen „auf einer Reise nach der Levante (des

mit Lächeln gegen die Seinigen geäußert, daß er die Preußischen Minister und bedeutendsten Geschäftsmänner jener Zeit zum großen Theil nicht einmal dem Namen nach gekannt habe, unter denen er doch, kaum zehn Jahre nachher, schon einen ehrenvollen Platz einnahm. Für Friedrich den Einzigen ward Dohm aber schon damals mit inniger Bewunderung erfüllt, wozu die mit dem vortreflichen Quintus Icilius (Guichard) gemachte nähere Bekanntschaft wol beigetragen haben mochte, und sein liebster, von dem patriotischen Gleim genährter, Wunsch war, in den Preußischen Staaten eine Anstellung zu erhalten. Da es indeß mit dieser und jener sich dazu in Berlin hervorgethanen Aussicht nicht zur Wirklichkeit kam, auch der Gedanke, in Verbindung mit einem sachverständigen Gehülfen selbst eine Buchhandlung zu gründen und dadurch, wie es scheint, das Gleim'sche Projekt selbstständig und unabhängig von dem nicht launenfreyen Manne auszuführen, bald wieder aufgegeben wurde; so entschloß sich Dohm, mit völliger Beistimmung seiner Freunde, insbesondere des ihm väterlich wohlwollenden Büsching, der ihm sogar einen Ruf nach Berlin in einiger Zeit zu erwirken versprach, im Frühjahr 1774 nach Göttingen zu gehen, um dort noch einen eigentlich juristischen Cursus in Verbindung mit einem publicistischen zu machen. Zugleich sollten dort aber auch die angefangenen litterarischen Arbeiten fortgesezt werden, die übrigens noch durch Uebernahme der Redaktion eines zu Cleve bisher erschienenen Encyklopädischen Journals, wozu der Buchhändler Bärstecher Dohm zu bewegen gewußt hatte, vermehrt worden waren (10).

(10) Dohm hat die Redaktion dieses Journals vom 6ten bis zum 10ten und lezten Heft besorgt. Der Con-

Das neue Universitäts-Leben zu Göttingen ward bald nach Ostern 1774 begonnen. Dohm trat hier schon mit dem Rufe eines kenntnißvollen, sehr arbeitsamen und in der litterarischen Welt nicht unbekannten jungen Mannes auf. Seine Lehrer wurden vorzüglich Böhmer, Pütter, Selchow und Schlözer; der lezte rechnete es sich, nach eigner ausdrücklicher Versicherung in einem an Dohm nach Cassel geschriebenen Briefe, zur Ehre, einen solchen jungen Mann unter seinen Zuhörern gehabt zu haben. Auch bey Heyne und Johannes Beckmann wurden einige Vorlesungen gehört. Der Zuhörer kam bald mit den meisten seiner Lehrer in eine nähere als die gewöhnliche Bekanntschaft der jungen Musensöhne mit den Professoren. Engere Verbindungen wurden mit Lichtenberg, mit dem nachherigen treflichen Historiker Matthias Sprengel, der als Führer junger Engländer sich damals in Göttingen aufhielt, und mit Boje geknüpft; auch mit Dörrien wurde die schon bestehende freundschaftliche Verbindung hier fortgesezt. Die Tischgenossenschaft bestand meistens aus talentvollen, durch Fleiß und Sittlichkeit sich auszeichnenden jungen Männern; unter Andern gehörten dazu Meiners, der nachherige berühmte Professor in Göttingen, und der später in seinen verschiedenen Geschäftsverhältnissen um den Preußischen Staat so verdiente, und für ganz Deutschland unvergeßliche Staats-Minister Freiherr von Stein. — Dohm entschied sich jezt für das Studium des Staatsrechts, der neuern Geschichte und der Statistik, und gab bald Proben

curs des Verlegers brachte dies Unternehmen gänzlich ins Stocken.

von dem umsichtigen und fördernden Fleiße, den er auf seine wissenschaftliche Ausbildung in diesen Lieblingsfächern verwandte.

Im Anfange des Göttinger Lebens, im Sommer 1774, hatte Dohm eine Nervenkrankheit zu bestehen, wahrscheinlich eine Folge der übergroßen Anstrengungen in Berlin, die ihn dem Tode nahe brachte, und seine Studien und Arbeiten sehr unangenehm unterbrach. Zur Erholung machte er im Herbst eine Reise in die Vaterstadt Lemgo, und begann nach der Rückkehr von dort mit gestärkter Kraft und frischem Eifer seine gelehrten Beschäftigungen. Daneben fehlte es jedoch, bey dem fast ungeduldigen Wunsche und Treiben des lebhaften jungen Mannes zu einer praktischen Thätigkeit, und zugleich auch für ein möglichst unabhängiges Leben, nicht an mancherley Planen, diesem ersehnten Ziele näher zu kommen. Es geschahen deshalb hier und da, besonders aber bey den Freunden und Gönnern in Berlin, Anregungen und Anfragen. Gleim kam, als gegen ihn deshalb auch Eröffnungen gemacht wurden, auf seine Lieblingsidee zurück, den jungen Freund zu sich nach Halberstadt zu ziehen, und machte ihm zu dem Ende den Vorschlag, ein erledigtes Vikariat und zugleich auch ein Haus in Halberstadt zu kaufen. Dohm ging anfangs in den ihm von Gleim ohne Zweifel sehr lieblich ausgemahlten Plan ein, und schrieb diesem unter andern: „Wie herrliche Tage wollten wir dann noch neben einander leben! Mit wie schöner Muße könnt' ich dann à la Pauw (der auch eine solche unabhängige Stelle hat) studieren! Aber wahrscheinlicherweise würde ich nicht blos spekulativ leben; Thätigkeit fürs gemeine Beste (wenn

„auch viel Mechanisches dabey wäre) ist für die Gesund„heit nothwendig, und bekommt Kopf und Herzen wohl.“ — Als er jedoch später, nach reiferer Ueberlegung, und nachdem der erste Enthusiasmus für Gleim's Plan vorüber war, diesem, sichtbar mit dem Sinne das Projekt abzukehren, von Versprechungen Meldung machte, die der Minister von Zedlitz ihm durch Büsching habe zukommen lassen, und von Aussichten, die ihm von Copenhagen, wenn gleich nur noch entfernt, auf Kiel gegeben worden; und als er ferner anfragte, ob er die Vikariats-Einkünfte wol außer Landes beziehen könne, oder, wenn er die Pfründe verkaufen müsse, wieder zu seinem Gelde kommen werde; — so zerschlug sich die Sache, und scheint seitdem nie wieder in Anregung gekommen zu seyn. — Zu den ihm theils von Andern, theils sich selbst gemachten Hoffnungen und Entwürfen, eine baldige praktische Thätigkeit betreffend, gehörten noch: Anstellung bey dem Erbprinzen von Braunschweig, oder bey einem Preußischen Minister als Sekretair; Aufnahme in das dem Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs II, auf seiner bevorstehenden Reise nach Petersburg mitzugebende Gefolge; Entwerfung eines Friedrich dem Großen unmittelbar zu überreichenden Plans wegen Wiederbelebung der Emdner Compagnie und des Preußisch-Ostindischen Handels; Ernennung zum Referendarius bey einer Preußischen Kammer, oder besser noch Beschäftigung sogleich bey dem General-Direktorium in Berlin u. dgl. m. Zur Ausführung der leztern Wünsche geschahen von Dohm selbst ernstliche Schritte, welche wenigstens die Folge hatten, daß einige der bedeutendsten Minister zu Berlin von seinem eifrigen Verlangen, in Preußische Staatsdienste zu kommen, Kenntniß erhielten.

Auch zu neuen litterarischen Planen fehlte es bey der großen Beweglichkeit und Liebe zur Arbeit nicht an Veranlassung; einer davon gedieh neben den früher erwähnten wirklich zur Ausführung. Es hatte nämlich der sehr spekulirende Buchhändler Weigand zu Leipzig, bald nach dem Aufhören des Encyklopädischen Journals, Dohm ersucht, eine ähnliche Zeitschrift in seinem Verlage herauszugeben. Sein Vorschlag ward anfangs abgelehnt; allein Weigand, von der Nützlichkeit seiner Spekulation überzeugt, kam im Sommer 1775 selbst nach Göttingen, und auf sein Bitten und Zureden vereinigten sich Dohm und Boje, obgleich der leztere schon Aussicht zu einer bald nachher wirklich erhaltenen Anstellung in Hannover — als Stabssekretair — hatte, zur gemeinschaftlichen Redaktion eines mit dem Anfange des Jahrs 1776 im Weigand'schen Verlage herauszugebenden Journals. So entstand das deutsche Museum, welches unter den ältern Zeitschriften unsrer Litteratur einen ehrenvollen Platz behauptet. Dohm schrieb bey Uebersendung des ersten Hefts an Gleim: „Unser Hauptziel ist, Deutschland mit sich selbst „bekannter, aufmerksamer auf seine Verfassungen, seine „innern und äußern Verhältnisse zu machen, den public „spirit unter uns zu wecken, politische und statistische data „und Untersuchungen zu geben u. s. w." — Von ihm selbst sind mehrere interessante Aufsätze darin enthalten, z. B. sogleich im ersten Hefte: „Geschichte des fünften Welttheils im Kleinen;" — in dem Jahrgange 1777: „Ueber die Kaffeegesetzgebung in deutschen Staaten;" — im J. 1778: „Einige Nachrichten von der Kurpfalz, vorzüglich vom jetzigen Zustande der Pfälzischen Fabriken und Manufakturen," und insbesondere die vortrefliche Abhandlung:

„Ueber das physiokratische System.“ Von dieser leztern erschien zu Wien ein besondrer Abdruck im J. 1782 mit einer Vorrede von Sonnenfels, in welcher dieser über Dohm's verdienstliche Arbeit wörtlich sagt: „Der Deutsche tauchte tief unter, und holte herauf, was „im Schwalle einer mystischen Terminologie ersäuft lag: „in 21 Sätzen gab er den Inbegriff einer Lehre klar, die „ihre Erfinder und Anhänger in einigen hundert Bänden „zu verdunkeln sich alle Mühe zu geben scheinen.“ — Dohm lieferte bis zum Jahr 1782 noch einige Beiträge zum deutschen Museum, obgleich er, mancher Verhältnisse und auch anderweitiger Beschäftigungen wegen, von der unmittelbaren Mitdirektion bereits um die Mitte des Jahrs 1778 abtrat.

In Göttingen freute man sich der großen litterarischen Thätigkeit des jungen akademischen Mitbürgers, von welchem Ostern 1776 auch der Anfang einer Geschichte der Engländer und Franzosen im östlichen Indien erschien, die von seinem Fleiß und seinen Talenten einen rühmlichen Beweis gab (11). Man schien im Stillen darauf zu rechnen, Dohm bald unter den jungen Docenten auftreten zu sehen. Allein er hatte zu dem akademischen Leben keine große Neigung: „Ich wünsche — schrieb er um diese Zeit an Gleim — „ins aktive Leben zu kommen, da mir das aka„demische Leben wegen seiner Einförmigkeit, Cabalen und „dergl. immer weniger gefällt.“ Dennoch wollte sein

(11) Diese Schrift ist Fragment geblieben; Dohm's nachherige Lage und Verhältnisse haben ihn nie zur Fortsetzung kommen lassen.

Schicksal, daß er, bevor sein sehnlicher Wunsch ihm gewährt würde, einige Jahre auf dem Lehrstuhl nützen sollte. — Schon hatte Dohm gegen den Preußischen Minister von Schulenberg, bey Uebersendung seiner eben erwähnten neuesten Schrift, den Wunsch einer Anstellung zu Berlin im Finanzfache ganz bestimmt geäußert, und zugleich, in Befolgung der von ihm dazu erhaltenen Anleitung, seine Bereitwilligkeit erklärt, einige Zeit bey der Bank unentgeldlich zu arbeiten, um dann demnächst mit Gehalt beim General-Direktorium angestellt zu werden; als er von dem Prokanzler Cramer zu Kiel einen Ruf zur Professur der Geschichte an der dortigen Universität mit 300 Thaler Besoldung, nebst guten Versprechungen für die Zukunft erhielt. Fast zu gleicher Zeit wurde ihm auch die Stelle eines Professors der Finanz-Wissenschaften und Statistik am Collegium Carolinum zu Cassel angetragen, mit der Vergünstigung, sich die Bedingungen selbst zu machen. Diese lezte ehrenvolle und sehr anziehende Auszeichnung hatte er der guten Meinung zu verdanken, welche der damalige Hessen-Casselsche Staats-Minister Herr von Schlieffen, dem er durch Vermittlung Mauvillon's persönlich bekannt geworden, für ihn gefaßt hatte, und Mauvillon, der selbst Professor am Carolinum war, eröffnete ihm vertraulich, daß er 400 Thaler fordern, auch noch sonstige Bedingungen machen könne, und wöchentlich nur sechs Stunden Unterricht zu geben haben werde. Dohm ließ sich jedoch hierdurch nicht sogleich von seinem frühern Plane abbringen. Er schrieb an Gleim über diese Angelegenheit unter andern: „Meine entschiedne und durch „Nachdenken gereifte Neigung zum thätigen Leben und „zum Dienst des ersten monarchischen Staats in

„der Welt ist so fest, und diese Anträge sind auch an „sich so unerheblich, daß sie meine größern Vorsätze im „Mindesten nicht wankend machen können. Aber ich sehe „die Sache noch von einer andern Seite an. Sollten „nicht vielleicht diese Anträge mir bessere Bedingungen in „Berlin verschaffen können? — oder wenn dies jezt nicht „wäre, sollte ich nicht vielleicht nach ein paar Jahren mit „größerm Vortheil aus einer Professorstelle in Preußische „Dienste gehen können, als jezt, wo ich doch von unten an„fangen, vielleicht lange ohne Gehalt dienen muß, auch in „Gefahr bin, dem Minister oder andern Obern zu mis„fallen? u. s. w." — Diese leztere Ansicht behielt, bey der fortgesezten Ueberlegung, und da für den augenblicklichen Eintritt in Preußische Dienste keine erwünschte Bedingungen zu erlangen waren, die Oberhand; der Minister von Schulenburg selbst billigte sie und versprach, daß er bey Gelegenheit sich Dohm's Wunsches gewiß erinnern und für ihn sorgen werde. — Die innige Hochachtung, welche Dohm für den geistreichen und gelehrten Herrn von Schlieffen bey der gemachten persönlichen Bekanntschaft gefaßt hatte; die im Stillen genährte Hoffnung, auch im Hessischen, den deshalb geäußerten Wünschen gemäß, zur Theilnahme an öffentlichen Geschäften gezogen, oder doch wenigstens zu einzelnen Aufträgen gebraucht zu werden; die Nähe Cassels bey Göttingen und sonstige Annehmlichkeiten dieses Fürstensitzes, auch die mögliche fast ungestörte Fortsetzung der angeknüpften freundschaftlichen Verbindungen; — dies Alles bestimmte Dohm für die Annahme der Stelle zu Cassel, obgleich der Ruf nach Kiel äußerlich ehrenvoller erschien. Er verließ Göttingen im September 1776 nach drittehalbjährigem Aufenthalt daselbst, der nur

selten unterbrochen ward, zulezt noch im Sommer 1776 durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt auf dem Harz, wo Dohm von dem dortigen Bergbau und der sonstigen Betriebsamkeit sich anschauliche Kenntnisse zu erwerben suchte; auch ward Gleim von dort aus ein kurzer Besuch gemacht.

III.

Aufenthalt in Cassel vom Herbst 1776 bis zum Herbst 1779.

Mit Dohm zugleich wurde Tiedemann, später Professor zu Marburg und durch mehrere philosophische Schriften, insbesondere seinen Geist der spekulativen Philosophie, rühmlich bekannt, als Lehrer am Collegium Carolinum zu Cassel eingeführt. Ein älterer Lehrer, Runde, nachher Professor zu Göttingen, lud zu den Antrittsreden der neu bestellten Professoren ein durch ein Programm: „Vertheidigung der Rechtmäßigkeit der Todesstrafen aus Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts“; Dohm gab eine Uebersicht von den Fortschritten und dem Zustande der Wissenschaften, die er zu lehren berufen war.

Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge würde diese Anstellung Dohm's für die Bestimmung seines künftigen Lebens entschieden haben, und gewiß sind auch Viele damals der Meinung gewesen, der junge Mann werde nun sich für einige gelehrte Hauptfächer weiter ausbilden, und sein Leben in der so glücklich betretenen Laufbahn, als akademischer Lehrer und berühmter Gelehrter, irgend wo anders als in Cassel beschließen. Aber aus dem Vorhererzählten wissen wir schon, daß ein gewöhnlicher, engbegränz-

ter Wirkungskreis Dohm's Neigungen nicht zusagte, und daß er selbst seine Anstellung zu Cassel nur als eine Uebergangsperiode ansah. Da einem solchen Zustande in der physischen Natur, wie im Leben von ganzen Völkern und einzelnen Menschen, bey dem Streben nach Verwandlung des Gegenwärtigen, Unruhe und Beweglichkeit eigenthümlich sind: so ist die Fortdauer derselben auch bey Dohm, troz der scheinbaren äußern Beharrlichkeit in seiner neuen Lage, sehr natürlich und erklärlich. Dies hielt ihn indeß keineswegs ab, den ihm obliegenden Pflichten mit Ernst und Anstrengung zu genügen. Ein vorzügliches Lehrtalent, dessen erste Bedingung die Gabe des guten mündlichen Vortrags ist, besaß Dohm jedoch nicht, auch war seine Brust schwach, und da er sich dessen wohl bewußt war, mag dies die Neigung für eine andere Wirksamkeit, als die eines Jugendlehrers, mit befördert haben.

Unter seinen Collegen, zu denen, im lezten Jahre seines Aufenthalts zu Cassel, auch der trefliche Georg Forster und der berühmte Anatom Sömmering gehörten, schloß er sich besonders Mauvillon an. Dieser hatte Dohm aus eigner Bewegung in Göttingen aufgesucht, und ihm die persönliche Bekanntschaft des Herrn von Schlieffen verschafft; ihm fand er sich daher schon durch Dankbarkeit verbunden, deren Bethätigung sein ganzes Leben hindurch ihm eine heilige Pflicht war, die er oft mit Selbstverläugnung und Aufopferung erfüllt hat. Der lebensfrohe, überaus lebendige, mit reichem Witz begabte Mauvillon, welcher Freimüthigkeit über Alles schäzte, zugleich aber ein durchaus rechtschaffener, wahrheitliebender Mann war, und zärtliche Gesinnungen für seine Freunde

fast bis zur Schwärmerey trieb, mußte für Dohm insbesondere sehr viel Anziehendes haben, weil er ähnliche Eigenschaften besaß, stets froher Laune war und heitern, geistvollen Scherz liebte. Auch stimmten Mauvillon's Ansichten in Betreff der Religion, oder eigentlich der Theologie, mit deren Studium auch er sein akademisches Leben begonnen hatte, damals mit den seinigen in vielen Stücken überein; doch war Dohm in Unterredungen mit Andern über Religion und religiöse Gegenstände ungemein vorsichtig, und tadelte gegen Mauvillon öfters einen berühmten Mann, der die natürliche Religion gern zum Gegenstande der Unterhaltung in Gesellschaften wählte, und sogar seine Frau und seine Mutter wegen der aus ihrer Jugend beibehaltenen religiösen Ansichten und Meinungen lächerlich machte. Beide Freunde sahen sich täglich, und der fast zehn Jahre ältere Mauvillon hatte, nach Versicherung der noch lebenden geistvollen Gattin desselben, deren gütiger Mittheilung wir manche einzelne Züge aus jener Lebensperiode Dohm's verdanken, nicht unbedeutenden Einfluß auf leztern, der gegen ihn ganz offen war. Insbesondere gelang es Mauvillon, den Freund von den schädlichen Folgen des Jähzorns, bey Anlaß einiger unangenehmen Vorfälle, dermaßen zu überzeugen, daß Dohm in der Bekämpfung dieses Temperament-Fehlers, der bey mangelhafter Zucht in der Jugend sehr überhand genommen hatte, es so weit brachte, daß in der Folge nur selten noch Ausbrüche davon statt fanden, und gewöhnliche Beobachter unsern Dohm sogar zu den gelassenen, nicht leicht reizbaren Gemüthern zählten. Von seiner damaligen Reizbarkeit und leicht zur That schreitenden Heftigkeit möge folgender Vorfall zum Beweise dienen. — Ein ziemlich

angesehener Mann zu Cassel stand in dem Ruf, daß er seiner äußerst sanften, guten Frau nicht blos mit Worten hart begegne, sondern auch wol zu Thätlichkeiten gegen sie schreite. Dohm, der gegen Mauvillon schon zu mehrern Malen über die Barbarey des Mannes, ein sanftes ohnehin schon leidendes Wesen zu kränken, sich mit Wärme geäußert hatte, war eines Tages nebst einer ansehnlichen Gesellschaft in jenem Hause zum Abendessen eingeladen. Die Frau sizt vor dem Theetisch, auf ihrem Schooß ein liebliches Kind haltend, welches, indem es etwas zu erlangen strebt und darüber das Gleichgewicht verliert, auf den Tisch fällt und einige Verwirrung darauf anrichtet. Der Mann stürmt auf die erschrockene Frau mit geballter Faust ein; Dohm, dies gewahr werdend, springt hinzu, ergreift ihn bey der Brust und ruft laut: „Unmensch! wollen Sie „die arme Frau noch mehr betrüben!“ Leztere entfernt sich hierauf weinend, und der größte Theil der Gesellschaft zieht sich zurück. — Unstreitig spricht dieser Vorfall zugleich für Dohm's lebhaften Abscheu gegen Härte und Unbilligkeit; aber daß er damals in dessen Aeußerung gewisse Gränzen überschritt, ist wol nicht zu läugnen. Im spätern Leben war ihm schon ein heftiges, oder nur unüberlegt rasches Zufahren, selbst bey jüngern Personen, überaus zuwider.

Den Professor Runde schäzte Dohm sehr wegen seiner gründlichen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit, jedoch ward der Umgang mit ihm kein eigentlich freundschaftlicher, wie er es mit dem treflichen, gemüthvollen Georg Forster bald ward, über dessen spät Abends erfolgte Ankunft zu Cassel Dohm eine solche Freude hatte, daß er Mauvillon die Nachricht davon sogleich in Person verkündete,

ihn wieder zum Bette hinaus treibend mit den Worten: „Wie können Sie Sich dem Schlaf überlassen, da Georg „Forster hier ist!“

Sehr angenehm und aufmunternd war für Dohm, bey seiner Neigung Welt und Menschen von mehrern Seiten kennen zu lernen, die öftere Einladung zu dem edlen Schlieffen, in dessen Hause er manche ihm interessante Bekanntschaft machte. Als er den Münsterschen Minister von Fürstenberg, über den er seine Gesinnungen selbst in dem ersten Theil der Denkwürdigkeiten ausgesprochen hat, bey Schlieffen kennen gelernt hatte, schrieb er an Gleim: „In diesen Tagen lernte ich hier den Minister „von Fürstenberg kennen. Ein wirklich großer, edler „Mann, des Alterthums würdiger als des Münster„landes.“

Dohm hielt selbst seine Lage zu Cassel für eine glückliche, so weit ihm eine solche ohne Befriedigung seines Lieblingswunsches zu Theil werden konnte. Er schrieb darüber an Gleim, nachdem er einige Zeit in Cassel gewesen war: „Meine hiesige Situation ist vortreflich; ich „habe so viel Unabhängigkeit und Muße, als man nur „immer verlangen kann, wenn man seine Freiheit an einen „Fürsten verkauft. Täglich eine Stunde Unterricht — dieß „ist mein ganzes Geschäft. Aber ich strebe nach einer wei„tern Sphäre, nach einer andern als blos litterarischen „Thätigkeit.“ —

Den besondern Bedingungen und Wünschen gemäß, die Dohm bey Annahme seiner Stelle geäußert hatte, ward ihm im Frühjahr 1777 ein Urlaub von mehrern Wochen zu

einer Reise in die obern Rheingegenden bewilliget, und zugleich erhielt er auch einige Aufträge. Dohm machte diese Reise in Gesellschaft seines nachherigen Schwagers, des jetzigen Fürstlich Lippischen Kammerdirektors Helwing, mit dem er noch in Göttingen ein halbes Jahr zusammengelebt, und dort mit diesem an Lebhaftigkeit und vorzüglichen Talenten ihm ähnlichen jungen Manne eine freundschaftliche Verbindung geknüpft hatte, die später zu der innigsten Vertraulichkeit sich ausbildete. Zunächst ward Frankfurt am Mayn besucht, und von dort die Wanderung über Darmstadt durch die schöne Bergstraße auf Heidelberg, von hier aber weiter über Mannheim und Rastadt bis Straßburg fortgesezt, Gegenden, die später, vorzüglich die von Rastadt, eine besondere Merkwürdigkeit für Dohm erhielten. In Straßburg war, bey der Möglichkeit Paris in 48 Stunden erreichen zu können, der Wunsch sehr lebhaft, einen kurzen Besuch dort zu machen; allein der Ablauf des Urlaubs und, bey reiflicher Erwägung auch gewisse andre Gründe, nöthigten diesem Wunsche zu entsagen. Ein Hauptzweck der Reise bestand für Dohm in der Einsammlung von statistischen, ökonomischen und commerciellen Nachrichten und Kenntnissen. Zu dem Ende ward auch die von dem damaligen Markgrafen von Baden Karl Friedrich zu Kaiserslautern gegründete Kammeral-Schule besucht, die später als fünfte Fakultät nach Heidelberg versezt ward, wo sie manchen aber als das fünfte Rad am Wagen erschienen, und später wieder aufgehoben ist. Auch zur Anknüpfung von neuen Verbindungen und Bekanntschaften suchte Dohm die Reise zu benutzen. Zu den interessantesten damaligen Bekanntschaften rechnete er noch in seinen spätern Jahren die mit dem als ökonomi-

4

schen Schriftsteller verdienstvollen Medicus, und mit Dr. Jung, genannt Stilling, dessen Thätigkeit für diese irrdischen Gegenstände damals ausgezeichnet war. Ueber die Herrlichkeit der durchreiseten Gegenden, die mit einer Fülle von reizenden Naturschönheiten geschmückt sind, auch den Kenner der Vorzeit unaufhörlich zu Betrachtungen anregen, war Dohm, der noch nie so weit südlich gekommen war, ungemein erfreut. „Meine Reise — schrieb er an Gleim — „war in den herrlich„sten Theil unsers Deutschlands gerichtet, und in den „schönsten Monaten des Jahrs. Jenseit Frankfurt ist „ganz ein ander Land, ein andres Leben, andre Menschen „als diesseits. Nur daß Friedrich hier regiert, kann unsrer „nördlichen Hälfte ein Gegengewicht geben gegen die großen „Vorzüge, die die südliche voraus hat.“ —

Nach der Rückkehr erstattete Dohm, auf Schlieffen's Veranlassung, an den Landgrafen einen umständlichen ökonomisch-statistischen Bericht von seiner Reise, der so großen Beifall fand, daß der Fürst aus eigner Bewegung Dohm's Besoldung um 100 Thaler erhöhte. Da Dohm die Vortheile des Krappbaues als sehr groß geschildert und dabey zugleich geäußert hatte, daß dies Färbekraut ohne Zweifel auch im Hessischen mit Erfolg zu bauen seyn werde, so ertheilte ihm der Landgraf den Auftrag, eine Krap-Pflanzung in der Nähe von Kassel auf einem dazu angewiesenen Platze anzulegen. Diese Pflanzung ward unter Dohm's Aufsicht, nachdem er sich zuvor noch genauere Nachrichten über das zweckmäßigste Verfahren beim Bau dieses Krauts verschafft hatte, wirklich angelegt, das Resultat, welches jedoch erst nach Dohm's Abgange

von Kassel sich ergeben konnte, scheint aber den gehegten Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Hätte Dohm die sehr günstige Gesinnung, die sein Reisebericht in jeder Hinsicht bey dem Landgrafen für ihn bewirkt hatte, eifrig benutzen wollen; er würde höchst wahrscheinlich Erlaubniß und Unterstützung zu einer größern Reise, wozu große Neigung bey ihm entstanden war, und bestimmte Aufträge bekommen haben; allein er fand bey seiner nun schon auf den Preußischen Dienst gerichteten Absicht nicht für gut, sich zu sehr im Hessischen zu binden. In jener Absicht ward er durch eine gegen Ende des Jahrs 1777 ihm wider Erwarten gewordene Aussicht zu einer Anstellung in Berlin sehr bestärkt, und obwohl dieselbe nicht zur Erfüllung kam, wurde doch durch sie der heißeste Wunsch Dohm's seiner endlichen Erreichung näher gebracht. Wir geben zum bessern Verständniß mancher spätern Verhältnisse hier eine etwas umständlichere Nachricht davon.

Dohm erhielt im Spätherbst von dem Preußischen Staatsminister von Schulenburg ein Schreiben, worin dieser ihm meldete, wie er, in Erinnerung seines Wunsches dem Preußischen Staate seine Dienste zu widmen, ihn zum Lehrer für den zweiten Sohn des Prinzen von Preußen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II, in Vorschlag gebracht habe, und ihn zugleich aufforderte, sich schleunigst in Berlin einzufinden, weil es durchaus nothwendig sey, daß er dem Könige vorgestellt werde. Der Minister äußerte in seinem Briefe noch, wie eine solche Anstellung die beste Gelegenheit zur Befriedigung seiner Wünsche geben werde, jedoch unterließ er nicht, zugleich ausdrücklich zu bemerken, daß bestimmte Zusicherung in

Betreff der Lehrerstelle nicht ertheilt werden könne, indem der König sich selbst die Entscheidung vorbehalten habe, und daß wahrscheinlich ein Gehalt von 800 Thaler, dem gleich, den der Lehrer des ältesten Prinzen erhalte, mit der Stelle werde verbunden werden. Da Dohm in dem erforderlichen Urlaubsgesuch die wahre Veranlassung seiner Reise aus mehrern Gründen nicht füglich angeben konnte; so wurde Urlaub zu einer dringenden Reise in die Gegend von Magdeburg nachgesucht und ertheilt. In größter Eil, die kaum einige Stunden in Halberstadt bey Gleim verweilen ließ, und mit den schönsten Hoffnungen ward der Weg nach Berlin zurückgelegt. Um so schöner und belebender waren diese Hoffnungen, je weniger Dohm damals das eigentliche Geschäftsleben schon kannte, und je mehr die äußerlich bemerkbare Geschäftigkeit ihm als eine weithin Segen verbreitende Wirksamkeit erschien. Es ging Dohm wie es jungen Männern gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn sie voller Ideen über mögliche Verbesserungen zur Beförderung des Gemeinwohls sind, diese auch gern selbst in die Welt einführen möchten, aber das praktische Leben nur aus der Ferne, mit vorgefaßten, ihren Wünschen gemäßen Meinungen betrachtet haben. Auch hat die oft glänzende Außenseite des öffentlichen Lebens eigenthümliche Reize, in Vergleichung mit der meistens unscheinbaren Wirksamkeit des auf seine Studierstube und den Katheder beschränkten Gelehrten und Jugendlehrers. Bey Dohm hatten jedoch jene Reize, wie wir mit Ueberzeugung versichern können, nur wenig Gewicht; bey ihm überwog die edlere Ansicht, im Geschäftsleben sich mehr Verdienste um Beförderung des Guten erwerben, und nützlicher werden zu können, als es in der Laufbahn eines Jugendlehrers und bloßen Schrift-

stellers möglich schien, alle übrigen. So fest gewurzelt und verwebt mit den liebsten Neigungen war diese Ansicht, daß selbst die bald gemachten, und im fernern Leben noch oft wiedergekehrten, Erfahrungen vom Fehlschlagen der schönsten Erwartungen und wohl eingeleiteter Entwürfe sie nie ganz verdrängen, und aufgestiegene Zweifel daran nie auf die Dauer die Oberhand behalten konnten. Gewöhnlichen Menschen, die ihren Lebensberuf nicht selbstthätig bestimmen, nur selten einmal darüber nachdenken, und bey allen etwaigen Anstrengungen doch zuletzt immer nur Gemächlichkeit und ein geruhiges Leben als das eigentliche Ziel aller ihrer Bestrebungen im Auge haben, kann hier gar kein gültiges Urtheil zugestanden werden; Dohm hat sein langes, mühvolles Geschäftleben hindurch nie Anlaß gegeben zu der Meinung, daß eine andere als jene edlere Ansicht ihn bewogen habe, sich für das sogenannte praktische Leben zu bestimmen. — Doch zurück zu ihm nach Berlin! — In der Mitte Novembers dort angekommen unterrichtete er sofort den für ihn wohlgesinnten Büsching von Allem, was sich ereignet hatte. Dieser, mit den Verhältnissen in Berlin genau bekannt, sahe den Dohm gemachten Antrag mit ganz andern Augen an, und schilderte ihm, dem große Abhängigkeit jezt noch mehr als vordem zuwider war, seine mögliche Anstellung an dem Hofe des Preußischen Thronerben so abschreckend, daß nur die fast schwärmerische Neigung für den Preußischen Staatsdienst seinen Muth zur einstweiligen Annahme eines solchen Postens einigermaaßen aufrecht erhalten konnte. Bey dem Besuche, der dem Minister von Schulenburg gemacht werden mußte, ward dieser Muth noch auf eine harte Probe gestellt. Dohm wurde von dem Minister,

wie es in solchen Verhältnissen nicht selten geschieht, vornehm und kalt empfangen. Es wurde ihm bemerklich gemacht, daß sein französischer Styl — Dohm hatte auf das Schreiben des Ministers in französischer Sprache geantwortet — noch sehr der Verbesserung bedürfe, und man gab ihm zu verstehen, daß er, wenn die Wahl des Königs auf ihn fallen sollte, wohl thun werde, sich den Eltern des ihm zum Unterricht zu übergebenden Prinzen nicht zu sehr zu nähern, weil der König dies nicht gern sehen werde. Dadurch wurde Dohm's Muth, auf diesem Wege in den Preußischen Staatsdienst zu treten, fast ganz niedergeschlagen, und als er im Laufe der Unterredung noch erfuhr, daß der Minister von Schulenburg nur im Auftrage des Kabinetsministers Grafen von Finkenstein handle, indem Friedrich eigentlich von diesem die Auswahl und Anzeige einiger zu Prinzenlehrern sich eignenden jungen Männer verlangt habe; so erlaubte er sich einiges Bedenken über seine Tauglichkeit zu dem ihm zugedachten Posten zu äußern, wobey er jedoch nicht unterließ, sein brennendes Verlangen, baldmöglichst auf andre Weise in Preußische Dienste zu kommen, zu erkennen zu geben, und zugleich bat, daß dieser Anlaß dazu benuzt werden möge. Der Minister erwiederte hierauf, man könne den einmal gemachten Vorschlag nun nicht mehr zurücknehmen; in den nächsten Tagen werde der König ihm eine Audienz ertheilen und darauf dann die Entscheidung bald erfolgen.

Dohm machte nun auch den beiden Kabinets-Ministern, dem Grafen von Finkenstein und Herrn von Hertzberg, seine Aufwartung, und eilte, nach Berathung mit seinen Berliner Freunden, noch vor der ihm zu ertheilenden

Audienz seine Schrift: „Geschichte der Engländer und „Franzosen in Ostindien,“ zugleich mit einem Memoire in französischer Sprache, dem vorhin schon erwähnten Plan zur Wiederbelebung der Emdner Compagnie und des Preußisch-Ostindischen Handels, dem Könige überreichen zu lassen. Dies ward bewirkt, und Dohm, der im Herzen wünschte, daß er nicht so glücklich seyn möge, zum Prinzenlehrer erwählt zu werden, rechnete doch ziemlich sicher auf eine sonstige Anstellung. Er wurde auf den 24sten November zum Könige nach Potsdam beschieden. Ein Kabinetsrath unterrichtete ihn von dem, was bey der Audienz zu beobachten sey, und rieth insbesondere, sich nicht durch das Gebell der Hunde erschrecken zu lassen, sondern ruhig zu bleiben, und wenn der König winke, ziemlich nahe zu ihm hinanzutreten. Friedrich empfing Dohm, wie gewöhnlich, stehend, den Huth auf dem Kopfe. Er erwähnte des erhaltenen Memoires, sagte, daß die darin entwickelten Ideen gut gemeint, aber für Preußen nicht passend seyen, und sezte umständlich aus einander, wie ihm, dem Könige von Preußen, ein Regiment Soldaten wichtiger sey, als ein Kriegsschiff, dessen Kosten denen eines Infanterie-Regiments völlig gleich kämen. Der gedruckten deutschen Schrift Dohm's geschah gar keine Erwähnung. Als die Audienz etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, gab Friedrich, durch eine Bewegung seiner Hand gegen den Huth, das gewöhnliche Zeichen der Beendigung, worauf Dohm sich zurückzog (1). Am folgenden Tage erfolgte die schriftliche Ant-

(1) Die in der Abendzeitung vom J. 1822. Nr. 210 mitgetheilte Nachricht von dieser ersten und einzigen Vorstellung Dohm's bey Friedrich II ist völlig ungegründet.

wort, daß jezt keine für Dohm passende Stelle eröfnet sey, daß der König aber bey schicklicher Gelegenheit an ihn denken werde.

So war auch diese vielversprechende Aussicht zur Erreichung des Lieblingwunsches wieder verschwunden; Dohm verließ jedoch Berlin nicht ohne neue Hoffnung. Der Minister Hertzberg, der ihn kennen und schätzen gelernt hatte, äußerte den Wunsch, daß er ihm von Zeit zu Zeit schreiben möge, munterte ihn auch zur eifrigen Fortsetzung der historischen und statistischen Studien auf, und entließ ihn mit der Versicherung, für seine Anstellung an dem geheimen Archiv bey schicklicher Gelegenheit sorgen zu wollen.

Nach Kassel zurückgekehrt sezte Dohm hier seine gewohnten Beschäftigungen fort. Diese wurden noch dadurch etwas vermehrt, daß ihm in der neu errichteten Ecole militaire, an welcher der Freund Mauvillon mit dem Charakter eines Hauptmanns, und dem ihm angenehmen Recht zur Tragung der Militair-Uniform angestellt war, einige Unterrichtsstunden gegen eine angemessene Gehaltserhöhung übertragen wurden. Die von Amtsgeschäften freye Zeit ward zu litterarischen Beschäftigungen verwendet. Zu den früher schon erwähnten schriftstellerischen Arbeiten kam eine neue hinzu, die Sammlung und Herausgabe von Materialien für die Statistik und neuere Staaten-Geschichte, von welcher Zeitschrift während Dohm's Aufenthalt in Kassel zwey Lieferungen erschienen, die mit Beifall aufgenommen wurden, und seinen Namen in einem noch größern Kreise, als seine frühern Schriften bekannt mach-

ten. Als Mitglied der von dem kunstliebenden Landgrafen gestifteten Société des Antiquités hielt Dohm in dieser Gesellschaft auch einige Vorlesungen. Damit den Versammlungen dieses Vereins, in welchen der Fürst selbst den Vorsitz führte, es an Glanz und einer gewissen Größe nicht fehle, waren alle Minister, die angesehensten Hofleute und fast jeder Bewohner Kassels von einigem litterarischen Ruf darin aufgenommen, so daß die Gesellschaft nicht lange nach ihrer Stiftung schon 60 Mitglieder zählte. Wöchentlich ward eine Zusammenkunft in einem der Zimmer des Schlosses gehalten; der Fürst hatte seinen Sitz auf einer Erhöhung unter einem Baldachin; beständiger Sekretair war ein Franzose, der Marquis de Luzet, Vorleser und gelehrter Gesellschafter des Landgrafen. Nach den in französischer Sprache abgefaßten Gesetzen der Gesellschaft sollten auch alle Abhandlungen in dieser fremden Sprache abgefaßt werden, aus leicht zu denkenden Gründen ward aber hierauf nicht sehr strenge gehalten. Als dreyßig Jahre später dasselbe Zimmer, in welchem diese Gesellschaft sich versammelte, zu den Staatsraths-Versammlungen des Königreichs Westphalen diente, erinnerten sich manche Mitglieder dieses Staatsraths noch sehr lebhaft, mit welchem Widerwillen schon früher, auf Anordnung eines deutschen Fürsten, hier war Französisch geredet worden. Von den kleinlichen selbst für die damalige Zeit beschränkten Ansichten, die bey manchen Mitgliedern dieser bunt zusammengesezten Antiquitäten-Gesellschaft statt fanden, ist in Dohm's Briefen an Gleim folgende ergötzliche Anekdote enthalten. „Als einst der Landgraf, „unser durchlauchtigster Präsident und bisher noch der „fleißigste Vorleser, sagte: eine Lobrede auf den größten

„Antiquar unsrer Zeit solle die Preisaufgabe seyn, und „dann fragte, wer diesen Namen verdiene? so antwortete „unser Secrétaire perpetuel, — ein Franzos, der keine „Sylbe Deutsch versteht, —: ah! c'est Winkelmann, „und eins unsrer Mitglieder (der Pr. . . . P. . . .) be„merkte im Stillen, daß es doch nicht erlaubt sey, auf ei„nen von unsrer ächten lutherischen Lehre Abgefallnen ei„nen Preis zu setzen, daß aber leider unser erhabner Prä„sident in eben dem Falle sey. — Sehen Sie — sezt Dohm seiner Erzählung hinzu — „aus dieser Anekdote „können Sie schon den esprit unsrer Société erkennen!" — Angenehm war die von dem Fürsten eingeführte Sitte, daß jeder durchreisende Fremde von einiger Bedeutung, wenn er grade am Versammlungstage in Kassel war, zu der Sitzung eingeladen wurde; dies gab zu manchen interessanten Bekanntschaften Veranlassung. Dohm kam auf diese Weise zuerst in eine nähere Berührung mit dem Kurmainzischen Statthalter zu Erfurt, Herrn von Dalberg, nachherigem Fürst-Primas und Großherzog von Frankfurt, der schnell ein so besonderes Vertrauen zu ihm faßte, daß er ihn ersuchte, ihm monatlich eine Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse zu entwerfen, und seine eigenen Bemerkungen und Ansichten hinzuzufügen. Die Sendungen geschahen durch einen Herrn von Groschlag, vormaligen Mainzischen Minister, der, entlassen bey dem Regierungsantritt des lezten Kurfürsten, zu bewirken gewußt hatte, daß er zum Französischen Residenten im Oberrheinischen Kreise ernannt war. Für Dohm war eine solche Beschäftigung sehr angenehm, und zugleich überaus nützlich; sie gewöhnte ihn zu sorgfältiger Beachtung der politischen Ereignisse und schärfte seinen Blick, wie denn überhaupt

für tüchtige Bildung nichts wichtiger ist, als frühe Uebung in Beurtheilung von Thatsachen und von im wirklichen Leben vorkommenden Fällen, weil nur dadurch das an sich todte Wissen ein lebendiges und fruchtbares wird.

Die Bekanntschaft, die Dohm auf seiner vorhin erwähnten Reise mit dem Hessen-Darmstädtischen Geheimen Rath von Moser gemacht hatte, gab Anlaß, daß dieser ihm im Jahr 1778 die Aussicht zu einer Stelle in der Oberland-Commission zu Darmstadt eröfnete, und Dohm scheint, nach Moser's Briefen zu urtheilen, auch nicht abgeneigt gewesen zu seyn, darauf einzugehen; allein die damaligen Zeitumstände, die einen längern Krieg zwischen Preußen und Oesterreich befürchten ließen, verhinderten Moser die gemachte Hoffnung zu erfüllen. Um diese Zeit, wo Dohm im Herzen sich eigentlich schon dem Preußischen Staatsdienste bestimmt hatte, und in einem ziemlich lebhaften Briefwechsel mit dem Minister von Hertzberg stand, geschah ihm, was wol ein sonderbarer Zufall genannt werden mag, eine Anfrage, ob er geneigt sey in Oesterreichische Staatsdienste zu treten. Es ward ihm von dem Hofrath von Gebler und einem Herrn von Daube oder Taube, unstreitig nicht ohne höhere Veranlassung, die Aussicht zu einer Anstellung in der Geheimen Staatskanzley zu Wien eröfnet, durch welche für solche, die von Auswärts in Oesterreichische Dienste gerufen werden, wie es z. B. auch mit Joh. Müller der Fall war, gewöhnlich der Weg zu weiterer Beförderung geht. Allein bey Dohm war, abgesehen davon daß die Religionsänderung zu einer wesentlichen Bedingung gemacht wurde, aus mehrern Gründen damals eine so entschiedene Abneigung gegen

eine Anstellung im Oesterreichischen, insbesondere bey dem entstandenen Zwiespalt mit Preußen wegen Bayern, daß er sich [illegible] ablehnend erklärte, jedoch unterließ er nicht, dem Minister Hertzberg, der ihm bisher schon immer [illegible] in dem Bayerischen Erbfolgestreit gegen Oesterreich [illegible] Deductionen mitgetheilt hatte, von dem [illegible] Nachricht zu geben. Theils jene Mittheilungen, [illegible] mit dem Wunsche begleitete, daß Dohm [illegible] die Sache [illegible] möge, theils das eigne [illegible] an dieser alle denkenden und patriotischen [illegible] Begebenheit nahm, nebenbey [illegible] dem Minister sich zu empfehlen, veran[illegible] Schrift: „Geschichte des Baieri[illegible] Erbfolgestreits nebst Darstellung der [illegible] im Jenner 1779," die ohne [illegible] jedoch nur Fragment geblieben ist. [illegible] Streit hörte nämlich das nahe Interesse [illegible] Hertzberg selbst zu großer Behutsam[illegible] mindermächtiger Fürst gegen etwaige Ver[illegible] wohl schützen könne, und überdem machte [illegible] Krankheit Dohm's die baldige Fort[illegible] Schrift unmöglich. Auch diese Krankheit war [illegible] im Anfange des Göttinger Aufenthalts, [illegible] Anstrengung, denn Dohm wußte, [illegible] Jugendkraft, nicht Maaß zu halten in der [illegible] wenn er sich vorzüglich aufgelegt fühlte, [illegible] und bis tief in die Nächte, am [illegible].

Nach völliger Herstellung machte er eine Erholungs[illegible] Vaterstadt, wo er sich mit der ältesten Toch-

ter des schon öfter erwähnten Buchhändlers und Burgemeisters Helwing, Namens Anna Henriette Elisabeth, seiner jezt noch lebenden Wittwe, verlobte, und dadurch nun noch mehr Anlaß erhielt, eine baldige seiner Neigung gemäße Anstellung zu wünschen; denn in Kassel sollte, bey dem feststehenden Entschlusse dort nicht zu bleiben, kein doch bald wieder zu veränderndes Hauswesen eingerichtet werden. Als Herzberg indeß immer noch zögerte, die gegebne Zusicherung zu erfüllen, that Dohm einen Schritt, der zugleich von seiner Ungeduld in eine ihm angenehme öffentliche Thätigkeit, selbst mit Aufopferung, zu kommen, und von seiner Vorliebe für den Preußischen Staat einen Beweis giebt. „Ich habe, — so schrieb er im May 1779 an Gleim — „um je eher je lieber in „die Dienste des Königs zu kommen, vor einigen Wochen „an den Herrn Minister von Herzberg geschrieben, „daß ich auch mit einem Verlust von 200 Thaler kommen, „und vorerst mit den vakanten 400 Thalern zufrieden seyn „wollte, falls ich nur dabey gewisse Versprechungen eines „baldigen Avancements erhielte. Hierauf erwarte ich nun „Antwort. Ich habe hierdurch eine hinlängliche Probe „meiner Begierde, in Dienste des Königs zu kommen, abgelegt, und wenn es nach dieser nicht geschieht, muß „ich leider den Gedanken ganz aufgeben." — Es verflossen indeß noch einige Monate, ehe Dohm's Wunsch, nach öfterm Hin- und Herschreiben, in Erfüllung ging, und es trat sogar noch einmal einige Ungewißheit deshalb ein. Im July 1779 übersandte nämlich der Minister von Herzberg mit einer Vertraulichkeit, die für Dohm, der damals noch unbekannt mit manchen Schwächen des berühmten Mannes war, nicht anders als schmeichelhaft

seyn konnte, ihm die Abschrift eines für seine Anstellung entworfenen Berichts nebst den Bemerkungen, die der erste Kabinetsminister, Graf von Finkenstein, dazu gemacht hatte. Dieser hatte die Absendung des Berichts an den König abgerathen, aus Gründen, die von Friedrich's großer Aufmerksamkeit auf die kleinsten Umstände zeugen. Graf Finkenstein besorgte nämlich, daß der König diejenigen 200 Thaler des für Dohm vorgeschlagenen Gehalts, die aus der Legations-Kasse erfolgen sollten, ganz einziehen möchte, weil er kürzlich die Bezahlung der Schulden dieser Kasse abgeschlagen habe, und nun darüber verwundert seyn werde, daß noch ein vakanter Gehalt bey ihr vorhanden sey. — Fast zu gleicher Zeit mit dieser vertraulichen, aber niederschlagenden Eröfnung Hertzberg's, erhielt Dohm von Erfurt her die Aufforderung, den durch Meusel's bevorstehenden Abgang erledigt werdenden Lehrstuhl der Geschichte einzunehmen, wobey ihm der Statthalter von Dalberg zugleich versichern ließ, daß er bey schicklicher Gelegenheit auch für eine praktische Anstellung, die mit der akademischen verbunden werden könne, sorgen werde. Dohm erwähnte dieses Rufs in seiner Antwort an Hertzberg mit der Bemerkung, daß seine Wünsche, wenn er auch jezt etwa genöthigt seyn sollte, jenem Ruf zu folgen, immer auf den Preußischen Dienst gerichtet bleiben würden. Allein noch ehe von Erfurt auf einige Anfragen die verlangte nähere Auskunft eingegangen war, erhielt Dohm endlich von Berlin Gewißheit über eine Anstellung, die für einen jungen Mann von seiner Art, nach jetzigem Maaßstabe und in Vergleichung mit manchen plötzlichen Erhebungen in unsrer Zeit, Vielen gewiß sehr klein und fast unangemessen erscheinen dürfte, auch wirklich

nur einem so enthusiastischen Verehrer des großen Königs annehmlich seyn konnte. Dohm ward zum Geheimen Archivar mit 500 Thaler Gehalt und dem Titel Kriegsrath ernannt. Hertzberg gab ihm von der vom Könige ertheilten Genehmigung, noch vor der amtlichen Ausfertigung der Ernennungsurkunde, sogleich Nachricht unter Versicherungen, die seine eigene Freude darüber deutlich ausdrückten. Die Mittheilung dieser Nachricht an Mauvillon veranlaßte eine so rührende und für die beiden Freunde so sprechende Scene, daß wir deren Schilderung nach der Erzählung eines Augenzeugen hier nicht unterlassen zu dürfen glauben. Als nämlich Dohm eines Nachmittags mit freudestrahlendem Gesicht in Mauvillon's Zimmer tritt, ihm entzückt zurufend: „es ist nun entschie„den, ich gehe nach Berlin!" und lezterer ihm darauf, bey angefangener Vorlesung des Briefs, mit Thränen im Blick sagt: „ich bleibe einsam zurück!" — erblaßt Dohm plötzlich, seine Freude ist dahin, und er theilt unter Thränen nur den Schmerz Mauvillon's über die bevorstehende Trennung. — Die wirkliche Trennung beugte diesen sehr tief. „Dieser Abschied — sagt sein Biograph „im ersten Theil des Schlichtegrollschen Nekrologs vom Jahr 1794, wo Dohm's Abgang nach Berlin aber irrig in das Jahr 1781 gesezt ist — „erschütterte Mau„villon so sehr, daß ihn seine sonst gewohnte Standhaf„tigkeit verließ. Für Niemanden zeigte er späterhin wie„der eine so zärtliche Freundschaft." — Dohm blieb ihm auch in der Entfernung ein treuer Freund, der sich in Anerkennung und Festhaltung des Edlen in Mauvillon's Charakter durch manche excentrische Ansichten und ungefügige Eigenthümlichkeiten nicht irre machen ließ.

Nach Erfurt gab Dohm sogleich Nachricht von der in Berlin ihm gewordenen Anstellung, und dankte zugleich für die ihm angetragene Professur. Herr von Dalberg schrieb ihm hierauf mit eigner Hand: „Nun haben Sie „eine Laufbahn, die Ihrer würdig ist, auf der Sie bey Ih„rer großen Thätigkeit und ausgebreiteten Kenntnissen, „und Ihrem so richtig denkenden Kopf mit Riesen-Schrit„ten vorangehen werden. Ich habe mich darüber herzlich „gefreut. Wäre meine Freundschaft nicht ohneigennützig, „so würde ich noch mehr bedauern, daß ich nunmehro al„ler Hoffnung entsagen muß, Sie hier zu besitzen.“

Die ausgefertigte Ernennungsurkunde (2) erhielt Dohm erst im Anfang Oktobers, und Hertzberg meldete ihm bey deren Uebersendung zugleich, daß der König sehr willig und gnädig die sonst gewöhnlichen Chargen- und Stempel-Jura, „die — so schreibt er wörtlich — ein „paar hundert Thaler ausgemacht haben würden,“ erlassen, auch sogar 200 Thaler Reisegelder bewilliget habe, welches sonst in dem Preußischen Dienst eben nicht gewöhnlich sey. Die nun nachgesuchte Dienstentlassung zu Kassel wurde Dohm in der üblichen Art ohne Schwierigkeiten ertheilt; er reiste Ende Oktobers nach Berlin ab, den Weg über Halberstadt und Magdeburg nehmend, wo an beiden Orten den dortigen Freunden, an dem er-

a) Zum Beweise, mit welcher fast hausväterlichen Berücksichtigung individueller Umstände und Verhältnisse, und mit welcher Förmlichkeit zugleich diese Urkunde über eine nicht bedeutende Anstellung abgefaßt ist, theilen wir in der Beilage I. einen getreuen Abdruck derselben mit.

stern vorzüglich Gleim, und an lezterm Diez, einige Tage gewidmet wurden. Mit leztern war Dohm während seines Aufenthalts zu Leipzig und zu Berlin in den Jahren 1773 und 1774, noch ehe sie sich persönlich kennen gelernt hatten, durch Briefwechsel und gemeinschaftliche litterarische Arbeiten in eine freundschaftliche Verbindung gekommen, die durch die persönliche Bekanntschaft noch fester wurde, und bis zum Tode fortdauerte, obgleich in spätern Jahren manche Ansichten und Meinungen der Freunde über die höchsten Angelegenheiten sehr verschieden waren. Wir werden in unsrer Erzählung auf Diez zurückkommen und dann noch Mehreres von ihm sagen.

IV.

Aufenthalt in Berlin vom Ende des Jahrs 1779 bis zur Mitte von 1786.

Um die Mitte Novembers kam Dohm in Berlin an mit Empfindungen und Hoffnungen erfüllt, wie sie nach so anhaltenden, fast hartnäckigen Bemühungen für Erreichung des nun errungenen Ziels, oder eigentlich nur der ersten, und einer ziemlich untern, Stufe in der selbst erwählten Lebensbahn, natürlich seyn mußten. Noch im Greisesalter belebte sich Dohm's Blick bey lebhafter Erinnerung an diese Zeit, wodurch angenehme Gefühle wieder aufgefrischt wurden und ein reiches Leben sich vor ihm aufschloß, aber nur auf Augenblicke, denn die Bilder der Phantasie verschwanden bald vor der herantretenden Wirklichkeit, die auch damals schon nicht lange rosigte Ansichten gestattete. — Nach seiner Vereidung hatte Dohm kaum die ersten bey ungewohnter Beschäftigung etwas beklemmenden Tage hinter sich, als sich plötzlich die Kunde verbreitete von Friedrich's gewaltsamem Verfahren gegen einige Staatsbeamte, unter denen einer vom höchsten Range, in der bekannten Müller Arnoldschen Sache, und zu sehr ernsten nicht eben erfreulichen Betrachtungen Anlaß gab. „Diese Begebenheit — sagt Dohm selbst in seinen Denkwürdigkeiten (Th. I. S. 274) — „machte einen betäu-

„benden Eindruck in der Hauptstadt und im ganzen Lande.
„Man fühlte mit Schrecken, daß man unter einem Herr„scher lebe, der nach Willkühr und augenblicklicher Laune „zu handeln fähig sey, und den jezt nichts mehr zurückzu„halten scheine, da er die richterliche Würde nicht mehr „achte und auf Vorstellungen und Gründe seiner einsichts„vollsten Staatsdiener nicht höre." — Daß Dohm diese Empfindungen und Ansichten theilte, ist keinem Zweifel unterworfen; wir enthalten uns aber hier noch Mehreres von jenem Ereigniß zu erzählen; wer sich näher davon unterrichten will, findet in dem erwähnten Theile der Denkwürdigkeiten, und in der dabey befindlichen Beilage C, welche die Aktenstücke über die Müller Arnoldsche Rechtssache mittheilt, die vollständigste Belehrung.

Dohm's amtliche Geschäfte waren eigentlich, wie aus der Ernennungsurkunde erhellet, die eines Registrators beim Geheimen Hauptarchiv; es war ihm das Schlesische, Westpreußische und Ostfriesische Archiv anvertrauet, wobey es sehr viel zu thun gab, weil bis dahin noch niemals ein eigner Registrator für dasselbe angestellt gewesen, und insbesondere das Schlesische noch nicht völlig geordnet war. Diese sehr mühsame Arbeit unternahm Dohm mit einem Eifer, wovon im Geheimen Archiv zu Berlin ein ansehnlicher Foliant, die Anlage eines Repertoriums vom Schlesischen Archiv enthaltend, noch jezt Zeugniß giebt. Da zu diesem Zweck alle Akten genau durchgesehen werden mußten, so erwarb sich Dohm eine gründliche Kenntniß von dem Inhalt derselben, wie er dies selbst in der Vorrede zum ersten Theil seiner Denkwürdigkeiten bemerkt hat. Als er einige Zeit in Berlin gewesen war, schilderte er

Gleim seine Lage folgendermaaßen. „Meine Arbeit ist „weitläuftig und fordert viele Zeit, aber sie ist mir ange„nehm, und wird mir besonders durch die ganz ausneh„mende Gnade des vortreflichen Ministers von Hertzberg „noch mehr erleichtert. Zweimal in der Woche arbeite ich „gewöhnlich in seinem Hause, und werde von ihm selbst „in der Behandlung der Geschäfte unterrichtet. Außer„dem giebt er mir alle Sachen, welche bey unserm Depar„tement vorkommen, zu lesen, wodurch ich denn sehr bald „in die Routine kommen und unsre politischen Verhältnisse „hinlänglich kennen lernen werde.“ — Bey den Worten „unserm Departement“ ist hier das der auswärtigen Angelegenheiten zu verstehen, denn Hertzberg beschäftigte Dohm zugleich in diesem, und hatte die Ernennungsurkunde absichtlich, wie er selbst bey ihrer Uebersendung Dohm bemerklich machte, so abgefaßt, daß diese Abweichung von der Regel darnach zuläßig war. Seiner amtlichen Stellung nach hatte Dohm mit dem Geschäftskreise des Kabinets-Ministeriums, welchem damals zwey Minister, der Graf von Finkenstein und Hr. von Hertzberg, vorgesezt waren, fast gar keine Berührung; allein der leztere theilte ihm nicht nur fast alle eingehenden Sachen, insbesondere die Berichte der auswärtigen Gesandten mit, aus denen Dohm sich in der ersten Zeit, um bald einen Ueberblick zu gewinnen, Auszüge machte, die zum Theil noch vorhanden sind, sondern er gab ihm sogar nach einigen Monaten auch Vorträge und Arbeiten, wodurch er ihn in der That über die ihm eigentlich angewiesene Sphäre erhob, und mit den vortragenden Räthen, von Marconnay und von Steck, im Wesentlichen auf Eine Linie stellte. Diese ungewöhnliche Begünstigung konnte

indeß, wie alles Unregelmäßige und Gesetzwidrige, zunächst nicht ohne üble Folgen bleiben, die aber nicht Hertzberg, sondern Dohm trafen. Schon die Berufung eines Fremden, der nicht von unten herauf sich emporgearbeitet hatte, war Vielen misfällig; denn obgleich die Stelle, die Dohm ertheilt worden, als eine neue anzusehen war, und er also Niemand in den Weg trat, so hatte es doch nicht an Bewerbern gefehlt, die ein näheres Recht als der Fremdling darauf zu haben glaubten. Als man nun aber gar sahe, mit welcher Leichtigkeit der Ankömmling über Schwierigkeiten hinwegschritt, womit Andere sich Jahre lang hatten plagen müssen, und wie er durch mitgebrachten Ruf, der schon größer war, als er in den Mühseligkeiten des untern Dienstlebens erworben werden mag, seine Amtsgenossen überstrahlte, durch die besondere Zuneigung, die der Minister ihm bewies, aber zu etwas Höherm aufzustreben gleichsam berechtiget wurde; da entstand Neid, der, wenn er nicht schaden kann, doch wehe zu thun sucht, und durch die Voraussetzung, daß der für einen Gegner gehaltene Beneidete gleiche Gesinnungen hege, leicht zu den kränkendsten Auftritten Veranlassung giebt. Dohm wußte zwar mit seiner frohen Laune und seinem gutmüthigen Wesen immer das beste Vernehmen im Aeußern zu erhalten, und der gesellige Verkehr war so freundlich und lebhaft, wie es unter Collegen sich ziemt; aber im Innern waren ihm diese häßlichen Verhältnisse, die er im Universitätsleben gefürchtet und zu vermeiden gesucht hatte, sehr zuwider, und für die Zukunft konnten sie ihm Besorgnisse einflößen. In einer etwas spätern Zeit äußerte sich Dohm darüber gegen einen andern Freund als Gleim, dem er eine getreue Schilderung seiner Lage in Berlin zu geben

sich veranlaßt fand, in folgender Art; „Die Begünsti-
„gung, welche ich als Fremder erfahren, hat mir viele
„Neider und Feinde erregt, die ich durch nichts versöhnen
„kann. Jezt können sie mir zwar nicht schaden; aber
„mein Hauptbeförderer kann sterben, und dann ist es sehr
„möglich, daß ich zurückgesezt und gequält werden dürfte.
„Ich gestehe sogar, daß dieses einen Grad von Wahrschein-
„lichkeit hat, da dieser Fall, nach dem Laufe der Natur,
„eher eintreten kann, als die Vakanz, von der ich vorher
„redete. Wenn ich gleich den Grundsatz habe, mich nie
„wegen der Zukunft zu quälen, und auch mir auf alle
„Fälle Kräfte genug zutraue, so ist doch die Aussicht un-
„angenehm, da ich für meine jetzige wirkliche Arbeit, die
„künftige bessere Belohnung abgerechnet, nicht genug be-
„zahlt werde.“ —

Hertzberg hatte an Dohm's unermüdlicher Arbeitsamkeit, eine Eigenschaft, die er selbst in hohem Grade besaß, große Freude, und ergrif in der ersten Zeit gern jede Gelegenheit, ihn auch bey dem Könige, wenn sich eine schickliche Veranlassung ergab, in Erinnerung zu bringen. So schlug er ihn, als Friedrich den Wunsch äußerte, daß seine eigentlich an Hertzberg gerichtete Abhandlung de la littérature allemande etc. ins Deutsche übersezt werden möchte, zu dieser Arbeit vor. Der König genehmigte dies und bezeigte seine Zufriedenheit mit der Uebersetzung. — Kaum war ein halbes Jahr seit Dohm's Anstellung verflossen, als sein Gehalt von 500 auf 800 Thaler erhöht, ihm aber dagegen nun auch zur Pflicht gemacht wurde, nicht nur in dem Ordnen des ihm angewiesenen Theils vom Geheimen Archiv mit verdoppeltem

Fleiße fortzufahren, sondern vorzüglich auch bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, aus dessen Kasse die Gehaltserhöhung angewiesen worden, Alles, was ihm werde aufgetragen werden, zu besorgen, insbesondere Auszüge aus den Akten, Deduktionen und dergleichen Aufsätze anzufertigen. Hertzberg benuzte diese Gelegenheit, um die bisherige ungewöhnliche Beschäftigung Dohm's in seinem Departement zu einer pflichtmäßigen, und jede gegen ihn selbst deshalb vielleicht einmal zu erhebende Beschwerde unmöglich zu machen.

Bald nach dieser Verbesserung seiner äußern Lage erbat sich Dohm, im Anfang May 1780, einen mehrwöchentlichen Urlaub, um in seine Vaterstadt zu reisen und dort seine Heirath zu vollziehen. Da man um diese Zeit zu Berlin schon Kunde hatte von den Bemühungen des Wiener Hofes, den Erzherzog Maximilian, jüngsten Sohn der Kaiserin Maria Theresia, zum Coadjutor im Erzstift Cöln und im Bisthum Münster wählen zu lassen; so erhielt Dohm Auftrag, bey Gelegenheit seines Aufenthalts in Westphalen möglichst genaue Erkundigungen über die eigentliche Lage dieser Wahlangelegenheit, vorzüglich im Bisthum Münster, einzuziehen und darüber Bericht zu erstatten. In dem ersten Bande der Denkwürdigkeiten — Kap. 7. S. 295 bis 378 — hat Dohm selbst von der Ausführung dieses Auftrags, und überhaupt von dem Verfahren bey der damaligen Coadjutorwahl zu Münster eine so ausführliche und zugleich in allem Betracht so anziehende Schilderung gegeben, daß wir, an die Quelle verweisend und um Wiederholung zu vermeiden, uns hier nur darauf beschränken, noch einiges Besondere über

Dohm's persönliche Verhältnisse bey diesem ersten größern Geschäft auf seiner kaum begonnenen diplomatischen Laufbahn mitzutheilen.

Dohm that die ersten etwas gewagten Schritte in dieser Sache lediglich in Gemäßheit eines mündlichen Auftrags vom Minister Hertzberg. Dieser, nicht befriedigt durch die Berichte des General-Lieutenants von Wolffersdorf zu Hamm, der bis dahin allein Nachrichten über die Oesterreichischen Bemühungen zu Münster gegeben hatte, und die Ungeneigtheit des Königs zu außerordentlichen Ausgaben kennend, hatte Dohm die größte Aufmerksamkeit auf diese Wahlangelegenheit empfohlen, und selbst zu einer Reise nach Münster, wenn die Umstände sie nöthig machen sollten, gerathen, so wenig paßlich auch die Urlaubszeit zu solcher Verwendung war. Der erste Kabinetsminister, Graf von Finkenstein, war von diesem leztern Anrathen Hertzberg's nicht unterrichtet. Dohm erfuhr zu Lemgo bald, daß die Verhandlungen zu Münster schon weiter gediehen seyen, als man zu Berlin glaubte; da er jedoch ganz zuverläßige Nachrichten nur in Münster selbst einziehen konnte, überdem auch der ihm von Kassel her persönlich bekannte Münstersche Minister von Fürstenberg, das Haupt der Oesterreichischen Gegenparthey und selbst Bewerber um den bischöflichen Stuhl, schriftlich den Wunsch geäußert hatte, daß Dohm nach Münster kommen möge; so reiste er mit dem Vorsatz, dort einen oder zwey Tage zu verweilen, Ende Mays, etwa 14 Tage nach seiner Verheirathung, von Lemgo ab, in der Meinung, dem Gönner Hertzberg seinen grossen Diensteifer nicht besser beweisen zu können. Fürsten-

berg überzeugte ihn bald, daß ohne einen rascheren und kräftigern Betrieb der Verhandlungen von Preußischer Seite der Oesterreichische Plan ohnfehlbar gelingen werde. Er bewog Dohm, nicht allein in Münster zu bleiben, sondern wußte ihn sogar zu bereden, bey der Uebergabe eines an das Domcapitul gerichteten Königlichen Schreibens, welches der Herr von Wolffersdorf dem Dombechant durch einen nach Münster abgeschickten Lieutenant, Baron von Schenkendorf, einhändigen ließ, als Begleiter des leztern, ohne dazu eine Bevollmächtigung zu haben, mit zugegen zu seyn. Dohm zeigte dies Alles in einem umständlichen Berichte an, insbesondere auch die Aeußerungen des Dombechant über das Königliche Schreiben, dessen Aechtheit von dem hochwürdigen Herrn aus manchen zum Theil sonderbaren Gründen, unter andern auch, weil ihm die Handschrift des großen Königs unbekannt sey, in Zweifel gezogen worden, und erwartete nun, nebst Dank für seine gründlichen Nachrichten und außerordentlichen Bemühungen, eine nähere Anweisung über das weitere Verfahren in der Sache. Wie groß war aber sein Erstaunen und sein Verdruß, als ihm, in Abwesenheit des Ministers Hertzberg, von dem Grafen von Finkenstein, der, wie schon gesagt, von dem mündlichen Auftrage seines Collegen nichts wußte, die höchste Misbilligung seines Betragens zu erkennen gegeben, er jedoch zugleich angewiesen wurde, einstweilen in Münster zu bleiben und ferner Berichte zu erstatten. Dohm war nun in einer sehr unangenehmen Lage und in großer Gefahr, seine erste Probe in einem größern Geschäft übel ablaufen zu sehen, der ganz unerwünschten längern Trennung von den Seinigen nicht einmal zu gedenken. Er rechtfertigte sich indeß völlig, in-

dem er bewies, daß er ganz den vorhandenen Umständen angemessen gehandelt habe, und die bald erfolgte Rückkehr Hertzberg's verwandelte plötzlich die bisher ungünstige ministerielle Ansicht seines Benehmens in die entgegengesetzte, wie sich denn überhaupt in der bewegten wirklichen Welt die Extreme meistens näher sind, als man gewöhnlich glaubt. Zu seiner völligen Genugthuung, für die Sache selbst jedoch zu spät, ward Dohm in einiger Zeit sogar mit einer förmlichen Bevollmächtigung versehen, wie dies auch von ihm selbst in den Denkwürdigkeiten bemerkt worden ist. Bis dahin war er nebst dem Herrn von Schenkendorf in der Besorgniß, als Leute, die sich unbefugter Weise in fremde Angelegenheiten mischten, behandelt, auf Betrieb der mächtigen Oesterreichischen Parthey des Domcapitels arretirt, der Papiere beraubt und vielleicht gar aus Münster verwiesen zu werden. Als an der Erwählung des Erzherzogs Maximilian nicht mehr gezweifelt werden konnte, verließ Dohm (am 6ten August) Münster, wo er zu seiner großen Freude die persönliche Bekanntschaft des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, der später einer seiner vertrautesten Freunde ward, und, durch Fürstenberg's Vermittlung, auch die der geistvollen Fürstin Gallitzin gemacht hatte. Aber zu den Seinigen zurückzukehren war Dohm noch nicht vergönnt. Er hatte in Münster von seiner Arbeitsamkeit, von seiner richtigen und eindringenden Beurtheilung, und von umsichtiger Geschäftsführung solche Beweise gegeben, daß ihm, mit Genehmigung des Königs, der ehrenvolle Auftrag ertheilt ward, die befürchtete, wenn gleich jezt noch entfernte Wahl eines Oesterreichischen Prinzen zum Coadjutor in den Bisthümern Paderborn und Hildesheim durch Unter-

handlungen zu Hannover, Hildesheim und Paderborn, zu denen er in förmlichster Art bevollmächtiget worden war, zu verhindern. Seine Bemühungen hatten den glücklichsten Erfolg, wie Dohm selbst in dem vorhin angeführten Theil seiner Denkwürdigkeiten erzählt hat. Hier erwähnen wir nur noch, daß von dem Hannöverschen Ministerium, in der amtlichen Antwort nach Berlin auf Dohm's Beglaubigungs-Schreiben, ihm das Zeugniß gegeben wurde, er habe das Anbringen mit rühmlicher Geschicklichkeit ausgerichtet.

So gewann denn der erste Versuch eignen Auftretens in sogenannten diplomatischen Geschäften für Dohm ein günstiges Ende, jedoch können wir eine Unannehmlichkeit ganz eigner Art hier nicht unerwähnt lassen, die ziemlich lange dauerte, und das Drückende des mancherley andern Unangenehmen nicht wenig vermehrte. Es hatte nämlich bey der unendlichen Schreiberey in Münster, indem Dohm, neben der fast täglichen Berichterstattung nach Berlin, auch noch eine lebhafte Correspondenz mit den Preußischen Gesandten von Emminghaus zu Cöln, und von Thulemeyer im Haag führen mußte, von der nahen Kriegs- und Domainen-Kammer zu Hamm ein Canzlist erbeten werden müssen, unter der, sich von selbst schon verstehenden, Bedingung einer angemessenen täglichen Belohnung. Als nun deshalb Bericht erstattet und zugleich auch der eignen Entschädigung dabey erwähnt ward, erfolgte darauf von Hertzberg in einem Privatschreiben folgende wörtliche Erwiederung: „Es ist freilich zu bedauern, daß der hier herrschende Oekonomie-Geist mich „bisher nicht in Stand gesezt, für Ew. Wohlgebohrnen,

„den Herrn von Schenkendorf und den zu Ihnen „berufenen Canzellisten in Ansehung der wohl gebühren„den Diäten und Auslagen zu sorgen; indeß lassen Sie „Sich dadurch nicht niederschlagen noch abhalten. Schrän„ken Sie die Ausgaben so viel möglich ein und halten ge„naue Rechnungen mit Belägen davon. — — — Die „Belohnungen muß man bey uns in sich „selbst und in dem Beyfall redlicher Leute „suchen.“ — Der lezte Trostgrund ward noch in mehreren Briefen wiederholt, und als Hertzberg sogar einmal äußerte, daß er aus seinem eignen Beutel 200 Thaler zu den Kosten hergeben wolle, fand Dohm rathsam, auch seiner Seits dem Gönner zu erklären, lieber alle Kosten, die sich damals schon auf 3 bis 400 Thaler beliefen, und zulezt auf 800 Thaler hinanstiegen, allein tragen, als dies zugeben zu wollen. Hertzberg that jedoch mit seiner Aengstlichkeit dem großen Könige, den er in wichtigen Sachen nicht selten durch Hast und fast ungestümes Andringen fortzureißen suchte, in diesem Falle unrecht; denn als er endlich auch über den Geldpunkt ihm Vortrag machte, bestimmte Friedrich für Dohm, ohne Berechnung zu verlangen, die runde Summe von Ein Tausend Thaler als Entschädigung und zugleich auch Belohnung für die zu höchster Zufriedenheit geleisteten Dienste; eine gleiche Summe ward dem Gesandten von Emminghaus zu Cöln bewilligt. Dohm erhielt die vorläufige Nachricht davon Ende August's zu Hannover, und hatte nun Ursach, mit seinem Probestück in der neuen Laufbahn in allem Betracht zufrieden zu seyn.

In den ersten Tagen des Septembers kehrte er, nach dreymonatlicher Abwesenheit, zu seiner jungen Gattin nach Lemgo zurück, hielt sich dort noch einige Wochen auf, und traf in der Mitte Oktobers wieder in Berlin ein, wo nun freilich die etwas trocknen Archiv-Arbeiten von ihrem frühern Reiz für ihn viel verloren hatten. Das überaus glückliche häusliche Leben, dessen er von nun an in einem seltnen Grade genoß, ließ jedoch das und manches andre Unerfreuliche in dem öffentlichen Leben übersehen und ertragen, was früher wol nicht so erträglich, vielleicht ganz unleidlich geschienen haben möchte. Dazu kam, daß mit dem hohen Gönner selbst noch keine Reibungen entstanden, und der Blick auf dieses Verhältniß, der zwar wenige Wochen nach Dohm's Rückkehr durch eine lebensgefährliche Krankheit Hertzberg's, jedoch nur vorübergehend, etwas getrübt wurde, eine geraume Zeit hindurch nur erhebend und stärkend war, wobey sich denn, weil Hoffnung immer frohen Muth erhält, Vieles schon leicht nehmen ließ.

Eine besondere Freude hatte Dohm um diese Zeit durch die mit Johannes Müller gemachte Bekanntschaft, der, über Halberstadt nach Berlin kommend, ihm ein Empfehlungsschreiben von Gleim überbrachte. Müller's Wunsch war, eine Anstellung in Berlin zu finden, und Dohm war von dem patriotischen Gleim sehr dringend, fast ungestüm, aufgefordert, dazu mitzuwirken, um Müller, wie er sich ausdrückt, zu dem unsrigen zu machen. Dohm gewann den damals ungemein lebhaften und, obwohl in gleichem Alter mit ihm, fast mädchenhaft jung aussehenden Müller bald lieb. „Sein Jugend„feuer — schreibt er an Gleim — gemildert durch Güte,

„muß ihm bald alle Herzen gewinnen. Noch ehe ich ihn „gesehen, als ich nur noch sein Buch (1) gelesen hatte, „dachte ich, es würde besser seyn, ihn in die politische, „als in eine blos litterarische Laufbahn zu bringen. Wie „glücklich würde ich mich schätzen, einen solchen Mann „nicht nur zum Freunde, sondern auch zum Collegen zu „haben.“ Zu der so sehr gewünschten Anstellung wollte sich indeß gar keine schickliche Gelegenheit finden. Gleim, obwohl ihm die Schwierigkeiten noch im frischen Andenken seyn mußten, die Dohm's Anstellung sich entgegengesezt hatten, wurde ungeduldig und glaubte, es läge in Betreff Müller's nur am guten Willen. „Wenn unser „Hertzberg will — schrieb er nach einiger Zeit an Dohm — „wie kann es Ihm fehlen an Gelegenheit, „solch' einen Mann in Berlin zu behalten? Wir haben „der großen Männer nicht zu viel; — ich würde mich „grämen, wenn Müller nicht der unsrige würde, würde „sehr übel zu sprechen seyn auf Hertzberg und Zedlitz „und Münchhausen und Dohm, und alle die Väter „des Vaterlandes, die Einfluß haben auf das Glück und „die Ehre des Vaterlandes.“ — Um dem alten Grenadier, wie sich Gleim oft selbst in seinen Briefen nannte, diese irrige mit Krieg drohende Meinung zu benehmen, sagte Dohm ihm im nächsten Briefe: „Sie kennen ja unser durchaus keine Ausnahme duldendes Gesetz: die „Stellen nicht für die Leute zu machen, „sondern diese nur dann zu versorgen,

(1) Nämlich den ersten Theil seiner Geschichten der Schweitzer ꝛc. und zwar die erste 1780 erschienene angeblich zu Boston gedruckte Ausgabe ohne Noten.

„wenn Vakanzen da sind. In unserm Staat liebt „man Anwartschaften auf Stellen überhaupt nicht, und „bey dem auswärtigen Departement hat man überdem „besondre Bedenklichkeiten vorzüglich wegen Ausländer.“ — Einige Wochen später meldete er Gleim: „Professor „will Müller nicht werden, und zu anderm scheint leider „keine Aussicht; vielleicht findet sich indeß noch eine Ge- „legenheit, ihn uns zu erhalten. Niemand kann dies auf- „richtiger wünschen, als ich.“ — Wie sehr dies wirklich Dohm's herzlicher Wunsch war, möge noch folgende Stelle eines Briefes an Gleim vom 20sten Februar 1781 bezeugen, geschrieben in der sichern Hoffnung, Müller werde im Preußischen Staate eine Anstellung finden. „Wenn „irgend Etwas, theuerster Gleim, Ihren Schmerz über „den Tod Lessing's einigermaaßen lindern kann, so wird „es die Nachricht seyn, daß unser Müller nun gewiß „der unsre — als Patrioten geredet — wird. Er hat dem „Könige seine Essays historiques geschickt, und vorge- „stern Abend hat ihn dieser kommen lassen. Ohne Zweifel „wird er einen solchen Mann seinem Lande nun auf immer „geben.“ — Diese Hoffnung war jedoch sehr irrig; Friedrich's eigne Meinung über Müller war eine ganz andere. In einem Briefe an d'Alembert, welcher leztere wahrscheinlich von Merian bewogen war, dem Könige zu Müller's Empfehlung etwas zu schreiben, äußerte er sich über den Empfohlnen, am sechsten Tage (den 24sten Februar) nach der mit ihm gehabten Unterredung, in folgenden Worten (2): „Ce Mr. Meyer a été ici. Je Vous

(2) S. Oeuvres posthumes de Fréderic II. T. XI. S. 296.

„[illegible] que je l'ai trouvé minutieux; il a fait „[illegible] sur les Cimbres et sur les Teutons „[illegible] je ne lui tiens aucun compte; il a encore „[illegible] une analyse de l'histoire universelle, dans „laquelle il a studieusement répété ce qu'on a écrit „[illegible] mieux que lui. — Si l'on ne veut que copier, „on augmentera le nombre des livres à l'infini et „le public n'y gagnera rien. Le génie ne s'attache „point aux minuties, ou il présente les choses sous „des formes nouvelles, ou il se livre à l'imagination, „ou ce qui est mieux encore, il choisit des sujets in„téressans et nouveaux." — Daß der unrichtige Name Meyer statt Müller nur ein Schreib- oder Druckfehler sey, ergeben sogleich die nächsten Zeilen. Aber auch von einem Gedächtnißfehler Friedrich's kann die irrige Benennung Müller's herrühren, und dies würde den geringen Eindruck nur noch mehr beweisen, den der Vorgestellte auf den König gemacht hatte. Friedrich's Mann war also Müller nicht, was jedoch diesem von seinem wahren Werth in den Augen derer, die ihn zu würdigen wissen, nichts benehmen kann und wird.

Wir sind in dieser Erzählung mit Absicht etwas umständlich gewesen, um zu zeigen, daß nicht übelwollende Einwirkung Anderer, auf welche von Müller's Bruder und Herausgeber seiner sämmtlichen Werke in einer Anmerkung hingedeutet worden (3), die gewünschte Anstellung verhindert hat. Auch Dohm sogar ist deshalb in Ver-

(3) S. Joh. von Müller's sämmtliche Werke Th. V. S. 34.

dacht gewesen, nach gemeiner Ansicht, und der von den Verdachterregern in ihm vorausgesetzten der ihrigen ähnlichen Denkungsart, nicht ohne einigen Anschein; aber seinem reinen Gemüth, das zu den größten Aufopferungen für Freunde fähig war, blieb eine solche Handlungsweise stets fremd. Wie tief der geringste Verdacht von kleinlichen, seiner unwürdigen Gesinnungen ihn kränken und reizen konnte, davon mag ein Vorfall mit Gleim, dem sonst Manches nachgesehen wurde, Zeugniß geben. — Dieser schrieb an Dohm in der Zeit von Müller's Aufenthalt zu Berlin: „Ich danke, bester Freund, für Ihren „zweiten Brief noch mehr als für den ersten. Der zweite „beweist, daß Sie nicht stolz, und im Umgange mit den „Hertzbergen und den Zedlitzen Ihrem alten „Freunde nicht kalt geworden sind." Dohm fühlte sich tief verwundet durch dieses zweideutige Lob, und antwortete: „Sie sagen, Sie dankten für meinen zweiten Brief „noch mehr als für den ersten. Weder der erste noch „zweite hat Dank verdient. Hab' ich in dem ersten Versehen begangen, so bitte ich um Verzeihung. Aber Sie „setzen hinzu: der zweite beweise, daß ich im Umgange „mit den H. und Z. nicht stolz und kalt gegen meine „Freunde geworden. Also der erste hat dieses nicht bewiesen? aber wozu Beweis einer Sache, die gar keines „Beweises bedarf! Gewiß, ich würde es als Beleidigung aufnehmen, wenn Jemand einen Beweis verlangte, „daß ich nicht zu den niedrigsten, elendesten Menschen gehöre, daß ich auf Gleim's Freundschaft vorzüglich stolz „sey, und daß mir das Beiwort Excellenz keinen Beweggrund gebe, eine Verbindung mit seinem Inhaber vorzüglich zu schätzen." —

Mit Müller's Gewinnung für Preußische Staatsdienste beschäftigte sich Dohm auch noch nach dessen Abgange von Berlin. Auf die Nachricht, Müller werde nach Genf gehen, schrieb er an Gleim: „Müller ist „für uns gar nicht verloren, wenn er auch jezt nach Genf „geht, da er ein Preußisches Herz behält; ich werde ge„wiß jede Gelegenheit nutzen, die sich bey unserm De„partement zeigt, und Merian die bey der Akademie." — Und später, als es entschieden war, daß Müller von Kassel wirklich nach der Schweitz zurückkehren werde, äußerte Dohm gegen Gleim: „Was gäbe ich darum, ihn „hieher ziehen zu können! Ich habe hier schlechterdings kei„nen Freund, wie er mir seyn würde, von gleichen Stu„dien, Beschäftigungen u. s. w. — Weder Dohm noch Merian konnten damals von der ungünstigen Meinung des Königs über Müller etwas wissen; beide hegten, in gutem Glauben, noch immer Hoffnung für die Erfüllung ihrer und Müller's Wünsche.

Durch die zwiefachen Dienstverhältnisse, als Archivar und als Mitarbeiter in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, war Dohm sehr stark beschäftigt; aber doch fand er auch zu litterarischen Arbeiten noch einige Muße. Das deutsche Museum enthält mehrere Aufsätze von ihm aus dieser Periode, und er führte zum Besten desselben eine ziemlich ausgebreitete, ihn viele Zeit kostende Correspondenz. Von seinen Materialien für Statistik und neuere Staatengeschichte erschienen in den Jahren 1781 und 1782 zwey neue Sammlungen, die dritte und vierte, und für die folgende fing Dohm, schon Ende 1781, eine weitläuftige Arbeit an. Er wollte nämlich eine mög-

lichst vollständige Sammlung von allen bis dahin abgeschlossenen Handels-Traktaten veranstalten, sowohl der schon gedruckt erschienenen, als auch der nur handschriftlich in den verschiedenen Archiven der Europäischen Hauptstaaten vorhandenen, und dann diese schon an sich interessante Sammlung mit einer vergleichenden Uebersicht und einer Abhandlung über die zweckmäßige Einrichtung von dergleichen Traktaten überhaupt ausstatten. Dohm trat deshalb mit den Archivaren fast aller größern Europäischen Höfe, durch Vermittlung der Königlichen Gesandtschaften, in Correspondenz; der Erfolg seiner Bemühungen blieb jedoch weit hinter seiner Erwartung zurück. Die meisten Antworten waren ungenügend, einige ganz ablehnend; an Vorwänden und Ausflüchten konnte es bey dem damals noch fast allgemein herrschenden Verheimlichungs-System der Maaßregeln und Anstalten, die das öffentliche Wohl und Weh betreffen, und bey dem Inhalt der meist veralteten, mannichfache Ausdeutung zulassenden Instruktionen nicht fehlen. Der Oesterreichische Archivar erwiederte ganz unumwunden und alle weitere Befragung abschneidend, daß seine Pflicht und ausdrückliche Anweisung dahin gehe, nicht das Mindeste aus dem K. K. Archiv ohne besondre Erlaubniß der Staatskanzley verabfolgen zu lassen. Am Schluß seines Schreibens sezte er noch sehr naiv, und schalkhaft tröstend hinzu: „Sonst „werden Dieselben ohnehin wissen, daß man eben noch nicht „gar lange Oestreichischer Seits auf Handlung gedacht, „oder — vielmehr Muße bekommen, darauf zu denken.“ — Das Leztere, dem der voraufgehende Saz nur zur Einleitung dient, sollte ein Stich auf den großen König des Preußischen Archivars, „den bösen Mann,“ seyn,

der durch seine Kriegshändel mit Oesterreich, von denen der lezte vor kaum zwey Jahren geendet, innere Verbesserungen, insbesondere auch günstige Handels-Verbindungen des Nachbarstaates gehindert habe. — Die geringe Ausbeute von Dohm's vielem Hin- und Herschreiben in dieser litterarischen Angelegenheit enthält die erst im Jahr 1785 erschienene fünfte und lezte Lieferung der Materialien.

Ganz neue schriftstellerische Arbeiten Dohm's in der Periode, wovon wir hier reden, waren die Herausgabe einer Uebersetzung von Necker's berühmten compte rendu, die im Anfange des Jahrs 1781 mit einer Vorrede und erläuternden Anmerkungen von ihm erschien (die Uebersetzung selbst ist von einem Andern), und seine vielgelesene, großes Aufsehen erregende Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Juden, die er gegen Ende jenes Jahrs herausgab. Die nähere, jedoch nicht unmittelbare, Veranlassung dazu rührte von Moses Mendelssohn her. An diesen hatten sich nämlich Elsasser Juden wegen Entwerfung eines Mémoire gewendet, welches dem Französischen Staatsrathe vorgelegt werden sollte, um diesen zur Abänderung ihrer gedrückten Lage zu bewegen; alle Materialien dazu waren mitgetheilt worden. Moses Mendelssohn beredete Dohm, als dieser kaum einige Monate in Berlin gelebt hatte, an der Redaktion dieser Denkschrift Theil zu nehmen, und insbesondere die Zusammenstellung der Thatsachen, und die geschäftsmäßige einen erwünschten Eindruck versprechende Abfassung zu besorgen, wenigstens demjenigen, der zulezt der Vorstellung das französische Gewand

geben sollte, darin so vorzuarbeiten, daß wesentliche Aenderungen nicht mehr vorgenommen werden dürften. Bey Dohm's Neigung zu gemeinnütziger, möglichst weitgreifender Wirksamkeit war ihm dieser Anlaß ganz erwünscht, um neue Ansichten in einer die Humanität und die Politik zugleich interessirenden Angelegenheit aufstellen zu können. In der Denkschrift ließen sich jedoch manche allgemeine Betrachtungen und die politisch-philosophischen Untersuchungen, auf welche die Sache leitete, und deren Verbreitung doch in vielem Betracht nützlich und wichtig schien, nicht wohl ausführlich mittheilen, und so entstand denn ganz natürlich der Gedanke zur Ausarbeitung der vorgedachten besondern Schrift, welcher jenes Mémoire als Anhang beigefügt ist. Diese Schrift, gleich erregend durch die Neuheit des Gegenstandes, der in ihr zuerst in Deutschland zur Sprache gebracht ward, wie durch die geistreiche Behandlung desselben, und in beiden Beziehungen klassisch zu nennen, vermehrte Dohm's schriftstellerischen Ruhm ungemein. An der guten und menschenfreundlichen Absicht des Verfassers ward nicht gezweifelt; nur aus Unkunde seines Charakters, und aus dem erbsündlichen Hange der meisten Menschen zur Bezweiflung von völlig uneigennützigen, wahrhaft edlen Handlungen, konnte hier und da die Meinung entstehen, Dohm sey von reichen Juden zu seiner Schrift erkauft worden. Diesen Verdacht schlug jedoch schon der Ritter Michaelis, der sich auf dergleichen wohl verstand, in seiner sehr gründlichen Beurtheilung der Dohmschen Schrift (4) durch die Bemerkung nieder, daß Dohm der Advokat des ärmern Theils der

(4) S. Michaelis Orientalische Bibliothek Th. 19.

Juden mit Vorbeigehung der Reichen sey, und man daher nicht anders denken könne, als er schreibe aus Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung selber ward jedoch von Mehreren, zu denen auch Michaelis selbst gehörte, nicht getheilt, sowohl in Ansehung der von Dohm aufgestellten allgemeinen Behauptungen, als auch insbesondere in Betreff der von ihm gemachten für ausführbar gehaltenen Vorschläge. Es kamen ganz entgegengesezte, oder doch sehr abweichende Ansichten zum Vorschein, von denen die vom Professor Hißmann in den Göttinger gelehrten Anzeigen geäußerten, (5) wegen mancher ganz individuellen Beziehungen und Anspielungen, Dohm empfindlich waren. Da jedoch die meisten der abweichenden und entgegenstehenden Meinungen nur aus Mißverstand herzurühren, auch manche der eignen Behauptungen Dohm's einer bessern Begründung zu bedürfen schienen, überdem aber schon eine neue Auflage der kleinen Schrift, die vom Professor Bernoulli auch ins Französische übersezt worden (6), nöthig war; so gab dies Alles die willkommene Veranlassung, einen zweiten Theil auszuarbeiten, der bald nach der verbesserten neuen Auflage des ersten im Jahr 1783 erschien. Ein am Ende desselben angekündigter dritter Theil, welcher Untersuchungen über die Feyertage, das Kirchenrecht und die Autonomie der Juden enthalten sollte, ist wegen der anderweitigen überhäuften Beschäftigungen Dohm's nicht erschienen, und es findet sich dazu

(5) S. Gött. Gel. Anzeigen Jahrg. 1781. S. 753 u. f.

(6) Die Uebersetzung hat den Titel: De la reforme politique des Juifs, und ist im Jahr 1782 erschienen.

auch kein Entwurf unter seinen Papieren. Vielleicht daß auch Scheu vor litterarischen Fehden, die Dohm sehr zuwider waren, und in welche er durch weitere Behandlung des Gegenstandes leicht gerathen konnte, ihn von der Fortsetzung der Arbeit abhielten. Einige ausführliche Bemerkungen, zu denen der ehrwürdige Spalding, wegen mancher Aeußerungen Dohm's über natürliche Religion in Vergleichung mit der jüdischen und christlichen im zweiten Theil seiner Schrift, sich veranlaßt fand, konnten ihn wenigstens sehr besorgt machen, daß er auch andere Anfechtungen als die über irdische Gegenstände bey Fortsetzung der Schrift zu bestehen haben werde. Und allerdings hat es den Anschein, daß Dohm, im Vertheidigungseifer, von seinen sonst so strenge beobachteten Grundsätzen hinsichtlich der Aeußerungen über Volksreligion und einmal ehrwürdig gewordene Meinungen in manchen Stellen etwas abgewichen sey; hin und wieder dürfte der wichtige Unterschied nicht scharf genug angegeben seyn, der zwischen einer im Laufe der Zeiten verderbten positiven, der Herrschaft und Herrschsucht dienenden Volks- und Staatsreligion, und den religiösen Grundsätzen und Wahrheiten vorhanden ist, die den eigentlichen Kern von jener ausmachen, und denen Misbräuche und Gräuel, die aus der erstern hervorgegangen, nicht zur Last gelegt werden können. Dagegen fehlte es aber auch nicht an Männern, die der Meinung waren, daß Dohm gerade in diesen Punkten noch nicht freymüthig genug gewesen, und zu diesen gehörte vorzüglich der vorhin schon erwähnte Freund Diez, wie dies seine kleine Schrift über Juden (Dessau 1783) und mehr noch seine Briefe an Dohm aus jener Zeit beweisen. Bey den Juden selbst fand Dohm's Schrift den

allergrößten Beifall in jedem Betracht, und erwarb ihrem Verfasser die Anhänglichkeit und dankbaren Gesinnungen derselben für mehrere Geschlechter. Einige Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin ließen dem menschenfreundlichen Fürsprecher ihrer Glaubensgenossen, zum Beweis ihrer Anerkennung seiner Bemühungen, ein kleines Silberbesteck zustellen, worüber Dohm, seiner uneigennützigen Absichten sich bewußt, und da man seinen Geburtstag zur Darbringung des Geschenks sinnig gewählt hatte, große Freude empfand. Dies ist die einzige Gabe der Art, die ihm wegen seiner Juden-Schrift, — so nannte er gewöhnlich selbst dieses schriftstellerische Produkt — zu Theil geworden, wie wir hier ausdrücklich zu bemerken uns veranlaßt finden. Dankbezeugungen in Worten erfolgten in Menge, von denen wir ein Schreiben von den Vorstehern der Portugiesischen Judenschaft in Surinam, die sich in der Unterschrift selbst Régens et Représentans de la Nation Juive-Portugaise à Surinam nennen, hier nicht unerwähnt lassen dürfen. Dorthin war nur die französische Uebersetzung der Schrift, und zwar erst im Jahr 1785 gedrungen; sie wurde von den dasigen gebildeten Israeliten als eine so außerordentliche Erscheinung betrachtet, daß die Vorsteher in ihrem Schreiben vom 10ten März 1786, welches die Ueberschrift hat: „très illustre Monsieur et „digne ami de l'humanité," und Dohm erst in Cöln zukam, nicht Worte genug zu haben versichern, um ihre Dankbarkeit recht lebendig ausdrücken zu können. In der verbindlichen Antwort auf diese so unerwartete als schmeichelhafte Dankbezeugung legte Dohm einige Fragen vor über die Entstehung der Colonie, und über die Schicksale und den jetzigen Zustand der dortigen Judenschaft, um

deren Beantwortung er bat. Dies gab Veranlassung zu dem Werke: Essay historique sur la Colonie de Surinam, sa fondation etc. avec l'Histoire de la nation Juive-Portugaise et Allemande y établie etc. mit dessen Uebersendung im Jahr 1791 die ziemlich lebhafte Correspondenz mit den, nach ihren Briefen zu urtheilen, sehr achtungswerthen und unterrichteten Vorstehern der Israeliten in jenem Theile der neuen Welt sich endigte.

Der vorhin erwähnten französischen Uebersetzung von Dohm's Schrift, die ihrem Verfasser aus einem entfernten Erdtheile Danksagungen verschafte, widerfuhr in Frankreich selbst, woher eigentlich die erste Veranlassung dazu gekommen war, ein sonderbares Schicksal. Nach dem Wunsche des Verlegers Nicolai, und in Hoffnung eines guten Absatzes, hatte Dohm, durch Vermittlung eines mit Mendelssohn in Verbindung stehenden Banquier, Namens Cerf Beer, eine Sendung von 600 Exemplaren seiner Schrift nach Paris gelangen lassen. Dort wurde aber der Bücherballen, weil er ohne vorher zu bewirkende Erlaubniß eingebracht worden, von der Chambre syndicale de la Librairie mit Beschlag belegt, und es war das Schlimmste zu besorgen. Der Buchhändler Tilliard, an den man sich mit der Bitte um Freimachung des Ballens wandte, erwiederte, daß dergleichen Bemühungen ihm übel gedeutet werden würden, daß man angehaltene Bücher gewöhnlich in die Bastille bringen lasse, pour être mis *au pilon*, und daß die Erlaubniß zur Zurücksendung derselben eine besondere und seltne Begünstigung sey. Durch den Beistand von la Lande und andrer theilnehmenden Litteraturfreunde gelang es Dohm

indeß, binnen Jahr und Tag eine Entscheidung des damaligen Groß=Siegelbewahrers zu bewirken, welche jene seltene Begünstigung wirklich ertheilte. Allein, als man bey der Chambre syndicale um deren Ausführung nachsuchte, erging die Antwort: Der Ballen sey bereits vor längerer Zeit in die Bastille geschickt, pour être mis au pilon, d. i. um vernichtet, zerstampft oder, was gewöhnlicher war, verbrannt zu werden; dies sey geschehen, und es könne daher der Entscheidung des Ministers nicht mehr genügt werden. — Diese Nachricht kam Dohm fast zu gleicher Zeit mit dem ersten Dankschreiben der Judenschaft in Surinam zu, und er unterließ nicht, dieses sonderbaren Zusammentreffens in seiner Antwort zu erwähnen.

Dohm's mannichfache Amtsarbeiten wurden gegen Ende des dritten Jahrs seines Berliner Aufenthalts durch ein sehr unangenehmes Geschäft vermehrt, nämlich durch die ihm übertragene Censur der Schriften des berüchtigten Kriegsrath Cranz, die der Minister Hertzberg selbst in dem Schreiben, in welchem er Dohm davon vorläufig benachrichtigt, eine Amtsplage nennt. Cranz, der bekanntlich seiner Stelle entsezt war und in Berlin von Schriftstellerey lebte, hatte der ihm früher von Friedrich ausdrücklich bewilligten Censurfreiheit sich dadurch verlustig gemacht, daß er in dem zweiten Stück seiner Berlinischen Correspondenz eine Schrift ankündigte, die er unter dem Titel: „Oesterreichische Realitäten „und Charlatanerien“ herausgeben wolle. Der König entschied auf den ihm deshalb erstatteten Bericht des Kabinets=Ministeriums: „il faut soumettre cet hom„me à la critique et pas permettre l'impression

„avant de l'avoir censuré." — Dohm sollte, nach dem ihm ertheilten Auftrage, dahin sehen, daß in den in Politik, Historie, Litteratur und Moral einschlagenden Cranzischen Schriften nichts vorgebracht werde, was dem Interesse des Staats, der den benachbarten Staaten schuldigen Achtung, der Religion, Tugend und guten Sitten zuwider sey. Er fand bey dem Aufsehen, was diese Verfügung in einem gewissen Kreise machte, angemessen, dem Publikum, und mittelbar auch dem leicht reizbaren Cranz über die Befugniß eines Censors etwas zu sagen, und ließ daher in das fünfte Stück der Berlinischen Correspondenz selbst eine Erklärung unter seinem Namen einrücken, die wir in den Beilagen mittheilen (7), weil sie als die Meinung eines solchen Mannes über eine auch in unsern Tagen wieder viel besprochene Angelegenheit für manchen unsrer Leser ein besonderes Interesse haben kann. In den ersten Wochen wurde Dohm mit Cranz, welcher Achtung und auch wol einige Scheu vor ihm hatte, recht gut fertig, obwohl dieser schon in dem ersten an seinen Censor gerichteten Schreiben mit dürren Worten sagte: Dohm werde vielen Muth nöthig haben, um seinen Ueberzeugungen bey der Censur von Schriften zu folgen, die gewiß unzähligen Anfällen und Misbilligungen ausgesezt seyn würden. Im Anfange gab Dohm sich öfters die Mühe, Cranz über die Gründe, die ihn zum Wegstreichen mancher Stellen bestimmten, zu verständigen; auf die Dauer war jedoch mit dem habersüchtigen, überdem auch durch Unglück und Mißgeschick verstimmten Manne nicht auszukommen. Noch waren nicht volle zwey Monate verflossen, als

(7) S. Beilage 11.

Cranz schon so viele unbegründete und widersinnige Beschwerden und Neckereyen gegen seinen Censor sich hatte zu Schulden kommen lassen, daß ihm ernstlich aufgegeben werden mußte, sich dergleichen zu enthalten, was denn natürlich wiederum neue Beschwerden veranlaßte über verweigerten Gebrauch der Vertheidigungsmittel und dergleichen mehr. — Dies verdrießliche Verhältniß hatte bereits Jahr und Tag gedauert, als Dohm davon auf eine ganz unerwartete Weise, wo nicht ganz, doch von dem Widrigen desselben, befreit wurde. — Gegen Ende des Jahrs 1783 begann nämlich Cranz, der, um zu seinen Schreibereyen anzulocken, immer recht auffallende Titel und die Neugier reizende Gegenstände zu wählen pflegte, eine Charakteristik von Berlin herauszugeben. Da bereits vor mehrern Jahren eine ähnliche sehr frey abgefaßte Schrift unter dem Titel: Berlinische Chronik, von ihm erschienen war, und da das erste zur Censur eingereichte Stück der Charakteristik nichts enthielt, was der Censor, nach der ihm ertheilten Instruktion, hätte unterdrücken müssen; so ließ Dohm, der überdem des ewigen Haderns müde war, den Abdruck geschehen. Es konnte nicht fehlen, daß die Sache aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wurde; Dohm erfuhr bald, man habe nicht allein von ihm das Streichen mancher einzelnen Stellen erwartet, sondern von Vielen werde auch die Bekanntmachung der Charakterisirung noch lebender Personen überhaupt für unzuläßig gehalten. Dies veranlaßte ihn, in einem umständlichen Berichte an das gesammte Staats-Ministerium seine Ansicht der Sache zu Gunsten der Fortsetzung der Charakteristik auseinanderzusetzen, und um ganz bestimmte Vorschriften in Betreff

der Censur dieser Cranzischen Schrift zu bitten. Cranz, der davon Kunde erhalten, kam auch seiner Seits mit einer Vorstellung ein, und versicherte darin spöttisch, daß er sich nie erlauben werde, von hiesigem durchlauchtigen Pöbel, oder von hiesigen einfältigen Staatsmännern zu reden, wie dieses und Aehnliches wol in der Berliner Monatsschrift, mit Erlaubniß der Censur, geschehen sey. Keck behauptete er zugleich, das beste und einzige Gesetz, um alle Beleidigungen in sogenannten moralischen Schilderungen zu verhüten, sey folgendes: „Schreibe was Du willst, aber keine Zeichnungen von vorgeblichen Idealen, sondern beschreibe wirklich lebende Personen, nenne sie und nenne Dich selbst, damit man wisse, „wer Du bist, und wo man Dich treffen kann, wenn man „in Person, oder durch den Criminalrichter mit Dir reden „will." — Die Sache mußte nun in dem großen Ministerrath, damals allgemeiner Staatsrath genannt, zur Sprache und zur Entscheidung gebracht werden. Geschahe es durch Zufall, oder wie Hertzberg selbst glaubte, durch absichtliches Zurückbleiben mehrerer Mitglieder; — genug, es waren bey der Diskussion über die Cranzische Angelegenheit fast alle Justiz-Minister, und auch einige andere nicht zugegen. Von den Anwesenden äußerte ein erlauchtes Mitglied die Meinung: „man müsse die Charakteristik fortgehen lassen, da er „selbst schon durch sie passirt sey." Obwohl nun allen andern dieser sehr individuelle Grund nicht recht einleuchten wollte, so benahm dessen laute Aeußerung ihnen doch den Muth, kräftigen Widerstand, der als Zeichen von Feigheit oder gar eines bösen Gewissens gedeutet werden könnte, entgegenzusetzen. — Hertzberg

vertraute dies Alles Dohm, und sogar schriftlich, mit der Aeußerung: „er allein möge nun auch nichts verfügen, „sondern die Sache möge gehen, wie sie wolle.“ — Dies ließ sich Dohm auch für sein Verhältniß natürlich nicht zweimal sagen, und die unangenehmen Berührungen mit Herrn Cranz hatten plötzlich ein Ende (8).

Eine andere Dohm ganz unmittelbar betreffende Verdrießlichkeit, die sein bisher großes Vertrauen zu Hertzberg etwas erschütterte, und ihm das, nun auch von seinen Schattenseiten ihm bekannt gewordene, Geschäftsleben fast ganz verleidet hätte, war folgende. — Dohm hatte bisher, um mit Anstand in Berlin leben zu können, von eigenem Vermögen nicht unbeträchtlich zusetzen müssen, was in Hoffnung einer baldigen wohlverdienten Verbesserung, und bey seiner Vorliebe für den Preußischen Staatsdienst gern geschehen war. Um Hertzberg's meist eilige Anforderungen bey Fertigung von Gutachten oder Aktenauszügen, bey Entwerfung von größern Verfügungen, oder bey Umwandlung der von Andern entworfenen dem Minister nicht genügenden Arbeiten zu befriedigen, unterzog Dohm sich Anstrengungen, die außerordentlich, oft übermäßig waren. Daß ihm dafür bey einer schicklichen Gelegenheit eine angemessene Gehaltsvermehrung von dem Minister werde bewirkt werden, war eine sehr natürliche, überdem noch durch ausdrückliche Versprechungen desselben

(8) Unter dem Nachfolger Friedrichs wurde Cranz mit einem Gehalt von 800 Thaler bey der Churmärkischen Städte-Kasse unter der ausdrücklichen Bedingung angestellt, ferner nichts mehr drucken zu lassen.

begründete Hoffnung. Eben so sehr, und noch mehr als an einer Verbesserung seiner äußern Lage, war ihm aber auch daran gelegen, sich in keiner Art zurückgesezt und einen viel weniger fähigen und geschickten Mann aus bloßer Begünstigung, sich nicht vorgezogen zu sehen, wie denn edlere und lebhafte Gemüther in diesem Punkt, die Anerkennung ihrer eifrigen Bestrebungen für die beste Belohnung achtend, gewöhnlich sehr empfindlich sind. Als nun aber Dohm bey einer im Jahr 1783 entstandenen Vakanz sich in jedem Betracht übergangen sahe, und auf seinen hohen Gönner sogar der Verdacht einer gutmüthigen Schwäche für fremde Einflüsterungen, und von besonderer Vorliebe für seine Pommerschen Landsleute fiel; da fand er sich aufs höchste gekränkt und verheelte seine Empfindungen über eine solche unverdiente, bey den vorhandenen Umständen selbst seine Ehre beleidigende, Zurücksetzung nicht. Es kam mit Hertzberg zu sehr lebhaften mündlichen Erklärungen. Der Minister versicherte zwar selbst, das Geschehene sey ihm leid; indeß war daran nichts mehr zu ändern, und die erneuerten Vertröstungen auf die Zukunft, so stark und feyerlich sie auch gegeben wurden, hatten natürlich von ihrem frühern Gewicht bey Dohm, nach einer solchen Erfahrung, sehr viel verloren, denn unerträglich war ihm der Gedanke, nach Laune und Convenienz in ernsten und wichtigen Lebensverhältnissen behandelt zu werden. Die nicht kleinen Schwächen Hertzberg's, die Dohm bisher wohl bemerkt, aber sich selbst nicht recht eingestanden hatte, traten nun plötzlich um so stärker, gleichsam mit unterdrückt gewesener elastischer Kraft, hervor; Dohm erinnerte sich sehr lebhaft der öftern, bis jezt freilich nur vorübergehend gewesenen, Reibungen mit dem

Gönner über Geschäfts-Angelegenheiten, in denen er die richtigere Ansicht zum Besten der Sache, und auch selbst des Ministers, nur nach heftigem Kampf hatte geltend machen können. Die Veranlassungen dazu mußten mit der Zeit häufiger, die Reibungen konnten stärker werden und unangenehme Folgen haben; überdem war die Aussicht zu einer Lage, die mehr selbstthätig zu seyn, und nach eigner Einsicht zu handeln erlaubte — ein Lieblingswunsch Dohm's sein ganzes Leben hindurch —, nicht groß, wenigstens noch nicht nahe. Es waren auch deshalb zwar aufs Neue die besten Versicherungen gegeben; aber wo war die Bürgschaft, daß, was so eben geschehen, nicht wieder geschehen werde?

Während der Beunruhigung über diese Sache trat ganz unvermuthet ein Ereigniß ein, was zunächst durch Ableitung beruhigte, und zugleich Anlaß gab, daß die erlittene Unbill möglichst gut gemacht wurde. Dohm erhielt, bald nachdem die nur beschriebene Kränkung statt gefunden hatte, von Georg Schlosser, damals Markgräflich Badischer Amtmann zu Emmendingen ohnweit Freyburg im Breisgau, ein Schreiben mit der vertraulichen Anfrage: ob er geneigt sey, eine Professur der Geschichte und Staatswissenschaften auf der Oesterreichischen Universität zu Freyburg anzunehmen? Der Kaiserliche Geheime Rath van Swieten habe, bey der Absicht jene Universität zu heben, sein Auge auf ihn geworfen, und Dohm könne, bey diesen Umständen, sich die Bedingungen selbst machen. — Dieser Antrag, ohne die entfernteste Veranlassung von Dohm's Seite, schien ein Ruf der Vorsehung zu seyn. In den Oesterreichischen Staaten waren seit dem vorhin er-

wähnten von Dohm ohne Zaudern abgelehnten Antrage große Umwandlungen vorgegangen. Von Religionsänderung war jezt keine Rede mehr; das frische Leben, was unter Joseph's Regierung sich zu regen begann, hatte viel Anlockendes für Dohm, auch die schöne Natur um Freyburg wurde von ihm, der für Naturschönheiten sehr empfänglich war, und auf dessen Augen und Brust der Berlinische Sandstaub nachtheilig wirkte, mit in Betrachtung gezogen; er ließ sich auf Verhandlungen ein. In der getreuen Schilderung, die er dem treflichen Schlosser von seiner Lage in Berlin machte, sagte er unter andern: „ich „kann hier wenig nach eigner Einsicht handeln, mit mei„ner Thätigkeit wenig Erhebliches wirken. Unsre Ver„fassung bringt das mit sich, der Gang unsrer Geschäfte „ist ganz mechanisch; — eine wohlaufgezogene, unauf„hörlich fortspielende Maschine, die nur Hände, Ord„nung und Aufmerksamkeit, aber nicht des Kopfs bedarf. „Und doch fühle ich sehr wohl, daß noch in so manchen „Dingen Kopf zu gebrauchen nöthig wäre, und daß unsre „Einrichtungen in vieler Hinsicht gut, aber gewiß noch „nicht unverbesserlich sind. Ich würde also wohl meine „jetzige Situation mit einer andern vertauschen, wo ich „größere eigene Thätigkeit, eine vortheilhaftere äußere „Lage, schöne und gesunde Natur mit den Vortheilen der „Freiheit im Leben und Denken, angenehmen Umgang „und interessante Geschäfte verbinden könnte. Ich gestehe, „daß ich mir den Dienst Joseph's als einen solchen den„ke, der diese Vortheile gewähren dürfte. Dort ist Alles „im Jugendfeuer, arbeitet auf Verbesserung, fordert „Thätigkeit und Kopf u. s. w.“ — Zum Verständniß dieser lezten Zeilen muß hier bemerkt werden, daß Dohm,

für den das Geschäftsleben schon Bedürfniß geworden, und der überall gern auch nach Außen wirksam war, zu einer der ersten Bedingungen einer anzunehmenden Professur die gleichzeitige Anstellung in dem zu Freyburg befindlichen Regierungs-Collegium für die gesammten vorderösterreichischen Lande gemacht hatte. Der überaus biedere, geradsinnige Schlosser unterließ nicht, so sehr er auch Dohm in seine Nähe zu bekommen wünschte, dem Freunde die Augen zu öfnen über die schönen Vorstellungen von dem frischen Leben im Oesterreichischen, und insbesondere auch über das auf Joseph II gesezte große Vertrauen. „Es geschieht im Oesterreichschen — schreibt er — „jezt schrecklich viel zum Glänzen; kann man's machen, „daß dem Kaiser ein bonmot zu unserm Besten einfällt, „oder daß es singulärer ist, wenn uns wohl, als wenn „uns weh geschieht, oder daß ihm jenes mehr nüzt soit „pour l'intérêt ou pour la gloriole, so sind wir geborgen! — Doch das muß Sie nicht abschrecken; die „Großen sind meist alle auf einen Schlag. — Man ist „mit den neuen Einrichtungen nicht so brouillirt, als Sie „glauben; nur wünschte man, daß sie ein Ganzes machten, und nicht so blos herumtappten. Man wünschte, „daß der Kaiser seinen Plan erst besser bedächte, besser „für Ausführer sorgte, und dann standhaft bliebe.“ — Noch bemerkte Schlosser, daß, nach dem angenommenen neuen System, von den Präsidenten in den Landes-Collegien allein die Entscheidung der Sachen abhänge, und die Räthe zwar Vortrag, aber keine Stimme hätten; — eine Einrichtung, die Dohm eben bey den Ministerien in Berlin so sehr misfiel, als ein vorzügliches Hinderniß der Selbstthätigkeit, und als kränkend für die bessern Köpfe.

Diese offenen Mittheilungen Schlosser's bestimmten Dohm, die Verhandlungen nicht weiter fortzusetzen, und den Antrag gänzlich abzulehnen; indeß fand er doch aus mehrern Gründen rathsam, Hertzberg von allen zu unterrichten.

Bey Vorfällen solcher Art, wobey ein Zureden auf beiden Seiten und ein gelegentliches Vorbringen dieser und jener vermittelnden Ansicht, die man nicht gern unmittelbar mittheilen mag, von Nutzen seyn kann, bewies sich ein alter Hausfreund Hertzberg's, der Dr. Oelrichs, mit dem auch Dohm in sehr gutem Vernehmen und fast täglichem Verkehr stand, gewöhnlich sehr geschäftig. Dieser Mann war früher Professor an dem akademischen Gymnasium zu Stettin gewesen, war Doktor der Rechte und Kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf, lebte, als er jene Lehrstelle niedergelegt hatte, als Privatmann in Berlin und kam hier bald in sehr genaue Bekanntschaft mit Hertzberg, für dessen vertrauten Hausfreund und gelehrten Handlanger er galt. Später ward er auch sogar, durch Vermittlung seines hohen Gönners, Pfalzzweybrückischer und Markgräflich Badischer Resident am Preußischen Hofe mit dem Titel Geheimer Legationsrath. Alterthümlich wie seine Kleidung und sein ganzes Wesen waren auch seine Kenntnisse, die vorzüglich in Kunde von Büchertiteln und in allerley sonderbarem Wissen bestanden, wovon das in Meusel's gelehrtem Deutschland (5te Ausgabe Th. 5. S. 482 - 495) befindliche ausführliche Verzeichniß seiner litterarischen Produkte, welches von ihm selbst mit diplomatischer Genauigkeit verfasset worden, den sprechendsten Beweis giebt. Dabey hatte er aber eine große Gutmüthigkeit,

war gefällig und theilnehmend, und machte sich gern etwas wichtig durch Mittheilung von noch nicht allgemein bekannten, oder doch für unbekannt gehaltenen Nachrichten. Zu Dohm hatte er ein sehr grosses Vertrauen gefaßt, welches denn, bey den andern Eigenheiten, zu denen noch eine peinliche Genauigkeit gehörte, ihn vorzüglich geschickt machte, um Ansichten und Aeußerungen gerade so, wie man es wünschte, dem Minister durch ihn vorbringen zu lassen. Dohm benuzte ihn öfters in dieser Hinsicht, und vergalt übrigens die treue Anhänglichkeit und den eifrigen Willen des guten Alten, sich ihm nüzlich zu machen, durch eine dankbare, freundliche Zuthätigkeit, und durch Beweise von Aufmerksamkeit, die ihm Freude machten. Auch bey der vorhin geschilderten Mishelligkeit, und bey dem Freyburger Antrage war Oelrichs auf seine Weise sehr thätig, und es ist anzunehmen, daß durch seine Bemühungen, in Verbindung mit Dohm's eigner Anzeige des lezten Ereignisses, die Erinnerung an die gegebnen Versprechungen bey dem Minister wirksam angefrischt wurde; wenigstens benuzte Hertzberg die durch den Tod des Geheimen Raths von Podewils bald sich ergebende Gelegenheit für Dohm's Beförderung, zugleich mit Verbesserung seiner äußern Lage, zu sorgen. Dohm ward nämlich im September 1783 zum Geheimen Kriegs-Rath ernannt, und verließ nun seinen bisherigen Posten am Geheimen Archiv. Die Gehaltsverbesserung ward durch die ihm bey der Geheimen Staats-Canzley übertragene Neumärksche Expedition bewirkt, die er in der Eigenschaft eines Geheimen Sekretairs bey dem sogenannten kleinen, nur von den Justizministern gebildeten, Staatsrathe besorgte, und dafür einen verhältnißmäßigen Antheil an den einkommenden Spor-

teln hatte, der jährlich etwa 500 bis 600 Thaler betrug. Für den aus der Legationskasse ihm angewiesenen fixirten Gehalt von 600 Thaler wurde er zu allen Geschäften in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten verpflichtet, die der König selbst oder das Kabinets-Ministerium ihm aufzutragen gut finden würden.

Nun erst war Dohm eigentlich und allein in dem leztern Departement angestellt. Die Arbeiten seines andern Postens, die in Ausfertigung von Bescheidungen des kleinen Staatsraths auf allgemeine Anfragen der Landes-Justiz-Collegien, in Resolutionen wegen Abschoß-Angelegenheiten, bey Criminal-Fällen und dergleichen bestanden, ließ er gegen eine geringe Vergütung von einem Canzlisten besorgen, da sie nach vorgeschriebenen und allgemein bekannten Formularen abgefaßt wurden, und nur selten eine Rückfrage an ihn nöthig machten. Es war überhaupt zu jener Zeit nicht ungewöhnlich, daß höhere Staatsbeamte neben ihrem eigentlichen Amt noch solche und ähnliche Expedienten-Stellen, des damit verbundenen guten Gehalts wegen, sich verschaften oder beibehielten, und die meistens leichten Geschäfte von Canzlisten und Supernumerarien gegen geringe Belohnung verrichten ließen. Hertzberg selbst soll sogar als Minister, so lange er als solcher in den ersten Jahren nach dem siebenjährigen Kriege nur 3 bis 4000 Thaler Gehalt bezog, einen Expedienten-Posten beim kleinen Staatsrath noch mehrere Jahre beibehalten haben.

Die erste etwas bedeutende und des Erwähnens werthe Arbeit, mit welcher Dohm in seiner neuen Stel-

lung neben seinen gewöhnlichen Geschäften beauftragt ward, bestand in einer für Preußen günstigen Darstellung und Beleuchtung der mit der Stadt Danzig obschwebenden Irrungen. Diese hatten ihren Anfang genommen seit der ersten Theilung Polens im Jahr 1772. Die Stadt Danzig war damals nebst Thorn mit Preußischem Gebiet rund umgeben worden, wo es denn, bey dem strengen Accise- und Zollsystem unter Friedrich's Regierung, an Beschwerden und Streitigkeiten nicht fehlen konnte, die nach und nach immer größer und vielseitiger wurden, wegen Russischer Einmischung auch politisch bedeutend, und um diese Zeit sogar zu Thätlichkeiten gediehen waren. Von beiden Seiten waren schon in mehreren Schriften und Deduktionen die behaupteten gegenseitigen Gerechtsame erörtert, und die irrigen, oder ungerechten und gewaltsamen Anmaaßungen des Gegentheils beleuchtet worden. Die lezte für Danzig erschienene Schrift unter dem Titel: „Schreiben eines Weltbürgers,“ hatte das Preußische Verfahren als sehr willkührlich, Recht und Gerechtigkeit verletzend, geschildert, und schien großen Eindruck gemacht zu haben. Dohm erhielt den Auftrag, eine Gegenschrift zu entwerfen; aber als er eben damit beschäftigt war, sandte ein patriotischer und kenntnißvoller Postdirektor zu Stolzenberg ohnweit Danzig, Namens Uhl, eine umständliche Widerlegung jener Schrift unter dem Titel: „Schreiben eines Elbingers an den reisenden Weltbürger,“ zur Bekanntmachung ein; sie wurde Dohm zur Prüfung übergeben. Obwohl er die Arbeit gründlich fand, schien es doch gut, sie mit einer Einleitung zu versehen, die von einem höhern Standpunkt aus eine allgemeine Uebersicht der ganzen Streitangelegenheit gebe,

und diese ward von Dohm entworfen. Da er selbst diesen kleinen Aufsatz in seinen Denkwürdigkeiten (Bd. II. S. 382) hat abdrucken lassen, und überdem auch der Darstellung der Preußischen Irrungen mit der Stadt Danzig dort ein eignes Kapitel gewidmet hat (Bd. II. Kap. 11. S. 81 u. f.); so enthalten wir uns hier jeder weitern ausführlichen Erzählung davon. Nur die eignen Worte Friedrich's des Einzigen, in denen er Dohm in einem Handschreiben vom 21sten Februar 1784 seine Königliche Zufriedenheit mit dem Inhalt und der Abfassung der kleinen Schrift bezeigte, mögen hier noch Platz finden; sie lauten wie folget. „Rath, besonders lieber Getreuer. „Nach Eurer summarischen Anzeige von dem durch den Druck „bekandt gemachten Schreiben eines Elbingers gegen die „Dantziger Vorspiegelungen über die Weichselfahrt enthält „dasselbe unumstößliche Beweise von denen übertriebenen „Anmaaßungen dieser Stadt. Ihre Stärke wird dadurch „desto einleuchtender, als solche aus ihren eigenen Ge„schichtbüchern hergenommen sind, und jeder unpartheiischer „Leser wird daraus die Größe derjenigen Mäßigung ein„sehen müssen, welche Ich bey Behauptung Meiner un„gezweifelten Gerechtsame gegen eine bloße Stadt bis da„hin zu Tage gelegt habe. Findet je die Wahrheit in der „Welt noch einigen Eingang, so muß dies der Erfolg „dieser Eurer Schrift seyn, und da aus solcher zugleich „Euer Diensteifer hervorgehet, so findet solche den doppel„ten Beifall Eures gnädigen Königs. — Friedrich.“ — Die Schriftzüge dieses Handschreibens sind von keiner im Schreiben geübten Hand gemacht, auch ist die Orthographie ziemlich fehlerhaft und die Interpunktion fast ganz widersinnig: z. B. Findet je, die Wahrheit, in der Welt,

noch, einigen Eingang; so, muß dies, u. s. w. — Man kann daher annehmen, daß der König, der unmittelbar nach dem Durchlesen der kleinen Schrift, vielleicht spät Abends, sein Urtheil darüber und seine Antwort an den Verfasser sogleich zu Papier bringen wollte, in Ermangelung eines Kabinetschreibers dem Kammerdiener, oder auch dem diensthabenden Kammerhusar, das Schreiben in die Feder diktirte, dabey sehr langsam sprach und hierdurch veranlaßte, daß der Unkundige hinter jedem Wort, bey welchem der König im Sprechen absezte, ein Unterscheidungszeichen machte.

Von der nicht ganz gewöhnlichen Aufmerksamkeit, die, nach diesem Schreiben, Dohm bey Friedrich für sich erregt hatte, gab der leztere, etwa ein Jahr später, bey der Fürstenbunds-Angelegenheit einen noch überzeugendern Beweis. Als der König nämlich schon mehrere ihm vorgeschlagene Geschäftsmänner, unter denen auch Herzberg selbst war, für nicht geeignet zu Unterhandlungen in dieser Angelegenheit erklärt hatte, und nun der Minister bey einem neuen Vorschlage unter Andern auch Dohm nannte, schrieb der König bey diesen Namen mit eigner Hand an die Seite: „c'est l'homme, qu'il faut," und entwarf sofort selbst die Grundzüge der Instruktion für Dohm, die dieser dann weiter ausarbeiten und in die gehörige Form bringen mußte. Wir erwähnen aus der Fürstenbunds-Angelegenheit hier nur dieses einzigen Dohm betreffenden Zuges, und verweisen unsre Leser wegen seiner nicht unbedeutenden Theilnahme an den Verhandlungen, die diese lezte große politische Maaßregel Friedrich's nöthig machte, lieber auf seine eigene vorzüglich gelungene

Darstellung derselben in seinen Denkwürdigkeiten (Bd. III. Kap. 16. S. 45 = 153), als daß wir selbst eine minder vollständige und weniger lebendige Schilderung davon hier geben. Dort findet man auch einen genauen Abdruck vom Traktat des Fürstenbundes, so wie von Dohm's Schrift: „über den deutschen Fürstenbund,“ die überall einen großen Eindruck machte, auch ins Französische übersezt ward, und wegen welcher Friedrich gleichfalls dem Verfasser seine ganz besondere Zufriedenheit zu erkennen gab. Johannes Müller, der bekanntlich etwas später (1787) auch eine Darstellung des Fürstenbundes im Druck erscheinen ließ, war ganz entzückt über Dohm's kleines Werk. Er schrieb ihm, als er es gelesen: „Ihre Schrift „wider Gemmingen, vortreflicher Freund, ist in ihrer Art „bey weitem die vorzüglichste, welche seit vielen Jahren „erschienen: ich weiß ihr nur die Provinciales und Mon„tesquieu's Défense de l'esprit des loix zu vergleichen; „so treffend in Allem, so beredt in ihrer Kürze, so reich, „wo sie erklärt, und so sinnvoll im Schweigen habe ich „in neueren Zeiten wenig politische Streitschriften gelesen, „und nie (erlauben Sie mir diese Bekenntniß) Dohm den „Schriftsteller, immer gelehrt und scharfsinnig, in so man„nichfaltiger Vollkommenheit bewundert.“ —

Wie diese Schrift für Dohm die Veranlassung von sehr bitterm Verdruß ward, glauben wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Es lief nämlich bald nach deren Erscheinen in gewissen Kreisen die Sage um, nicht er, sondern Hertzberg sey der eigentliche Urheber derselben. Dohm selbst hat in den Denkwürdigkeiten (Bd. III. S. 149. Note 80) dieses Gerücht für durchaus falsch erklärt, ohne jedoch die Entstehung desselben, deren Veranlassung

zu den unangenehmsten und peinlichsten Erfahrungen seines Lebens gehörte, aus zarter Schonung genau anzugeben. Der Minister Hertzberg war selbst der Beförderer jenes Gerüchts, denn es war eine der Schwächen dieses so hoch verdienten, unübertreflich patriotischen und arbeitsamen Staatsmannes, nicht nur von seinen wirklich großen Verdiensten gern selbst rühmend zu reden, und sie von Andern preisen zu lassen, sondern auch sogar den Schein noch mehrerer Verdienste, als er wirklich hatte, zu lieben, und dadurch bey den Einsichtsvolleren und Wohlunterrichteten seinem wahren Ruhme zu schaden. Wenn nämlich das richtige Maaß in irgend Etwas erst einmal überschritten worden, dann giebt es für Uebermaaß und Unmäßigkeit keine andere Gränze mehr als das Unmögliche, und bis dahin kann des Unschicklichen und Thörigten gar viel geschehen. Hertzberg, der die einzelnen Bogen der Dohmschen Schrift während des Abdrucks las und den großen Eindruck, den sie machen würde, voraussahe, gab seinen Wunsch, für den vorzüglichsten Urheber derselben zu gelten, dadurch nur zu deutlich zu erkennen, daß er Dohm zu bewegen suchte, seine amtliche Betitelung auf dem Titel der Schrift nicht anzugeben. Alsdann konnte leicht und mit Wahrscheinlichkeit die Meinung verbreitet werden, daß die Schrift, die ganz den Charakter einer officiellen hatte, und die Dohm als Privatschriftsteller nicht so, wie es geschehen war, abzufassen wagen durfte, das Werk eines bedeutenden Staatsmannes sey, der nur, um nicht gegen den Freyherrn von Gemmingen unmittelbar in die Schranken zu treten, sich des Namens, und vielleicht auch einiger Hülfe, eines untergeordneten Beamten bedient habe. Auf wen anders als auf Hertzberg würde dann

die allgemeine Meinung gefallen seyn? Dohm mußte, bey seinen Gesinnungen und Grundsätzen, ein solches Ansinnen natürlich ablehnen; allein daß dergleichen möglich und nöthig gewesen, und daß dennoch, nach dem Erscheinen der Schrift, aus ihm wohl bekannter Quelle, hier und da die Meinung zum Vorschein kam, daß nicht er der rechte und eigentliche Verfasser derselben sey, that ihm über alle Beschreibung weh, und er hat in der vorhin erwähnten Note für die Kundigen, jedoch freilich nur sehr leise, selbst darauf hingedeutet. Nur die innigste Anerkennung von Hertzberg's großen Kenntnissen und Verdiensten, so wie die unserm Dohm stets überaus heilige Pflicht der Dankbarkeit konnten ihn, nebst seiner Vorliebe für eine öffentliche Geschäftsthätigkeit und insbesondere für den Preußischen Dienst, bestimmen, dergleichen zu übersehen, und in dem oft drückenden Verhältniß zu Hertzberg auszudauern, das übrigens von Vielen, bey dem äußerlich fortdauernden guten, ja freundschaftlichen Vernehmen mit dem Minister, als ein sehr glückliches und beneidenswerthes angesehen wurde.

Große und herzliche Freude war es stets für Dohm, der überhaupt gern gefällig war, wenn er Wünsche von Freunden erfüllen, ihr unbekanntes Verdienst hervorziehen und geltend machen konnte. Besser als für Johannes Müller glückten ihm seine Bemühungen in dieser Hinsicht für seinen Freund Diez in Magdeburg. Dieser, ein junger Mann von vielen Kenntnissen und großem Selbstgefühl, der aus Familien-Rücksichten, die ihm Ehre machen, den subalternen Posten eines Canzley-Direktors bey der Regierung (damals ein Provinzial-Justizcollegium)

zu Magdeburg des damit verbundenen guten Gehalts wegen gesucht hatte, sich jedoch später, als jene Rücksichten zum Theil weggefallen waren, darin zu beengt und nicht glücklich fühlte, hatte Dohm ersucht, ihm zu einer anderen, seiner Neigung und seinen Kenntnissen mehr angemessenen Lage bey schicklicher Gelegenheit behülflich zu seyn. Diez besaß gründliche juristische, historische und philosophische Kenntnisse und hatte auch vielen Fleiß auf neuere Sprachen, und sogar auf einige morgenländische gewendet; er benuzte für diesen Zweck den für ihn glücklichen Umstand, daß unter den Garnison-Regimentern zu Magdeburg Menschen von fast allen Nationen Europa's sich befanden. Ein Lieblingsgedanke war ihm, zu einer Reise in den Orient und, wo möglich, durch mehrere Erdtheile einmal Gelegenheit zu erhalten; zu seinen Wünschen gehörte die Anstellung als Preußischer Consul oder Resident in einem, wenn auch weit entlegenen, großen Handelsorte. Dohm von allem diesen unterrichtet, meldete dem Freunde im Anfange des Jahrs 1784, daß der Preußische Chargé d'affaires zu Constantinopel, Namens Gaffron, wegen unvorsichtigen Benehmens zurückgerufen werden solle, daß man dorthin einen Mann zu senden wünsche, der einen festen Charakter und Geschäftskenntnisse habe, daß aber der mit diesem Posten verbundene Gehalt nicht bedeutend, jedoch auf Nebeneinnahmen zu rechnen sey, und fragte bey Diez an, ob er zu demselben Neigung habe, alsdann hoffe er ihm dazu verhelfen zu können. Diez bedachte sich nicht lange, und Dohm bewirkte bey Hertzberg, daß er neben einigen Andern mit in Vorschlag gebracht wurde. Als Friedrich, durch die von Diez gemachte Schilderung auf ihn aufmerksam

geworden, ihn unter denen auswählte, die ihm vorgestellt werden sollten, ward Diez aufgefordert, sich schleunigst in Berlin einzufinden, um anwesend zu seyn, wenn der König seine Vorstellung verlange. Dohm hatte nicht gezweifelt, daß der Freund als großer Sprachkenner und bey seiner Gewohnheit, mit den Soldaten die fremde Zungen redeten sich zu unterhalten, vor Allem auch fertig Französisch reden und schreiben werde; aber wie groß war sein Erstaunen, als er erfuhr, dies sey nicht der Fall. Bey diesem Umstande war es für ein besonderes Glück anzusehen, daß Diez, weil der König am Podagra und auch sonst leidend war, mehrere Monate in Berlin verweilen mußte, ehe er nach Potsdam beschieden wurde, und nun diese Zeit benutzen konnte, um wenigstens nothdürftige Fertigkeit im Französischreden zu erwerben. Er nahm sofort einen französischen Sprachlehrer an, und in der Unterhaltung mit Dohm und dessen Gattin, mit denen er täglich wenigstens einige Stunden beim Mittagessen zusammen war, wurde nur Französisch geredet. Endlich kam der Tag der Vorstellung. Der König, dem der edle Anstand und die fast kecke Freimüthigkeit des Mannes gefiel, wählte ihn, nach einer etwa halbstündigen Unterredung, in der er ihm beim Stocken im Französischen öfters selbst freundlich zuredete und zurechthalf, auf der Stelle zu seinem Chargé d'affaires in Constantinopel, und diktirte ihm sogleich die Grundzüge zu seiner Instruktion, die er dem Minister zur Ausfertigung überbringen mußte (9). Im Anfang Juny

(9) In Nr. 77. des litterarischen Conversations-Blatts von 1821 ist ein Brief des Herrn von Diez an Gleim (vom 29sten July 1791) ab-

ging Diez zu seiner Bestimmung ab. Dohm bewies sich ihm auch in der Entfernung als treuer Freund dadurch, daß er ihm regelmäßig kurze Auszüge aus den wichtigsten Depeschen der andern Preußischen Gesandten mittheilte, ihm auch gute Rathschläge wegen Inhalt und Abfassung seiner eignen Berichte gab, und in Berlin seinen Vertheidiger machte, was vorzüglich in der ersten Zeit, bey manchen Sonderbarkeiten und Eigenheiten, die der Freund hatte, öfters nöthig war. So war es z. B. ein sonderbarer, Friedrich's eigenen Ansichten völlig entgegenlaufender Gedanke von Diez, daß am Hofe des Padischah zu Stambul der Mittelpunkt des Preußischen politischen Sy-

gedruckt, der mir erst zu Gesicht gekommen, als Obiges schon geschrieben war, und der das, was von mir sowohl nach Dohm's als auch nach des Herrn von Diez mündlicher Erzählung hier berichtet worden, völlig bestätiget. Wenn Herr von Diez aber in diesem Briefe sagt: das Ministerium habe in dem Berichte, in welchem er nebst vier oder fünf Andern zugleich vorgeschlagen worden, von jedem Competenten nach seiner Art weder Gutes noch Böses gesagt, und daß dieser Umstand ihn, als er zu seiner Kenntniß gekommen, sehr geärgert habe, weil ihm es unwürdig geschienen, auf eine so unbedeutende Art mit Andern vermischt und der Lästerung bloßgestellt zu werden; — so ist diese bittere Aeußerung auf Rechnung seiner damaligen sehr üblen Stimmung, und seiner Abneigung gegen Hertzberg zu setzen, wie sich aus unsrer weitern Erzählung ergeben wird. Auch hat allerdings die hohe Meinung, die Diez von sich selbst hegte, einigen Antheil daran.

stems angelegt werden müsse, zu welchem Zwecke er sehr ausführliche mit weitläuftigen Raisonnements und allgemeinen politischen Betrachtungen angefüllte Berichte erstattete, wovon der König aber, als Selbstherrscher, überhaupt kein Freund war. Auch handelte Diez nicht den Gesinnungen Friedrich's und der Klugheit angemessen, als er schon in den ersten Monaten seines Aufenthalts zu Constantinopel oft sehr dringend bemerklich machte, daß der höhere Charakter eines Envoyé und bevollmächtigten Ministers, so wie auch das Wörtlein von vor seinem Namen zum Besten des Dienstes sehr nützlich seyn werde; denn diese Wünsche, mogte ihnen auch die beste Absicht zum Grunde liegen, konnten zu einer sehr nachtheiligen Deutung Veranlassung geben. Unter Friedrich's Nachfolger ward Diez übrigens nebst mehreren andern unadlichen Gesandten und höheren Staatsbeamten in den Adelstand erhoben, und zum bevollmächtigten Minister mit einem jährlichen Gehalt von 10,000 Thalern ernannt, auch wurde ihm überdies noch eine Summe von 12,000 Thalern außerordentlich zu den Geschenken bewilligt, die er bey der ersten Vorstellung in seiner neuen Würde an Türkische Hofleute und Beamte vertheilen mußte. Er leistete dem Preußischen Staate in den damaligen verwickelten Verhältnissen, die eine Uebermacht der verbündeten Kaiserhöfe befürchten ließen, sehr wichtige Dienste, wozu der Umstand nicht wenig beitrug, daß er mit den Türkischen Ministern in der Landessprache, ohne Dollmetscher, unmittelbar verhandelte, und dadurch, so wie durch zu Tage gelegte Vorliebe für orientalische Sitten und Eigenheiten, das unbegränzte Zutrauen der Muselmänner sich erwarb; sein Einfluß im Divan war, nach seiner eignen Versi-

cherung, so groß, als er vor ihm noch keinem Europäischen Gesandten zu Theil geworden. Als er eben einen wichtigen Allianz-Traktat mit der Pforte unterhandelt und dem Abschluß nahe gebracht hatte, ward er, weil er darin die ihm ertheilte Vollmacht überschritten haben sollte (10), noch ehe die Ratifikation erfolgte, im Jahr 1790 von seinem Posten abgerufen, zu großem Befremden des Divans. „Ich habe — schrieb Diez damals (den 20sten May 1790) an Dohm — „meine Abschieds-Audienz unter Thränen der Minister gehabt, mich vorgestern embarquirt und gehe noch heute unter Segel auf Hamburg. „Eben erhalte ich die traurige Nachricht, daß Tschorbatschi, der Oberste der Ehrenwache, welche die Pforte „seit Selims Regierung mir gegeben hatte, vor Gram „über meinen Abgang gestorben ist. Mein Schiff ist seit „vorgestern von Türken nicht leer geworden, welche zu mir „gekommen sind, um zu weinen und Abschied zu nehmen. „Alle haben nur diese Worte im Munde: ein solcher Gesandter, wie der, war niemals hier, und es wird auch „kein zweiter nach ihm kommen. Genug für mein Herz! „Und dieser Hof sollte es seyn, der, nach Angabe der Intriguenmacher, meinen Rappel gefordert haben soll? Die „Pforte findet sich dadurch außerordentlich beleidigt.“ — Noch in seinen lezten Lebensjahren sprach Diez wehmüthig zürnend von dieser Abberufung, die er dem Minister Hertzberg zur Last legte, wie der Verfasser aus seinem eignen Munde vernommen, weil dadurch seine durch eigne Kraft begründete glückliche Lage vernichtet worden. —

(10) S. Recueil des Deductions, Memoires etc. par le Comte de *Hertzberg* Vol. III. S. 48.

Diez erhielt nie wieder eine öffentliche Anstellung; die Idee Herzberg's, ihn zur Unterhandlung und Abschließung eines Handels-Traktats nach Algier und Tunis zu senden, fand keinen Beifall. Eine ansehnliche Pension, und nicht unbedeutendes eignes Vermögen, das er sich zu Constantinopel, vorzüglich durch Ertheilung von damals sehr gesuchten Preußischen Pässen und Handelsbriefen, erworben hatte, sezten ihn in den Stand, ganz seiner Neigung gemäß zu leben, und auf Vermehrung seiner ansehnlichen, an morgenländischen, zum Theil sehr kostbaren, Handschriften und andern litterarischen Gegenständen reichen Bibliothek noch beträchtliche Summen verwenden zu können. Anfangs lebte er auf einem ohnweit Potsdam gelegenen kleinen Guthe Philippsthal; als ihn aber die anwachsende Bibliothek von dort vertrieb, begab er sich nach Colberg, wo er eine Pfründe besaß, und, neben seinen litterarischen Beschäftigungen, auch in alten Prozessen und Rechtshändeln seines Stifts sehr thätig war. Im Jahr 1807, kurz vor der beginnenden Belagerung von Colberg, begab er sich von dort über Stettin nach Berlin, wo er bis zu seinem Tode, der am 8ten April 1817 erfolgte, sehr zurückgezogen, jedoch gastfrey, wohlthätig, gefällig und ganz seinen Lieblingsstudien lebte. Dohm's Zureden und unabläßige Ermunterungen trugen viel dazu bey, daß Diez endlich in Berlin, wo die unseligen Prozesse ihn nicht mehr beunruhigten, die Herausgabe von Schriften über den Orient, und von Uebersetzungen orientalischer Handschriften begann, die von seinen ausgebreiteten Kenntnissen und seinem großen Fleiß Beweise geben. Auch Göthe hat in dieser Beziehung des Herrn von Diez, insbesondere seiner Schrift: „Buch

„des Kabus," sehr rühmlich gedacht (11), jedoch nicht unterlassen, zugleich der strengen und eigenen Gemüthsart des Mannes zu erwähnen, wie denn auch Dohm in der kurzen biographischen Nachricht, die er in die allgemeine Litteratur-Zeitung (Jahrgang 1817. Bd. II. Nr. 125. S. 165 u. f.) über Diez einrücken ließ, darauf hingedeutet hat. Bemerkenswerth ist noch, daß Diez, der in seinen jüngern Jahren über Religion sehr frey dachte — wovon man sich durch einige Blicke in seine kleine Schrift über Duldung und Preßfreiheit (Dessau 1781) leicht überzeugen kann — seit seiner Rückkehr aus dem Orient, und insbesondere zur Zeit des Berliner Aufenthalts, dem alt-orthodoxen Lehrbegriff zugethan war, und wirklich in dieser Hinsicht Behauptungen zum Erstaunen vorbrachte, so daß man sich nicht erwehren konnte, eine Sucht zum Auffallenden und zu Sonderbarkeiten bey ihm anzunehmen, aus welcher sich denn auch seine sehr weit gehende Vorliebe für die Orientalen, und manches Andere in seinem ganzen Seyn und Wesen allein erklären läßt. Mit Dohm blieb er bis zum Ende seines Lebens, ohnerachtet mancher sehr abweichenden Meinungen und Lebensansichten, in genauer Verbindung und in einem sehr regelmäßigen Briefwechsel.

Nach dieser, unsern Lesern hoffentlich nicht unangenehmen, kleinen Abschweifung wenden wir uns nun wieder zu Dohm, dem nicht lange nach Diez Abgange von Berlin in seinen häuslichen Verhältnissen ein hartes Schicksal betraf. Seine von ihm innigst geliebte Gattin begann an

(11) S. West-östlicher Divan S. 510 u. f.

einem langwierigen Nervenübel zu erkranken, welches ihre Gesundheit, und im Fortgange der Krankheit sogar das, was dem Leben allein Werth geben kann, zu zerrütten drohete. Die Aerzte riethen zu einer Badereise nach Pyrmont. Dohm nahm Urlaub, um die Kranke dorthin zu begleiten, und dann zugleich mit ihr einen Besuch bey seinen Schwiegereltern zu machen; allein unterwegens stieg das Uebel zu einem so hohen Grade, daß er sie eilends in die von Pyrmont nicht weit entlegene Vaterstadt Lemgo führen mußte. Hier blieb er, mit verlängertem Urlaub, drey Monate, in großer, fast ununterbrochener Bekümmerniß für das Leben und eine erwünschte Herstellung der geliebten Lebensgefährtin. Im September kehrte er allein, mit schwacher Hoffnung für eine völlige Genesung der theuern Gattin und für Erhaltung seines besten Lebensglücks, nach Berlin zurück. So hart diese Prüfung war, die auch seiner eignen Gesundheit Gefahr drohete, so hatte sie doch auch eine wohlthätige Seite. Wie in der physischen Natur Stürme und tief aufregende Bewegungen ihre guten Folgen haben, und sogar zum Gedeihen und Befestigen in mancher Hinsicht nothwendig gehalten werden; so sind ähnliche Zustände und Erscheinungen in der moralischen Welt auch hier dem Guten und Bessern förderlich. In einem zerstreuenden, gewirrvollen Geschäftsleben zumal, wo rechter Blick und Sinn für das meistens einfache und unscheinbare Edlere und Höhere leicht gefährdet werden, ist Uebung und Schärfung beider durch Ereignisse, die uns auf uns selbst zurückführen, und zur Läuterung und Befestigung der Lebensansichten und innersten Grundsätze Anlaß geben, von doppelter Wichtigkeit. Dohm hat selbst öfters, mit der ihm eignen kindli-

chen Unbefangenheit, über die guten Folgen sich geäußert, die jener tief beugende, zuweilen qualvolle Zustand der fast achtmonatlichen Trennung von seiner Gattin, und die dadurch veranlaßte Zurückgezogenheit für ihn gehabt habe. An Gleim schrieb er im April 1785 in dieser Beziehung Folgendes: „Ich habe meinen traurigen Winter nun „überstanden unter manchen quälenden Besorgnissen über „meine von mir getrennte leidende Geliebte: aber in den „ersten Tagen des May hole ich sie mir wieder, und werde „dann ein recht glückliches Leben führen." —

In seinen Geschäftsverhältnissen ward Dohm während dieses Winters ein nicht eben erfreulicher Auftrag zu Theil. Der von Constantinopel zurückberufene Preußische Chargé d'affaires Gaffron, an dessen Stelle, wie schon vorhin erzählt worden, Diez getreten war, wurde sogleich nach seiner Ankunft zu Berlin (Januar 1785) verhaftet und nach der Vestung Spandau abgeführt, Dohm aber beauftragt, seine mitgebrachten Papiere genau zu untersuchen, und einen vollständigen Auszug aus denselben anzufertigen. Dieser ward dem Könige vorgelegt und hatte zur Folge, daß Dohm den unglücklichen Mann noch persönlich über manche von Friedrich selbst angegebnen Punkte in seinem Arrest zu Protokoll vernehmen mußte. In den Denkwürdigkeiten (Bd. II. Kap. 10. S. 42 u. f.) ist von Dohm selbst erzählt, daß Gaffron zwar nicht ausdrücklichen Befehlen des Königs entgegen gehandelt, jedoch bey Ausführung derselben große Unvorsichtigkeit sich habe zu Schulden kommen lassen. Letztere bestand darin, daß er dem Auftrage, insgeheim gegen die von Rußland der Pforte angesonnene Abtretung der Krimm zu arbeiten,

durch eine für das Türkische Ministerium abgefaßte, durch Verrätherey aber in die Hände des Russischen Gesandten zu Constantinopel gerathene Denkschrift zu genügen gesucht, und dadurch freilich von seinem Mangel an Umsicht und Geschäftsklugheit einen starken Beweis gegeben hatte. Die Russische Gesandtschaft war von Gaffron's Auftrage durch den Englischen Gesandtschafts-Sekretair Ewert zu Berlin unterrichtet worden, denn diesem, der sich ein fast unbegränztes Vertrauen bey Hertzberg durch sein äußerst gewandtes und einnehmendes Wesen, so wie durch schlaue Benutzung der Schwächen des verdienstvollen Mannes zu erwerben gewußt hatte, war es gelungen, auch von jener geheimen Maaßregel Kunde zu erhalten. Natürlich wurde nun jeder Schritt Gaffron's genau beobachtet, und jene Verrätherey befördert, wodurch die Unvorsichtigkeit des Mannes freilich nur an den Tag kam, nicht veranlaßt wurde, so daß seine eigentliche Verschuldung immer gleich groß bleibt. Nach der Schilderung, die Diez in seinen Briefen von Gaffron giebt, hat derselbe dem Preußischen Namen zu Constantinopel überhaupt keine Ehre gemacht. Man pflegte sich, weil er sein Ansehen nicht zu behaupten wußte, über ihn lustig zu machen; der damalige Russische Gesandte Bulgakow rief ihm einst, als er zu einem Gastmahl etwas zu spät, und wie man schon zu Tische saß, sich einfand, mit Anspielung auf seine misrathenen Bemühungen gegen die Abtretung der Krimm, laut zu: „Vous venez à toutes les affai„res ou trop tôt ou trop tard." — In Spandau blieb Gaffron, dessen berüchtigtes Memoire unter seinen Papieren, zu seinem Glück, nicht gefunden ward, nur ein Jahr in nicht harter Gefangenschaft, und

wurde dann mit einer kleinen Pension ganz aus dem Dienste entlassen.

Im Frühjahr 1785 reiste Dohm zur Abholung seiner Gattin nach Westphalen, wie schon vorhin angedeutet worden. Wegen einiger Aufträge, die er bey dieser Gelegenheit wieder erhielt, jedoch in aller Form und nicht verfänglich, wie der im Jahr 1780 ihm ertheilte, mußte er seine Abreise von Berlin weiter hinausschieben, als ihm bey seiner Ungeduld lieb war, und zulezt ward sie sogar noch durch Ueberschwemmungen, welche die Wege unfahrbar machten, um einige Tage verzögert. Von den Aufträgen betraf einer Unterhandlungen in der Fürstenbunds-Angelegenheit, welcher von Dohm selbst nach Zweck und Ausführung in den Denkwürdigkeiten (Bd. III. S. 74 u. f.) umständlich beschrieben worden. Ein anderer hatte Bezug auf die nun nahe bevorstehende Coadjutor-Wahl in den Fürstenthümern Hildesheim und Paderborn, wovon im Anfange dieses Abschnitts schon einmal die Rede gewesen. Dohm sollte jezt die Verhandlungen deshalb weiter führen, und ganz feste Verabredungen und Einleitungen befördern; es waren ihm zu diesem Zweck dreyßig tausend Thaler in Golde baar mitgegeben, und eine gleiche Summe zahlte auch Hannover. Die Sache war indeß schon so vortreflich vorbereitet, daß es kaum eines Mehrern als der Ablieferung des Geldes bedurfte; der Zweck ward vollkommen erreicht, denn im folgenden Jahre erwählten die Kapitel beider Bisthümer, den Wünschen von Preußen und Hannover gemäß, den Freyherrn Franz Egon von Fürstenberg zum Coadjutor, der im Jahr 1789 wirklich zur Regierung gelangte.

Dohm's Aufenthalt zu Lemgo war diesmal nur kurz, aber unbeschreiblich erfreulich und für alle gehabten Bekümmernisse entschädigend. Er fand seine geliebte Henriette, deren drey und zwanzigstes Geburttagsfest bald nach seiner Ankunft gefeyert wurde, völlig wieder hergestellt und in Gesundheit blühend; seine Empfindungen lassen sich von jedem Mitfühlenden besser nachfühlen, als sie mit Worten geschildert werden können. Im July kehrten beide nach Berlin zurück, wo nun gleichsam ein neues Leben begann, und die erwünschte Wiederkehr auch in den geselligen und freundschaftlichen Vereinen, die ihnen Berlin mehr und mehr angenehm machten, ein Fest war.

Außer dem gewöhnlichen Umgangs-Verkehr, den die öffentlichen Verhältnisse und Rücksichten nöthig machten, und der zu den Annehmlichkeiten des Lebens, wie gewöhnlich, nicht eben viel beitrug, stand Dohm noch in mannichfachen geselligen und freundschaftlichen Verbindungen höherer Art, in denen er durch vorzügliche Eigenschaften eines guten Gesellschafters sich auszeichnete. Dohm war reich an witzigen Bemerkungen, und zwar solchen, die mit Gutmüthigkeit und Unbefangenheit gemacht, auch selbst bey ganz individueller Beziehung nicht wehe thun, die zur Belebung der Unterhaltung sehr beitragen, über kleine Anstöße leicht hinweghelfen, neue Ansichten plötzlich herbeiführen, und so durch ihre anregende Kraft jede Stockung des Gesprächs verhindern. Dabey war er, im Bewußtseyn reiner Absichten und eines schuldlosen Lebens, fast immer heiter und zur Fröhlichkeit geneigt, auch frey von launigem Wesen und von allen bey ausgezeichneten Talenten oft so drückenden Eigenheiten. Obgleich leb-

mont, Beyer, von Blöwer und Dohm waren damals die Mitglieder nicht geistlichen Standes; auch aus ihr war das Spiel verbannt. Noch eine andere, erst während Dohm's Aufenthalt zu Berlin, und mit auf seinen Betrieb gestiftete Gesellschaft, vorzüglich zur Erörterung allgemein interessanter Gegenstände bestimmt, und von einer wissenschaftlichen Richtung, hatte für das Publikum den Namen der Mittwochs-Gesellschaft, aber die eigentliche, gleichsam esoterische Benennung derselben war: Gesellschaft von Freunden der Aufklärung. Nach den ursprünglichen Statuten dieser Gesellschaft, die auf die Preußische Gesetzgebung von nicht unbedeutendem Einfluß gewesen ist, mußte jedes Mitglied auf seine Ehre versprechen, strenge Verschwiegenheit über alles in der Gesellschaft Vorgetragene, auch über gleichgültige Dinge, zu beobachten, und selbst von der Existenz des Vereins nicht viel zu reden. Toleranz aller Meinungen, selbst solcher, die ungereimt scheinen möchten, war das Grundgesetz; jeder Theilnehmer gelobte feyerlich, sich keine Art von Anfeindung wegen geäußerter Meinungen, weder in der Gesellschaft, noch außerhalb, zu Schulden kommen zu lassen. Die Reihe des Vortrags unter den Mitgliedern war durch die Ordnung, in welcher die unterschriebenen Namen auf einander folgten, bestimmt, und der Vortrag konnte entweder in einer Abhandlung, die jedoch nicht zu lang seyn, und immer Punkte zum Disseriren enthalten sollte, oder in Aufstellung einiger Behauptungen zum Diskutiren bestehen, die der Vortragende schriftlich aufgesezt haben mußte, damit sie demnächst zu den Akten genommen werden konnten. Eigentliche Theologie, Jurisprudenz, Mathematik, philologische Kritik und Zei=

tungsnachrichten, nicht aber die daraus gefolgerten Resultate zur Aufklärung und zum Wohl der Menschheit, waren von den Vortrags-Gegenständen ausgeschlossen. Bey jeder Zusammenkunft sollten zwey Mitglieder vortragen, und nach geendigtem Vortrage Jeder in der Ordnung, wie sie der zufällige Sitz gab, seine Meinung äußern; der Vortragende konnte einem Jeden antworten, jedoch erst nach gehaltener Umfrage, wenn die Reihe zum Sprechen wieder an ihn kam. Die Haupteinwürfe und Meinungen der Stimmenden wurden zu Protokoll genommen, welches der Vortragende, als am meisten vertraut mit dem behandelten Gegenstande, dirigirte; das Protokoll wurde nachher bey den einzelnen Gliedern umhergesandt. Die höchste Zahl der Mitglieder war auf 24 bestimmt, und jede Excellenz ausdrücklich ausgeschlossen; zur Wahl eines neuen Mitgliedes war Einstimmigkeit der Wählenden erforderlich. Während des Sommers versammelte man sich monatlich Einmal, am ersten, im Winter aber zweimal, am ersten und dritten Mittwoch jeden Monats. Die Zeit der Vorlesungen und der Diskussionen darüber war auf dritthalb Stunden, bis 8 Uhr Abends, bestimmt; dann wurde gemeinschaftlich gegessen. Ein Fremder konnte ohne vorheriges Befragen, und ohne Einwilligung der einzelnen Glieder nicht eingeführt werden. Die Stifter dieses ungemein interessanten, und die eigne Bildung der Theilnehmer durch mannichfache geistige Anregung sehr fördernden Vereins, deren Namen zu erfahren gewiß manchem unsrer Leser lieb seyn wird, waren in der Ordnung, wie sie unter den ursprünglichen Statuten sich unterschrieben haben, folgende: Teller, Engel, Nicolai, Dohm, Möhsen, Dietrich, Klein, Zöllner, Selle, Gedike,

Klefker, von Irwing, Schmidt. Bald nachher wurde auch Suarez, der Hauptverfasser des Preußischen Landrechts, und Struensee, damals noch Geheimer Oberfinanzrath, in die Gesellschaft aufgenommen, und es haben über allgemeine Rechtsgrundsätze, über Polizey- und Abgabenwesen wichtige Vorlesungen und Diskussionen darin statt gefunden. Wenn später, den Nachrichten zufolge, die Herr von Göckingk in Nicolai's Leben (12) von dieser Gesellschaft mitgetheilt hat, die Zahl der Mitglieder auf zwölf beschränkt worden ist; so muß man eine Abänderung der ursprünglichen Statuten annehmen, und die dort gleichfalls erzählte Auflösung des Vereins, veranlaßt durch das Edikt gegen die geheimen Gesellschaften, dessen Buchstaben man befolgen zu müssen glaubte, läßt fast vermuthen, daß auch der ursprüngliche Muth und Sinn, wenigstens bey einigen Mitgliedern, nicht unverändert geblieben. Dohm sprach noch im höhern Alter oft mit ergreifender Wärme von den schönen Stunden, die er in jenem Verein treflicher Männer genossen, welche sich gegenseitig in Berichtigung ihrer Ansichten zu fördern, und für Gemeinwohl in einer höhern Art, ohne Veranlassung dazu von Außen, zu wirken strebten. — In dem lezten Jahre des Berliner Aufenthalts ward, vorzüglich auf Dohm's Betrieb, noch ein besonderer kleiner Verein, die Lesegesellschaft genannt, gebildet, wo die Aufgabe war, gut geschriebene Bücher gut vorzulesen; Engel und die geistreiche Hofräthin

(12) S. Friedrich Nicolai's Leben und litterarischer Nachlaß, herausgegeben von L. F. G. von Göckingk. Berlin 1820. S. 90 u. f.

Herz besaßen dies schöne Talent in einem hohen Grade, und glänzten dadurch in dieser Gesellschaft.

Daß Dohm, außer diesem geregelten geselligen Verkehr, auch noch andre Verbindungen hatte, und zu andern Gesellschaften eingeladen ward, darf wol kaum bemerkt werden. Mit Moses Mendelssohn, der von keinem jener Vereine Mitglied war, wurden von Zeit zu Zeit, meistens am Sonnabend, bey gegenseitigen Besuchen angenehme Stunden zugebracht; auch mit dem alten Freunde Büsching, mit Teller, Spalding und einigen andern Vertrauteren kam Dohm nebst seiner Frau, die zugleich Freundin von den Gattinnen jener Männer, vorzüglich von der Spalding war, öfter als an den bestimmten Gesellschaftstagen zusammen. Bey Herz war er wöchentlich gewiß Einmal, sehr häufig zweimal, zu Mittag; einige Abende der Woche waren gewöhnlich noch durch Einladungen von andern als den näher verbundenen Freunden und Umgangsgenossen besetzt. Eine Zeitlang war auch Leuchsenring in geselligem Verkehr mit Dohm, der diesen damals etwas excentrischen, aber kenntnißvollen Mann, der eine kurze Zeit Instruktor der Großneffen Friedrich's war, und später seltsame Schicksale gehabt hat, sehr schätzte, und ihn nach vielen Jahren in Paris, in ziemlich beschränkten Umständen, jedoch heiter, wieder gesehen hat. Im spätern Leben war Dohm, bey der Erinnerung an jene Zeit, oft selbst verwundert, woher die zu seinen mannichfachen Geschäfts- und litterarischen Arbeiten nöthige Muße gekommen sey, da auch durch Besuche von Fremden, und zulezt sogar durch eine übernommene statistisch-politische Vorle-

fung, die ziemlich mühsame Vorbereitungen erforderte, seine Zeit noch beengt wurde.

Von den fremden Besuchern, die viele Zeit wegnahmen, muß hier wenigstens einer, nämlich der Graf Mirabeau, genannt werden, der während seines ersten Berliner Aufenthalts, im Anfange des Jahrs 1786, fast täglich bey Dohm war, wie dieser selbst in der umständlichen Nachricht bemerkt, die er über jenen merkwürdigen Mann in den Denkwürdigkeiten (Bd. V. S. 397-413) gegeben hat. Mirabeau verstand die schnell weiter bringende, aber nicht leichte, viel Geist und ein sehr gesundes Urtheil voraussetzende Kunst, sich durch Fragen bey unterrichteten Männern Belehrung zu verschaffen. An Dohm fand er einen in diesem Betracht ihm sehr wichtigen Mann; aber seine Zudringlichkeit ging auch oft so weit, daß Dohm, trotz seiner fast nicht zu ermüdenden Gefälligkeit und Liebe zur Mittheilung, sich doch zuweilen vor ihm verläugnen lassen mußte. Als Mirabeau im July 1786 auf seiner Rückreise von Paris nach Berlin über Lemgo kam, wie auch Dohm gerade dort war, vermied dieser ihn zu sehen und zu sprechen, seine fast unwiderstehliche Zutraulichkeit fürchtend, von der man sich durch Lesung seiner Briefe an Mauvillon eine Vorstellung verschaffen kann (13).

(13) Der Titel dieser Briefe ist: Lettres du Comte de Mirabeau à un de ses amis en Allemagne, écrites durant les années 1786 - 1792.

Die vorhin erwähnte statistisch=politische Vorlesung unternahm Dohm auf Veranlassung des Ministers von Schulenburg, der für einen jungen Grafen Arnim einen solchen Unterricht sehr wünschte, und Dohm dazu für vorzüglich geschickt hielt. Auch die Gebrüder von Humboldt, Wilhelm und Alexander, deren nachher so berühmt gewordene Namen und großen Verdienste, in wissenschaftlicher und politischer Beziehung, allgemein bekannt sind, nahmen auch, nach dem Wunsche ihrer vortreflichen Mutter, an jener Vorlesung Antheil, die ganz den Zuschnitt eines sogenannten Collegiums auf der Universität hatte, im Herbst 1785 begann und bis zu Dohm's Abgange von Berlin (Juny 1786) fortdauerte. Den Entwurf dazu hat Dohm unter seinen Papieren, troz den öftern Verpackungen derselben, die mancher andern Arbeit den Untergang zugezogen haben, immer sorgsam aufbewahrt, und die Erinnerung an jene Beschäftigung, und an die dadurch herbeygeführten Verhältnisse mit schon damals sich auszeichnenden, und in vieler Hinsicht ihm interessanten jungen Männern, ist ihm stets eine der angenehmsten des Berliner Aufenthalts gewesen. Noch nach zwanzig Jahren wurde Dohm aus jenen Verhältnissen, gerade zu einer Zeit, wo er der Aufheiterung bedurfte, eine sehr große, ihn tief bewegende Freude zu Theil. Er wurde nämlich von Alexander von Humboldt, am Ende des Jahrs 1806, wo Dohm in Berlin war, nicht nur aus reiner, schöner Anhänglichkeit aufgesucht, sondern der berühmte Reisende widmete auch, um seinem guten Lehrer, wie er Dohm freundlich nannte, ein kleines Vergnügen zu machen, ihm ganz besonders einige Abend= und Morgenstunden, in denen er mit der ihm eigenthümlichen Anmuth

und Anspruchlosigkeit eine gedrängte Erzählung von seinen Reisen in Amerika gab, und dabey zur Erläuterung von den mitgebrachten Schätzen Mancherley vorzeigte. Auch dem Schreiber dieses, der als Dohm's Begleiter jenen Erzählungen beiwohnen durfte, sind jene Stunden in mehrfacher Beziehung unvergeßlich.

Der Minister Hertzberg war mit jener Lehrbeschäftigung Dohm's nicht ganz zufrieden; nur mit Widerstreben gab er seine Einwilligung dazu. Fast muß man glauben, er habe befürchtet, daß bey Dohm dadurch die Neigung zur alleinigen Beschäftigung mit den Wissenschaften begünstigt werden könnte; doch schien ihm auch vielleicht der damalige Zeitpunkt zu diesem Zeit kostenden Geschäft nicht ganz passend, denn es gab wegen der Fürstenbunds-Angelegenheit viele Arbeit, und des großen Königs zunehmende Kränklichkeit und Schwäche ließen eine Regierungsveränderung als ganz nahe bevorstehend annehmen. Alsdann gedachte Hertzberg von Dohm's Talenten vorzüglich Gebrauch zu machen, den er deshalb auf merkliche Weise immer mehr an sich zu fesseln und von andern Verbindungen abzuziehen suchte, besonders von einer Annäherung zu Schulenburg und Finkenstein, die an der Spitze einer dem Minister Hertzberg entgegenwirkenden Parthey standen. Dohm war über diese ihm nicht verborgenen Absichten Hertzberg's, und über die gelegentlich ihm gemachten glänzenden Versprechungen, nach den bisherigen Erfahrungen, und bey seiner Neigung zur Selbstthätigkeit und zu möglichster Unabhängigkeit, nicht sehr erfreut, denn das Resultat davon war, im günstigsten Falle, eine von dem Willen eines Andern völlig abhängige Thä-

tigkeit, und ein sehr geplagtes Leben. In der Fürstenbunds-Angelegenheit hatte er nur erst ganz neuerlich manche unangenehme Erfahrungen einer solchen Abhängigkeit gemacht, und als nun gar, bey Erscheinung seiner Schrift gegen Gemmingen, die vorhin etwas ausführlicher erwähnte Unannehmlichkeit hinzukam; — da wünschte Dohm nicht blos im Stillen, sondern laut eine Veränderung seiner Lage, und fand bey den Freunden völlige Billigung seines Wunsches. Auch auswärtige Freunde und Bekannte erhielten von dieser Stimmung und diesen Wünschen Kunde, und bey einem, dem edlen Schlieffen zu Cassel, der damals noch Hessischer Minister war, entstand dadurch die Idee, Dohm wieder in Hessische Dienste zu ziehen. Er trug ihm im April 1786, auf Befehl seines Fürsten, eine Professur zu Marburg an mit einem jährlichen Gehalt von 1500 Thaler, und unter Aeußerungen, die Dohm sehr schmeichelhaft seyn mußten. Dieser schilderte, in Erwiederung darauf, ganz offen seine Lage und Verhältnisse in Berlin, äußerte seine Wünsche für eine praktische Thätigkeit neben dem Lehramt, und erklärte sich übrigens nicht abgeneigt, einem Rufe zu folgen, der ihm so unerwartet gekommen und seinen Neigungen, wenn er aus dem eigentlichen Geschäftsleben einmal ausscheiden solle, so ganz zusage. Schlieffen, um mit seiner schon halb gelungenen Absicht rasch zum Ziele zu kommen, und den vorauszusehenden Anerbietungen in Berlin im Voraus ein Gegengewicht zu geben, bewirkte bey seinem Fürsten die Ausfertigung einer von diesem selbst unterzeichneten, sehr ungewöhnlichen Versicherungs-Urkunde, in welcher Dohm vorläufig benachrichtigt ward, daß er mit dem Titel Geheimer Rath und einem jährlichen Gehalt von 1500 Thaler

zum Vice-Kanzler der Universität Marburg, und zum öffentlichen Lehrer der Statistik, der Policey-Handlung-Cammeral- und Finanz-Wissenschaften und der Oekonomie daselbst ernannt sey und berufen werden solle. In einem besondern Schreiben wurden noch 200 Thaler Wittwen-Gehalt zugesichert. Dohm konnte nun nicht unterlassen, von dem Rufe eine förmliche Anzeige zu machen, und um seine Entlassung nachzusuchen, freilich mit unverkennbarem Schmerz, daß es dahin hatte kommen können. Hertzberg war anfangs entrüstet. Der oben geschilderte Hausfreund theilte in einem kurzen Briefchen mit dürren, ungeschminkten Worten die ersten unmuthigen Aeußerungen des Ministers mit, fing dann aber bald an als Unterhändler hin und her zu gehen, und, als schon Auskunftswege, theils als Beweise wiederkehrender Gunst, theils unter gedroheter Verweigerung der Entlassung, in Vorschlag gekommen, vermittelte plötzlich ein glücklicher Zufall, wie es im Leben so oft geschieht, einen beiden Theilen erwünschten Ausweg. Es ging nämlich die unerwartete Nachricht ein, der Preußische Gesandte am Chur-Cölnischen Hofe und am Niederrheinisch-Westphälischen Kreise, Herr von Emminghaus, sey gestorben. Die hierdurch erledigte Stelle schien zugleich eine angemessene eigne Thätigkeit, und die gewünschte Unabhängigkeit zu gewähren; allein der bisher damit verbunden gewesene Gehalt bestand, fast unglaublich, nur in 800 Thaler Fixum, und in 150 Thaler Miethgeldern, die zur Verschaffung einer anständigen Wohnung nicht einmal zureichten. Das ehemals mit jenem alten Preußischen Gesandtschaftsposten verbunden gewesene ansehnliche Königliche Haus, der Preußische Hof genannt, war schon vor längerer Zeit,

zur Ersparung der Reparaturkosten, verkauft, und der vormalige anständige Gehalt von 2000 Thaler nach und nach auf den nur gedachten kärglichen von 800 Thaler herabgedrückt worden, indem hinter einander einige reiche Männer, denen es nur um äußeres Ansehen zu thun gewesen, nach diesem Posten gestrebt und sich, gerade nicht zur Ehre der damaligen Minister, denselben dadurch zu verschaffen gewußt hatten, daß sie einem Theile des damit verbundenen Gehalts entsagten. Eben so war auch die Stelle eines Legations-Sekretairs bey diesem Gesandtschafts-Posten, um einige hundert Thaler zu ersparen, schon längst eingezogen worden. Dohm, dem diese Verhältnisse aus den Akten bekannt waren, bat bey seiner Bewerbung dringend, daß der ursprüngliche, zur Zeit der Gründung des Postens reichliche, jezt aber kaum nothdürftige, Gehalt wieder damit verbunden werden möge, und machte zugleich Vorschläge, wie dies ohne Schwierigkeit geschehen und des Königs Genehmigung erwirkt werden könne. Der Minister Finkenstein theilte seine Ansichten, und äußerte sogar, daß er auch selbst schon diese Idee gehabt habe. Dohm sagt in einem kleinen Aufsatze, Geschichte meiner hiesigen Krisis betitelt, in Beziehung auf diese Aeußerung des Grafen Finkenstein: „die edle Handlungsart dieses würdigen alten Mannes rührte mich so „sehr, daß ich ihm versprach, mit 1600 Thaler die Stelle „anzunehmen, wenn seine Bemühungen wegen der noch „fehlenden 400 Thaler (die der Minister Schulenburg „aus den Ueberschüssen seines Departements herzugeben ersucht werden sollte) vergeblich wären.“ — Aber auch das war nicht durchzusetzen. Hertzberg suchte selbst in einem ausführlichen Schreiben, worin auch von einer Aus-

sicht auf eine baldige viel vortheilhaftere Anstellung in Berlin geredet wird, Dohm auseinanderzusetzen, warum jene Forderung nicht bewilligt werden könne, und schloß seine bitter-süße Epistel mit den Worten: „ich bitte also dieses „wohl zu überlegen, und besonders den großen Unterschied „und Abstand zu bedenken, zwischen einem Preußischen „Staatsmanne und einem — Hessischen Professor." — Dohm mußte sich zulezt mit einem aus mehreren Kassen zusammengesuchten Gehalte von 1550 Thaler, die Hausmiethgelder einbegriffen, begnügen, dem, aus besonderer Begünstigung, noch 400 Thaler Reisegelder hinzugefügt wurden. Bewilligung nur einiger Besoldung für einen Legations-Sekretair war nicht zu erlangen; Dohm mußte daher, wollte er einen in manchem Betracht ihm sehr nöthigen und, schon des Anstands wegen, nicht wohl entbehrlichen Gehülfen der Art haben, demselben einige Entschädigung von seinem eigenen Gehalt geben. Er wählte sich einen eben von der Universität zurückgekommenen jungen Mann, Sohn des vorhin unter den nähern Freunden schon erwähnten Predigers Küster, der unter seiner Leitung sich zu einem ausgezeichnet geschickten, in schwierigen Verhältnissen bewährten, auch in der litterarischen Welt rühmlich bekannten Staatsmanne ausbildete, und in seiner nachherigen Stellung, als vortragender Rath bey dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin, aus treuer Anhänglichkeit und ächter Freundschaft, Dohm öfters sehr nützlich sich bewies. Später ist derselbe in den Adelstand erhoben, und jezt Preußischer Gesandter am Königlich Würtembergischen und Großherzoglich Badischen Hofe.

Im Anfang Juny 1786 war dies Alles entschieden und eingerichtet, und der König hatte Dohm's Ernennung zum Geheimen Kreis-Direktorial-Rath und Gesandten im Niederrheinisch-Westphälischen Kreise unterzeichnet. Da man aber zu jener Zeit den Tod Friedrich's nahe glaubte, so hielt Hertzberg, aus schon bekannten Gründen, den Abgang Dohm's von Berlin noch von einem Tage zum andern auf, bis endlich, als der König sich etwas erholt und selbst die schleunige Abreise des neuen Gesandten auf seinen Posten befohlen hatte, kein Vorwand zur Zögerung mehr gefunden werden konnte. In den lezten Tagen des Juny erhielt Dohm daher endlich seine Instruktion mit den üblichen Begleitungsschreiben, und machte sich nun sofort auf den Weg nach Cöln. Der Abschied von Berlin und den dortigen treflichen Freunden, wie auch von sonstigen lieben Umgebungen, war sehr schmerzhaft, würde es aber in einem noch höhern Grade gewesen seyn ohne die vorhergegängenen Erfahrungen, und insbesondere auch ohne den Ruf nach Marburg, der schon mit dem Gedanken der Trennung ganz vertraut gemacht hatte. Hertzberg äußerte beim Abschiedsgespräch, daß er, vielleicht noch ehe Dohm Cöln erreichen können, schon im Stande seyn werde, ein Zurückberufungsschreiben zu erlassen, womit er dem Scheidenden etwas Angenehmes sagen wollte. Der Weg wurde über Halberstadt und Lemgo genommen, und in der Mitte July war der neue Bestimmungsort erreicht.

V.

Aufenthalt zu Cöln, insbesondere zu Aachen, von der Mitte des Jahrs 1786 bis zur Mitte des Jahrs 1792.

Der Abgang von Berlin entfernte Dohm aus dem Mittelpunkt der großen Geschäfte zu einer Zeit, wo in dem Staate, dem er seine Kräfte gewidmet hatte, wichtige Veränderungen in allen Beziehungen wahrscheinlich bevorstanden, und wo ein Mann wie Dohm, dem Anschein nach, nützliche Dienste hätte leisten können. Dieser Meinung waren Mehrere. Auch dem patriotischen Gleim gefiel Dohm's Abgang von Berlin nicht. „Das Beste wäre „gewesen, — schrieb er — Sie wären geblieben zu Cöln „an der Spree; zu Cöln am Rhein zwar werden Sie „seyn das Licht der Blinden. Doch wer weiß, wozu die „Vorsehung, an der die Weisesten nicht zweifeln können, „wenn sie nur Acht geben auf ihre Spuren, es so gelenkt „hat, daß Sie Berlin auf eine Zeitlang verlassen müssen.“ Dohm selbst neigte zu dieser Ansicht nach der lezten Aeußerung Hertzberg's gegen ihn, jedoch, bey genauer Kenntniß der Verhältnisse, nicht ohne ein inneres Widerstreben, und nur kurze Zeit. Bald ward ihm der nun gewonnene Kreis eines freyern, unabhängigern Lebens, und des mehr selbstthätigen Wirkens lieb, für dessen Erweiterung

ihm, bey seiner Umsicht und Liebe zur Arbeit, nicht bange war. An anziehenden Beschäftigungen konnte es in einer solchen Lage und bey dem lebendigen Eifer Dohm's, zu wirken wo es nur irgend möglich war, nicht fehlen, auch hatte er eine ganz eigenthümliche Gewandtheit, um scheinbar unbedeutenden, und von dem oberflächlichen Blicke keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigten Dingen ein allgemeines Interesse zu geben, mit größern und wichtigern sie in Verbindung zu bringen, und dadurch sie selbst wichtig zu machen. Bey eigner, innigster Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten, und daß, was er beziele, für seinen Staat in irgend einer Beziehung wichtig und wahrhaft nützlich sey, bot er dann Alles auf, um die Sache im rechten Lichte darzustellen, und seine Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen; keine Mühe war ihm zu diesem Zwecke zu groß, keine zur Deutlichkeit erforderliche Auseinandersetzung schien ihm zu ausführlich. Dies hat ihm wol den Tadel zugezogen, daß er die Sachen nicht einfach genug behandle, zu weit aushole, und den durch Natur und Umstände bedingten Kreis überschreite. Auch gelang allerdings nicht immer, was er beabsichtigte, theils weil die Mitwirkung Anderer fehlte, sey es aus Mangel an lebendiger Ueberzeugung oder an wahrem Eifer, theils aber auch, weil Dohm, bey der Neigung für weitgreifende Wirksamkeit, wirklich oft zu viel umfaßte, das Beste, das Vollkommenste anstrebte, wo, unter den eben obwaltenden Umständen, nur das Mittelmäßige zu erreichen stand. Aber stellt man sich auf seinen Standpunkt, ist man eingeweiht in seine innersten, edlen Absichten; dann wird man, oft unwillkürlich, von dem schmerzlichen Bedauern ergriffen, daß es mit dem Wirken in unserm sogenannten öffentlichen

Leben, und in den Fesseln der Convenienz= und Herkommens=Verhältnisse bey Menschen wie bey Dingen, zumal in untergeordneten Kreisen, so sehr mislich ist, und daß Zeit und Kräfte oft so völlig vergeblich, wenigstens für den äußern, sichtbaren Erfolg, aufgewendet werden. Dies ist um so schmerzlicher, da meistens nur bey den bessern Köpfen, wenn nicht ein günstiges Geschick ihnen würdige und genügende Gegenstände für ihre Kraft und Thätigkeit angewiesen hat, der Fall ist, daß sie mehr wollen und mehr thun, als zu vorgeschriebener Pflichterfüllung nöthig, und über die Nothdurft hinaus nützlich ist. Unsre weitere Erzählung wird jedoch ergeben, daß manches wirklich Wichtige in Dohm's neuen Wirkungskreis eintrat, wie bezüglich auch immer jenes Wort seyn, und wie sehr die neue und neueste Zeit durch das Ungeheure der herbeigeführten Ereignisse den Blick der Zeitgenossen erweitert, auch wol verwöhnt haben mag, wogegen aber dessen Schärfe für das bleibend Wichtige, für den innern Gehalt, durch die Masse und Breite der äußern Erscheinungen bey Manchen gewiß sehr geschwächt seyn dürfte.

Von den großen Angelegenheiten des Preußischen Staats, im Innern sowohl, als vorzüglich in Beziehung nach Außen, wurde Dohm durch einen aus wahrer Hochachtung ihm ergebnen Freund, den vorhin schon erwähnten Kriegsrath Siebmann, stets in genauer Kunde erhalten; auch Hertzberg selbst machte von Zeit zu Zeit vertrauliche Mittheilungen. Und da der Mittelpunkt und der erhabenste Platz dem geistigen Auge zur richtigen Uebersicht nicht, wie dem leiblichen, durchaus erforderlich ist, auch überdem der Blick von der Seite und queerüber zum rechten

Auffassen des Ganzen oft nützlich ist; so ereignete es sich wol, daß Dohm, bey der anschaulichen Kenntniß, die ihm der eigene Geschäftskreis gewährte, eine richtigere Ansicht hatte, als sie in den obern Regionen herrschte, wenn dort die Kenntniß der Dinge nur vom Papier zusammengelesen worden. In unsrer fernern getreuen Darstellung wird jeder Leser leicht die Beweise von dem, was hier im Allgemeinen angedeutet worden, sich auffinden; — wir wenden uns nun zu dem Einzelnen.

Der neue Wohnort Dohm's hatte für den unmittelbar aus Berlin kommenden anfangs allerley Auffallendes und Unbehagliches. Die vielen engen Straßen Cölns, besonders in den belebtesten Theilen der Stadt längs dem Rhein, meistens bebaut mit hohen Häusern, gepflastert mit schwärzlichen Steinen und an regnichten Tagen mit Steinkohlen-Schmutz bedeckt, geben dem Orte ein düstres Ansehen, das damals durch die Menge der umherwandelnden Klosterbewohner und Geistlichen, so wie durch die eigenthümliche Tracht der Cölnerinnen, — durch die schwarzen Regentücher, Faillen genannt, — noch sehr verstärkt wurde. Die breitern Straßen in dem westlichen vom Rhein entfernten Theile der Stadt sind todt und öde, nur an eine vergangene Herrlichkeit durch manches Ueberbleibsel erinnernd. Auch der Wunderbau des Doms, der mit seinem Krahn dem Auge als Trümmer und ruinenhaft erscheint, damals mehr noch als jetzt verdeckt und beengt durch Umstellung mit andern Gebäuden, die zum Theil, Schmarotzerpflanzen ähnlich, unmittelbar angeklebt sind, gewährt für die Gegenwart, wenn nicht Erinnerung und Reflexion hinzutreten, keinen erheiternden Anblick. Zu

diesem und noch manchem Andern, was rückwärts weiset, den damaligen Bildungszustand in Cöln hinzugenommen, so wie das Tag und Nacht fast ohne Unterbrechung fortdauernde betäubende Geläut; — mußte freilich die Vergleichung mit dem zu Berlin herrschenden, in allem Betracht nach Vorwärts gerichteten Streben einen etwas unangenehmen Kontrast bemerken lassen. Aber wohlthuend war dagegen die größere Fülle der Natur, obgleich in der nächsten Umgegend von Cöln nicht mit Anmuth und Schönheit verbunden, das mehr behagliche, sorgenfreyere Leben der Menschen, was dem gespannten Zustande und der nothgedrungenen Erwerbsthätigkeit in Berlin erfreulich gegenüber stand, und vor Allem das überaus belebende Gefühl der eignen Freiheit und Unabhängigkeit, in der Nähe der schönen Gegenden des Rheingau's und andrer Herrlichkeiten, die mit Muße und nach freyem Entschluß zu besuchen und zu genießen leicht möglich war. In Berlin mußte eine Erholung im Freyen meistens mühsam vorbereitet, und durch mancherley Opfer erkauft werden; auch ereignete sich es nicht selten, daß den Heimkehrenden die etwa mitgebrachten freundlichen Eindrücke durch Untersuchung der Wagen und Taschen am Thor von Accise-Bedienten, und durch die dabey erregten Empfindungen wieder verkümmert und verleidet wurden. Kurz, des überwiegend Guten und Angenehmen an dem neuen Aufenthaltsorte war schon in einiger Zeit so viel erkannt, daß der Gedanke an Rückkehr nach Berlin immer mehr in den Hintergrund trat. Ein mehrtägiger Besuch bey Jacobi zu Pempelfort ohnweit Düsseldorf, durch welchen in der rheinischen Gegend auch geistige Bande sich knüpften, welche die Berliner Verbindungen ersezten, ja durch Innigkeit und ein

eigenthümlich herzliches Wesen, zwischen den Männern und Frauen, sie fast überwogen, trug nicht wenig zu heitern Blicken in die Zukunft bey; — Dohm gewann an dem edlen, hochherzigen und tiefdenkenden Manne, so wie seine Gattin an den treflichen Schwestern desselben fürs ganze Leben innig verbundene Freunde. — Zu großer Freude Dohm's kam bald nach der Ankunft in Cöln auch Johannes Müller zu ihm von Mainz herab, wo er damals lebte, und befreundete sich näher mit ihm durch offene, lebendige Mittheilung, die bey seiner schweizerischen Biederherzigkeit ungemein viel Anziehendes hatte, so wie die zugleich von ihm gemachte Hoffnung zum öftern Wiedersehen die ersten freundlichen Eindrücke in der rheinischen Gegend nicht wenig vermehrte. Müller schrieb kurze Zeit nach diesem Besuch an Dohm: „Die Leute im Reich wollen wissen, Sie gehen bald wieder nach Berlin zurück. „Der Gedanke ist natürlich; ich wünsche es den Geschäften, der guten Sache; von Ihrer Seite würde es Aufopferung seyn. Mich verlangt sehr, solche Abende noch „wieder zu sehen, wie in Cöln und wie ehemals. Es ist „so selten möglich, über die größten und interessantesten „Dinge mit Jemand offen zu sprechen" —

In seinem neuen Posten stand Dohm in einem dreifachen amtlichen Verhältniß. Er war Herzoglich Clevischer Direktorialrath und Gesandter beim Niederrheinisch-Westphälischen Kreise, bevollmächtigter Minister am Churcölnischen Hofe, und Resident bey der freyen Reichsstadt Cöln. Von dem Magistrat der leztern ward er in althergebrachter Art bey seiner Ankunft feyerlich bewillkommnet, und erhielt das übliche Ehrengeschenk an Wein, wogegen

dann seiner Seits ebenfalls die herkömmlichen Erkenntlichkeiten erfolgten. Der Churfürst von Cöln, Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, jüngster Bruder des Kaisers Joseph II, ein stattlicher, kenntnißvoller, verständiger Herr, erwies sich gegen Dohm bey dessen erster Vorstellung ungemein freundlich, und äußerte aufrichtige Hochachtung für den großen König. Später bezeigte er Dohm bey manchen Gelegenheiten ein ehrenvolles Vertrauen, scherzte auch wol über dessen frühere Bemühungen, seine Erwählung zum Coadjutor im Bisthum Münster zu verhindern. Da der Churfürst zugleich Hoch- und Deutschmeister war und als solcher den Preußischen Königs-Titel nicht anerkannte, wegen der fortwährend behaupteten Ansprüche des Ordens auf das Herzogthum Preußen, so hatte Dohm kein förmliches Creditiv zur unmittelbaren Ueberreichung an den Fürsten in üblicher Art erhalten. Zur Vermeidung von Erklärungen und Protestationen war nur eine Bekanntmachung seiner gesandtschaftlichen Abordnung an den ersten Churcölnischen Minister von Waldenfels von dem Königlichen Kabinets-Ministerium ergangen, ein Ausweg, der auch in frühern ähnlichen Fällen schon ergriffen worden, und nur durch das Herkommen schon Rechtens, wenigstens für den Zweck genügend war. — An dem Direktorium des Niederrheinisch-Westphälischen Kreises hatten neben Dohm noch zwey andere Kreisdirektorial-Gesandte Antheil, welche, der eine den Churfürst von Cöln, als Bischof von Münster, der andere den Churfürst von Pfalz-Bayern, als Herzog von Jülich, vertraten. Bey der Einrichtung des Reichs-Regiments und der Reichs-Exekutions-Ordnung, im Anfange des 16ten Jahrhunderts, waren zwar auch in diesem Kreise, wie in den

meisten übrigen, nur zwey Direktoren und Kreisausschreibende Fürsten bestellt worden, nämlich der jedesmalige Bischof von Münster als geistlicher, und der Herzog von Jülich=Berg=Cleve als weltlicher Fürst. Als aber nach dem Aussterben dieses leztern Regentenhauses die Länder desselben unter die Churfürsten von Pfalz und Brandenburg getheilt wurden, hatte man sich über den Antheil am Kreisdirektorium dahin verglichen, daß künftig Cleve und Jülich dieses mit Ansehn und Einfluß verbundene Amt unter sich wechselsweise führen, die Rechte Münsters jedoch durch diese Theilung nicht beeinträchtiget werden sollten. — Gerade jezt war in den Kreisangelegenheiten mancherley zu ordnen und zu beschicken, weil seit 1738 keine Kreisversammlung statt gefunden hatte, und Dohm beschäftigte sich daher bald mit den dazu erforderlichen Vorkehrungen, die zunächst die Abhaltung eines sogenannten Kreis=Direktorial=Tages, oder eine Zusammenkunft der Kreis=Direktorial=Gesandten, betrafen, um gemeinschaftliche Berathungen über die zu verhandelnden Gegenstände anzustellen.

Kaum waren die ersten Schritte hierin geschehen, als die erschütternde Nachricht vom Tode Friedrich's zu Cöln einging, wodurch in Dohm's Geschäftsthätigkeit einiger Stillstand verursacht wurde, weil seine Bevollmächtigungen nun erloschen waren, und die Erneuerung derselben von dem neuen Regenten erst abgewartet werden mußte. Die Empfindungen, die jene Todesnachricht in Dohm erregte, drücken wir am besten mit seinen eignen Worten aus. „Noch jezt — sagt er selbst in den Denkwürdigkeiten Th. III. S. 180 — „nachdem mehr als

„dreyßig Jahre verflossen sind, erinnert der Verfasser die„ser Geschichte sich lebhaft an die Stunde, in welcher er, „damals vom Preußischen Staate fern als Gesandter zu „Cöln am Rhein lebend, die erste Nachricht von diesem „Tode erhielt. Lange war er darauf vorbereitet, mehrere „Wochen hindurch hatte er schon jeden Tag gefürchtet, „diese Nachricht zu erhalten; dennoch wurde er überrascht, „wie sie nun endlich kam. Da der König schon so oft, „ganz in seiner Nähe, sterbend, sogar schon wirklich todt „geglaubt war, doch immer sich wieder erholt hatte; so „war es erlaubt, auch jezt noch einmal ein Gleiches zu „hoffen. Aber wie nun gewiß und entschieden war, „Friedrich sey der Erde entnommen —; welch' unbe„schreibliches Gefühl bemächtigte sich da des tief bewegten „Gemüths! Es war eine Empfindung der Leere, der „Verlassenheit, der Besorgniß für die Zukunft, weil nun „auf einmal derjenige fehlte, der so großen Einfluß auf „die allgemeinen Angelegenheiten gehabt, dessen Weisheit „den Ausbruch der Leidenschaften zurückgehalten, und den „Ruhestand der Welt befestigt hatte." — Mit einiger Unruhe wurden die ersten Nachrichten aus Berlin über den Nachfolger des außerordentlichen Mannes erwartet, über die ersten Anordnungen desselben und über Mancherley, was für Dohm ein ganz individuelles Interesse hatte. Jene lauteten ungemein erfreulich, und berechtigten zu den schönsten Erwartungen. „Der König — so wurde Dohm „von Berlin geschrieben — arbeitet von des Morgens um „fünf Uhr bis Abends um sechs Uhr in Einem fort, mit „einer Applikation, mit einer Rastlosigkeit und Pünktlich„keit, die Jedermann in Erstaunen sezt. Er, dem man „vorhin wol drey Tage lang hat nachlaufen müssen, um

„eine einzige Unterschrift zu haben, schreibt deren jeden „Tag jezt wenigstens 500 wegen der unendlich vielen Cir„cularien und Gratulationen; es geht überdies kein Tag „vorbey, wo nicht verschiedene ganz eigenhändig geschrie„bene Befehle von ihm allein an unser Departement (das „der auswärtigen Angelegenheiten) einlaufen. Er spricht „alle Welt, zeigt sich überall gütig und entschlossen; kurz, „wenn die Folgezeit dem Anfange entspricht, so können „wir uns freuen.“ — Lange blühten bekanntlich diese Hoffnungen nicht. Gegen Dohm, der dem neuen Regenten bereits persönlich bekannt war, und der von ihm früher in mehrern Handschreiben auf übersandte litterarische Arbeiten Versicherungen von besonderer Achtung erhalten hatte, bewies Friedrich Wilhelm II sich sehr gütig. Er bestätigte ihn nicht nur in seinem Posten, sondern erhob ihn auch in den Adelstand, und nach einiger Zeit ward auch eine Vermehrung des Gehalts mit 400 Thaler, nebst einer Besoldung von 300 Thaler für den von Dohm auf eigne Kosten als Legations-Sekretair mitgenommenen jungen Mann bewilligt, wodurch denn die der äußern Lage wegen bereits entstandene Beunruhigung, weil mit dem anfänglich bestimmten Gehalt schlechterdings nicht auszukommen war, auch bedeutend gemindert wurde. Der Standes-Erhöhung hätte Dohm, nach seinen Ansichten und innersten Gesinnungen über dergleichen, gern entbehrt; da aber diese äußere Auszeichnung, ähnlich dem Gepräge, wodurch die edlen Metalle coursmäßig und zum gewöhnlichen Verkehr brauchbar gemacht werden, ihn in den Augen Vieler, und für manche Geschäfte erst vollgültig erscheinen ließ; so konnte sie ihm in den Verhältnissen, in denen er sich jezt befand, nicht anders als willkommen seyn, da sie,

dem innern Werthe unbeschadet, eine freyere Beweglichkeit und ein leichteres Umthun im Leben gewährte. Einige Berliner Freunde tadelten zwar das Annehmen des Adelsbriefes und wünschten, vor den ihnen so theuern Namen Dohm kein von geschrieben zu sehen. Das hieß aber den Rigorismus etwas weit treiben, nach Art der Kinder, die über Unwesentliches sich leicht erzürnen und kleine Ungleichheiten, die ihnen ungerecht erscheinen, oft übermäßig hassen. Dohm erfreute sich des Guten der Sache, und konnte dabey Andern schon überlassen, über mögliche Nachtheile, die er zu vermeiden und abzukehren wußte, sich zu beunruhigen.

Der vorhin erwähnte Kreis-Direktorial-Tag fand im Oktober 1786 wirklich statt. Bey Dohm's Umsicht und Geschäftskenntniß, so wie seiner Ueberlegenheit in jedem Betracht, konnte es nicht fehlen, daß ihm die Leitung der Sachen von selbst zufiel. Was von den Kreis-Direktorialen, ohne Zuziehung und Beirath der andern Kreisstände, verfassungsmäßig geschehen konnte, ward vollbracht. So wurden z. B. einige kleine Lande, die Besitzungen der beiden Neuwiedschen Häuser, einiger Saynschen Linien und die Herrschaft Fagnolles, damals Eigenthum des geistreichen Fürsten von Ligne, für welche alle bisher nur observanzmäßig Stimmen auf den Kreistagen geführt worden, nun förmlich mit bestimmtem Sitz und vollgültigem Stimmrecht unter die Kreisstände aufgenommen, für welche, nicht lange mehr genossene, Vergünstigung dann ihrer Seits die herkömmlichen Dankbezeigungen nicht unterblieben. Von dem Zustande der Kreiskasse, oder der sogenannten Kreispfennig-Meisterey, ward auch

eine vorläufige Kenntniß genommen, die jedoch in allem Betracht sehr unerfreulich war; es gab dabey reichen Stoff zu Untersuchungen und Verhandlungen, die aber, wie gewöhnlich, sich damit endigten, daß den Ständen neue Zahlungen anzusinnen, und prompte Leistung derselben zu empfehlen beliebt werden mußte. Der Hauptbeschluß bestand darin, daß im May des nächsten Jahrs ein förmlicher Kreistag gehalten, und auf demselben alles Mangelhafte möglichst geordnet und ergänzt werden solle. — Wer hätte denken können, daß bis zur wirklichen Abhaltung einer solchen Versammlung noch eben so viele Jahre, als jezt bis dahin Monate bestimmt worden, verfließen würden, und daß von den löblichen Absichten nicht Eine zur Ausführung kommen werde! Eine wehmüthige Empfindung hat uns noch jezt die flüchtige Durchsicht der auf dem Papier bereits getroffenen Vorbereitungen dazu erregt, denn geisttödtender konnte die schöne Zeit, so scheint es, nicht verwendet werden, als zu solchen erfolglos gebliebenen an sich völlig unfruchtbaren Beschäftigungen. Dohm behielt jedoch dabey, so wie bey ähnlichen auftrocknenden Arbeiten, die ihm im folgenden Leben noch öfters zufielen, stets eine geistige Frischheit und Empfänglichkeit, die ihn vor Einseitigkeit und engem Wesen bewahrten; mit jugendlichem Muth, und mit einem unverwüstlichen Vertrauen auf das Edlere in Menschen, wo es gilt durch gemeinsame Kräfte etwas zu erstreben, ergriff er stets jeden Anlaß, ja jeden Anschein zum möglichen Guteswirken, immer bereit, durch Anerkennung, Theilnahme und Hülfe jeder Art das Seinige zum Besserwerden in der Welt beizutragen.

Die nächste Veranlassung zum Aufschieben des schon ausgeschriebenen Kreistages gab ein ganz unerwartetes Ereigniß, durch welches dem Kreisdirektorium auf einer andern Seite sehr nöthige und dringende Beschäftigung gegeben wurde. Der damalige Landgraf, nachheriger erster Churfürst von Hessen-Kassel (1), nahm nämlich am 17ten Februar 1787 plötzlich den Lippe-Bückeburgischen Antheil der Grafschaft Schaumburg, als ein angeblich eröfnetes, und Hessen-Kassel anheimgefallenes Lehn, mit Gewalt in Besitz, obgleich ein minderjähriger Sohn des am 13ten Februar verstorbenen Grafen Philipp Ernst von Lippe-Schaumburg-Bückeburg, der jezt regierende Fürst Georg Wilhelm, vorhanden war. Als berechtigender Grund zu diesem Verfahren ward Hessischer Seits angeführt, daß die Ehe des Grafen Friedrich August, Großvaters des Fürstlichen Kindes, mit einem Fräulein von Friesenhausen nicht standesmäßig gewesen, und aus derselben keine lehnsfähige Nachkommenschaft habe hervorgehen können. Da jedoch, bey schon damals entstandenem Streit über jene Ehe, dieselbe durch Reichsgerichtliche Erkenntnisse (2) für eine standesmäßige erklärt worden, auch der daraus entsprossene Graf Philipp Ernst von dem Landgraf Friedrich II von Hessen-Kassel unbedingt belehnt, und als rechtmäßiger Besitzer der Grafschaft Schaumburg-Lippe anerkannt war, dessen zurückgelassener minderjähriger Sohn aber aus einer unbezweifelbar standesmäßigen Ehe mit der Prinzessin Juliane

(1) Gestorben am 27sten Februar 1821.

(2) Von dem Reichshofrath zu Wien in den Jahren 1752-1754 ergangen.

von Hessen-Philippsthal herstammte; so leuchtete die Richtigkeit jener Behauptung jedem Kundigen von selbst ein. Wäre ja noch ein Grund zu Zweifel und Streit vorhanden gewesen, so hätte derselbe einem der höchsten Reichsgerichte angezeigt, und die Sache im Wege Rechtens verfolgt werden müssen. Das Verfahren des Hessischen Regenten war daher den Reichsgrundgesetzen zuwider, war ein Landfriedensbruch, und zunächst eine Störung des Ruhestandes im Niederrheinisch-Westphälischen Kreise; das Direktorium desselben mußte deshalb von Amtswegen sich thätig zeigen. — Dohm wurde durch dieses Ereigniß anfangs in eine nicht geringe Verlegenheit gesezt. Der Landgraf stand in nahen Verhältnissen mit Preußen, und war ein Mitglied des, vorzüglich gegen eigennützige Vergrößerungs-Absichten, vor kaum zwey Jahren gestifteten Fürstenbundes. Ist, sagte man, bey solchen Umständen nicht fast mit Gewißheit anzunehmen, daß dieser Fürst bey seinem gewaltthätigen Unternehmen sich der Unterstützung von Preußen, wenigstens der Billigung dieser im Norden von Deutschland vorherrschenden Macht, versichert hält? Sollte er auf eigne Gefahr ein solches Wagstück beginnen? — Auch der Churfürst von Cöln hatte diese Ansicht, und äußerte sie selbst gegen Dohm, indem er in einer Audienz mit etwas ironischem Lächeln ihm sagte: „nun, Herr von „Dohm, wie steht es jezt mit ihrem Fürstenbunde? was „wird ihr Hof zu dieser Handlung eines Bundesgenossen „sagen?“ — Dohm erwiederte sogleich mit einiger Lebhaftigkeit, er halte sich überzeugt, daß sein König das gewaltsame Verfahren des Landgrafen nicht billigen werde, von welcher Beschaffenheit auch übrigens dessen Ansprüche auf den Lippischen Antheil der Grafschaft Schaumburg

seyn möchten, und daß man keine Handlung zulassen werde, die dem Sinn und Zweck des Fürstenbundes entgegen sey. — Selbst noch nicht von der Ansicht und den Entschlüssen unterrichtet, die man zu Berlin genommen, mußte er, mit diplomatischer Vorsicht, sich so allgemein über die Sache äußern, und konnte auch in dem, was vom Kreisdirektorium dabey zu thun war, zunächst keine besondere Beschleunigung befördern, wodurch denn freilich der Churfürst von Cöln sich veranlaßt fand, in einem an die verwittwete Gräfin und Vormünderin zu Bückeburg erlassenen vertraulichen Schreiben dieser edlen Fürstin zu sagen: „Je vois qu'on ne se hâte que lentement aussi „d'un côté qui vient tout recemment d'arborer le pa„villon d'une Ligue pour le maintien de la tranquil„lité des possessions en Allemagne." — Bald nach jener Audienz wurde jedoch Dohm von Berlin, noch ehe seine Anzeige und Anfragen dort eingegangen seyn konnten, nicht allein von der unbedingten und höchsten Misbilligung des von dem Landgrafen gethanen Schrittes, so wie von den würdigen und kräftigen Entschließungen unterrichtet, die man Preußischer Seits genommen, und durch nachdrückliche Schreiben nach Kassel zum Theil bereits in Ausführung gebracht hatte; sondern er wurde auch ausdrücklich beauftragt, die von dem Kreisdirektorium verfassungsmäßig zu erlassenden Abmahnungsschreiben (in der veralteten Canzley-Sprache dehortatorium lenius und arctius genannt) möglichst zu beschleunigen, und sich nebst den andern Kreisdirektorial-Gesandten zur Vollstreckung der Exekution bereit zu halten. „Man sey fest entschlos„sen — schrieb Hertzberg — den Landgrafen mit Ge„walt, falls er es dahin kommen lasse, wieder aus dem

„Besitz des Landes zu setzen.“ Dohm eilte, diese mit seinen eignen Ansichten völlig übereinstimmenden, und der Gerechtigkeit angemessenen Entschließungen nun sofort zur Kenntniß des Churfürsten und mancher andern Zweifler zu bringen, auch von Seiten des Kreisdirektoriums Alles zu thun und zu befördern, um der Gewaltthat ein Ende zu machen und das würdige Benehmen seines Hofes im hellesten Lichte zu zeigen. — Eine ausführliche Darstellung jenes damals in ganz Deutschland großes Aufsehn erregenden Ereignisses in allen Beziehungen, wodurch manche bisher noch unbekannte Verhältnisse und Verhandlungen zur Kenntniß der Geschichtfreunde kommen, insbesondere auch der durch Geist und Charakter ausgezeichneten edlen Fürstin Juliane von Bückeburg, ganz wie von selbst, ein würdiges Denkmahl entstehen, und einzelne schöne Züge aufbewahrt werden würden; — eine solche Darstellung muß der Fortsetzung der Denkwürdigkeiten aufbehalten bleiben. — Sie würde, nach dem Plan des verewigten Verfassers derselben, den zweiten größern Abschnitt dieses Geschichtwerks eröffnen müssen, wenn uns anders die Fortführung desselben durch Zeit und Umstände vergönnt, auch der Wunsch der Einsichtsvolleren durch das, was in diesem biographischen Versuch von uns geleistet worden, darnach erregt werden wird. Auf jene Fortsetzung müssen wir überhaupt wegen aller andern Begebenheiten und Ereignisse verweisen, deren in dieser Lebensbeschreibung nur in der hier angemessenen beschränkten Beziehung gedacht werden kann, und die doch einer vollständigern Darstellung und vielseitigern Betrachtung würdig sind. — In Betreff der Hessischen Gewaltthat gegen Lippe-Schaumburg ist hier nur noch zu erwähnen, daß es zur Vollziehung der Exekution

von Seiten des Kreisdirektoriums, wozu man sich schon in völlige Bereitschaft gesezt hatte, nicht kam, denn der Landgraf ließ seine Truppen, ohne das Aeußerste abzuwarten, am 18ten April eben so plötzlich wieder aus dem besezten Ländchen abmarschiren, als er es hatte in Besitz nehmen lassen. Für das Kreisdirektorium war jedoch in dieser Angelegenheit noch mancherley zu thun, oder doch Anschein dazu, so daß der auf May bestimmte Kreistag vorerst aufgeschoben ward. Bald mußte aber dieser Aufschub auf ganz unbestimmte Zeit verlängert werden, denn Dohm und das gesammte Kreisdirektorium erhielten wieder auf einer andern Seite, in der ehemaligen freyen Reichsstadt Aachen, sehr dringende und langwierige Beschäftigungen durch einen Auftrag des Reichskammer-Gerichts zu Wetzlar, dessen Veranlassung hier etwas umständlicher anzugeben die Deutlichkeit erfordert.

In der Reichsstadt Aachen hatten schon seit längerer Zeit innere Zwistigkeiten obgewaltet. Zwey Partheyen im Rath, die alte und die neue, stritten um die Obergewalt in der kleinen Republik, die auch das Aachensche Reich hieß, und eine sehr demokratische Verfassung hatte. Die alte Parthey war die herrschende; die neue strebte sie zu verdrängen und sich an das Ruder zu bringen. Sie beschuldigte jene, nicht ohne Grund, der Willkühr in Anwendung ihrer Macht, und rügte laut die allgemein bekannten Unordnungen und Gesetzwidrigkeiten in der Verwaltung, deren Abstellung sie als das Ziel ihrer Bestrebungen angab, und dadurch ihre eigentliche Absicht, die Obergewalt in ihre Hände zu bekommen, geschickt zu verbergen, und für Viele wünschenswerth zu machen wußte.

Nach und nach hatte sich die ganze Bevölkerung, als Anhänger der einen oder der andern Parthey, in zwey gegen einander feindselige Massen zerspaltet, wovon die größere der neuen Parthey anhing, weil hier die bey der Mehrzahl stets vorherrschende Neigung zu Veränderungen, die Hoffnungen Vieler zum Besserwerden, und alle ins Unbestimmte hinausschweifenden Wünsche ihre Nahrung fanden. Die jährliche Erneuerung eines Theils der obrigkeitlichen Personen durch Wahl gab stets wiederkehrende Veranlassungen zu den äußersten Anstrengungen, welche jede Parthey für Behauptung oder Erringung der Herrschaft machte. Um die Mehrheit der Stimmen für den beabsichteten Zweck zu erlangen, wurden von beiden Seiten alle Künste in Anwendung gebracht, die in verderbten Republiken, in denen ächter Gemeingeist und die Herrschaft der Gesetze nicht mehr vorhanden, von jeher üblich gewesen sind. Nicht blos bey Bestechungen durch Geld und andere Vortheile blieb es, die mit dem Namen Wahl-Mäkeleyen bezeichnet und von der untern Volksklasse schon als ein ganz rechtmäßiger Erwerb betrachtet wurden; sondern man verbarg, vor dem Beginn der Wahlen, auch manche besonders gefürchtete Glieder der Gegenparthey mehrere Tage lang an Orten, die ihren Angehörigen und Anhängern unbekannt waren. An den Wahltagen selbst ließ man die ärmern Bewohner der Vorstädte, Knüppelmänner genannt von den Werkzeugen, womit sie ihren Aussprüchen Nachdruck zu geben suchten, eine Rolle spielen, ganz auf ähnliche Weise wie es zur Revolutionszeit in Paris, nur mehr im Großen, geschah. Schon oftmals war es bey diesen Reibungen der Partheyen zu Thätlichkeiten gekommen, die jedoch in der Hauptsache zu keiner Entscheidung

geführt, und nur die gegenseitige Erbitterung vermehrt hatten. Im Jahr 1786 aber erregte die neue Parthey, um endlich zu ihrem eigentlichen Zwecke zu gelangen, an dem zu der Raths- und Beamten-Wahl bestimmten Tage einen förmlichen Aufstand. Die Knüppelmänner, in Schaaren geordnet und durch starke Getränke zu jeder Unthat befeuert, besetzten gewaltsam die Häuser mehrerer bedeutenden Rathspersonen der alten Parthey, um diese von der Theilnahme an der Wahl abzuhalten. Auch das Rathhaus, wo man zur Wahl sich versammelte, war mit bewafneten Banden umstellt, und so weit trieb man die Gewaltthätigkeit, daß zu dem gefährlich kranken regierenden Bürgermeister seine nächsten Angehörigen, und selbst der Arzt, nur mit Erlaubniß der Anführer der neuen Parthey zugelassen wurden. Als aber dennoch die Mehrheit der Stimmen für die alte Parthey zu entscheiden drohete, stürmten die Rotten, auf gegebne Zeichen der Anführer, in den Rathssaal, und mishandelten den größten Theil der Rathsglieder auf eine so mörderische Weise, daß einige an den empfangenen Wunden und deren Folgen starben, die meisten aber sich in ihre Häuser verschlossen, oder gar aus der Stadt flüchteten. Die Anführer der neuen Parthey, die errungene Obergewalt benutzend, nöthigten nun den kranken Bürgermeister zur Niederlegung seines Amts, hielten dann eine Rathsversammlung, ließen alle öffentlichen Aemter mit Personen, die ihre Anhänger waren, besetzen, gaben diesen zwar, um einigen Schein der Mäßigung zu bewahren, nur den Namen von Beisitzern, übertrugen ihnen aber ausdrücklich die Führung der Geschäfte, und suchten so sich selbst in der erlangten Herrschaft zu befestigen. Die unterdrückte Parthey wandte sich

an das Reichs=Kammergericht, und bewirkte im März 1787 den vorhin schon erwähnten Auftrag für das Direktorium des Niederrheinisch=Westphälischen Kreises, wodurch die genaueste Untersuchung des Tumults aufgegeben ward. Spätere Erkenntnisse und Verfügungen des höchsten Reichsgerichts erweiterten diesen Auftrag noch ausdrücklich dahin, daß auch die Beschwerden gegen den Magistrat untersucht werden, und Vorschläge zur Abstellung der vorhandenen Gebrechen, überhaupt zur Verbesserung der Constitution der Stadt geschehen sollten. Wegen neuer Unruhen, die bey den im May und Juny 1787 bevorstehenden Wahlen zu befürchten waren, forderte das Reichs=Kammergericht zum schleunigen Anfang der Untersuchung auf; alle übrigen Kreisangelegenheiten mußten also nachstehen, und am 16ten Mäy hielt das Kreisdirektorium in der Eigenschaft einer Kaiserlichen Commission, die es durch jenen Auftrag erhalten hatte, in Begleitung von 300 Mann Jülichscher Truppen, seinen Einzug in Aachen.

Es ergab sich bald, daß die gründliche Erledigung des Reichsgerichtlichen Auftrags sehr verwickelte, zugleich auch unangenehme und langwierige Untersuchungen nöthig machen, und der Aufenthalt zu Aachen kein schnell vorübergehender seyn werde. Dohm versezte sein Hauswesen dorthin, jedoch mußte die Wohnung zu Cöln, als dem eigentlichen Aufenthaltsorte, beibehalten werden. Ueber die Natur und den Beginn des Commissions=Geschäfts sagt er selbst in einem gegen Ende Juny nach Berlin erstatteten Berichte Folgendes: „Die große Erbitterung der „Partheyen macht das hiesige Geschäft ungemein beschwer„lich, da wir unaufhörlich mit gegenseitigen Vorstellun-

„gen und Klagen über fast stündlich vorkommende neue „Incidentpunkte in der Maaße bestürmt werden, daß, „ob wir gleich oft bis spät in die Nacht unsre Conferen„zen fortsetzen, wir doch kaum im Stande sind, alle vor„gebrachten Fälle zu erledigen. — Unsre wichtigste Be„schäftigung hat bisher darin bestanden, zu bewirken, daß „die Wahlen constitutionsmäßig und ohne Tumulte vor „sich gehen. Beide Theile lassen es hierbey sowohl an „gewaltsamen Attentaten, als an andern unerlaubten „Mitteln nicht fehlen. Der jetzige Magistrat macht sich „hierbey besonders eines Mißbrauchs seines öffentlichen „Ansehns schuldig, indem er, unter allerley Vorwänden, „die anders gesinnten Bürger gefänglich einziehen läßt, „um sie an den Wahltagen ihres Stimmrechts zu berau„ben." — Nach Beendigung der Wahlen, wobey kaum der Ausbruch eines neuen Tumults verhütet werden konnte, begann die sehr unangenehme Untersuchung des vorjährigen Aufruhrs. Fast hundert Personen, die der vorzüglichsten Theilnahme daran beschuldigt und zum Theil in Verhaft genommen waren, mußten, nebst einer noch größern Menge von Zeugen, verhört werden; mehr als Tausend einzelne Verhörprotokolle wurden aufgenommen, wobey es denn der Partheyhaß an absichtlich erregten Weitläuftigkeiten und Verzögerungen nicht fehlen ließ. Leztere wurden auch noch dadurch vermehrt, daß Oesterreichische Behörden in den benachbarten Niederlanden, wohin einige der Hauptanstifter des Aufruhrs sich geflüchtet hatten, die Auslieferung derselben verweigerten, sich auf Freiheiten und Privilegien berufend, obgleich die Aufforderungen im Namen des Kaisers, ihres Landesherrn, und des höchsten Reichsgerichts erlassen waren. Vorzüglich auf Dohm's

Betrieb geschahe es, daß die Commission sich, der Beschleunigung wegen, in die Arbeiten theilte, — nur sehr wichtige Verhöre und schwierige Untersuchungen wurden gemeinsam vorgenommen —; aber doch verflossen Monate allein über diesem Geschäft. Dohm wurde ungeduldig, da er sich bald die Ueberzeugung verschaft hatte, daß alle Mühe, alle für ihn und die Stadt Aachen, in verschiedener Beziehung, kostbare Zeit ohne einen bleibenden Nutzen aufgewendet werden würde, wenn nicht die Quelle der Uebel, unter denen das kleine Gemeinwesen erlag, verstopft, und der dahin zielende Theil des Reichsgerichtlichen Auftrags zu der Hauptbeschäftigung gemacht werde. Schon im Oktober 1787 schrieb er deshalb an den Preußischen Reichskammergerichts=Prokurator von Hoffmann zu Wetzlar, mit dem er der Aachenschen Angelegenheiten wegen einen lebhaften Briefwechsel führte: „ich wünsche „nichts mehr, als daß die sehr unangenehme Inquisition „nur erst beendigt seyn möchte, und wir alsdann mit „gründlicher Verbesserung der hiesigen so schlechten Con„stitution, welche im Grunde wohl die Hauptursach aller „Unruhen ist, uns beschäftigen und zu einem dauernden „Wohlstande dieser Stadt den Grund legen könnten. Vor„izt ist das Ende unsers hiesigen Aufenthalts noch nicht „abzusehen.“

Dohm ahnete nicht, daß die leztere vom Unmuth ihm eingegebne Aeußerung in wörtliche Erfüllung gehen, und seine eigentliche Absicht, trotz aller oft übergroßen Anstrengungen dafür, nie zur Ausführung kommen werde. Sein Bestreben ging nämlich dahin, der Stadt Aachen durch eine verbesserte, und, so weit es die vorhandene Grund=

lage erlaubte, möglichst vollkommene Constitution nützlich zu werden, und ihr ein bleibendes Andenken von sich zu hinterlassen. Diese Arbeit, die ihm von seinen Collegen neben den laufenden Geschäften gern überlassen wurde, erhielt ihn unter allen oft großen Unannehmlichkeiten aufrecht, welche die Vollziehung des Auftrags, insbesondere die Untersuchung der Beschwerden gegen den Magistrat, mit sich brachte, und die durch einen in der Commission selbst, wegen Theilnahme an den Parthеyansichten, entstandenen Zwiespalt noch bedeutend vermehrt wurden. Ganz besonders widrig waren Dohm die hieraus hervorgehenden Verzögerungen, die übel gedeutet werden konnten, wie es auch wirklich geschah. Allgemein bekannt war nämlich, daß der Jülichsche Kreisgesandte für die alte, und der Münstersche für die neue Parthey gesinnt sey. Auch Dohm war anfangs in dem Verdacht, für die neue Parthey einige Vorliebe zu hegen, wozu der ganz zufällige Umstand Anlaß gab, daß er seine erste Wohnung, bey völliger Unbekanntschaft mit den Verhältnissen zu Aachen, in dem Hause eines nicht unbedeutenden Anhängers der neuen Parthey genommen hatte. Es gelang ihm indeß bald, diesen ungegründeten Verdacht durch sein unpartheyisches Verfahren, und seine sichtbar nur auf das wahre Beste des Aachenschen Gemeinwesens gerichteten Bemühungen zu vernichten. Hören wir, was er selbst hierüber gegen den vorhin schon erwähnten Herrn von Hoffmann zu verschiedenen Malen im Jahr 1789 geäußert hat. „Ueber das hiesige Commissionsgeschäft habe ich Ew. ꝛc. lange nicht schreiben „mögen, weil es gar zu schwer hält, wie mir noch Dero „schätzbares Schreiben vom 4ten März bewiesen hat, über „solche verwickelte, durch so manche partheyische Vorstel-

„lungen entstellte Dinge in Briefen, ohne ermüdende „Weitläuftigkeit, deutliche Ideen zu geben. Gewiß ist, „daß mir die Sache sehr unangenehme Stunden macht. „Bey meinem redlichen Willen und eifrigen Bestreben „geht dieselbe, durch die ewigen Incidentpunkte gehemmt, „sehr langsam fort, was mir sehr verdrießlich ist. Ich „hoffe indeß, daß das Reichskammer-Gericht, welches „meine Art zu denken durch die verschiedenen den neuesten „Berichten beigefügten vota sämmtlicher Subdelegatorum „genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, mir Ge„rechtigkeit widerfahren lassen und einsehen werde, daß es „nicht meine Schuld sey, wenn hier nicht Alles geht, wie „es billig könnte und sollte. Der Zwiespalt in der Com„mission selbst über das Defensions-Verfahren, und über „die Gültigkeit der Zeugen bey der Beschwerden-Untersu„chung, welcher viel Arbeit und Zeit gekostet, war mir sehr „unangenehm. Zu meinem großen Vergnügen haben wir „aber heute über beide Punkte die Reichskammer-Gerichtliche „Entscheidung in solcher Art erhalten, daß ich hoffe, es „soll nun mit diesen beiden Theilen des Geschäfts ohne „Störung zu Ende gehen. — Noch wünschte ich, daß, „wenn wir einzelne Punkte der Verbesserung einsenden, „darüber die Entscheidung sofort erfolge. Warum soll „das Gute, das heute geschehen kann, ver„schoben werden, und das Uebel, was jezt „an dessen Stelle steht, vor unsern Augen „länger fortdauern? Bey allen durch Kaiserliche „Commissionen reformirten Reichsstädten, z. B. Frankfurt, „ist auf diese Weise verfahren."

Die Hoffnung, das Geschäft werde nun ohne fernere Störung zu Ende gebracht werden können, ging nicht in Er-

füllung. Dohm hatte Anlaß, an Herrn von Hoffmann abermals Folgendes zu schreiben: „Die neuen Verzögerun-„gen, welche die gründliche Untersuchung der Beschwerden „wieder aufgehalten, sind mir höchst ärgerlich. Der Magistrat „widersezt sich förmlich der Untersuchung, und will aus dem „doch so klaren lezten Urtheil einen Sinn erzwingen, nach „welchem die neue Parthey schlechterdings mit allen ange-„brachten Punkten als unbewiesen, und unbeweisbar ab-„gewiesen, mithin die ehemalige Administration ohne alle „Untersuchung für gerechtfertigt erklärt werden müßte. „Der Jülichsche Gesandte unterstüzt den Magistrat hie-„bey. — Es hat dieser unangenehme Streit hier zu ver-„drießlichen Auftritten Gelegenheit gegeben, und mich zu „etwas nachdrücklichen Aeußerungen meines Misvergnü-„gens mit dem bisherigen Gange der Sachen gezwungen, „welche auch gewirkt zu haben scheinen, obgleich der fort-„dauernde Widerspruch des Jülichschen Directorialis Al-„les ungemein erschwert. Ich habe mich wie ein Mann, „der kein Urtheil seiner eignen Handlungen scheuen darf, „stark und nachdrücklich erklärt, doch sind überall noch die „glimpflichsten Ausdrücke gewählt. — Die Erwartung, „welche man von meinem Entwurfe einer verbesserten Con-„stitution hat, vermehrt meine Verpflichtung bey dieser „wichtigen Arbeit, der ich gern alle meine Kräfte und Zeit „widmen möchte. Wäre es möglich, daß ich einen Monat „ganz derselben widmen könnte, wollten wir gewiß große „Schritte thun; aber nach Lage der Sache ist dies unmög-„lich. Ich muß mich also begnügen, meinen Weg unver-„rückt fortzugehen, das Gute zu thun, was ich kann, und „zu tragen, was nicht von mir abhängt.“ — Der lang-same Geschäftsgang bey dem Reichskammer-Gericht verur-

sachte auch oft Unterbrechungen von mehrern Wochen, ja von Monaten, in wichtigen Angelegenheiten. Dohm zeigte als ein Beispiel dieser Langsamkeit zu Berlin an, daß auf einen Bericht der Commission, in welchem mit Beistimmung des Raths und der Bürgerschaft zu Aachen eine verbesserte Einrichtung bey dem Hazardspiel, welches eine Quelle vieler Unordnungen gewesen, vorgeschlagen worden, die Entscheidung des höchsten Gerichts über 15 Monate ausgeblieben sey, obgleich kein Grund zur Verweigerung des Vorschlags denkbar, und von einer rechtlichen Untersuchung dabey nicht die Rede gewesen. Herr von Hoffmann selbst äußerte auch seiner Seits vertraulich gegen Dohm: „wer weiß, wann auf den weitläuftigen Bericht und die „Anlagen erkannt werden kann. Man ist hier dieser Sache „theils müde, theils sind auch die vielen andern im Be„triebe stehenden Rechtssachen dadurch schon zu sehr zurück„gesezt worden."

Nur die nicht zu ermüdende Beharrlichkeit, die Dohm für das, was er als gut und nützlich erkannt, und für einmal gefaßte Beschlüsse hatte, ließ ihn dahin gelangen, endlich im Frühjahr 1790 den von ihm ganz allein ausgearbeiteten Entwurf einer verbesserten Constitution für die Reichsstadt Aachen, den er der leichtern Verbreitung wegen hatte abdrucken lassen, dem Reichskammer-Gericht vorlegen zu können (3). Da die Vorrede über sein Ver-

(3) Der vollständige Titel ist: „Entwurf einer verbesser„ten Constitution der Kaiserlichen freyen Reichsstadt „Aachen, ihren patriotischen Bürgern vorgelegt vom „Clevischen Subdelegato Christian Wilhelm von

fahren bey dieser Arbeit, und über den Zweck derselben vollständige Auskunft giebt, überdem auch manche zu unsrer Zeit wieder vorzüglich beherzigenswerthe Wahrheiten und Bemerkungen enthält; so hat es zweckmäßig geschienen, sie als eine Beilage (4) unverändert mitzutheilen, um dadurch zugleich jüngern wißbegierigen Lesern eine genauere Kenntniß von einem Ereigniß zu verschaffen, für welches in der Fortsetzung der Denkwürdigkeiten, neben den dahin gehörenden mehr allgemein interessanten Angelegenheiten, kein schicklicher Platz sich finden dürfte. Die Constitution selbst, die ohne genaueste Kenntniß des innern Zustandes eines gänzlich verschwundenen kleinen Gemeinwesens nicht verständlich ist, theilen wir nicht mit, obwohl sie, mehr als manches bogenreiche Buch, einen Beweis geben würde von dem ausdauernden Fleiß, und dem reinen

„Dohm, Sr. Königl. Majestät von Preußen Geheimen Kreis-Direktorial-Rath und bevollmächtigten „Minister am Churcölnischen Hofe und im Nieder-„rheinisch-Westphälischen Kreise. Aachen im April „1790. in 4. Gedruckt bey dem Stadt-Buchdrucker „J. W. F. Müller, zum Besten des Armen- und „Waysenhauses.“ — Im Jahr 1791 erschien eine französische Uebersetzung dieser Schrift unter dem Titel: „Plan d'une nouvelle constitution de la „Ville Libre et Impériale d'Aix-la-Cha-„pelle etc.“ von einem Herrn Lemaire, mit einer Vorrede, in welcher eine gedrängte Uebersicht von der frühern Geschichte und Verfassung Aachens, wie auch von den Mängeln der leztern und dem Aufstande im Jahr 1786 gegeben ist.

(4) S. Beilage. III.

Eifer ihres Verfassers für Begründung von etwas gedeihlich Gutem.

Nach Einreichung dieser Arbeit dauerten zwar die vorhin erwähnten Untersuchungen und Verhöre noch fort, auch wurden Conferenzen über den von Dohm entworfenen Constitutionsplan gehalten, und mehrere Berichte erstattet; allein Gegenstände, die hier, in Beziehung auf Dohm, eine besondere Erwähnung verdienten, kamen nicht vor, und nach einiger Zeit trat, in Erwartung der Entscheidung des Reichskammer-Gerichts auf die gemachten Anträge, sogar ein Stillstand in dem Geschäft ein, der über Jahr und Tag dauerte. Da sich hierdurch zugleich ein natürlicher Ruhepunkt für unsre Erzählung von den Aachenschen Angelegenheiten ergiebt; so wenden wir uns jezt zu andern Beschäftigungen und Begebenheiten, die Dohm's Zeit und Kräfte, theils neben jenen, theils in der Stillstandperiode, in Anspruch nahmen, und führen dieselben, um Verwirrung zu vermeiden, in der Zeitfolge vor, wie sie nach einander statt fanden.

Schon in den ersten Monaten des Aufenthalts zu Aachen wurde Dohm von Hertzberg beauftragt, genaue Erkundigungen einzuziehen, ob in den Französischen Niederlanden bey Givet ein Heer zusammengezogen werde. Der Französische Gesandte zu Berlin hatte, in Unterredungen mit Hertzberg über die immer ernstlicher werdende Preußische Einmischung in die innern Angelegenheiten und Streitigkeiten der Republik Holland, mit einer solchen Maaßregel gedroht, und durch die Aeußerung, daß der Hof von Versailles nöthigen Falls Hundert Tausend

Mann werde marschiren lassen, den patriotischen Preußischen Minister zu der kecken Antwort veranlaßt: „alors „nous ferons marcher cinquante mille hommes et „nous Vous battrons.“ Als nun gegen Ende Augusts, wo die nach Holland bestimmten Preußischen Truppen schon in Bewegung waren, sich die, wahrscheinlich mit Absicht verbreiteten, Gerüchte von Zusammenziehungen Französischer Truppen sehr vermehrten, auch dem Herzoge von Braunschweig daran gelegen war, über den Grund oder Ungrund derselben zuverläßig unterrichtet zu werden; so entschloß sich Dohm, auf eigne Gefahr, unter dem angenommenen Namen Meyer, und als angeblicher Handelsgenosse eines gewandten Aachenschen Kaufmanns Peipers, den er zur Mitreise bewog, selbst nach Givet zu reisen. Als Grund der Abwesenheit von Aachen würde ein kurzer Besuch der Bäder zu Spaa vorgegeben, bis wohin Dohm auch seine Gattin und eine Schwester derselben mitnahm; der weitere Weg wurde über Brüssel und Valenciennes genommen. Der Zweck ward ohne Unfall und ohne irgend eine Unannehmlichkeit vollkommen erreicht, indem Dohm zuverlässig in Erfahrung brachte, daß zur Zusammenziehung eines Französischen Heerhaufens bey Givet keine Befehle gegeben, auch überall keine selbst nur vorläufige Anstalten, die dahin deuteten, getroffen worden, und in keinem Falle hier eine so schleunige Versammlung von Truppen werde geschehen können, um noch im Herbst des Jahrs 1787 für die nach Holland marschirenden Preußen Besorgniß zu erregen. Ueberdem verschafte er sich auch einen guten Correspondenten in Givet selbst, von dem er fortwährend, unter der Adresse jenes Aachenschen Kaufmanns, in Briefen, die dem Anschein nach von Lieferungs-Ge-

schäften handelten, die genauesten Nachrichten erhielt. Von Berlin wurde Dohm die größte Zufriedenheit mit seinem Verfahren bezeigt. „Wir sehen es — ließ der König ihm schreiben — „als einen rühmlichen Beweis Eures „Diensteifers an, daß Ihr Euch aus eigner Bewegung „nach Givet begeben, und Uns eine so umständliche und „zuverlässige Nachricht von den Französischen Truppen, „die dort und in der Nachbarschaft vorhanden sind, verschaft, „auch des Herzogs von Braunschweig Durchlaucht Nach„richt davon gegeben habt.“ — Innerhalb sechs Tagen ward diese kleine ächt diplomatische Reise beendiget, die für Dohm zugleich eine Erholung von den einförmigen und anstrengenden Arbeiten zu Aachen war. Den in Spaa zurückgelassenen dort völlig unbekannten Frauen hingegen hatte dieselbe einige Unruhe verursacht, theils durch Bekümmernisse um die theuern Reisenden, theils aber auch wegen der neugierigen und lästigen Blicke, womit sie als Einsame, und noch in so später Jahrszeit plötzlich angekommene Unbekannte von manchen Badegästen angesehen wurden. — Von nun an war Dohm nur noch durch Correspondenz in dieser Angelegenheit thätig, die ihn bis zum Frühjahr 1788 von Zeit zu Zeit beschäftigte, wo es sich dann gänzlich entschied, daß Frankreich nicht mit bewafneter Hand der Preußisch-Englischen Beilegung der Unruhen in Holland sich widersetzen werde.

Zu einer längern und mühvolleren Beschäftigung gab für Dohm eine hierarchische Angelegenheit Veranlassung, nämlich ein Zwiespalt der Deutschen Erzbischöfe mit dem päbstlichen Hofe, bekannt unter dem Namen der Nunciatur-Streitigkeit. Der Gegenstand dersel-

ben war die von den Päbstlichen Nuntien zu Cöln und zu München als ein Recht in Anspruch genommene, und im Namen des Pabstes wirklich ausgeübte Gerichtsbarkeit, die von den Erzbischöfen als ein Eingriff in ihre, und überhaupt der Deutschen Kirche, Gerechtsame, ja als den Reichsgrundgesetzen entgegen, angesehen wurde. Eigentlich betraf jedoch diese Beschwerde nur einen der vielen hier nicht ausführlich darzustellenden Streitpunkte, welche die Deutschen Erzbischöfe, und mit ihnen mehrere Fürsten des Deutschen Reichs, gegen die Anmaaßungen der Päbste von Zeit zu Zeit aufgestellt hatten, und zu deren Anregung und Ausführung die erstern sich im Jahr 1786 auf dem sogenannten Emser Congresse, wo man ein langes Verzeichniß davon entwarf, aufs neue vereiniget hatten (5). Als Dohm seinen Posten zu Cöln antrat, war die Nunciatur-Streitigkeit bereits in Bewegung, und da er mit dem nur wenige Wochen vor ihm dort angelangten Päbstlichen Nuntius Caprara, Erzbischof von Damiette, bald in nähere Bekanntschaft kam, auch der Churfürst von Cöln, in Nachahmung seines Bruders Joseph, einer der eifrigsten Gegner des Pabstes, oder eigentlich der Anmaaßungen der Römischen Curie, war; so wurde er bald davon unterrichtet, und als Gesandter eines der mächtigsten Deutschen Fürsten

(5) Es kann von dieser Angelegenheit, die in jener Zeit großes Aufsehn erregte und ein mehrseitiges Interesse hat, in dieser Lebensbeschreibung nur so viel beigebracht werden, als zur anschaulichen Darstellung des Antheils, den Dohm daran genommen, erforderlich ist. Eine ausführliche Entwickelung derselben würde hier viel zu weit führen, und muß der Fortsetzung der Denkwürdigkeiten aufbehalten bleiben.

zur Theilnahme veranlasset. Auch Johannes Müller munterte, bey seinem vorhin schon erwähnten Besuche im Herbst 1786, zur kräftigsten Mitwirkung auf, und theilte über den eigentlichen Zweck der Emser Vereinigung, an deren Spitze sein Herr, der Churfürst von Mainz, stand, manches Nähere mit. Dohm betrachtete die Sache aus dem Gesichtspunkte ihres allgemeinen Interesses für das hierarchische System, sahe insbesondere die bezweckte Beschränkung der vermeintlichen Gerechtsame des Römischen Hofes als nützlich, und zugleich rühmlich für Deutschland an, und hielt daher mit deutsch-patriotischem Sinn die Angelegenheit wichtig und aller Anstrengung werth. Er suchte diese Ansicht zu Berlin geltend zu machen, indem er sich bemühte zu zeigen, daß Preußen durch Beförderung der Erzbischöflichen Bestrebungen sein Ansehn und seinen Einfluß in Deutschland vermehren, dadurch aber zugleich edel und seinem politischen Interesse gemäß handeln würde. Sein Vorschlag ging im Wesentlichen dahin, alle bisherige Gerichtsbarkeit des Päbstlichen Hofes in Deutschland, weil sie Einzelnen Zeit und Geld raubend, in allem Betracht drückend, dem Reiche aber unrühmlich sey, gänzlich aufzuheben, dagegen die Prüfung und Confirmation der Bischofswahlen, so wie die Verleihung der Präbenden in den Hochstiftern während sechs Monate im Jahre (6), dem

(6) In den sogenannten mensibus papalibus, welche die Monate Januar, März, May, Julius, September und November waren, wie sie auch in der neuesten Uebereinkunft zwischen dem Königlich Preußischen Hofe und dem Römischen Stuhl, das Katholische Kirchenwesen betreffend, ausdrücklich dem Pabste

Pabste ferner zu belassen. Der Chur-Mainzische Coadjutor von Dalberg war hiermit ganz einverstanden. „Rom Geld und Ehre, — sagte er — aber den Häuptern „der Deutschen Kirche die alleinige Jurisdiktion in ihren „Diöcesen.“ In diesem Sinne machte Dohm auch dem Könige Friedrich Wilhelm II, als dieser bey seiner Anwesenheit zu Cleve, während einer Zusammenkunft mit seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, ihm in der Mitte Juny 1788 dort eine Audienz bewilligte, einen mündlichen Vortrag über diese Angelegenheit. Der König, der durch sein sehr gesundes Urtheil und die mannichfachen Kenntnisse, die er in dieser Unterredung zeigte, Dohm große Achtung einflößte, ging ganz in seine Ideen ein, und bevollmächtigte ihn bald nachher unmittelbar zu einer Bereisung der drey geistlichen Churhöfe, um von den eigentlichen Absichten derselben sich genau zu unterrichten, und den Verhandlungen eine dem Preußischen Interesse günstige Richtung zu geben, insbesondere dahin zu wirken, daß nicht die Macht und der Einfluß des Oesterreichischen Hauses, aus welchem ohnedem schon ein Erzherzog einen geistlichen Churhut trug, durch die Beförderung dieser Sache vermehrt werden möge. Im Kabinet zu Berlin hegte man nämlich die Besorgniß, daß der dem Pabst entzogene Einfluß in Deutschland dem Wiener Hofe zufallen, und man alsdann zu Wien einen furchtbareren Pabst als den zu Rom, oder auch an den

wegen Verleihung der darin erledigt werdenden Präbenden zugestanden worden. S. Gesetz-Sammlung für die Königl. Preuß. Staaten, Jahrgang 1821. Nr. 12. S. 123.

vier Erzbischöfen (7) eben so viele Päbste in Deutschland haben möchte. Bey dieser Ansicht, die von Dohm bisher vergebens bekämpft worden, war auf Festigkeit und ein durchgreifendes Verfahren von Preußischer Seite nicht zu rechnen; sie mußte einer glücklichen Ausführung seines vom Könige gebilligten Plans sehr große Schwierigkeiten in den Weg legen. Da ein andrer unmittelbarer Auftrag des Königs eine schleunige Anwesenheit Dohm's zu Lüttich nöthig machte, um dort vorläufige Erkundigungen wegen einer befürchteten Coadjutor-Wahl im Interesse Frankreichs einzuziehen, und zugleich zu erforschen, ob und wie die Wahl eines dem Preußischen Hofe ergebenen Nachfolgers zu bewirken seyn möchte; so konnte die Reise zu den geistlichen Churhöfen erst Ende July angetreten werden. Dohm kam am lezten July zu Mainz an, nachdem er vorher schon zu Schlangenbad mit dem Preußischen Gesandten am Mainzer Hofe, dem Obrist. Freyherrn von Stein, einem ältern Bruder des schon vorhin (Abschnitt II. S. 36.) erwähnten in neuerer Zeit so berühmt gewordenen Preußischen Staatministers dieses Namens, mit Johannes Müller und einigen andern Personen eine vorbereitende Zusammenkunft gehabt hatte, und reiste von dort, auf Einladung des Churfürsten, nach dessen damaliger Residenz Aschaffenburg. Hier ward er sehr gütig empfangen, und wohnte am 3ten August einer Conferenz über die Nunciatur-Angelegenheit bey, in welcher auch der Coadjutor von Dalberg, der Weihbischof Heimes, der Chur-Mainzische Minister von Deel, der vorgedachte Freyherr von Stein, und Johannes Müller, damals

(7) Zu Mainz, Trier, Cöln und Salzburg.

Chur-Mainzischer Geheimer Legationsrath, zugegen waren, der Churfürst aber selbst den Vorsitz führte, einen einsichtsvollen Vortrag über die verwickelte Sache hielt, und das Protokoll, mit dessen Abfassung Müller beauftragt war, diesem zum größten Theil in die Feder diktirte. Dohm erzählte gern von diesem für ihn mannichfach lehrreichen Aufenthalt zu Aschaffenburg, und wie viel Einnehmendes der Churfürst von Mainz durch sein ehrwürdiges Ansehn, sein kluges und würdevolles Benehmen gehabt habe. Interessant war ihm auch die dort gemachte Bekanntschaft mit der geistvollen Frau von Coudenhoven, einer Freundin des Churfürsten, die von dieser hierarchischen Angelegenheit wohl unterrichtet, und sogar selbst thätig in derselben war. Die Rückreise ward über Coblenz und Bonn, die Residenzen der Churfürsten von Trier und von Cöln, genommen, um auch die Gesinnungen dieser geistlichen Häupter, besonders des erstern, eines frommen dem Römischen Hofe sehr ergebenen Fürsten, in Betreff der weiter zu nehmenden Maaßregeln genauer zu erforschen. Selbst bey dem Päbstlichen Nuntius zu Cöln versuchte Dohm, einen von ihm früher zu Aachen erhaltenen freundschaftlichen Besuch erwiedernd, durch freundliches Anrathen zu einem gütlichen Vergleich für die ihm theuer gewordene Angelegenheit zu wirken, die auf dem bisher verfolgten Wege sehr weitaussehend zu werden drohete. Dohm arbeitete für dieselbe fortan vorzüglich durch einen ausgebreiteten Briefwechsel, der mit Johannes Müller, dem Freyherrn von Stein, und dem Churcölnischen Minister von Waldenfels besonders lebhaft war; auch an Berichtserstattungen nach Berlin ließ er es nicht fehlen. Allein hier änderten sich die Ansich-

ten immer mehr zum Nachtheil der Sache, die man überdem, bey Mangel an wahrem Gemeingeist für allgemeine Deutsche Angelegenheiten, als zu verwickelt und zu mühsam für den davon zu erwartenden Nutzen ansahe. Frau von Coudenhoven schrieb noch im Jahr 1788 an Dohm: „on m'a dit que l'opinion de Votre Cour „dans l'affaire en question était pour le moment non „pas de faire, mais d'empêcher de faire;“ und der Minister Hertzberg eröfnete ihm in den ersten Tagen des Jahrs 1789 in einem Privatschreiben mit unerfreulicher Vertraulichkeit: „Die ganze Nunciatur-Sache „ist ein wahres Kreuz unsrer hiesigen großen Politik, „und sollte uns, nach meinem Sinn, gar nicht beschäftigen.“ Einige Wochen später wurde Dohm sogar in einer amtlichen Erwiederung auf einen erstatteten umständlichen Bericht im Namen des Königs gerade herausgesagt: „Wir sind von dieser sehr verwickelten Sache, in welcher „beide Theile, nach den verschiedenen Verhältnissen, recht „und unrecht haben, sehr belästiget, und Wir haben kein „Interesse noch Beruf dabey, als daß Wir aus Freundschaft für den Churfürsten von Mainz Uns dieser Sache „zu Rom angenommen.“ — Nun war für Dohm nichts mehr zu thun in einer Angelegenheit, der fast zwey Jahre hindurch, vorzüglich in dem lezten Jahre, er viele Zeit und Anstrengung in der Hoffnung gewidmet hatte, durch ihre Beförderung für Preußens wahres Interesse, und zugleich für das Beste des ihm stets theuern gemeinsamen Vaterlandes etwas Nützliches zu wirken. Bald traten auch Ereignisse ein, die ihn auf ganz andere Weise außerordentlich beschäftigten, und größere Widerwärtigkeiten ließen das Fehlschlagen jener Bemühungen nur als

eine kleinere erscheinen, ja sogar als wohlthätige Vorübung im Erdulden ansehen.

Zunächst muß hier eine kurze Erwähnung von der vorhin schon berührten Coadjutorie-Angelegenheit zu Lüttich geschehen, da diese gleichsam das Vorspiel des größern Unangenehmen war, was von dorther für Dohm entstand. — In dieser Sache waren außer ihm zugleich der schon öfter genannte Freyherr von Stein, der Baron von Senft-Pilsach, Preußischer Minister-Resident zu Lüttich, und einige andere Männer, vorzüglich aber auch zwey Frauen sehr thätig, nämlich die vorhin erwähnte Frau von Coudenhoven, die sogar einen unmittelbaren Bericht an den König deshalb erstattete, und eine Gräfin Horion. Leztere war eine nahe Verwandtin eines frühern Fürstbischofs von Lüttich, eines Grafen von Wildbrück, und hatte, als eine sehr kluge mit politischen Angelegenheiten gern sich befassende Frau, die genaueste Kenntniß von allen Verhältnissen der einzelnen Personen, so wie von den Umtrieben und Intriguen, die bey solchen Angelegenheiten mit Erfolg in Anwendung gebracht zu werden pflegen. Bemerkenswerth ist, daß nicht von dem Ministerium zu Berlin die Veranlassung dazu und die Leitung ausging, sondern unmittelbar von dem Kabinet des Königs selbst, und daß Hertzberg nicht einmal gute Miene zu diesem Spiel machte. Er äußerte nämlich gegen Dohm auf einen ihm mit einem vertraulichen Schreiben übersandten Bericht: „Ich mag darauf nichts verfügen noch antworten, weil ich die ganze Negociation für „gefährlich, selbst nachtheilig und unanständig für den König halte, eine Coadjutorie zu erkaufen, auch das Geld

„als weggeworfen ansehe, und solches dem Könige nicht ver„heelet habe, worauf er mir nichts weiter geantwortet, als „daß er das Geld wohl in Acht nehmen würde, und mir nichts „darüber weiter aufgetragen noch gesagt hat. Ich glaube „also, daß der König die Sache mit dem Herrn von *** „allein angreifen wird, und werde mich gänzlich aus der„selben halten.“ — Dohm war eigentlich zum untergeordneten Leiter des Unternehmens bestimmt, er fühlte selbst aber sehr wohl das Mißliche der Rolle, die ihm in einer an ihrer Quelle schon verschieden beurtheilten und, wie es schien, nicht nach festen Grundsätzen behandelten Sache aufgetragen worden. Indeß konnte er sich nicht entziehen, und that daher das Möglichste, um einen guten Ausgang zu bewirken. Mehrere Monate hindurch ward viel hin und hergeschrieben; Hoffnungen entstanden und vergingen. Endlich war bewirkt, daß ein für das Preußische Interesse wohlgesinnter Bewerber um die Coadjutorie, der durch Charakterfestigkeit, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichnete Domherr Graf von Nesselrode, sich, in Folge einer Verhandlung mit Dohm, schriftlich zu gewissen den bisherigen Französischen Einfluß zu Lüttich beschränkenden Bedingungen verbindlich machte, und sogar über die aufzuwendenden Geldsummen waren bereits Bestimmungen getroffen. Aber nachdem dies Alles geschehen, und mehr noch vorbereitet war, erforschte die Gräfin Horion, die zur unmittelbaren Betreibung der Sache von Cöln nach Lüttich gereist war, in einer vertraulichen Unterredung mit dem Fürstbischof, daß er nebst dem größten Theil der Domcapitularen schon vor zwey Monaten, nach dem Wunsche des Französischen Hofes, den Entschluß gefaßt habe, keinen Coadjutor ernennen zu lassen. Johan-

nes Müller hatte bereits einige Wochen vorher, ohne Zweifel auf veranlassende Aeußerungen der tief eingeweihten Frau von Coudenhoven, an Dohm geschrieben: „l'affaire de Liège est dans le meilleur train du „monde pour aller au diable.“ Als es gewiß war, daß alle gehabten Bemühungen vergebens gewesen, äußerte Dohm selbst scherzend in einem Briefe an Graf Nesselrode zu Düsseldorf, den Bruder des vorhin genannten: „notre manque de bonheur doit être notre „plus grand secret.“ — Auch ein etliche Monate später gemachter Versuch, für den Fall einer künftigen Bischofswahl eine feste und möglichst große Parthey im Domcapitul zu Lüttich für einen Grafen von Arberg, Bischof von Ypern, zu bilden, mislang, und nun ließ man die Sache gänzlich fallen.

Um diese Zeit, gegen die Mitte des Jahrs 1789, waren im Bisthum Lüttich zwischen Fürst und Ständen Streitigkeiten in lebhafter Bewegung, zu denen Privilegien und Verfügungen über Hazardspiele in dem Kurort Spaa, die vom Fürsten allein ertheilt und erlassen waren, die vorzüglichste Veranlassung gegeben hatten. Die Ritterschaft behauptete dagegen, daß verfassungsmäßig dergleichen Gesetze, und überhaupt polizeiliche Anordnungen, nicht ohne Zuziehung und Einwilligung der Stände gemacht werden könnten. Seit einigen Jahren schon walteten Irrungen von so unlauterm Ursprunge, nebst andern Mishelligkeiten ob, und hatten langwierige Prozesse bey den Reichsgerichten verursacht; jezt aber neigten sie sich zu gewaltthätigen Ausbrüchen gegen die aus mehrern Gründen nicht beliebte Regierung des Fürsten, während

welcher die alte, bereits früher unterdrückte, sehr frey gewesene Verfassung des Landes noch mehr untergraben, und mancher in die Augen fallende, laut gerügte Misbrauch, wie es auch in andern geistlichen Staaten häufig der Fall war, nicht abgestellt ward (8). Zu dieser allerdings ungesetzlichen Wendung jener Streitigkeiten wirkte ohne Zweifel sehr das von den benachbarten Brabantern gegebne Beispiel einer, wie es damals schien, erfolgreichen Vertheidigung ihrer Gerechtsame und Freiheiten gegen die eigenwilligen Anordnungen Josephs II, insbesondere aber auch der glückliche Fortgang der Neuerungen in Frankreich, welche die größte Aufmerksamkeit erregten, und fast die kühnsten Erwartungen übertrafen. Von beiden Begebenheiten war Dohm bisher ein sehr aufmerksamer Beobachter gewesen. Ueber die Vorgänge in den Oesterreichischen Niederlanden hatte er von Zeit zu Zeit Berichte erstattet, und war von den Ansichten und Wünschen, die man zu Berlin in Betreff der Belgischen Patrioten hegte, sehr wohl unterrichtet. Von dem, was in Frankreich damals geschah

(8) Vollständige Belehrung über die Geschichte und Verfassung von Lüttich findet man in folgendem Werk: „Recherches sur l'histoire de la ci-devant „principauté de Liège: contenant l'origine, „la formation, les accroissemens successifs „de ce grand-état de l'ancien empire germa- „nique: le tableau de sa constitution, le récit „des guerres civiles des Liègeois contre leurs „princes etc. — par l'auteur de l'histoire de „Spa (Baron de Villenfagne d'Ingihoul) II Th. „Lüttich b. Collardin."

und vorbereitet wurde, erwartete er mit vielen denkenden Zeitgenossen, welche die verderbte Regierung in jenem Lande und überhaupt ihre Zeit kannten, für das menschliche Geschlecht viel Gutes. Die aufgestellten Grundsätze, so wie die ersten Schritte, die zu einer neuen Ordnung der Dinge geschahen, schienen zu dieser Erwartung im Anfange zu berechtigen. Und daß, wo etwas Neues, bisher Ungewöhnliches in die Reihe der Erscheinungen einzutreten strebt, dies mehrentheils, aus leicht zu denkenden Gründen, nicht auf dem Wege der bestehenden Ordnung und des Herkommens, oder in Uebereinstimmung mit Allem, was bisher, oft nur weil es althergebracht ist, für recht und gut gehalten worden, geschehen könne, sagt sich im Stillen ein Jeder, der in der Geschichte kein Fremdling ist, und der Welt und Menschen, wie sie wirklich sind, kennt. Ueberhaupt ist, wer Gesetz und Maaß in der eignen Brust trägt, und das Gute, weil es gut ist, will und thut, der Aufhebung von solchen veralteten Einrichtungen und unpassenden Gesetzen leicht hold, die dem Fortschreiten der allgemeinen Bildung entgegenstehen, und als Hindernisse des möglichen Bessern erscheinen, weil sie Erhaltung von Formen, aus denen der belebende Geist entwichen ist, zum Gegenstande haben. Wenn aber hiebey sich ereignet, daß reine und edlere Gemüther, denen nicht immer Burkischer Scharfsinn und großer politischer Blick, beim bisherigen Mangel einer freyen Verfassung, eigen ist, um aus der Klaue den Löwen zu erkennen (9); — daß selbst diese

(9) Bey dieser Bemerkung werden gewiß manche unsrer Leser der berühmten Schrift des großen Brittischen Staatsmannes sich gern erinnern, die bald nach dem

Bessern durch ihre Bemühungen den schlauen Egoisten so wohl; wie den Feinden aller Gesetze und jeder Ordnung gleichsam in die Hände arbeiten, und mit ihnen im Bunde zu stehen scheinen, obgleich die Beweggründe und Absichten bey den ähnlichen äußern Bestrebungen zur Veränderung eines gegenwärtigen Zustandes durchaus und wesentlich verschieden sind; — so ist dies sehr zu beklagen, und dem wohlgesinnten, unpartheyischen und unbefangenen Beobachter eine überaus schmerzliche Bemerkung. Denn ihm entgeht nicht, daß gerade dieser Umstand für die gute Sache selbst die nachtheiligsten Folgen herbeiführen könne. — Doch wir wenden uns jezt, die Anwendung dieser Betrachtungen unsern Lesern überlassend, zu der sogenannten Lütticher Revolution, und versuchen eine

Ausbruche der Französischen Revolution unter dem Titel erschien: „Reflections on the Revolution in „France and on the Proceedings in certain „Societies in London etc. by Emund Burke," und eine Masse von nie genug zu wiederholenden Wahrheiten und scharfsinnigen Bemerkungen enthält. Eine freye Uebersetzung der Burkeschen Schrift von Friedrich Gentz, die 1793 zu Berlin in 2 Theilen unter dem Titel erschien: „Betrachtungen über „die französische Revolution. Nach dem Englischen „des Herrn Burke neu bearbeitet, mit einer Einleitung, Anmerkungen, politischen Abhandlungen „und einem critischen Verzeichniß der in England „über diese Revolution erschienenen Schriften" — kann besonders jüngern Lesern von ernstem Sinn als eine sehr lehrreiche Lektüre empfohlen werden. D. h. hat dies Buch in schon vorgerücktem Alter nochmals mit großem Vergnügen gelesen.

und vorbereitet wurde, erwartete er mit vielen denkenden Zeitgenossen, welche die verderbte Regierung in jenem Lande und überhaupt ihre Zeit kannten, für das menschliche Geschlecht viel Gutes. Die aufgestellten Grundsätze, so wie die ersten Schritte, die zu einer neuen Ordnung der Dinge geschahen, schienen zu dieser Erwartung im Anfange zu berechtigen. Und daß, wo etwas Neues, bisher Ungewöhnliches in die Reihe der Erscheinungen einzutreten strebt, dies mehrentheils, aus leicht zu denkenden Gründen, nicht auf dem Wege der bestehenden Ordnung und des Herkommens, oder in Uebereinstimmung mit Allem, was bisher, oft nur weil es althergebracht ist, für recht und gut gehalten worden, geschehen könne, sagt sich im Stillen ein Jeder, der in der Geschichte kein Fremdling ist, und der Welt und Menschen, wie sie wirklich sind, kennt. Ueberhaupt ist, wer Gesetz und Maaß in der eignen Brust trägt, und das Gute, weil es gut ist, will und thut, der Aufhebung von solchen veralteten Einrichtungen und unpassenden Gesetzen leicht hold, die dem Fortschreiten der allgemeinen Bildung entgegenstehen, und als Hindernisse des möglichen Bessern erscheinen, weil sie Erhaltung von Formen, aus denen der belebende Geist entwichen ist, zum Gegenstande haben. Wenn aber hiebey sich ereignet, daß reine und edlere Gemüther, denen nicht immer Burkischer Scharfsinn und großer politischer Blick, beim bisherigen Mangel einer freyen Verfassung, eigen ist, um aus der Klaue den Löwen zu erkennen (9); — daß selbst diese

(9) Bey dieser Bemerkung werden gewiß manche unsrer Leser der berühmten Schrift des großen Brittischen Staatsmannes sich gern erinnern, die bald nach dem

Bessern durch ihre Bemühungen den schlauen Egoisten sowohl; wie den Feinden aller Gesetze und jeder Ordnung gleichsam in die Hände arbeiten, und mit ihnen im Bunde zu stehen scheinen, obgleich die Beweggründe und Absichten bey den ähnlichen äußern Bestrebungen zur Veränderung eines gegenwärtigen Zustandes durchaus und wesentlich verschieden sind; — so ist dies sehr zu beklagen, und dem wohlgesinnten, unpartheyischen und unbefangenen Beobachter eine überaus schmerzliche Bemerkung. Denn ihm entgeht nicht, daß gerade dieser Umstand für die gute Sache selbst die nachtheiligsten Folgen herbeiführen könne. — Doch wir wenden uns jezt, die Anwendung dieser Betrachtungen unsern Lesern überlassend, zu der sogenannten Lütticher Revolution, und versuchen eine

Ausbruche der Französischen Revolution unter dem Titel erschien: „Reflections on the Revolution in „France and on the Proceedings in certain „Societies in London etc. by Emund Burke,“ und eine Masse von nie genug zu wiederholenden Wahrheiten und scharfsinnigen Bemerkungen enthält. Eine freye Uebersetzung der Burkeschen Schrift von Friedrich Genz, die 1793 zu Berlin in 2 Theilen unter dem Titel erschien: „Betrachtungen über „die französische Revolution. Nach dem Englischen „des Herrn Burke neu bearbeitet, mit einer Einleitung, Anmerkungen, politischen Abhandlungen „und einem critischen Verzeichniß der in England „über diese Revolution erschienenen Schriften“ — kann besonders jüngern Lesern von ernstem Sinn als eine sehr lehrreiche Lektüre empfohlen werden. D. h. hat dies Buch in schon vorgerücktem Alter nochmals mit großem Vergnügen gelesen.

getreue Schilderung der Bemühungen Dohm's in Ausrichtung der ihm ertheilten Aufträge, so wie seines ganzen Benehmens dabey zu geben.

Die Lütticher Revolution bestand im Wesentlichen darin, daß am 18ten August 1789 das in Masse versammelte Volk in Lüttich laut die Wiederherstellung seiner alten im Jahr 1684 gewaltsam unterdrückten Verfassung verlangt, sofort auch selbst die Magistratspersonen, die, des Landes ehemaligen Freiheiten und Gerechtsamen entgegen, vom Fürsten allein ernannt waren, abgesezt und andere an deren Stelle erwählt, auch die Aufhebung einiger drückenden allgemein verhaßten Abgaben, und von der Geistlichkeit, die zwey Drittel vom Einkommen des Landes bezog, Theilnahme an den öffentlichen Lasten gefordert hatte (10). Von dem Fürstbischof war in den nächsten Tagen zu dem, was geschehen und verlangt worden, Einwilligung ertheilt. Die Zusammenberufung der Stände zu einem Landtage auf dem 31sten August war zwar schon vor jenem Ausbruche, aber wahrscheinlich nicht ohne Kenntniß der Volksstimmung, verfügt worden; allein vier Tage vor der Eröfnung des Landtags, am 27sten August, entfernte sich der Fürst heimlich aus dem Lande, und an eben diesem Tage erschien auch bereits ein Mandat des Reichskammergerichts zu Wetzlar, durch welches dem Niederrheinisch-Westphälischen Kreisdirektorium die Herstellung des gestör-

(10) Eine ausführliche Darstellung dieser in jener Zeit ein großes Aufsehn erregenden und, bey den damaligen politischen Verhältnissen in vielfacher Beziehung wichtigen Begebenheit, gehört gleichfalls in die Fortsetzung der Denkwürdigkeiten.

leicht zu denkenden Gründen kam auch, wegen Bedenklichkeiten die vorzüglich vom Domkapitel erregt wurden, ein solches Gesuch aller Stände um alleinige Preußische Vermittlung nicht zu Stande; auch der zu Trier sich aufhaltende gutmüthige und schwache Fürst, der sich ganz von der Gegenparthey leiten ließ, war zu diesem Schritte nicht zu bewegen.

Dohm stellte nun zu Berlin vor, daß nur eine baldige Preußische Vermittlung, oder der Anfang der Vollziehung des Reichskammer-Gerichtlichen Mandats die beiden Wege seyen, von denen einer gewählt werden müsse. „Die Unbestimmtheit und Verwirrung in der jetzigen Lütticher Regierung — sagte er — kann nicht länger ohne „den Ruin des Landes bestehen; sich selbst überlassen werden die Insurgenten entweder sich unter einander selbst „aufreiben, oder bis zur gänzlichen Unterdrückung der „wichtigsten Rechte des Fürsten und der beiden ersten „Stände fortschreiten, und ihr Triumph müßte nothwendig den verderblichen Geist der Unruhe immer mehr „verbreiten, der schon wirklich mit einer kaum glaublichen „Schnelligkeit um sich greift. — So ungemein verwickelt „indeß die Sachen auch jezt sind, so gebe ich die Hoffnung „nicht auf, dieselben zu einem heilsamen Ende zu leiten, „und dieses, wo nicht allein, doch hauptsächlich durch Ew. „Königlichen Majestät Vermittlung zu bewirken. Mislingen meine Bemühungen nicht, so darf ich hoffen, den „Hauptzweck zu erreichen, nämlich, den Ruhestand ohne „sehr gewaltsame Mittel herzustellen, der Gerechtigkeit „durch Legalisirung des Vergangenen ein Genüge zu thun, „den schädlichen Folgen des bösen Beispiels im Reiche vor-

stellung der alten Constitution vor 1684, und Abstellung der Misbräuche, sondern eine ganz neue Ordnung der Dinge wünsche. „Ich habe mich — sagt Dohm in einem an den König unmittelbar erstatteten Berichte —, „be„stens bemüht, überall Mäßigung, Einigkeit und Erhal„tung der Ruhe zu empfehlen, und besonders bemerklich „gemacht, wie das Hochstift Lüttich ein Theil des Deut„schen Reichs sey, in welchem eine Nachahmung dessen, „was in Frankreich geschehe, gar nicht statt finden könne, „und wie Kaiser und Reich, insbesondere auch das Kreis„direktorium, eine gänzliche Umwerfung der Verfassung „nicht zugeben würden.“ — Der Hauptzweck seiner Reise ging übrigens vorschriftmäßig dahin, ein Gesuch der Stände um alleinige Vermittlung des Königs zwischen ihnen und dem Fürsten einzuleiten, ohne daß jedoch gesagt werden könne, eine solche Mediation sey von Preußischer Seite vorgeschlagen worden. In Betreff dieses Punkts zeigte Dohm an, daß die Wohlgesinnten unter den Ständen sich vereinigt hätten, diesen Gegenstand zum Vortrage zu bringen, bey der eignen Ueberzeugung daß nur auf diese Weise der Ruhestand wieder hergestellt werden könne. „Wenn es irgend möglich ist, — fährt er in seinem Berichte fort — „wird eine ständische Deputation noch in die„ser Woche hier (in Aachen, wohin Dohm am 20sten wieder „zurückgekehrt war) eintreffen, und dann der Hauptschritt „geschehen seyn, um die Sache in denjenigen Gang zu lei„ten, den Ew. Königlichen Majestät Instruktionen vor„schreiben. Bey der großen Gährung, in welcher die Ge„müther sich befinden, und bey dem starken Einfluß der „Gegenparthey kann ich jedoch nicht versichern, daß dies „wirklich und schon so bald geschehen werde.“ — Als

schickt werden solle, doch die Meinung nicht sey, Alles nach dem Wunsche des Bischofs und des Kapituls einzurichten, und den vorigen Zustand wieder herzustellen, sondern daß vielmehr eine Mediation zwischen dem Bischof und den Ständen einzuleiten, und eine dem Besten des Landes angemessene Constitution einzuführen sey.

Die damaligen Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich, die einen Krieg sehr wahrscheinlich machten, ließen zu Berlin die in den Oesterreichischen Niederlanden ausgebrochenen und immer zunehmenden Unruhen mit besonderm Interesse betrachten; es schien nicht angemessen, in Lüttich gewaltsam zu verfahren, und dadurch die herrschende Parthey in beiden benachbarten Landen sich abgeneigt zu machen. Darauf deutete die Aeußerung Hertzberg's, daß man die Justiz mit der Politik in der Lüttischer Sache vereinigen müsse. Auch ließ sich in der That für die Wünsche der Lütticher Stände, so weit sie auf Herstellung der alten, gewaltsam unterdrückten, Verfassung, und auf angemessene Verbesserungen gerichtet waren, Vieles sagen. Es entging Dohm jedoch nicht, daß die Ausführung der ihm ertheilten Vorschriften, und die Beachtung der gegebnen Winke Anlaß zu großem Geschrey in Deutschland geben werde, weil eine genaue Befolgung des mehr gedachten Mandats, auf welcher die beiden Condirektorien, Münster und Jülich, wie auch der Fürstbischof von Lüttich selbst bestanden, dabey nicht möglich war, und Preußen in Verdacht kommen mußte, dem Geiste des Fürstenbundes, und den bey andern Gelegenheiten behaupteten Grundsätzen entgegen zu handeln. Hiervon überzeugt, jedoch auf der andern Seite auch belebt durch die

„zubeugen, und zugleich dem Lande diejenige Constitution zu „verschaffen, welche seinem wahren Interesse „angemessen ist, und durch welche die Rechte „des Fürsten und die Freyheit der Stände in „gleicher Art befestiget würden." —

Dies waren Dohm's Ansichten und Vorschläge, ehe noch irgend Etwas zur Ausführung des Reichskammer-Gerichtlichen Mandats geschehen war. Der Minister Hertzberg äußerte ihm dagegen in Privatschreiben, er halte dafür, daß man in der Lütticher Sache die Justiz mit der Politik zu vereinigen suchen, die Lütticher Stände nicht ganz unterdrücken, und die Brabanter nicht besorgen lassen müsse, als ob die Preußen gegen sie kämen (11). In amtlichen Verfügungen ward Dohm eröffnet, daß, obwohl ein Exekutions-Corps nach Lüttich ge-

(11) Hertzberg pflegte, bey außerordentlichen Verhältnissen, die von Cäsar oft im Munde geführten Verse des Euripides (Euripid. Phoen. 534. 535. Cic. de officiis III. 21.)

„Nam si violandum est jus, regnandi gratia
„Violandum est: aliis rebus justitiam colas."

die er auch wol in folgender Art etwas veränderte:

„In parvis rebus cole pietatem justitiam,
„que; si jus violandum est fiat regnandi
„gratia."

sich selbst gleichsam als eine politische Maxime zuzurufen, um damit bey sich und Andern gewisse Handlungen, die außer der Ordnung schienen, zu rechtfertigen.

schickt werden solle, doch die Meinung nicht sey, Alles nach dem Wunsche des Bischofs und des Kapituls einzurichten, und den vorigen Zustand wieder herzustellen, sondern daß vielmehr eine Mediation zwischen dem Bischof und den Ständen einzuleiten, und eine dem Besten des Landes angemessene Constitution einzuführen sey.

Die damaligen Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich, die einen Krieg sehr wahrscheinlich machten, ließen zu Berlin die in den Oesterreichischen Niederlanden ausgebrochenen und immer zunehmenden Unruhen mit besonderm Interesse betrachten; es schien nicht angemessen, in Lüttich gewaltsam zu verfahren, und dadurch die herrschende Parthey in beiden benachbarten Landen sich abgeneigt zu machen. Darauf deutete die Aeußerung Hertzberg's, daß man die Justiz mit der Politik in der Lütticher Sache vereinigen müsse. Auch ließ sich in der That für die Wünsche der Lütticher Stände, so weit sie auf Herstellung der alten, gewaltsam unterdrückten, Verfassung, und auf angemessene Verbesserungen gerichtet waren, Vieles sagen. Es entging Dohm jedoch nicht, daß die Ausführung der ihm ertheilten Vorschriften, und die Beachtung der gegebnen Winke Anlaß zu großem Geschrey in Deutschland geben werde, weil eine genaue Befolgung des mehr gedachten Mandats, auf welcher die beiden Condirektorien, Münster und Jülich, wie auch der Fürstbischof von Lüttich selbst bestanden, dabey nicht möglich war, und Preußen in Verdacht kommen mußte, dem Geiste des Fürstenbundes, und den bey andern Gelegenheiten behaupteten Grundsätzen entgegen zu handeln. Hiervon überzeugt, jedoch auf der andern Seite auch belebt durch die

von jenem Beschlusse abweichende Ansicht seines Hofes bekannt zu machen. Er that dies in einer schriftlichen Resolution, in welcher den neu erwählten Magistratspersonen, und Jedermann, Sicherheit der Personen und des Eigenthums versprochen, auch Abschaffung des Edikts von 1684, und eine freye Wahl und Bildung der Magistrate, der alten durch jenes Edikt unterdrückten Verfassung des Landes gemäß, zugesichert wurde, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Ordnung und Ruhe im Lande erhalten werde, nicht die geringste Widersetzlichkeit gegen die einrückenden Truppen statt finde, und alle tumultuarisch bestellten Magistratspersonen ihre Stellen niederlegten. An ihrer Statt sollten dann einstweilige Behörden ernannt werden, und so lange bleiben, bis zu einer verfassungsmäßigen Wahl geschritten werden könne. — Die Truppen rückten nun zwar, mit Ausnahme der Münsterschen, die sofort dem Oberbefehl des Generals von Schlieffen entzogen wurden, ohne Widerstand ins Land ein, und nahmen von der Hauptstadt und der Citadelle in derselben ungestört Besitz; allein der Zwiespalt im Kreisdirektorium war ausgesprochen, und es erfolgte, was Dohm vorausgesagt hatte.

Von vielen Seiten wurde das Verfahren des Preußischen Hofes laut getadelt, insbesondere aber ward auch Dohm vorgeworfen, daß in der bestimmten Zusicherung der Abschaffung des Edikts von 1684 die unleidliche Anmaaßung liege, einen mehr als hundertjährigen Zustand und dadurch befestigte Gerechtsame, ohne Einwilligung der Gegenparthey, und dem ausdrücklichen Inhalt des Reichskammer-Gerichtlichen Auftrages entgegen, für aufgehoben zu erklären;

Stände, vorzüglich Abschaffung des durch Gewalt eingeführten Reglements von 1684, und freye Wahl der städtischen Magistrate von der Bürgerschaft, ohne Einfluß des Bischofs, zuzusichern seyn werde. — Die Truppen der drey Direktorialhöfe waren inzwischen bis an die Gränzen des Bisthums vorgerückt, angeführt von dem in jedem Betracht ausgezeichneten Preußischen General-Lieutenant von Schlieffen (12). Dohm hielt nun mit den beyden andern Direktorial-Gesandten, Herrn von Kempis (für Münster) und Herrn von Grein (für Jülich), eine Conferenz zu St. Elisabeth ohnweit Alden-Goer (am 26sten November 1789), und suchte diese zu bewegen, der Preußischer Seits gewünschten gütlichen Vermittlung der Streitigkeiten beizustimmen, auch ihnen das Unzweckmäßige, ja die Unmöglichkeit einer buchstäblichen Vollziehung des mehr erwähnten Reichskammer-Gerichtlichen Mandats einleuchtend zu machen. Dies gelang jedoch nicht; jene Gesandten faßten vielmehr im Namen des gesammten Niederrheinisch-Westphälischen Kreisdirektoriums einen jenem Mandat gemäßen Beschluß, und ließen diesen den anwesenden Deputirten der Lütticher Stände in der üblichen Form übergeben. Für Dohm blieb nun nichts anders übrig, als auch seiner Seits diesen Deputirten die

(12) Derselbe edle Mann, der als Hessischer Staatsminister in dieser Lebensbeschreibung schon öfter genannt ist. Im Jahr 1789 war Herr von Schlieffen in Preußische Dienste als General-Lieutenant und Gouverneur von Wesel getreten. Eine ausführlichere Nachricht über ihn ist in Dohm's Denkwürdigkeiten Th. III, S. 54. Note 29 enthalten.

„dern befestigen; wir verlangen von ihm nichts, als was „er selbst im Angesicht der Welt versprochen hat, Aufhe„bung des Reglements von 1684.“

Nicht so ruhig blieb Dohm bey dem um diese Zeit geflissentlich verbreiteten Gerücht, daß sowohl er, als auch der General von Schlieffen, von den Lütticher Ständen, insbesondere von den Abgeordneten des dritten Standes (Tiers-Etat), mit einer bedeutenden Geldsumme bestochen worden. Der Preußische Gesandte am Münchner Hofe, Graf von Brühl, gab ihm zuerst Nachricht davon. Anfangs hielt Dohm diese gehäßige Beschuldigung kaum einer Beachtung werth; er erwiederte dem Grafen Brühl nur, wie kein Mensch von nur einigem gesunden Verstande es für möglich halten werde, daß ein kommandirender General und ein Gesandter durch Bestechung zu instruktionswidrigen Handlungen von solchen Folgen, in einer so wichtigen Sache, sich würden bewegen lassen; sowohl des Herrn von Schlieffen als seine Reputation sey in dieser Hinsicht zu fest gegründet. Als ihm aber bekannt geworden, daß die Absicht bey jener verläumderischen Beschuldigung nicht blos dahin gehe, ihm persönlich wehe zu thun, sondern auch, ihn von dem Geschäft zu entfernen, schrieb er in großem Unmuth dem Grafen Brühl Folgendes: „Wegen „des unwürdigen Gerüchts einer Geldbestechung bitte ich „bey jeder schicklichen Gelegenheit in meinem Namen Je„dem, der sich untersteht zu sagen, daß ich von den Lütti„chern einen Heller, oder auch nur die mindeste Verspre„chung erhalten, für einen niederträchtigen Verläumder „zu erklären. Daß man mich persönlich gehäßig machen „will, zeigt von einer sehr kleinlichen Denkungsart, zu der

und allerdings scheint Dohm bey der gerügten Zusicherung nicht die für alle möglichen Fälle nützliche Vorsicht in Ansehung der Form beobachtet zu haben. Die von dem Fürstbischof selbst früher schon faktisch geschehene Aufhebung jenes Edikts wollte man als erzwungen angesehen wissen. Auch Hertzberg, durch das von allen Seiten erhobene Geschrey erschreckt, äußerte einige Unzufriedenheit, mußte jedoch zugestehen, daß Dohm die ihm ertheilten Vorschriften im Wesentlichen nicht überschritten habe, und daß bey der bezielten gütlichen Vermittlung sich angemessene Modifikationen leicht würden treffen lassen. Dohm's eigne Ansicht der Sache geht am deutlichsten aus einem Briefe an den schon vorhin erwähnten Reichskammer=Gerichts=Agenten von Höffmann zu Wetzlar hervor; diesem schrieb er im December 1789: „Die Gerechtigkeit unsrer Sache „bleibt, was sie ist. Das Geschrey unsers an Förmlichkeiten gewöhnten Deutschlands war vorauszusehen. Am „Ende wird uns der Beifall aller Männer von Einsicht „nicht fehlen, und man wird es erkennen, wie es in Lüttich Jedermann weiß, daß meine Resolution vom 26sten „November allein Stadt und Land vom gänzlichen Ruin „gerettet hat, in welchen buchstäbliche Vollziehung des „Reichskammer=Gerichtlichen Mandats gewiß geführt „hätte. Daß die Resolution meinen Instruktionen genau „angemessen war, versteht sich. Dies macht mich also gegen alle Einwürfe sehr ruhig, und der Gedanke, ein ganzes Land, und vielleicht das Leben von Tausenden erhalten zu haben, ist mir ungleich süßer, als es der seyn „würde, auf die reichskonstitutionsmäßigste Art ein unschuldiges Volk ecrasiren geholfen zu haben. — Wir „wollen dem Fürsten seine Gerechtsame nicht rauben, son=

„dern befestigen; wir verlangen von ihm nichts, als was „er selbst im Angesicht der Welt versprochen hat, Aufhe„bung des Reglements von 1684.“

Nicht so ruhig blieb Dohm bey dem um diese Zeit geflissentlich verbreiteten Gerücht, daß sowohl er, als auch der General von Schlieffen, von den Lütticher Ständen, insbesondere von den Abgeordneten des dritten Standes (Tiers-Etat), mit einer bedeutenden Geldsumme bestochen worden. Der Preußische Gesandte am Münchner Hofe, Graf von Brühl, gab ihm zuerst Nachricht davon. Anfangs hielt Dohm diese gehäßige Beschuldigung kaum einer Beachtung werth; er erwiederte dem Grafen Brühl nur, wie kein Mensch von nur einigem gesunden Verstande es für möglich halten werde, daß ein kommandirender General und ein Gesandter durch Bestechung zu instruktionswidrigen Handlungen von solchen Folgen, in einer so wichtigen Sache, sich würden bewegen lassen; sowohl des Herrn von Schlieffen als seine Reputation sey in dieser Hinsicht zu fest gegründet. Als ihm aber bekannt geworden, daß die Absicht bey jener verläumderischen Beschuldigung nicht blos dahin gehe, ihm persönlich wehe zu thun, sondern auch, ihn von dem Geschäft zu entfernen, schrieb er in großem Unmuth dem Grafen Brühl Folgendes: „Wegen „des unwürdigen Gerüchts einer Geldbestechung bitte ich „bey jeder schicklichen Gelegenheit in meinem Namen Je„dem, der sich untersteht zu sagen, daß ich von den Lütti„chern einen Heller, oder auch nur die mindeste Verspre„chung erhalten, für einen niederträchtigen Verläumder „zu erklären. Daß man mich persönlich gehäßig machen „will, zeigt von einer sehr kleinlichen Denkungsart, zu der

„die Politik großer Höfe, die nur auf Sachen, nicht „auf Personen gehen muß, sich nicht herablassen soll„te. Welchen Ursprung aber die Verläumdung auch haben „mag, es bleibt immer abscheulich, den bisher unbescholte„nen Ruf von Partikuliers politischen Absichten aufopfern „zu wollen." — Dohm machte bey dieser Gelegenheit die bittere Erfahrung, daß auch in den höhern Regionen der bürgerlichen Gesellschaft nicht selten solche Gesinnungen, und eine solche Handlungsweise herrschen, die man gewöhnlich nur in den untersten Abtheilungen derselben vorhanden glaubt.

In der Hauptsache selbst konnte, bey dem im Kreisdirektorium vorhandenen Zwiespalt, und weil der Fürstbischof beharrlich die angebotene Preußische Vermittlung ablehnte, nichts geschehen. Die Kreisgesandten gingen nicht einmal nach Lüttich, sondern blieben in Mastricht, wo auch der General von Schlieffen einige Zeit zurückbleiben mußte, um die Heilung eines Beinbruchs abzuwarten, den ihm ein Sturz vom Pferde am Tage des Einrückens der Truppen ins Bisthum Lüttich verursacht hatte. Dohm bemühte sich sehr, durch schriftliche Vorstellungen bey dem zu Trier sich aufhaltenden Fürstbischof, und durch mündliche bey den nach Mastricht gekommenen Abgeordneten der Lütticher Stände eine gegenseitige Annäherung zu bewirken, aber vergebens. Nach Aachen zu den dortigen Commissionsgeschäften mit den beiden andern Kreis-Gesandten zurückgekehrt, entstand bey ihm die Idee, eine Rechtfertigung des Preußischen Benehmens in der Lütticher Angelegenheit zur Bekanntmachung durch den Druck zu entwerfen, und dadurch die von Gegnern schon vielfältig in

nicht gut geheißene Hinneigung zu Grundsätzen zu bemerken glaubte; welche man als die gewohnte Ruhe und den herkömmlichen Zustand störend verabscheute, ward vollends aller Wirkung da, wo sie von einem heilsamen Einfluß hätte seyn können, der Eingang versperrt.

In Lüttich fand die Schrift den allergrößten Beifall. Sogar von der Gegenparthey, wenigstens von den Gemäßigten derselben, wurde die Zweckmäßigkeit der vermittelnden Ansichten und Vorschläge Dohm's für das Beste ihres Vaterlandes nicht verkannt. Von den enthusiastischen Gesinnungen der Volksparthey für ihn, und dem fast unbegränzten Vertrauen derselben auf den Preußischen Schutz wurden Dohm sehr auffallende Beweise gegeben, als er im März 1790 eine Reise nach Lüttich machte, um dort durch nochmalige mündliche Vorstellungen für die gewünschte gütliche Beilegung der Streitigkeiten zu wirken. Bey dem Besuch eines vorzüglich ihm zur Ehre veranstalteten großen Concerts ward er von einer Deputation an der Thüre mit militairischen Ehrenbezeigungen, und unter dem Jubel des in Menge versammelten Volks empfangen. Beim Eintritt in den Saal erhob sich die ganze Versammlung, und drückte die für den Preußischen Monarchen, so wie für dessen anwesenden Abgeordneten sie erfüllenden Gesinnungen auf mannichfache Weise aus. An demselben Abend brachte ihm, während des Abendessens, im Hause des Preußischen Minister-Resident von Senft-Pilsach, die sogenannte Garde patriotique eine Musik, bey welcher man es an wünschevollen Trinksprüchen, so wie an dem Ausdruck der Dohm gewidmeten Achtung, und des auf ihn gesezten Vertrauens nicht fehlen ließ. Selbst noch zum

Gasthöfe, nach Mitternacht, folgten ihm die beunruhigend werdenden Ausbrüche der Volksfreude mit den ihn dort aufsuchenden Officieren der National-Garde nach, und Dohm fand nöthig, dem seiner Freiheit sich laut freuenden Volke zu sagen: soyez toujours dignes d'être libres! — Um ähnlichen Auftritten sich zu entziehen, wollte er am folgenden Tage wieder abreisen; allein die Bekanntwerdung dieses Entschlusses veranlaßte die in andrer Absicht bey ihm versammelten Deputationen der Stände und des Magistrats ihn aufs dringendste zu bitten, noch zu bleiben, und dem Publikum sich am Abend im Schauspielhause zu zeigen. Unter der Bedingung, daß dort durchaus nichts auf ihn persönlich sich Beziehendes vorgenommen werde, willigte Dohm endlich ein; indeß war doch nicht zu verhindern, daß bey seinem Erscheinen die ganze Versammlung in ein: vive la Prusse, vive Dohm! ausbrach, und auch noch durch andere Aeußerungen ihre Gesinnungen ausdrückte. — Für den beabsichteten Zweck war übrigens die Reise vergebens. Die wiederholte Ablehnung der angebotenen Preußischen Vermittlung von dem Fürstbischof, bey dem selbst die vom Könige unmittelbar in mehreren Schreiben ihm gemachten dringenden Vorstellungen ohne den gewünschten Eindruck blieben, vermehrte nur die Abneigung der Volksparthey gegen den schwachen, von ihren erbitterten Feinden geleiteten, Mann. Eine leidenschaftliche Stimmung, die nie das rechte Maaß zu halten weiß, bemächtigte sich immer mehr der Gemüther. In Lüttich äußerte man laut, daß ein Fürst mit solchen Gesinnungen, die nur beschränkte selbstische Ansichten und kleinliche Rachsucht kund gäben, nie wieder ins Land kommen müsse. Viele hohe Häupter in Deutschland hatten jedoch von ihrem

Standpunkte aus natürlich ganz andre Ansichten, und von Wetzlar ward Dohm geschrieben: „Die Deutschen Für„sten sind par esprit de corps für den Bischof von Lüttich „gesinnt."

Zu Berlin hatte Dohm schon längst bemerklich gemacht, daß, bey fortgesezt abgewandtem Benehmen des Bischofs, das Zurückziehen der Truppen, zur Behauptung der Würde des Königs, und zum Beweise der reinen, uneigennützigen Absichten Preußens bey der angebotenen Vermittlung, eine nothwendige Maaßregel sey. Dem Fürstbischof selbst hatte er diesen wahrscheinlichen Schritt seines Monarchen bereits am 27sten Decbr. 1789 am Schlusse eines ausführlichen Schreibens angedeutet, und in einem unmittelbaren Königlichen Schreiben war derselbe ganz bestimmt angedrohet. Als der Bischof auf lezteres in einem fast trotzigen Tone, der mindestens sehr unziemlich genannt werden muß, geantwortet hatte, verließen die Preußischen Truppen am 16ten April 1790 wirklich das Bisthum Lüttich. Das Reichskammer-Gericht erstreckte hierauf den Exekutions-Auftrag bekanntlich noch auf die Direktorien des Chur- und Oberrheinischen, des Fränkischen und Schwäbischen Kreises, denen später auch noch der Niedersächsische Kreis hinzugefügt wurde, und die Churfürsten von Mainz und Trier ließen wirklich zu den Pfälzischen und Münsterschen Truppen einen bedeutenden Theil der ihrigen stoßen, so daß ein Exekutionsheer von fast 8000 Mann zusammengebracht wurde. Während die Lütticher, noch immer auf Preußische Vermittlung hoffend, dem Andrange dieser Truppen, die man mit dem Spottnamen des Kreuzheeres belegte, siegreich widerstanden, beschränkte

Gasthofe, nach Mitternacht, folgten ihm die beunruhigend werdenden Ausbrüche der Volksfreude mit den ihn dort aufsuchenden Officieren der National-Garde nach, und Dohm fand nöthig, dem seiner Freiheit sich laut freuenden Volke zu sagen: soyez toujours dignes d'être libres! — Um ähnlichen Auftritten sich zu entziehen, wollte er am folgenden Tage wieder abreisen; allein die Bekanntwerdung dieses Entschlusses veranlaßte die in andrer Absicht bey ihm versammelten Deputationen der Stände und des Magistrats ihn aufs dringendste zu bitten, noch zu bleiben, und dem Publikum sich am Abend im Schauspielhause zu zeigen. Unter der Bedingung, daß dort durchaus nichts auf ihn persönlich sich Beziehendes vorgenommen werde, willigte Dohm endlich ein; indeß war doch nicht zu verhindern, daß bey seinem Erscheinen die ganze Versammlung in ein: vive la Prusse, vive Dohm! ausbrach, und auch noch durch andere Aeußerungen ihre Gesinnungen ausdrückte. — Für den beabsichteten Zweck war übrigens die Reise vergebens. Die wiederholte Ablehnung der angebotenen Preußischen Vermittlung von dem Fürstbischof, bey dem selbst die vom Könige unmittelbar in mehreren Schreiben ihm gemachten dringenden Vorstellungen ohne den gewünschten Eindruck blieben, vermehrte nur die Abneigung der Volksparthey gegen den schwachen, von ihren erbitterten Feinden geleiteten, Mann. Eine leidenschaftliche Stimmung, die nie das rechte Maaß zu halten weiß, bemächtigte sich immer mehr der Gemüther. In Lüttich äußerte man laut, daß ein Fürst mit solchen Gesinnungen, die nur beschränkte selbstische Ansichten und kleinliche Rachsucht kund gaben, nie wieder ins Land kommen müsse. Viele hohe Häupter in Deutschland hatten jedoch von ihrem

Standpunkte aus natürlich ganz andre Ansichten, und von Wetzlar ward Dohm geschrieben: „Die Deutschen Für-„sten sind par esprit de corps für den Bischof von Lüttich „gesinnt.“

Zu Berlin hatte Dohm schon längst bemerklich gemacht, daß, bey fortgesezt abgewandtem Benehmen des Bischofs, das Zurückziehen der Truppen, zur Behauptung der Würde des Königs, und zum Beweise der reinen, uneigennützigen Absichten Preußens bey der angebotenen Vermittlung, eine nothwendige Maaßregel sey. Dem Fürstbischof selbst hatte er diesen wahrscheinlichen Schritt seines Monarchen bereits am 27sten Decbr. 1789 am Schlusse eines ausführlichen Schreibens angedeutet, und in einem unmittelbaren Königlichen Schreiben war derselbe ganz bestimmt angedrohet. Als der Bischof auf lezteres in einem fast trotzigen Tone, der mindestens sehr unziemlich genannt werden muß, geantwortet hatte, verließen die Preußischen Truppen am 16ten April 1790 wirklich das Bisthum Lüttich. Das Reichskammer-Gericht erstreckte hierauf den Exekutions-Auftrag bekanntlich noch auf die Direktorien des Chur- und Oberrheinischen, des Fränkischen und Schwäbischen Kreises, denen später auch noch der Niedersächsische Kreis hinzugefügt wurde, und die Churfürsten von Mainz und Trier ließen wirklich zu den Pfälzischen und Münsterschen Truppen einen bedeutenden Theil der ihrigen stoßen, so daß ein Exekutionsheer von fast 8000 Mann zusammengebracht wurde. Während die Lütticher, noch immer auf Preußische Vermittlung hoffend, dem Andrange dieser Truppen, die man mit dem Spottnamen des Kreuzheeres belegte, siegreich widerstanden, beschränkte

Dohm sich darauf, den Deputirten der Lütticher Stände, die von Zeit zu Zeit bey ihm zu Aachen sich einfanden, seine von ihnen vertrauensvoll erbetene Meinung über ihre Angelegenheiten mitzutheilen, wobey er ganz den von Berlin erhaltenen Weisungen gemäß handelte; zugleich aber unterließ er nicht, zur Nachgiebigkeit und gütlichen Ausgleichung zu rathen. Auch von Seiten des Fürstbischofs hielt sich ein Abgeordneter, der Domherr von Waseige, ein talentvoller, weltkluger, aber der Volksparthey im höchsten Grade abgeneigter Mann, zu Aachen auf, und der Zufall fügte es einigemal, daß beide Partheyen bey Dohm zusammentrafen, wodurch jedoch nichts Ersprießliches für die Sache bewirkt wurde.

Da auf dem bisherigen Wege ein dem Besten beider Partheyen zuträgliches Ende der Lütticher Händel kaum noch zu erwarten war, so hoffte Dohm, daß in den zwischen Preußen und Oesterreich damals zu Reichenbach gepflogenen Verhandlungen, so wie über die Belgischen Angelegenheiten, so auch über die Lütticher eine der Würde Preußens und dessen wohlgemeinten Absichten angemessene Bestimmung werde getroffen werden. Hertzberg jedoch, verzweifelnd in jenen nicht nach seinem Sinne gelungenen Unterhandlungen für die Lütticher Angelegenheit etwas thun zu können, ließ Dohm, noch vor Abschluß der Reichenbacher Convention, durch den General von Schlieffen eröfnen, daß es am besten seyn werde, in Gemeinschaft mit den Condirektorien des Niederrheinisch-Westphälischen Kreises, die verdrießliche Sache in gütlicher Art zu beendigen. Dohm stellte die großen Schwierigkeiten

einer solchen Verhandlung bey den entstandenen Verwickelungen vor, indem auch der Churfürst von Mainz, der einen so thätigen Antheil genommen habe, zugezogen werden müsse, und machte besonders bemerklich, wie nicht zu hoffen sey, daß das Reichskammer-Gericht von seinen übereilten Sätzen abgehen werde, die Würde des Königs jedoch nicht erlaube, von jenem Gericht die Preußischen Vergleichsvorschläge, die den Umständen und dem Besten beider Partheyen angemessen wären, abermals zurückgewiesen zu sehen. „Es ist durchaus nothwendig — sagte „er —, daß wir von unserm bisherigen System nicht „abweichen, auch, im Fall einer zu großen Halsstarrig„keit der Gegner, thätigen Ernst zeigen, und nachdrück„lich erklären, daß der König eine gänzliche willkührliche „Unterdrückung der Lütticher nicht zugeben, aber auch „diese, wenn sie billige Vergleichsvorschläge nicht sollten „hören wollen, mit den Kreisausschreibenden Fürsten dazu „anzuhalten wissen werde. Eine solche bestimmte Erklä„rung wird große Wirkung thun, und das Reichskammer„Gericht verdient wahrlich von unsrer Seite keine Scho„nung mehr, man müßte vielmehr die Untersuchung seines „ungerechten Verfahrens der künftigen Visitation vorbe„halten.“ — Noch bat Dohm zugleich um ganz bestimmte Vorschriften wegen des ferner von ihm zu beobachtenden Verfahrens. Keins von beiden erfolgte, jedoch ward sein Vorschlag gebilligt, die eignen Gedanken der beiden andern Kreisdirektorialhöfe, so wie der Lütticher selbst, über die beste Beendigung der Sache zu vernehmen, um alsdann feste Entschließungen fassen zu können. Dohm hatte zu diesem Zweck mit einigen Häuptern der Volkspartheу eine Zusammenkunft in Spaa. Seine Gesinnungen und

durch die mündliche Oesterreichische Versicherung täuschen lassen, daß man sich um die Lütticher Streitigkeiten nicht bekümmern werde. Dohm sahe das Mißliche und Widrige der Lage, in die man sich gesezt hatte, völlig ein, und war überzeugt, daß Oesterreich, welches bereits eine bedeutende Macht zur Unterwerfung seiner Niederlande abschickte, zulezt die Angelegenheit gänzlich in die Hände bekommen werde, da zu Wetzlar schon die Rede davon war, dem Herzoge von Burgund die Vollstreckung der Exekution im Bisthum Lüttich aufzutragen. Nur wenn es gelang, die Sache in einen Ehrenpunkt zu verwandeln, wofür bekanntlich schon öfter auch andere als bloße Federkriege geführt worden, war einige Hoffnung zu einem festen, consequenten Durchführen der Lütticher Angelegenheit zu fassen, und für diese Möglichkeit war der einige Wochen nach Abschluß der Reichenbacher Convention wirklich entstandene Anschein zu neuen Mishelligkeiten zwischen Preußen und Oesterreich günstig.

Darauf hinarbeitend schrieb Dohm an die Wahlbothschafter zu Frankfurt, und machte Vorstellungen in Berlin. Wie aber oft, wenn nicht im rechten Zeitpunkt gehandelt worden, die Sachen zulezt, troz der langen Ueberlegungen, leicht übereilt werden; so geschah es auch hier. Bereits am 12ten Sept. waren die Churfürstlichen Wahlbothschafter zu Frankfurt über mehrere Punkte in der Lütticher Sache übereingekommen, deren Inhalt den von Preußischer Seite der Volksparthey stets gemachten Hoffnungen sehr entgegen war, und wodurch jene der Rache ihrer erbitterten Gegner preisgegeben wurde. Es ward gänzliche Unterwerfung und Entwaffnung des Volks,

völlige Herstellung des vorigen Zustandes, und Bezahlung aller durch die Exekution, selbst durch die erfolglosen Versuche derselben, verursachten Kosten gefordert, wogegen man nur versprach, sich bey dem Fürstbischof um Amnestie zu verwenden, und demnächst zu untersuchen, ob der alte Zustand bleiben könne oder nicht. Commissarien der Churhöfe sollten die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Fürst und Ständen versuchen, und, wenn dies nicht gelänge, die unverglichenen Punkte zu einem Compromiß verweisen. — In welchem Sinne man den frühern Preußischen Bemühungen in dieser Angelegenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle, ging schon daraus hervor, daß die fünf Churhöfe Dohm's Entfernung von den weitern Verhandlungen verlangten. Der Churfürst von Mainz hatte die Aeußerung dieses Ansinnens in reichspatriotischem Eifer vorzüglich betrieben; daß auch der Freund Johannes Müller schweigsam und zurückhaltend sich benahm, war für Dohm besonders schmerzlich. Dieser fühlte sich durch jenes Verlangen tief gekränkt, und entwarf sofort, für den Fall einer ihn aufopfernden Nachgiebigkeit zu Berlin, ein Schreiben an den Churfürst von Mainz, worin er unter andern sagte: „Ich erkläre „mich selbst jeder Strafe werth, wenn je bewiesen werden „kann, daß ich mich je durch partheyische Rücksicht für „oder wider einen streitenden Theil habe leiten lassen, daß „ich irgend einen Umstand anders, als ich ihn nach bester „Einsicht und Prüfung für wahr angesehen, vorgestellt, „oder auch, daß mir dieser Sache wegen von irgend Je„mand eine Zumuthung, Anerbieten oder Versprechen ge„schehen sey. Ich bin, wie von meinem Daseyn über„zeugt, daß je genauer und strenger eine Untersuchung

„deshalb ist, desto mehr wird sie zu meiner befriedigend„sten Genugthuung ausfallen.“ — Es bedurfte jedoch eines solchen, immer bedenklichen, Schrittes nicht. Hertzberg erklärte sehr nachdrücklich, daß der König sich in der Wahl seiner Diener zu dem Lütticher Geschäft nichts vorschreiben lassen, und nur den wählen werde, den er für den tüchtigsten halte.

In Ansehung der obgedachten Punkte war den Preußischen Wahlbothschaftern nur gelungen, allgemeine Zusicherungen der andern Churhöfe wegen einer zu bewirkenden unbedingten Amnestie, und wegen baldiger Abhülfe der Hauptbeschwerden der Volksparthey zu bewirken. Dohm wurde von ihnen dringend ersucht, die Lütticher Stände nunmehr zur unbedingten Annahme der Artikel, die im Vertrauen auf jene Zusicherungen auch von den Preußischen Bothschaftern mit unterschrieben worden, zu bewegen, und sich zu dem Ende selbst nach Lüttich zu begeben. Dieser Auftrag war sehr mislicher Art, weil zu Lüttich die Frankfurter Artikel in einer nach der neuen Verfassung gehaltenen Volksversammlung bereits gänzlich verworfen waren. Dohm glaubte jedoch sich demselben nicht entziehen zu dürfen; er reiste am 12ten Oktober 1790 von Aachen nach Lüttich ab.

Noch an demselben Tage verhandelte er bis spät Nachts mit den Abgeordneten der Stände, und brachte den Entwurf einer in Form eines Recesses abgefaßten Erklärung zu Stande, in welcher man die zu Frankfurt im Allgemeinen ertheilten, nur Dohm bekannten, Zusicherungen,

als Bedingungen der verlangten Annahme jener Punkte, möglichst bestimmt, jedoch im gemäßigten Tone auszudrücken gesucht hatte. Am folgenden Tage sollte diese Urkunde von den versammelten Ständen genehmigt werden. Die davon verbreitete Kunde zieht jedoch auch viel Volks herbey, und dies, im halben Wissen von dem was eigentlich verhandelt werden soll, und seine früheren eigenen Beschlüsse für die besten haltend, läßt Drohungen hören. Man spricht von Preußischer Verrätherey, und will den schon früher erwählten Regenten, den Domherrn Prinzen Rohan, zum bischöflichen Pallast führen, damit an der höchsten Abneigung der Lütticher gegen den Fürstbischof nicht mehr gezweifelt werden könne. Dohm läßt einen der Bürgerofficiere zu sich rufen, droht mit augenblicklicher Verlassung der Stadt, wenn dergleichen Excesse nicht verhindert würden, und dämpft endlich durch die nachdrücklichsten Vorstellungen den schon immer mehr um sich greifenden Tumult. „Ich kann mit Wahrheit sagen, — schrieb er damals an die Wahlbothschafter zu Frankfurt — „daß „in Lüttich vielleicht noch nie so nachdrücklich geredet wor„den, als es von mir bey dieser Gelegenheit geschehen ist.“ — Da jedoch unter den bedeutendsten Mitgliedern der Stände, und den Häuptern der patriotischen Parthey selbst Verschiedenheit der Meinungen über die am vorigen Abend zugestandene Annahme der Frankfurter Artikel sich inzwischen hervorgethan hat, auch Scheu vor dem Volke herrscht, so kommt der gewünschte Beschluß nicht zu Stande. Am nächsten Morgen bringen an Tausend Bewaffnete vom Volk mit Gewalt in den Versammlungssaal der Stände, es wird vom Umbringen derer geredet, welche Rückkehr des Fürsten durch Genehmigung der Frankfurter

Artikel zugestehen würden, und das gestrige Vorhaben, die Einführung des Regenten in den bischöflichen Pallast, wird wirklich zur Ausführung gebracht. Alle Bemühungen Dohm's, dennoch den Zweck seiner Anwesenheit zu erreichen, sind vergeblich. Die Stände lassen ihm zwar durch Abgeordnete förmlich und feyerlich erklären, daß sie zur Annahme der mehr gedachten Artikel bereit seyen, bitten aber zugleich, keine schriftliche Urkunde, die unter den vorhandenen Umständen ihr Leben in Gefahr setzen würde, von ihnen zu verlangen. Dohm muß sich mit dieser mündlichen Versicherung begnügen, und verläßt am folgenden Morgen die Stadt, nachdem er vorher noch mehreren zu sich berufenen einflußreichen Männern, in Gegenwart des Prinzen Rohan und mehrerer Mitglieder der Stände, in den stärksten Ausdrücken gesagt hat, daß er mit Leidwesen Zeuge einer beginnenden Pöbelherrschaft gewesen, und ein solches Benehmen nicht geeignet sey, sich des Schutzes seines großmüthigen Monarchen würdig zu machen. — Als er schon in den Wagen gestiegen, kommt noch eine Deputation des großen Bürgerraths (Conseil général de la cité) zu ihm, die, als Dohm auseinandergesezt hat, was es mit der von ihm angerathenen Annahme der Frankfurter Artikel eigentlich für eine Bewandniß habe, ihr Erstaunen und ihren Unwillen über die unrichtige Vorstellung ausdrückt, die man den Bürgern davon gegeben habe, und versichert, nunmehr Alles anwenden zu wollen, um eine Vereinigung zu bewirken. Später haben, wie hier nicht unbemerkt bleiben darf, selbst Anhänger der bischöflichen Parthey, insbesondere mehrere zu Lüttich anwesende Domherren, ihre Ueberzeugung von der Reinheit der Absichten

Dohm's, und von seiner Unpartheylichkeit für das Beste beider Partheyen laut geäußert.

So mißlich auch nun die Lage war, in welcher die Lütticher Angelegenheit sich befand, und so sehr sie noch dadurch verschlimmert wurde, daß die endlich, Ende Oktobers, schriftlich erklärte Annahme der Frankfurter Artikel keinesweges eine unbedingte war, wie sie verlangt worden; so gab Dohm doch die Hoffnung noch nicht auf, wenigstens Einiges zu erwirken, und vorzüglich auch die Würde und das Ansehn seines Monarchen zu erhalten. Zu Frankfurt, welches von den Bothschaftern bereits verlassen worden, fanden keine Verhandlungen mehr statt. Dohm suchte nun zu Berlin, wohin auch Abgeordnete der Lütticher Stände gingen, einleuchtend zu machen, daß für Durchführung der Preußischen Vermittlungsvorschläge es sehr wichtig sey, jede Oesterreichische Einmischung zu verhüten, und daß deshalb vielleicht vertrauliche Eröfnungen zu Wien von Nutzen seyn dürften. Als inzwischen die Exekutionstruppen, bey einem gegen die Mitte Decembers gemachten Versuche nach Lüttich vorzudringen, abermals zurückgetrieben und einige Gefangene im Triumph nach Lüttich geführt waren, erging von dem Reichskammer-Gericht an das bereits wieder befestigte Gubernium der Oesterreichischen Niederlande zu Brüssel der Auftrag, die Exekution gegen die Lütticher zu vollstrecken.

Die Sache war nun in Oesterreichs Hände gelegt, wie Dohm es befürchtet hatte. Er hielt jezt dafür, daß, nach dem was von Preußen bisher geschehen war, eine Beleidigung darin liegen würde, wenn man Oesterreichi-

scher Seits, ohne vorher zu Berlin gemachte Eröfnungen, und ohne Rücksicht auf die Verhandlungen zu Frankfurt, wo freilich nur **mündliche** Zusicherungen gegeben worden, zu Werke gehen wollte, und daß auf diese Weise noch eine gütliche Vereinbarung thunlich sey. Mit dieser Ansicht ertheilte er den Lütticher Ständen, die ihm durch Abgeordnete hatten anzeigen lassen, daß sie ihr Schicksal ganz in die Hände des edelmüthigen Kaisers **Leopold** gelegt, und diesem ihre gänzliche Unterwerfung erklärt hätten, am 3ten Januar 1791 eine mit großer Umsicht abgefaßte schriftliche Antwort. Als er bald darauf von Berlin amtlich unterrichtet wurde, daß man zu Wien wegen der Lütticher Sache Verhandlungen angefangen habe, und als fast zu gleicher Zeit ihm Nachricht zukam, daß Oesterreichische Truppen wirklich in Lüttich eingerückt seyen (am 12ten Januar 1791), um, wie man behauptete, die buchstäbliche Vollstreckung des schon oft erwähnten Reichskammer-Gerichtlichen Mandats vom 27sten August 1789 zu bewirken; so gab ihm dies Veranlassung zu einem Schreiben an den Oesterreichischen Feldmarschall **von Bender**, worin er diesen ersuchte, sich einstweilen blos auf die Erhaltung des Ruhestandes zu Lüttich zu beschränken, und das Resultat der freundschaftlichen Verhandlungen ihrer beiden Höfe abzuwarten (14). Zu Berlin war indeß vom Wie-

(14) Da Dohm in dem Tagebuche selbst bemerkt hat, daß er die erwähnten beiden Schreiben zu seinen gelungensten Arbeiten in der Lütticher Sache rechne, so haben wir beide, da sie auch zugleich zur Bestätigung unsrer Darstellung dienen, in der Beilage Nr. IV mitgetheilt.

ner Kabinet, noch ehe eine Unterhandlung angefangen worden, die Anzeige eingegangen, daß der Oesterreichische Hof sich bewogen gefunden, die vom Reichskammer-Gericht dem Gouvernement zu Brüssel übertragene Exekution in der Lütticher Sache reichsconstitutionsmäßig vollziehen zu lassen.

Nun mußte, bey der zu Berlin herrschenden Abneigung gegen nachdrückliche Maaßregeln, alle Hoffnung aufgegeben werden, irgend Etwas für die Lütticher und zur Verhinderung ähnlicher unseeliger Streitigkeiten durch Verbesserung der Verfassung thun zu können, obgleich auch die Churfürsten selbst mit der dem Kaiser allein überlassenen Entscheidung der Sache nicht zufrieden waren, und zu Berlin diese Wendung derselben sehr ungern gesehen wurde. Standhaft verweigerte Dohm jedoch die Erfüllung des von Hertzberg ihm gemachten fast unbegreiflichen Ansinnens, nun noch als Königlicher Commissarius nach Lüttich zu gehen, und dort, gleichsam unter Oesterreichischem Schutz, und nach dem Willen des Wiener Kabinets, zur Beendigung der Streitigkeiten mitzuwirken. Um Dohm dazu geneigt zu machen, sagte ihm Hertzberg in vertraulichen Briefen unter andern: „Was ich zu Reichenbach nicht habe thun können, werden Sie in Aachen, „Lüttich und Brüssel nicht zu Stande bringen; — Sie „leiden, so wie ich bey der Negociation zu Reichenbach; das ist aber unser unwiderstehliches Schicksal, das „nicht anders als in der Geschichtkunde reparirt werden „kann.“ Allein Dohm ließ sich nicht bewegen etwas zu thun, was noch vermeidlich, auch für die Würde des Königs ihm wirklich unthunlich erschien. Tief schmerzte es

ihn aber, als Hertzberg zuletzt gar so weit ging, ihm Vorwürfe zu machen. Im Gefühl unverdienter Kränkung, und wie ein Mann, welcher der Wahrheit und Ehre wegen zu dem Aeußersten bereit ist, schrieb er dem alten Gönner hierauf Folgendes: „Mein Schreiben an den General „Bender war nur die natürliche und nothwendige Folge „der von Ew. aus eigner Bewegung, ohne mein Zuthun, „dem Wiener Hofe gethanen Erklärung, daß der König „die Frankfurter Artikel gehalten wissen walle. Ich fand, „und werde ewig finden, daß diese Behauptung eben so „gerecht, als der Würde des Königs gemäß sey, und ich „würde nun pflichtwidrig zu handeln geglaubt haben, „wenn ich nicht von dem Feldmarschall Bender wenig„stens verlangt hätte, er möge nicht eher weiter gehen, „bis er wisse, was sein Herr dem meinigen geantwortet „habe. — Jezt, da man nicht gut findet diese Behaup„tung zu souteniren, soll ich sogar die Schuld davon tra„gen, daß sie gemacht ist, da die Idee doch nicht von mir „herkommt. Dies Alles benimmt mir natürlich allen „Muth; der Triumph unsrer Feinde vor unsern Augen, „der gänzliche Verfall des Preußischen Ansehns und Na„mens in diesen Gegenden, schlägt mich so nieder, daß „ich es nicht ausdrücken kann. Alles — ganz verlorne „Zeit und Kräfte, die schändlichsten Verläumdungen, ein„gebüßte Gesundheit zum einzigen Lohne so eifriger und „redlicher Arbeiten will ich noch ertragen; — aber, wenn „Ew. selbst den Werth meines Benehmens verkennen, und „mir etwas beimessen sollten, was Schuld der so unglück„lich verketteten Umstände ist, dann wäre es Zeit einer „Aufopferung ein Ende zu machen, die ferner ohne allen „Nutzen seyn wird. Ich zweifle nicht, daß wenn man mich

„in Lüttich beschimpfte und ermordete, es vom Hofe würde „desapprobirt werden; indeß wird das bis jezt Geschehene „Ew. nun schon überzeugt haben, daß es eben so unmög„lich ist, mich ohne Truppen nach Lüttich zu schicken, als „mit denselben. — Gänzliches Herausziehen ist Alles, „was wir thun können. Wenn wir unsre Gerechtsame „uns vorbehalten, können wir immer künftig nach den „Umständen handeln, und haben wir zwar unsre Princi„pien nicht soutenirt, so haben wir ihnen aber auch nicht „entgegen gehandelt. Ich bitte nur besonders die guten „Worte von Wien sich nicht irren zu lassen. Die „That an Ort und Stelle wird ihnen immer widersprechen, „und muß es.“

Nach diesen freimüthigen Aeußerungen blieb Dohm mit fernern Aufforderungen nach Lüttich zu gehen verschont, aber den von ihm zur Herstellung seiner Gesundheit gewünschten Urlaub zu einer Reise in die Schweiz, und in das südliche Frankreich, glaubte ihm Hertzberg durchaus nicht bewilligen, auch nicht einmal ein unmittelbares Gesuch deshalb bey dem Könige rathen zu dürfen. Auf erneuerte dringende Vorstellungen und nicht zu widerlegende Gründe erfolgte endlich die Antwort: „Wollen Sie bey „dem Könige direkte antragen, auf einige Wochen hieher „(nach Berlin) zu kommen, so habe ich nichts dagegen; „alsdann können Sie hier die Deklaration unter meiner „Concurrenz ausarbeiten.“ Und vertraulich ward noch hinzugesezt: „Sie werden, wenn Sie herkommen, Sich „sehr wundern, wie Sie das hiesige Lokale finden werden, „und werden gewiß nicht wünschen an meiner Stelle zu „seyn.“ — Mit jener Deklaration meinte Hertzberg

eine der Lütticher Sache wegen von Dohm zu entwerfende Erklärung, die bey dem Reichstage und an mehrern Höfen übergeben werden sollte. Dohm wußte endlich zu bewirken, daß er gegen Ende März eine vom Könige selbst unterzeichnete Aufforderung erhielt, nach Berlin zu kommen, so daß er nun auf die beste, und für ihn ehrenvollste Weise aus einer Gegend und von einem Geschäft sich entfernen konnte, die jezt beide ihm etwas zuwider geworden, und seiner wirklich sehr geschwächten Gesundheit nicht zuträglich waren.

Wenn in unsern Lesern einige Theilnahme an Dohm's Absichten und Bestrebungen bewirkt worden, und wenn denen, welche keine Gelegenheit hatten die Schwierigkeiten kennen zu lernen, die einem ernstlichen, von der breiten Bahn der Gewöhnlichkeit abweichenden, Wirken in dem Gewirre und den Verwickelungen des höhern Geschäftlebens entgegentreten, eine nur etwas anschauliche Vorstellung davon verschaft ist; dann dürfte unsre Darstellung nicht ganz mislungen, und zugleich ihre Ausführlichkeit gerechtfertiget seyn. Wenigstens wird dieselbe dem aufmerksamen Leser Stoff genug darbieten, um selbst entscheiden zu können: ob, was Dohm beabsichtigte, so großer Anstrengungen werth war? Ob seine lebhafte, in diplomatischen Verhältnissen etwas ungewöhnliche, Theilnahme an der Sache selbst ihm zur Ehre gereicht? Und ob das Mislingen in den genommenen Maaßregeln, oder in dem Mangel der beharrlichen Durchführung derselben, oder auch in den verwickelten Verhältnissen, und den verfassungsmäßigen Förmlichkeiten seinen Grund hatte? Wir wenden uns nun zu andern schneller vorüberzuführenden Ereignissen.

Die Reise nach Berlin ward am 18ten April 1791 mit dem Vorsatz angetreten, von dort, nach erwirkter Erlaubniß dazu, sogleich die Erholungsreise nach der Schweiz und in das südliche Frankreich zu unternehmen. Dohm's Gattin und kleine Tochter begleiteten ihn, und es waren alle nöthigen Vorkehrungen zu einer sechs- bis siebenmonatlichen Abwesenheit von Aachen getroffen. Der Weg ward über Düsseldorf oder vielmehr Pempelfort, wo ein reicher Tag bey dem Freunde Jacobi verweilt wurde, über die Vaterstadt Lemgo, und von hier über Braunschweig, Halberstadt und Magdeburg genommen. Den Umweg über Braunschweig machte Dohm, um dort eine Unterredung mit dem Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand zu haben, dessen besondern Wohlwollens er sich erfreute. Da jedoch, als er zu Braunschweig ankam, der Herzog eben im Begriff war, seine militairische Inspektions-Reise als Preußischer General anzutreten, so ließ dieser Dohm sagen, daß zu Halberstadt mehr Muße zu der auch von ihm gewünschten Unterredung seyn werde. Dohm verweilte nur einen Tag zu Braunschweig, und nahm von dort einen alten treuen Freund mit, den Professor Stuve, vormals Rektor der Schule zu Ruppin, in der litterarischen Welt bekannt durch einige Schriften über Erziehung (15), den Dohm wegen seines sanften, stillen und

(15) S. „Kleine Schriften gemeinnützigen Inhalts von Joh. Stuve. Nach dem Willen des Verstorbenen gesammelt und herausgegeben von seinem trauernden Freunde J. H. Campe. 2 Th. Braunschweig 1794." — In der Vorrede hat auch Campe dem

bey großer Kränklichkeit ergebungsvollen Wesens, so wie wegen seines meist treffenden, stets frey herausgesagten Urtheils über Menschen und Dinge ungemein schäzte. Dieser war eben in Begriff, zur Herstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit, eine Reise nach Italien anzutreten, und wollte vorher die Märkischen Freunde noch einmal sehen, zum lezten Mal, denn er starb bald nach der Rückkehr von der für den eigentlichen Zweck fruchtlos unternommenen Wanderung (16).

In der längern Unterredung, die Dohm von dem Herzoge zu Halberstadt bewilliget wurde, entwarf dieser kenntnißreiche und weltkluge Fürst ihm ein sehr unerfreuliches Bild von dem Zustande der Dinge in Berlin, schilderte mit sehr treffenden Zügen den König und die einflußhabenden Umgebungen, ertheilte ihm sehr wohlwollend. Rathschläge wegen des in Berlin zu beobachtenden Benehmens, deutete Hertzberg's nahen Fall an, und versicherte, als Dohm ihm einige Besorgniß seiner eignen Lage wegen äußerte, er könne ruhig seyn, man werde ihn suchen, weil man ihn nöthig habe.

Mit sehr gemischten Empfindungen kam Dohm zu Berlin an (am 5ten May), und erfuhr noch am selbigen

Betrauerten die Eigenschaften beigelegt, die ihm Dohm's Zuneigung in einem hohen Grade erworben hatten.

(16) Stuve kam von Neapel kränker, als er dahin gereist war, über Holland nach Braunschweig zurück, und starb hier am 12ten July 1793.

Abend die einige Tage zuvor statt gehabten Veränderungen im Kabinets-Ministerium; dem Grafen von Hertzberg waren nämlich noch zwey Minister, der Graf von Schulenburg-Kehnert und ein Herr von Alvensleben, zur Seite gesezt. Als er am folgenden Tage den alten Gönner aufsuchte, klagte dieser sehr bitter über seine Gegner, auch selbst über den König, und schilderte den Zustand Preußens mit den schwärzesten Farben. Dohm überzeugte sich bald, daß bey diesen Umständen für die Lütticher Sache nichts Ersprießliches mehr zu hoffen sey, gab daher jeden Gedanken zur fernern Betreibung derselben auf, und bemühte sich nur einen Reiseurlaub zu erhalten, um Berlin baldmöglichst wieder verlassen zu können. Von mehrern Seiten unterrichtet, daß ihm, bey den herrschenden Ansichten über die in Frankreich mächtig fortschreitende Umwälzung, die Erlaubniß zu einer Reise in dieses Land nicht werde ertheilt, vielmehr durch das Begehren derselben der schon auf ihn geworfene Verdacht allzu freisinniger Ideen werde vermehrt werden, erklärte er, um das kränkende Verbot zu verhüten, daß er seine Erholungsreise blos auf die Schweiz beschränken werde. Dennoch war die erste Bescheidung auf sein in dem ministeriellen Wege vorgebrachtes Gesuch eine abschlägliche; aber auf eine an den König unmittelbar gerichtete Vorstellung erfolgte (am 12ten May) die gewünschte Erlaubniß, und zugleich bewilligte der gütige Monarch, für die auf Königlichen Befehl nach Berlin gemachte Reise, eine angemessene Entschädigung.

Das Zusammenseyn mit alten treuen Freunden in Berlin war für Dohm und seine Gattin in vielem Betracht

erheiternd und wohlthuend, auch wurden einige neue, interessante Bekanntschaften gemacht. Dazu gehörten unter andern die mit einem geistreichen Fräulein von Bielefeld, der nachherigen Gattin des schon erwähnten enthusiastischen Leuchsenring, und mit einem jungen talentvollen Manne, Herrn von Held, der nach einigen Jahren, als Verfasser des bekannten schwarzen Buchs, sonderbare Schicksale hatte. Im Ganzen waren jedoch die vielen Rücksichten und Verhältnisse, die zu beobachten waren, so wie überhaupt der trostlose Zustand im Allgemeinen für den von großer Kränklichkeit geplagten Dohm sehr angreifend. Besonders schmerzlich war es ihm auch, den alten Freund Diez, den er zu Berlin traf, in einer sehr trüben, unmuthigen Stimmung zu finden. Im Tagebuche ist hierüber von Dohm's Gattin, mit Hinsicht auf die eigene Lage, bemerkt: „Bey dieser Stimmung wird dieser alte „Freund nie Gutes recht erkennen und zu genießen wissen. „Erhalte doch Gott in uns ein dankbares Gefühl für das „viele Gute und Schöne auf dieser reichen Erde!“ —

Nach vierzehntägigem Aufenthalt ward Berlin verlassen, nicht ohne tiefe Bewegung bey dem Abschiede von manchen der herrlichen Freunde, bey der nur zu gegründeten Besorgniß, zum lezten Male mit ihnen zusammengewesen zu seyn, und mit Trauer im Herzen über die theils schon eingetretenen, theils noch zu befürchtenden Abweichungen von der Bahn, die Friedrich II gewandelt. Das Andenken an diesen Unvergeßlichen wurde in Potsdam, wo die Reisenden einen ganzen Tag der Besichtigung des Innern von Sanssouci und dessen Umgebungen widmeten, zu dem Lustschlosse des regierenden Königs

(dem Hause am heiligen See) aber nicht zugelassen wurden, noch einmal recht erneuert und befestiget.

Von Potsdam ward die Reise zunächst nur langsam, über Leipzig, Halle und Erfurt, auf Frankfurt am Mayn fortgesezt. Ein achttägiger Aufenthalt zu Leipzig während der Messe, im völlig zwanglosen Zusammenleben mit alten Freunden und Bekannten, erwies sich ungemein wohlthätig für Dohm; die Erinnerung an die vor zwanzig Jahren hier verlebte Zeit konnte nur erfreulich seyn. — Auf dem freundlichen Landsitze des Kapellmeisters Reichardt zu Giebichenstein, und in Halle, ward in anregender und lehrreicher Unterhaltung mit geistvollen Männern, Eberhard, Wolf, Niemeyer und andern, ein Tag sehr angenehm zugebracht. Zu Erfurt hatte Dohm, durch die freundschaftlichen Gesinnungen des Statthalters und Coadjutors von Dalberg für ihn, einige sehr genußvolle Stunden, und zu Frankfurt verweilten die Reisenden mehrere Tage. Hier wurden die eigentlichen Vorkehrungen zu der Reise in die Schweiz getroffen, wobey ein dortiger Freund, der noch lebende Geheime Rath Willemer, sehr behülflich war. Die eigenen Pferde, und die für die weitere Reise überflüssigen Sachen wurden nach Aachen zurückgeschickt.

Kurz vor der Mitte Juny ward von Frankfurt aus, über Darmstadt, Heidelberg, Carlsruhe, Freyburg und die Abtey St. Blasii, die Reise nach der Schweiz, zunächst nach Schaffhausen, angetreten. Mit großem Vergnügen sahe Dohm diese schon vor 14 Jahren von Kassel aus besuchten Gegenden wieder, wo er fast in jeder nur irgend

bedeutenden Stadt einen nähern Bekannten traf, und überall gute Aufnahme fand. In Carlsruhe einen Tag weilend befreundete er sich in mündlicher Unterhaltung näher mit dem biedern Schlosser, durch dessen offene Mittheilungen aber freilich die zu günstigen Vorstellungen Dohm's von manchen Menschen und Einrichtungen in den Badischen Landen sehr herabgestimmt wurden. — Zu Freyburg im Breisgau ward abermals ein kurzer Aufenthalt gemacht, und hier der seit einigen Jahren als öffentlicher Lehrer an der Universität lebende Dichter Johann Georg Jacobi, älterer Bruder des Philosophen, aufgesucht. Die lebendige Darstellung dieses Freundes von dem Zustande der Dinge in diesen, so wie in den andern Oesterreichischen Landen machte Dohm noch jezt recht einleuchtend, daß ein günstiges Geschick ihn vor der Ansiedlung zu Freyburg bewahrt habe. — Der sehr beschwerliche Weg von hier durch die sogenannte Hölle, ein enges Thal im Schwarzwalde längs der Treysan, wurde in etwas vergütet durch die freundliche Aufnahme in der Abtey St. Blasii. Dohm fand hier an dem alten 71jährigen Fürst-Abt einen kenntnißreichen, die Wissenschaften liebenden, und besonders historischen Studien sehr geneigten Mann, der seine Geistlichen durch litterarische Arbeiten beschäftigte, an Vermehrung der damals etwa 15,000 Bände starken Büchersammlung der Abtey Freude hatte, und sehr zutraulich, wie es gegen gutmüthige und theilnehmende Besuchende von den in klösterlicher Abgeschiedenheit Lebenden leicht geschieht, seine Meinung über die Französische Revolution, und die Veränderungen in dem Oesterreichischen äußerte. — Am 23sten Juny wurde zuerst der Schweizerische Boden im Kanton Schaffhausen betreten,

und an demselben Abend auch die Stadt Schaffhausen selbst noch erreicht, nachdem vorher der Rheinfall aus dem sogenannten Schlößli, einem auf einer kleinen Insel unterhalb des Falls erbauten Hause, zu dem man mittelst einer Brücke vom rechten Ufer her gelangt, betrachtet worden. Der beste Standpunkt zum Anschauen des gewaltigen Sturzes, der oft, weil man Größeres nicht kannte, oder zu vergrößern liebte, mit Uebertreibung geschildert ist, ward erst am folgenden Tage, auf dem linken Ufer unter dem alten Schlosse Lauffen, aufgesucht.

Es würde für den Zweck dieser Lebensbeschreibung zu weit führen, wenn wir uns auf eine nähere Schilderung der besuchten Gegenden und oft schon beschriebenen Merkwürdigkeiten der Schweiz, so wie auf eine Erzählung der Reisebegebenheiten hier einlassen wollten, so reich auch der Stoff ist, der uns dazu in dem treu geführten Tagebuche und in besondern Aufsätzen zu Gebote steht. Doch werden eine Uebersicht des genommenen Weges, und kurze Berührung von einzelnen Ereignissen, die ein allgemeineres Interesse haben, oder zur nähern Kenntniß und Würdigung von Dohm's Beobachtungsgeist und ganzem Wesen beitragen können, hier an der rechten Stelle seyn.

Von Schaffhausen ward die Reise auf Zürich gerichtet. Dohm wählte jedoch nicht den kürzesten und gewöhnlichen Weg dahin, sondern den über Constanz und St. Gallen, um die herrliche Aussicht von der ehemaligen Veste Hohentwyl zu genießen, und das schöne Thurgau am westlichen Ufer des Bodensees kennen zu lernen. Auch sollte zu St. Gallen die beträchtliche Bibliothek, vor allen

die reiche Handschriften-Sammlung der Abtey gesehen, zu Frauenfelde aber der Eröfnung der Tagesatzung (der Helvetischen Bundesversammlung) beigewohnt werden. Die Aufnahme an leztern Orte war ungemein freundlich. Es wurden Dohm und seiner Gattin Ehrenplätze in dem einfachen, ungeschmückten Versammlungssaal der Abgeordneten aller Kantone Schweizerischer Eidgenossenschaft angewiesen, unter Bezeigung treuherziger Freude über die Theilnahme an dem Helvetischen Gemeinwesen. Die Gesandten selbst, alle schwarz gekleidet mit weißem Halskragen, nach Sitte der Altvordern, saßen an drey langen Tischen in sorgfältig beobachteter Rangordnung, in welcher auch die Eröfnungsreden gehalten wurden. Vorzüglichen Eindruck machte die Rede des Abgeordneten aus Schwiz (Hauptort des Kantons gleiches Namens) eines Herrn von Reding, der, noch ein junger Mann, mit Enthusiasmus für republikanische Freiheit und zugleich mit edlem Anstande sprach, später auch in seinem Benehmen gegen den Französischen Machthaber edle Gesinnungen durch die That gezeigt hat. — Als alle Reden gehalten waren, und nun die eigentlichen Berathschlagungen über die Landesangelegenheiten begannen, mußten die Zuhörer sich sämmtlich entfernen. — Die Bekanntschaften, die Dohm auf diese Weise, während des Aufenthalts in dem nicht großen Frauenfelde, mit bedeutenden Männern aus allen Gegenden der Schweiz machte, war ihm für die ganze Reise von mannichfachem Nutzen, der die kleinen Unbequemlichkeiten reichlich aufwog, die hin und wieder durch nicht wohl vermeidliches Wiedersehen auch von solchen entstanden, mit denen einmaliges Zusammentreffen genügt hätte. Eine besondere Freude hatte Dohm zu Frauenfelde noch

durch die persönliche Bekanntschaft mit dem später in England eingebürgerten Genfer d'Ivernois, Verfasser des Tableau des Révolutions de Genève, einem kenntnißreichen, geistvollen Manne, der Dohm so lieb gewann, daß er ihm von nun an mehrere seiner politischen Schriften von London aus übersandte, und ihn zehn Jahre nachher, auf einer Reise nach Berlin, in einem kleinen Städtchen ohnweit Halberstadt aufsuchte (17).

In Zürich ward ein Aufenthalt von acht Tagen, und in dieser Zeit Bekanntschaft mit mehrern ausgezeichneten Männern gemacht, als mit Heidegger, Hirzel, Meister, Heß, Bürkli, Pfenniger, Füesli, Ebel (später durch die vortrefliche Beschreibung der Schweiz berühmt geworden) und andern, vorzüglich auch mit Lavater. Der Eindruck, den dieser berühmte Mann auf Dohm machte, war weniger stark, als er selbst erwar-

(17) Von diesen Schriften sind vorzüglich zwey der größeren voll der treffendsten Bemerkungen und für die Zeitgeschichte nicht unwichtig; ihre Titel sind: „Usurpation et chute du Général Bonaparte. „Londres 1800;“ und: „Les cinq Promesses; „Tableau de la Conduite du Gouvernement „Consulaire envers la France, l'Angleterre, „l'Italie, l'Allemagne et surtout envers la „Suisse. à Londres 1803. (2te Auflage).“ — Als d'Ivernois im Jahr 1801 Dohm in dem Städtchen Hornburg aufsuchte und einen Tag bey ihm verweilte, hatte der Schreiber dieses die Freude, den sehr interessanten und beredten Mann auch persönlich kennen zu lernen.

tet hatte, auch wollte eine angehörte Predigt desselben nicht recht gefallen. Es schien Dohm, daß Lavater sich zu sehr bemühe, den Beifall Aller zu erwerben, Vornehmen und Berühmten sich gern anschließe, im Superlativ zu reden liebe, und sich nicht Ruhe genug gebe, um eine Sache gehörig zu durchdenken und zu einer ganz entschiedenen, fest bleibenden Ansicht zu gelangen. Aber doch hatten für ihn das eifrige und redliche Bestreben Lavaters, zu nützen und zu wirken, wo und wie er nur konnte, seine unermüdliche Geduld, sein Fleiß, und die große Regelmäßigkeit bey seinen mannichfachen Beschäftigungen, so wie die mit diesem allen verbundene Schweizerische Treuherzigkeit und Frömmigkeit viel Anziehendes bey der nähern Bekanntschaft; er behielt stets eine wahre Hochachtung für den Mann, so abweichend er auch in Manchen von ihm dachte.

Einen Theil der weitern Reise von Zürich in die kleinen Kantone, oder die sogenannte innere Schweiz, machte Dohm in der ihm sehr angenehmen Gesellschaft eines der vorhin genannten Männer, nämlich Füesli's und dessen Gattin, die beide zu ihm und seiner Henriette, bey eigner Einfachheit und natürlichem Wesen, verbunden mit gesundem, gemäßigten Urtheil über Dinge und Menschen in offener Mittheilung, ganz paßten. In dem Flecken Schwiz oder Schweiz wurde Wohnung auf drey Wochen genommen, und von hier machten die Reisenden, das Kind und dessen Wärterin zurücklassend, Ausflüge über den Vierwaldstädter See nach Lungern, Meieringen, zu dem Grindelwald und dessen Gletschern, dem Staubbach, dem Thuner See, der Abtey Engelsberg, und auf

einer andern Seite über Altdorf nach dem Gotthardt, wobey denn, was auf jedem Wege rechts und links Merkwürdiges ist, besucht und betrachtet wurde. Mitten in dem nicht mühelosen Genuß dieser Naturschönheiten störte sehr die in einigen Zeitungen, wahrscheinlich mit Absicht, verbreitete Nachricht, Dohm sey in Paris angekommen, wodurch, so wie durch die fast zu gleicher Zeit aus Berlin erhaltene Meldung, der Minister Hertzberg habe sich ganz von den Geschäften seines Departements zurückgezogen, und nur das Curatorium der Akademie der Wissenschaften nebst der Seidenbau-Commission beibehalten, sehr unangenehme Empfindungen und Besorgnisse wegen der Zukunft erregt wurden, da Dohm für einen Anhänger und besondern Schützling Hertzberg's gehalten wurde. Er schwieg jedoch dazu und überließ der Zeit die stets unfehlbare, in diesem Falle auch zugleich schleunige, Enthüllung der Unwahrheit.

Die Fußreisen, nebst dem Genuß der stärkenden Bergluft, erwiesen sich für Dohm's Gesundheit sehr wohlthätig. Im besten Wohlseyn wurde zu Anfang August, nach schmerzlicher Trennung von den guten Füesli's, von Schwiz nach Bern aufgebrochen über Zug und Luzern. In lezterm Orte ward Dohm plötzlich von seinem alten Uebel, dem Magenkrampf, in hohem Grade befallen, auch das Kind kränkelte, und die Wärterin erkrankte ernstlich; es mußten in der kleinen Stadt fast vierzehn Tage zugebracht werden. „So unangenehm — heißt es im Tagebuche — „der Anlaß des hier verlängerten Aufenthalts auch gewe„sen, so bin ich doch mit ihm zufrieden. Ich habe hier „durch die Lektüre von Necker's neuester Schrift (sur

„l'administration de Necker — par lui-même), und der „défense de la Révolution, viele neue Ideen erhalten, „viel selbst gedacht, einen sehr interessanten Umgang ge„habt, und, die Besorgnisse und Unschlüssigkeiten abge„rechnet, viele angenehme Stunden gehabt, auch wirklich „Erholung und Ruhe genossen.“ — Zu dem interessanten Umgang gab ein mit Dohm zufällig bekannt gewordener kenntnißvoller und liebenswürdiger junger Mann, Herr von Balthasar, Anlaß, der ihm, voll Freude über die bewiesene Theilnahme an seinen Beschäftigungen und seinem ernsten Streben nach weiterer Ausbildung, einige seiner jungen Freunde zuführte, mit denen er eine Lesebibliothek errichtet hatte, und ein Wochenblatt zu Luzern herausgab. Bey Dohm brachte Herr von Balthasar selbst täglich mehrere Stunden zu, und bemühete sich auf alle Weise, ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt angenehm zu machen. „In mehrern von den Freunden Bathasar's — heißt es im Tagebuche — „habe ich wirklich junge Män„ner von sehr vieler Ausbildung und edlem Charakter ge„funden; — Herr von Balthasar selbst, ein Herr „von Meyer, von Schauensee, Pfyffer, von „Rüttimann sind die, deren Andenken uns immer blei„ben wird.“ — Als Dohm auch dem treflichen L. Meister zu Zürich seine Freude über diese gemachten Bekanntschaften und über die Hoffnungen mittheilte, zu denen solche junge Männer berechtigten, antwortete dieser: „Gebe „der Himmel, daß weder ein frostiges Alter, noch das „ausschließende Interesse anwachsender Nachkommenschaft „jenes edle Jugendfeuer auslösche, wovon Ew. Sich so „viel Licht und Wärme für die Zukunft versprechen.“ — Daß Dohm die bekannte Abbildung, oder vielmehr Nach-

bildung eines Theils der Schweiz vom General Pfyffer mehrmals sehen, und die herrlichen Umgebungen des Vierwaldstädter See's öfter besuchen konnte, gehörte auch mit zu den Annehmlichkeiten des längern Aufenthalts zu Luzern.

Für Bern, wohin über Zofingen und Hindelbank gereist wurde, mußte nun eine kürzere Zeit bestimmt werden, als es früher Plan war. Hier fand Dohm in dem Professor Ith, an den er ein Empfehlungsschreiben hatte, einen sehr geistvollen und fein gebildeten Mann. Unter den andern hier noch näher kennen gelernten vorzüglichen Männern sind im Tagebuche der Schultheiß Steiger, der Rathsherr Fellenberg, — später als ökonomischer Reformator und durch Gründung gemeinnütziger Anstalten zu Hofwyl bekannt geworden —, und der Rathsherr Stapfer besonders ausgezeichnet. „Ueberhaupt hat uns — ist im Tagebuche bemerkt — „Bern so sehr gefallen, daß „Henriette und ich darin eins waren, wir würden es zu „unserm Aufenthalt nehmen, wenn wir unter den bisher „gesehenen Schweizerstädten zu wählen hätten, und im „Ganzen es noch Zürich vorziehen.“ Der Professor Sneedorf aus Koppenhagen, der mit Dohm einen Abend bey dem Professor Ith zubrachte, sagt von ihm in seiner Reisebeschreibung (18): „Ich fand an Dohm, den ich als

(18) S. „Briefe eines reisenden Dänen, geschrieben im Jahr 1791 und 1792 während seiner Reise durch einen Theil „Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs.“ (Aus dem Dänischen übersezt. Züllichau 1793) S. 163.

„Verfasser der Schrift von der bürgerlichen Verbesserung „der Juden und andern Schriften schon so lange schätzte, „einen Mann im Umgange, der so reich an Stoff zum „Gespräch, so ungewöhnlich bestimmt im Ausdrucke war, „daß dieser Abend meine Achtung für ihn um viel ver„mehrte.“ —

Von Bern ab war der nächste Hauptpunkt der Reise Genf, wohin der Weg über Wiflisburg (Avenche), Moudon und Vevey genommen, von lezterm Orte aber eine kleine Nebenreise ins Berner Oberland, durch die durch Rousseau's Heloise berühmt gewordene Gegend, nach Bex, und in den Kanton Wallis, das Land der Cretins, zu dem Wasserfall der Pissevache gemacht wurde. Dohm fand die Beschreibung, die Meiners in seinen Briefen über die Schweiz von diesen Gegenden und deren Merkwürdigkeiten gegeben hat, meistens übertrieben. Ein sehr unterrichteter Begleiter, der Bernische Salinen-Direktor Wild, der von seinem ehemaligen Vorgänger, dem berühmten Haller, noch Manches zu erzählen wußte, gab Dohm über die Bernische Regierung in den unterworfenen Landen mancherley Aufschlüsse, welche die damals ausgebrochenen Unruhen im Pays de Vaud, und was sich später in den andern Gebieten Berns ereignete, leicht erklären ließen. Der weitere Weg von Vevey nach Genf ging über Lausanne, Nyon und Coppet. In der ersten Stadt, wo während eines zweitägigen Aufenthalts der alte Freund Stuve ganz unerwartet zu Dohm stieß und nun mehrere Tage, die lezten in diesem Leben, mit ihm zusammenblieb, wurde Gibbon besucht, der ein Haus am Genfer See, mit einer herrlichen Aussicht auf

den Wasserspiegel und die fernen Gebirge, bewohnte. Dohm fand an dem berühmten Geschichtschreiber, der ihn in seinem prächtigen Büchersaale empfing, einen fast unbehülflich starken Mann, der mit bemerkbarer Sorgfalt seine Worte im Sprechen wählte. Er äußerte sich als Aristokrat über die Französische Revolution, und suchte die großen Nachtheile derselben für die bürgerliche Gesellschaft auseinanderzusetzen. Von Friedrich II sprach er sehr günstig, die große Energie seines Charakters vorzüglich hervorhebend, tadelte aber sehr scharf die nachlässige Herausgabe seiner Werke. Als im Lauf des Gesprächs auch von dem Plane der Kaiserin Katharina II, ein Griechisches Kaiserthum zu errichten, die Rede war, behauptete Gibbon mit besonderm Nachdruck, daß der Besitz von Constantinopel das Uebergewicht Rußlands oder Oesterreichs in Europa entscheiden werde. Durch alles, was Dohm während eines fast zweistündigen Zusammenseyns mit Gibbon wahrnahm, ward der über ihn verbreitete Ruf von etwas egoistischer Gesinnung und pedantischem Wesen nicht widerlegt.

Zu Nyon ward bey dem Herzensfreunde von Johannes Müller, bey Carl Viktor von Bonstetten (19), damals dort Bernischer Landvoigt, ein angenehmer Abend zugebracht, an welchem die Unterhaltung

(19) Man sehe „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen „Freund." Tübingen 1802. (Herausgegeben von Friederike Brun geb. Münter) und deren vermehrte Ausgabe in Müller's sämmtlichen Werken Th. 13 und 14.

jedoch oft gestört wurde durch Anfragen und Nachrichten, die wegen der auch in dieser Gegend befürchteten Unruhen an Bonstetten ergingen, und ihn zur Entfernung und zu eiligen Anordnungen nöthigten. Er gab eine Empfehlung an Necker in dem nahen Coppet mit, welche eine freundliche Aufnahme, und die Einladung zum Mittagsessen bey dem berühmten Manne bewirkte. Im Aeußern fand Dohm an Necker einige Aehnlichkeit mit Hertzberg; die blasse Farbe, und die schlaffen, hängenden Wangen schienen aber Unmuth und innern Gram anzudeuten. Die Unterhaltung war nicht so, wie Dohm sie liebte. Mehrere anwesende Emigranten sprachen leidenschaftlich, einseitig und laut, und wenn mitunter gründlich, doch heftig und eifernd über die eignen und allgemeinen Angelegenheiten; ein freymüthiger Gedankentausch fand nicht statt. Dohm verließ Necker weniger befriedigt, als er erwartet hatte, und eilte noch am selbigen Abend nach Genf.

Hier wurden, mit Inbegriff der zu einer kleinen Reise ins Chamouny-Thal, zum Anschauen der Gletscher des Mont-Blanc und der Source d'Arveron, verwendeten Zeit, fast vierzehn Tage zugebracht, in denen auch die herrliche Gegend zunächst um Genf fleißig durchwandert, und Besuche in Genthod bey Saussure, und in dem ehemaligen Wohnsitz Voltaire's zu Ferney gemacht wurden. Der damalige Eigenthümer dieses, in mehrerm Betracht merkwürdigen, vormaligen Dichter-Besitzes hatte das Schlafzimmer Voltaire's in dem, übrigens schon mannichfach veränderten, baufälligen Gebäude, welches von Außen einige Aehnlichkeit mit Sanssouci bemerken ließ, unverändert gelassen. Hier hing an der

einen Wand, wo noch das Bett stand, ein Bild von Friedrich II aus dessen mittlerm Lebensalter, ferner eins von dem Schauspieler le Kain, und in der Mitte zwischen beiden eine Abbildung von Voltaire selbst. An der Wand gegenüber hingen Gemählde von Katharina II und von der Marquise de Chatelet, und an den übrigen Wänden Kupferstiche von Franklin, d'Alembert, Helvetius, Diderot und Andern. Der Besitzer versicherte ausdrücklich, daß diese Vertheilung und Anordnung der Bilder noch von Voltaire selbst herrühre, und daß er in diesem und dem daran stoßenden Zimmer die meiste Zeit, während seines Aufenthalts in Ferney, zugebracht habe. Ein Monument, welches der Marquis de Villette Voltaire in diesem Zimmer hatte setzen lassen, trug die Inschrift: Son esprit est partout, son coeur est ici. — Wirklich soll das Herz hier aufbewahrt gewesen seyn, bis das Schloß an den neuen Besitzer kam, der es wegbringen ließ. Ueber dem Eingange der kleinen neben dem Schlosse befindlichen Kirche, an welcher Voltaire nur die Façade hatte etwas verschönern lassen, war Dohm die von Eitelkeit eingegebne Inschrift: „Deo erexit Voltaire 1761" auffallend. — Zu den interessantesten Bekanntschaften, die in Genf gemacht wurden, gehörten die mit dem Professor Pictet, und mit dem vor Kurzem aus Frankreich erst flüchtend hiehergekommenen Mounier, dessen gewiß mancher unsrer Leser aus der Zeit seines spätern Aufenthalts zu Weimar sich erinnern wird. Eine besondere Freude war es für Dohm, den alten Lehrer seines Freundes Jacobi, Namens le Sage, hier aufzusuchen, und ihm angenehme Nachrichten von dem berühmten Zöglinge mitzutheilen.

erfreulichen und wohlthuenden Eindrücke und Empfindungen, welche die Schweizerreise gewährt hatte.

Der weitere Rückweg wurde über Stuttgardt, Durlach, Mannheim, Frankfurt, Coblenz und Cöln genommen. Ein sehr froher Tag ward zu Durlach mit Schlosser verlebt, der, um ganz ungestört mit Dohm zusammenseyn zu können, nebst seiner Gattin von Carlsruhe dorthin gekommen war. Er eröfnete hier dem lieb gewonnenen Freunde, daß seines Bleibens in den Badischen Landen nicht lange mehr seyn werde, weil eine Adelsparthie mit einseitigen Ansichten, und aristokratisches Wesen immer mehr herrschend werde. — Zu Mannheim suchte Dohm den als ökonomischen Schriftsteller berühmten und verdienten Medicus auf, den er, wie unsre Leser sich erinnern werden, schon früher kennen gelernt hatte, und traf hier unerwartet einen vormaligen, auch schon erwähnten, Universitätsgenossen, den Freyherrn von Stein, damaligen Preußischen Kammer-Direktor zu Cleve. Im alten freundschaftlichen Vertrauen theilte Dohm ihm mit, was wegen seiner zukünftigen diplomatischen Laufbahn ihn beunruhige, und daß überhaupt eine angemessene Anstellung im Innern, in welcher er mit mehr Sicherheit wirken könne, ihm lieber seyn werde, als eine noch so glänzende Stellung in seinen jetzigen und ähnlichen Verhältnissen. Es wurden mit dem theilnehmenden Freunde allerley Plane verabredet, von denen jedoch, wegen der bald eintretenden außerordentlichen Begebenheiten, keiner zur Ausführung kam; erst dreyzehn Jahre später ging der Wunsch Dohm's, in der innern Verwaltung einen bedeutenden Wirkungskreis zu erhalten, in Erfüllung.

Von Mannheim ab ward die Rückreise sehr beschleunigt. Die Gegend von Worms bis Coblenz und Bonn war schon so sehr mit Französischen Ausgewanderten angefüllt, daß es oft schwer hielt ein anständiges Unterkommen für Eine Nacht zu finden; einigemal mußte wirklich Nachts weiter gefahren werden, weil man doch in dem Wagen die Nachtzeit hätte zubringen müssen. Betrübende Ahnungen erregten in Dohm manche Aeußerungen, die er auf diesem Wege von übermüthigen und leichtsinnigen Flüchtlingen, und von ihnen ähnlichen, oder durch sie verblendeten, Deutschen Mitbürgern vernahm. — Mit etwas gestärkter Gesundheit, aber mit beklommenem Herzen traf er mit den Seinigen am 30sten October 1791, nach fast siebenmonatlicher Abwesenheit, in Aachen wieder ein, wo inzwischen der zurückgebliebene Legations-Sekretair Küster die Geschäfte zu Dohm's größter Zufriedenheit besorgt, auch ihn durch fleißigen Briefwechsel in der genauesten Kenntniß von Allem erhalten hatte.

Die mannichfachen Besorgnisse, die Dohm nun hier wieder, theils der öffentlichen Angelegenheiten, theils der eignen Lage wegen, bedrängten, und oft im Innersten unmuthig machten, wurden bald noch durch die Unruhen des nöthig werdenden Umzuges von Aachen nach Cöln vermehrt. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Ministers Hertzberg war Dohm nämlich, auch während des vorhin erwähnten Stillstandes in dem Aachenschen Commissions-Geschäft, in dieser Stadt geblieben, weil dies ohne Nachtheil für seine gesandtschaftlichen Obliegenheiten geschehen, und überdem wegen der Lütticher Angelegenheiten nützlich seyn konnte. Seit Hertzberg's Entfernung aus

dem Ministerium, und bey der gänzlichen Veränderung mancher Ansichten zu Berlin, war ihm schon einigemal das höchste Befremden über den fernern Aufenthalt in Aachen zu erkennen gegeben; auch konnte allerdings bey Ausführung der zu Pillnitz getroffenen Verabredungen, in denen der plötzliche Tod des Kaisers Leopold II und des Königs von Schweden (21) keine Aenderung bewirkten, Dohm's Aufenthalt zu Cöln, bey außerordentlichen Ereignissen, von Nutzen für den Dienst seyn. Der Umzug nach Cöln mußte daher beschlossen werden. Auch Hertzberg, der in freundschaftlicher Correspondenz mit Dohm blieb, gab in mehreren Briefen den Rath, sich in dem angewiesenen Posten ganz ruhig zu verhalten, und die Amtsgeschäfte treulich abzuwarten. — Ehe wir jedoch mit unsrer Erzählung nach dem veränderten Wohnorte folgen, werfen wir hier noch einen Blick auf die Familien-Ereignisse und die Privatverhältnisse Dohm's während des Aufenthalts zu Aachen, so wie überhaupt auf sein häusliches Leben.

Wo Dohm mit seiner von ihm innigst geliebten Gattin zusammenlebte, ihrer Pflege sich erfreute, ihr über Alles, was ihn berührte, sich mittheilen, mit ihr berathen und beschließen konnte; da war er im Innern glücklich, mogten auch noch so viele Arbeiten, und selbst Widerwärtigkeiten ihn äußerlich beunruhigen. — Um an einem neuen, wenn auch bisher ihm ganz fremden, Aufenthaltsorte bald

(21) Der erstere starb nach kurzer Krankheit am 1sten März 1792; der leztere wurde am 17ten März desselben Jahrs von Ankarström meuchelmörderisch verwundet, und starb am 29sten März.

wie zu Hause sich zu fühlen, bedurfte es nur eines freundlichen, möglichst geräumigen Arbeitzimmers mit einigen Tischen, auf deren einen er dann selbst den ihn stets begleitenden verschließbaren grünen Schreibpult stellte, — nur Bücher, einiger Landcharten und bestimmter Geschäfte. Kostbare Geräthschaften um sich zu haben, war ihm nicht Bedürfniß; sein einfacher Sinn sahe nur auf's Wesentliche, und in dieser Hinsicht kann Niemand freyer von Launen und allem eckigen Wesen seyn, als er es war. Da ihm nun dies Alles in Aachen ward, überdem auch die Stadt durch ihr in manchen Theilen sehr freundliches Aeußere, ihre schönen Spaziergänge und anmuthigen Umgebungen viel mehr Anziehendes als Cöln für ihn hatte; so war er bald einheimisch in ihr, und der Aufenthalt daselbst ihm angenehm. Ja, so groß war sein Wohlgefallen an diesem Wohnsitz, daß er einige Male in Begriff stand, sich dort anzukaufen, zu welchem Entschluß freilich die ihm stets sehr unangenehme öftere Wohnungsveränderung viel beitrug, die in den drey ersten Jahren des Aachner Aufenthalts zweimal Statt fand. Um in den lezten zwey Jahren aus einer ihm angenehmen Wohnung nicht vertrieben zu werden, zahlte er die Miethgelder im Voraus mit Tausend Thaler in unzertrennter Summe; denn ein Ankauf schien, der immer drohender werdenden Zeitereignisse wegen, nicht mehr rathsam.

Besonders theuer war für Dohm Aachen auch dadurch geworden, daß ihm hier zuerst, nachdem er acht Jahre in kinderloser Ehe gelebt, Vaterfreuden zu Theil wurden. Am 12ten September 1788 gebar ihm seine Gattin einen Sohn, und unbeschreiblich groß und innig war die Freude

die er über dieses Familienereigniß empfand. Den zahlreichen nahen und fernen Freunden suchte er sie in Briefen zu schildern, in dem Wohnorte selbst aber sie durch allerley Festlichkeiten, gegen seine nachherige Gewohnheit bey dergleichen Ereignissen, an den Tag zu legen. Wie unaussprechlich groß aber nun der Schmerz war, als kaum vierzehn Tage nachher dieser Erstgeborne ihm durch den Tod wieder entrissen ward, wird jeder theilnehmende Leser sich leicht denken können. Dohm ließ sich, wie aus den zum Theil noch vorhandenen Antworten von Freunden auf die Trauernachricht zu ersehen ist, durch dieses Misgeschick fast mehr niederbeugen, als es einem Manne ziemt, jedoch litten seine Geschäfte darunter nicht, ja das Trockne und Regelmäßige derselben, — damals der Verhöre und Untersuchungen zu Aachen — erwies sich für ihn vielmehr zerstreuend und wohlthätig. Ganz vorzüglich theilnehmend bezeigte sich Johannes Müller. Sein Brief, der ein Muster eines freundschaftlichen Trostschreibens bey Vorfällen der Art ist, schließt mit den Worten: „à Dieu ne plaise que je „Vous reproche Votre douleur; c'est le tribut de la „nature, il faut le payer. Mais cela fait, au lieu de „Vous affliger plus que de raison, tâchez de reparer „la perte.“ — Dieser Rath und Wunsch des guten Müller's ging in Erfüllung; gegen Ende des folgenden Jahrs wurde Dohm eine Tochter geboren, die zur großen Freude der Eltern fröhlich aufwuchs. In dem Tagebuche, das Dohm in jener Zeit zu schreiben angefangen und, der vielen Geschäfte ohnerachtet, mehrere Jahre hindurch ziemlich regelmäßig fortgesezt hat, finden sich öfters Aeußerungen, die von seinem tiefen Gefühl für häusliches Glück zeugen. Nicht lange nach der Geburt der Tochter schrieb

er am Schlusse eines sehr unruhigen Tages: „Die Unruhe „des Geistes ist peinigend, wenn man Entschlüsse in wich„tigen Dingen fassen muß; aber Henriette ist mein süßer „Trost, Betty's (der Tochter Name) Wohlseyn meine Freude. „Ja es ist groß, unser häusliches Glück, troz alles Drucks „und Gewirres."

So sehr Dohm gesellige Unterhaltung und freundliches Annähern zu den nahen Umgebungen liebte; so machten doch die besondern, aus unsrer Erzählung bekannten, Verhältnisse, in denen er zu Aachen sich befand, und die Partheyungen der Einwohner unter einander das Anknüpfen näherer Verbindungen dort nicht rathsam. Möglichstes Vermeiden derselben war sogar bey Dohm hier Grundsatz, der freilich, wie alles was den Wünschen Vieler bestimmt entgegentritt und vom Gewöhnlichen abweicht, sehr verschieden beurtheilt ward. Uebrigens war zum geselligen Verkehr mit Aachnern für Dohm auch gar kein dringendes Bedürfniß vorhanden. Theils waren die Arbeiten meistens überhäuft, und der nöthigen Erholung wegen machte Dohm lieber kleine Reisen in die umliegenden schönen Gegenden; theils aber kamen auch zu ihm nach Aachen auswärtige Freunde und Bekannte, und in der Badezeit fehlte es dort nie an mannichfacher geselliger Berührung mit interessanten Personen. So machte Dohm z. B., um nur Einen von Vielen zu nennen, im Jahr 1789 die Bekanntschaft des berühmten Vertheidigers von Gibraltar, Elliot, der das Bad zu Aachen gebrauchte. In dem Tagebuche ist von dem tapfern Britten bemerkt: „Elliot, „ein Mann von 76 Jahren, ist noch voll Feuer, obgleich „er mit großer Beschwerde geht, weil der Schlag ihn ge-

„rührt. – Er sang noch selbst ein Englisches Kriegslied „mit.“ — Von den besuchenden Freunden, die von Auswärts kamen, blieben die meisten mehrere Tage, einige selbst Wochenlang bey Dohm, der sich gern mittheilte, und bey dem jeder, der selbst einfach und natürlich war, sich leicht behaglich fühlte. Von Berliner Freunden und Bekannten fanden sich mehrere zu Aachen bey ihm ein; die von den Heimgekehrten geschriebenen Briefe geben Zeugniß, wie erheiternd und anregend das Zusammenseyn mit Dohm, in jener bewegten und mit Begebenheiten schwangern Zeit, ihnen gewesen. Ganz vorzüglich angenehm war ihm ein längerer Besuch von dem oft schon erwähnten alten Freunde Stuve. Ueber ihn findet sich im Tagebuche bemerkt: „Der Abschied von dem guten Stuve war ru„hig und sanft. Sein Hierseyn hat uns manche heitere „Stunde gegeben, und sein zutraulicher, wohl überlegter „Rath ist uns in Fällen von Wichtigkeit oft belehrend, und „zum weisen Lebensgenuß ermunternd gewesen.“ —

Einzige Ausnahme von der Regel, in Betreff des Umgangs mit Bewohnern von Aachen selbst, war die nähere gesellige und freundschaftliche Verbindung mit dem ältesten zu Aachen einheimischen Sohne seines Freundes Jacobi, der damals ein ausgezeichneter Geschäftsmann des großen Clermontschen Handelshauses war, und, als Schwiegersohn des ehrenwerthen Chefs dieses bedeutenden Etablissements, selbst einen eignen Antheil an demselben hatte (22).

(22) Herr Jacobi verließ mehrere Jahre nachher, als Aachen mit Frankreich verbunden worden, den Kaufmannsstand, ward Präfektur-Rath und versah als

Auch mit der größtentheils zu Vaels und in der Umgegend wohnenden von Clermontschen Familie stand Dohm in sehr freundschaftlichen Verhältnissen. Zu Vaels, wo auch die nächste evangelische Kirche war die Dohms besuchten, hielt er sich öfters mehrere Tage auf, die dann zugleich in den meisten Stunden als ruhige Arbeitstage benuzt wurden. Ganz vorzügliche Erheiterung gewährte ihm aber immer ein Besuch zu Pempelfort, bey dem edlen Friedrich Heinrich Jacobi, wo er auch manche ihm sehr angenehme, und im ganzen folgenden Leben unterhaltene Bekanntschaften machte, von denen wir hier nur die mit Göthe, mit Heinse, mit dem geistvollen Grafen von Nesselrode, Sohn des damaligen Kanzlers der Regierung zu Düsseldorf, mit dem Freyherrn von Hompesch, gewesenen Bayerschen Ministers, und mit einem Hausfreunde Jacobi's, dem später um den Bayerschen Staat so verdienten Heinrich Schenk, erwähnen wollen; auf einige dieser Männer werden wir in unsrer Lebensbeschreibung noch zurückkommen. Nur wenige Monate vor dem Abzuge von Aachen nach Cöln besuchte Dohm den Freund Jacobi noch auf längere Zeit, und stärkte sich dadurch gleichsam zu der ihm nicht angenehmen Aenderung seiner Lage.

solcher eine Zeit lang die Geschäfte der erledigten Präfektur. Dann ward er Präsident des zu Aachen gebildeten evangelischen Consistoriums, und Mitglied des gesetzgebenden Körpers (Corps législatif) zu Paris. Jezt lebt er zu Mainz als Preußischer Abgeordneter bey der Central-Commission für die Rheinschiffahrt.

In der Mitte des Jahrs 1792 ward Aachen verlassen, als das Commissions-Geschäft, weshalb Dohm seinen Wohnsitz hieher verlegt hatte, eben wieder in Bewegung gekommen war, und am Abend desselben Tages, an welchem die Abreise geschahe (am 28sten Juny), auch die neue Wohnung zu Cöln noch bezogen.

VI.

Abermaliger Aufenthalt zu Cöln und zweimalige Flucht von dort. Von der Mitte des Jahrs 1792 bis zum Frühjahr 1795.

Mit der Rückkehr nach Cöln begann für Dohm eine sehr unruhvolle Lebensperiode; er wurde in das äußere unstete Treiben einer verhängnißvollen Zeit, seinen Wünschen entgegen, immer mehr und mehr verflochten. Fast zwanzig Jahre verflossen, ehe es ihm vergönnt war, wieder eine Zeit von fünf Jahren hinter einander an einem und demselben Orte, wie es in Aachen der Fall gewesen, seinen Wohnsitz zu haben. — Die kriegerische Lebhaftigkeit, die jezt in den schönen Rheingegenden herrschte, denen Dohm nun wieder näher gekommen war, ließ ihn zunächst nur allerley Gewirre für sich befürchten; wenigstens war an heitern Genuß, der das erste Auftreten in Cöln so angenehm gemacht hatte, vorerst nicht zu denken. Dazu kam, daß Dohm die großen Hoffnungen, die eine gewisse Parthey für Erfüllung selbstsüchtiger Wünsche auf den Krieg sezte, nicht unbedingt theilen konnte, vielmehr zu besorglichen Ahnungen sich hinneigte, und so, mit vielen Verständigern, sich auch innerlich in einem gespannten Zustande befand. Wie peinlich dabey oft die von seinem Amt ihm auferlegte Pflicht ward, Ansichten und Grundsätze

Anderer auf eine angemessene Weise mitzutheilen und geltend zu machen, ohne dadurch seiner eigenthümlichen Würde etwas zu vergeben, und mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen; — das wird sich Jeder leicht denken können. Wir gehen mit einiger Aengstlichkeit an die Schilderung dieser gewirrvollen Zeit.

Zu den ersten Obliegenheiten des erneuerten Aufenthalts zu Cöln gehörte für Dohm, sich dem Churfürsten in seiner Residenzstadt Bonn bald vorzustellen. Dies geschah in den ersten Tagen des July. Der Fürst war überaus freundlich, und äußerte sich in der fast zweystündigen Unterredung mit Dohm vorzüglich über die Französische Revolution, und über den allgemeinen Zustand der Dinge im Deutschen Reiche. „Es werde nichts schwerer seyn — sagte er unter andern — „als ein Ende zu finden, und „einen dauerhaften Zustand zu bewirken. Die Assemblée „nationale begegne sich in vielen Stücken mit seinem verstorbenen Bruder Joseph. — Sein Neffe Franz „habe zwey unmittelbare Vorgänger, deren entgegengesezte „Systeme er vergleichen, und sich dabey bilden könne. Joseph habe allen Leuten gedrohet, Leopold allen versprochen; beide wären aus der Welt gegangen, ohne „Wort gehalten zu haben. Jezt sey weniger ein unternehmender Kaiser nöthig, als einer, der das Deutsche Wesen „nur noch zusammenhalte. — Oesterreichs und Preußens „Vereinigung sey sehr gut, so lange beide ernstlich das „Gute wollten; man müsse aber die kleinern Fürsten nicht „zu barsch behandeln, und ihnen die Illusion lassen, daß „sie auch an der großen Maschine mit zu ziehen, und Staub „zu machen hätten.“ — Der Churfürst liebte dergleichen

sarkastische Bemerkungen, und gebrauchte gern derbe Ausdrücke, die aber, weil er sich selbst und seine Verhältnisse gutmüthig oft mit einflocht, nicht abstoßend waren. Dohm hat im Tagebuche ausdrücklich bemerkt, daß diese lange Unterredung seine frühere gute Meinung von dem hellen Blick, und den mannichfachen Kenntnissen des Churfürsten aufs neue bestätiget habe. Nicht lange darauf gab der treffliche Fürst von seiner edlen und großartigen Gesinnung einen recht sprechenden Beweis, indem er auf engherzige Aeußerungen, die an seiner Tafel über politische Verhältnisse und Ansichten vorgebracht wurden, mit bemerkbarem Nachdruck erwiederte: „Das Wort Demokrat ist eine Be„nennung, die man jezt manchem ehrlichen Manne giebt, „um ihm zu schaden.“ — Selbst die gräuelvollen Auftritte des 10ten Augusts in Paris, die noch Aergeres befürchten ließen, und überall einen großen Eindruck machten, rissen den verständigen Fürsten nicht zu leidenschaftlichen Urtheilen hin.

Kaum war Dohm einige Wochen in Cöln gewesen, als die Aachensche Commissions-Angelegenheit wieder in ernstliche Anregung kam, und eine baldige Rückkehr nach dem kaum verlassenen Wohnort nöthig zu werden schien. Das Reichskammer-Gericht zu Wetzlar hatte nämlich in jener Angelegenheit, nach langem Schweigen, endlich ein Urtheil erlassen, und die Einführung einer verbesserten Constitution vorgeschrieben, welche leztere zu Wetzlar, nach dem von Dohm eingereichten Entwurfe, abgefaßt worden war, jedoch mit manchen wesentlichen Veränderungen, die nicht als Verbesserungen angesehen werden konnten. Der Versuch, diese Constitution, ohne Mitwirkung des Kreisdi-

rektoriums, schleunig durch einen nach Aachen abgeschickten Reichskammer-Gerichts-Prokurator, Namens Kasor, in Vollziehung setzen zu lassen, mislang, weil es diesem Abgeordneten, als Widerspruch von mehrern Seiten erhoben ward, an bewaffneter Macht fehlte, wodurch er Befolgung seiner Anordnungen hätte bewirken können. Das Reichskammer-Gericht übertrug nun die Vollziehung seines Erkenntnisses dem Westphälischen Kreisdirektorium, mit dem ausdrücklichen Ansinnen der möglichsten Beschleunigung. Zu Berlin war man geneigt, die Verfügungen des höchsten Reichsgerichts buchstäblich vollziehen, und die Constitution, ohne Beachtung des Widerspruchs, einführen zu lassen. Der Churfürst von Cöln aber hatte die Meinung, daß die Befugniß eines Reichsgerichts nicht so weit gehe, um Abänderungen in der Verfassung freyer Reichsstädte vornehmen zu dürfen, daß man vielmehr die Bürgerschaft darüber hören, und das Erkenntniß des Reichskammer-Gerichts, wenn die Mehrheit der Bürger gegen die neue Verfassung sey, nicht vollziehen müsse. Eine ganz entschiedne Abneigung gegen Vollstreckung des Urtheils hatte der Pfalz-Bayersche Hof, weil er seine vogteylichen Gerechtsame in der Stadt Aachen durch die dort einzuführende neue Ordnung der Dinge beeinträchtiget glaubte. Dohm bemühte sich, den Churfürsten von Cöln durch mündliche Vorstellungen zu überzeugen, daß in diesem besondern Falle eine Ueberschreitung der richterlichen Befugniß nicht vorhanden sey, weil von beiden streitenden Theilen die Entscheidung des Reichskammer-Gerichts angerufen worden, und daß überdem, wenn wirklich eine kleine Verletzung der Form statt finden sollte, das allgemeine Beste räthlich mache, jezt darauf kein Gewicht zu legen. Auch der früher

schon öfter genannte Herr von Hofmann zu Wetzlar arbeitete eifrig für die glückliche Beendigung der Sache, und schloß sein leztes Schreiben darüber an Dohm mit der mismüthigen Aeußerung: „Wie schwer ist es doch, in der „Welt etwas Gutes auszurichten!“ — In dem ausführlichen Berichte, den Dohm über die Angelegenheit nach Berlin erstattete, fand er nöthig, sich nochmals wegen des von dorther geäußerten ihm schmerzlichen, und in Beziehung auf ihn ungerechten, Misfallens über die frühere Langsamkeit des Commissionsgeschäfts zu rechtfertigen. „Ich darf hoffen — sagt er — durch mein bisheriges „Betragen und meine Vorschläge schon genug bethätiget „zu haben, wie sehr es mir ein Ernst sey, dieses Geschäft „in möglichst kürzester Zeit zu beendigen. Mit völligem „Vertrauen darf ich von Ew. Königl. Majestät Gerechtig„keit erwarten, dieselbe werde mein Benehmen immer von „den Folgen des durch allen meinen Eifer nicht abzuän„dernden natürlichen Ganges der Sache unterscheiden, „und nicht verkennen, daß wenn beide Partheien „einen gleichen Widerwillen und eine gleiche „Abneigung gegen die vorige Commission he„gen (Worte aus einer an Dohm von Berlin ergangenen Verfügung), „doch eben diese beiden Partheien in dem „Vertrauen zu mir übereinstimmen, und, wenn ich gleich „in einem so langen und verwickelten Geschäft bald den „Wünschen der einen, bald der andern mich abgeneigt zei„gen müssen, doch keine derselben mich je der Partheilich„keit, oder der Verzögerung wegen angeklagt hat.“ — Als der Churfürst von Cöln in die Vollziehung des Reichskammer-Gerichtlichen Auftrags endlich gewilliget, und 150 Mann Truppen zur Begleitung des Kreisdirektoriums zu-

gesichert hatte, ward der übliche Paritionalbericht an das Reichskammer-Gericht erstattet, und darin die baldmöglichste Erledigung des erkannten Mandats angezeigt. Hiermit endigte aber für Dohm die amtliche Thätigkeit in dieser Sache, denn an einer spätern durch freiwilligen Beschluß der Bürgerschaft zu Aachen eingeführten, jedoch durch Parthei-Einfluß im alten Sinne mit neuen Worten abgefaßten, Constitution hatte er keinen Antheil. Die widrigen Erfahrungen, die er noch zulezt in dieser ihm am Herzen liegenden Angelegenheit gemacht hatte, waren für ihn, der bey Kränklichkeit und großer Lebhaftigkeit durch ungünstige Ereignisse oft mehr, als gut war, sich beunruhigen ließ, sehr niederschlagend gewesen. Wir setzen seine eignen Aeußerungen darüber aus dem Tagebuch her, die zugleich von seinen innersten Wünschen zu jener Zeit Zeugniß geben. „Wie sehr habe ich mich — heißt es hier — „wegen dieser Sache gequält, ich fühle jezt, daß „ich besser gethan hätte, sie leichter zu nehmen, und nicht „so lange mit Ueberlegen und Entschlüssen mich herumzu„kämpfen. Das Beste für uns ist, uns zurückzuziehen in „das stille häusliche und unabhängige Leben."

Dieser Wunsch konnte jedoch in den damaligen Umständen nicht ausgeführt werden. Die zum Theil schon eingetretene, und mehr und mehr zunehmende, unglückliche Wendung des Krieges gegen Frankreich lenkte bald die Aufmerksamkeit auf ganz andere Gegenstände, und es entstand für Dohm der Anschein zu einer sehr wichtigen Thätigkeit. Als nämlich schon Gerüchte von dem Rückzuge der Heere sich zu verbreiten anfingen, und an die Stelle großer Hoffnungen plötzlich große Besorgnisse traten, kam

zu ihm eines Abends ein mit ihm in geselligem Verkehr stehender Mann, der Chevalier de Cologne, und kündigte mit bedeutungsvoller Miene an, daß er ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen habe. — Dieser Ritter lebte seit vielen Jahren zu Cöln in dem Hôtel de Cologne; über seine unbekannte Herkunft gab es verschiedene Vermuthungen, die jedoch alle darin übereinstimmten, daß er väterlicher Seits ein natürlicher Sprößling einer hohen Person sey, womit auch der Umstand sich reimte, daß ihm jährlich zu bestimmten Zeiten Gelder zukamen, die nicht Einkünfte von eigenem Vermögen waren. Er war ein feiner, gebildeter Mann von Weltton, der mit politischen Geschäften sich gern befaßte, mit vielen hohen Personen in Verbindung stand, und überall leicht Eingang zu finden wußte. Zu Dohm hatte er bald ein besonderes Zutrauen gefaßt, und war ihm auf mannichfache Weise nützlich, wogegen dann dieser dem Chevalier, der übrigens auch schöne litterarische Kenntnisse hatte und selbst schriftstellerte, manche Stunde und ganze Abende widmen mußte. — Jezt nun eröfnete er Dohm, als dieser nähern Aufschluß über die räthselhafte Ankündigung verlangte, daß die Nationalversammlung ihn zum Vermittler einer Annäherung zwischen Frankreich und Preußen ausersehen habe, und daß ein vor Kurzem von Paris abgereister Französischer Agent mit Aufträgen des Französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, le Brun, zu Cöln angekommen sey, und ihn baldigst zu sprechen wünsche. Die Zusammenkunft wurde für den folgenden Morgen verabredet, und der Agent fand sich zur bestimmten Zeit ein. Dieser war, zum Erstaunen Dohm's, ein gewisser Mettra, zur Zeit Ludwig's XV geheimer Abgeordneter die-

ses Königs neben den öffentlich beglaubigten Gesandten, nach der damaligen bekannten Sitte des Französischen Hofes, der aber seit mehrern Jahren schon unter jenem angenommenen Namen (sein eigentlicher Name war Mery) zu Neuwied in Zurückgezogenheit gelebt hatte. Er gehörte zu den nähern Bekannten des Chevalier de Cologne, und war jezt von einer nach Paris gemachten Reise zurückgekehrt. Mettra versicherte, daß das Französische Ministerium sehr ernstlich einen Vergleich, und zunächst einen Waffenstillstand mit Preußen wünsche, während welchem man die Königliche Familie an einen sichern Ort bringen, so einen Hauptwunsch Friedrich Wilhelm's II erfüllen, und dann weitere Verhandlungen führen wolle, von deren Grundlage aber nicht eher die Rede seyn könne, als bis der König überhaupt seine Geneigtheit zu Unterhandlungen erklärt habe. Mit einer Vollmacht, oder sonst irgend einer Beglaubigung war Mettra nicht versehen, auch war ein nach seiner Versicherung von dem Minister le Brun unmittelbar an Dohm abgeschicktes Schreiben diesem bis jezt noch nicht zugekommen. Der Mann redete aber über gewisse Verhältnisse, und über manche, von andern Seiten her Dohm schon bekannte, Ansichten der gemäßigten Parthey in Frankreich so unterrichtet, versprach auch die Herbeischaffung einer Bevollmächtigung so zuversichtlich, daß jener nicht zweifelte, der Minister le Brun wolle auf diesem unverfänglichen Wege sich einige Kunde von der jetzigen Gesinnung Friedrich Wilhelm's II, und von der Festigkeit des Bündnisses mit Oesterreich verschaffen. Dohm erklärte ihm daher, daß er auf seine Eröfnungen gar nichts erwiedern könne, dieselben jedoch seinem Könige einberich-

ten wolle, und ihm rathen müsse, sich eine Bevollmächtigung zu verschaffen.

In dem Hauptquartier des Königs theilte man jene Ansicht Dohm's, wie aus der Antwort hervorgeht, die ihm um die Mitte Oktobers auf seine Mittheilungen von dort zukam. Es ward ihm darin die größte Vorsicht in Betreff des Mettra, der dem Könige nicht unbekannt sey, empfohlen, ihm jedoch zugleich aufgegeben, dessen weitere Anträge anzuhören und darüber, so wie über die Beschaffenheit der Vollmacht womit er versehen werden möchte, und über die Mittel, die das Französische Ministerium zur Befreiung des Königs anzuwenden gedächte, ferner Bericht zu erstatten. „Denn diese Befreiung — heißt es wörtlich in dieser Antwort — „welche die erste „Triebfeder des Krieges war, muß auch die erste Bedingung des Friedens seyn.“ —

Noch ehe neue Eröfnungen von dem Mettra gemacht worden, dem Dohm, bis er eine Bevollmächtigung aufweisen könne, den Zutritt zu sich verweigerte, ihn aber durch den Chevalier de Cologne ausforschen und beobachten ließ, erschien ein andrer Französischer Agent, Namens Mandrillon, der wirklich ein kurzes Briefchen des Ministers le Brun an Dohm, geschrieben am 19ten Oktober, überbrachte, worin jener in allgemeinen Ausdrücken die Angelegenheit des Ueberbringers, die ihn nach Cöln führe, empfiehlt, in einer eigenhändigen Nachschrift aber noch sagt: „Dans l'exposé que Mr. Mandrillon Vous fera de son affaire il ne Vous dira rien „que je ne sache d'avance, et Vous pouvez y

„avoir toute la confiance.“ — An einer ernstlichen Neigung zu Unterhandlungen von Französischer Seite war nun nicht mehr zu zweifeln, auch versicherte Mandrillon, daß die von dem Mettra geschehenen Eröfnungen allerdings im Auftrage des Ministeriums gemacht worden, und man jezt ihn, Mandrillon, der immer dringender werdenden Beschleunigung wegen, abgeschickt habe. Er fügte nun jenen Eröfnungen noch hinzu, daß die neuesten, für die verbündete Armee bekanntlich sehr ungünstigen, Ereignisse die Gesinnungen des Französischen Ministeriums in Ansehung Preußens durchaus nicht verändert hätten, daß die ihm aufgetragenen Vorschläge vielmehr sehr vortheilhaft für Preußen seyen, und daß man es gerne sehen werde, wenn Preußischer Seits auf die Befreiung von Ludwig XVI und seiner Familie gedrungen werde, so schwierig auch dieser Punkt sey. Oesterreich müsse aber, sagte er, vom Frieden ausgeschlossen, und die Verhandlungen, bis sie eine gewisse Reife hätten, größtes Geheimniß bleiben. Dohm entgegnete auf dieses und Mehreres, was Mandrillon gesprächsweise äußerte, vorläufig nur, wie er Grund habe zu vermuthen, daß der König, sein Herr, vor Allem über die Befreiung Ludwig's XVI eine bestimmte Zusicherung verlangen werde, und daß eine den weitern Verhandlungen vorhergehende Erklärung über diesen Punkt gewiß sehr gut werde aufgenommen werden. Als jedoch der Französische Agent erwiederte, daß ihm schlechterdings untersagt sey, hierüber vor dem Beginn der Verhandlungen eine Eröfnung zu machen, im Vertrauen aber bemerkte, daß dieser Punkt die Unterhandlung nicht zerreißen werde; so erstattete Dohm über Alles einen ausführlichen Bericht an den König.

Als schon Bescheidung darauf erfolgt war, ging ein abermaliges Schreiben des Ministers le Brun an Dohm ein, worin bemerkt ist, daß nach den, sowohl von Mettra als von Mandrillon, eingegangenen Anzeigen ein unglückliches Mistrauen, und sogar ein Zweifel darüber obzuwalten scheine: ob die Vorschläge zu einer Uebereinkunft von dem Französischen Gouvernement ausgehen könnten, da doch die Republik offenbar angegriffen, auch jezt im Vortheil, und keine politische Ansicht möglich sey, welche zu andern Folgerungen berechtige. Man wolle sich jedoch, bey der Ueberzeugung von dem gegenseitigen Nutzen einer aufrichtigen Annäherung, über dergleichen Bedenken gern hinwegsetzen, und stelle Preußen anheim, durch einen Bevollmächtigten Vergleichsvorschläge thun zu lassen. Mit Offenheit und Redlichkeit werde man diesen entgegen kommen, und — fügte der Minister mit Französischer Artigkeit hinzu — „je conviens avec plaisir que je souhaite „beaucoup que le choix tombe sur Vous, Mon„sieur." — Eine Anzeige von dem Inhalt dieses Schreibens unterließ Dohm, da ihm, in der vorhin erwähnten Bescheidung, bereits eröfnet worden, daß der König sich zu einer einseitigen Verhandlung mit Frankreich nicht verstehen könne, daß jedoch der Marquis Luchesini zu gemeinschaftlichen Unterhandlungen für Preußen und Oesterreich beauftragt werden solle, wenn man Französischer Seits dazu geneigt sey. Mettra begab sich hierauf in das Preußische Hauptquartier, wo der Marquis Luchesini sich befand.

Mandrillon war, als jene Bescheidung einging, schon abgereist, um für den Fall, daß Unterhandlungen

angeknüpft werden sollten, zu Paris selbst die Beschleunigung der Vollmacht für sich zu betreiben. Bey der lezten Unterredung, die dieser wohlgesinnte Mann, der später als ein Opfer des demokratischen Despotismus unter dem Mordbeil sein Leben verlor, mit Dohm hatte, wollte er diesem, angeblich im Auftrage des Ministers le Brun, einen kostbaren Ring, eingeschlossen in ein verbindliches Briefchen, als ein Andenken hinterlassen. Dohm schlug aber dessen Annahme ab, und nöthigte Mandrillon, ihn wieder zurückzunehmen (1). Dem Minister le Brun wurde höflich geantwortet und auf das verwiesen, was Mettra ihm melden würde.

Während der Zeit, wo diese Vorgänge viele Ueberlegungen und mannichfache Beschäftigung verursachten, waren noch Beunruhigungen ganz andrer Art entstanden. Das Vordringen des Französischen Generals Cüstine, und die Eroberung von Mainz erregten sehr ernstliche Besorgnisse für die Sicherheit zu Cöln. Die Klugheit rieth, für eine vielleicht nöthig werdende Entfernung in der Stille Vorkehrungen zu treffen, und sich Verhaltungsbefehle wegen des bey zunehmender Gefahr zu wählenden Aufenthalt-

(1) Unter dem noch vorhandenen Billet, in welchem der Ring eingeschlossen war, sind folgende Zeilen von Dohm's Hand befindlich: „Mr. Mandrillon „m'a remis ce billet avec une bague y incluse „au moment de son départ le 4 Nov. 1792 au „soir, mais je l'ai obligé quoiqu'avec beau-„coup de peine, en présence de ma Henriette, „de réprendre la bague.“

orts zu verschaffen. Aeußerlich mußte aber von dem Preußischen Gesandten muthvolle Zuversicht gezeigt werden, und Dohm machte einem Preußischen Magazin-Beamten, der auf das Gerücht von Annäherung der Franzosen das sehr beträchtliche Magazin zu Coblenz verlassen hatte, um nur seine Person in Sicherheit zu bringen, deshalb sehr starke Vorwürfe, und bewog ihn auch, auf seinen Posten und zu seiner Pflicht zurückzukehren. Sehr interessant war es für ihn, gerade in einer solchen Zeit den für den Grafen von Schulenburg-Kehnert ernannten neuen Kabinetsminister, Grafen von Haugwitz, der durch Cöln reisend einen Abend bey ihm zubrachte, etwas näher kennen zu lernen. Das verbindliche, zutrauliche Benehmen dieses Mannes, seine mannichfachen Kenntnisse, verbunden mit Sinn für Naturschönheiten und, wie es schien, auch für ein häusliches Leben, machten einen angenehmen Eindruck, den übrigens Höherstehende, wenn sie nur den Willen dazu haben, und einige Gewandheit, bey billig Denkenden leicht bewirken können. Dohm erfuhr von dem neuen Minister, daß der König für treues Beharren in dem Bündniß mit Oesterreich sey, und daß deshalb ein Erfolg von den durch Mettra und Mandrillon gemachten Eröffnungen nicht erwartet werden könne. Mit Freimüthigkeit äußerte Graf Haugwitz, jedoch zugleich sehr weltklug, über jene Verbündung, daß er, wenn sie erst geschlossen werden sollte, nicht dazu rathen würde. „Von den Fran„zosen werde dieselbe, — sagte er — nicht ganz mit Unrecht, „monströs genannt, indeß könne von einer Annäherung „zu Frankreich nicht eher die Rede seyn, als bis dort ein „Zustand der Dinge eingetreten, der auf einige Festigkeit „rechnen lasse.“ Mit Betrübniß vernahm Dohm die Be-

stätigung der umlaufenden Gerüchte von der Erbitterung zwischen den Preußischen und Oesterreichischen Truppen, und daß dieselbe sogar so weit gegangen sey, um feindselige Auftritte besorgen zu lassen; tief schmerzte es ihn zu vernehmen, daß die von dem Herzoge von Braunschweig beschlossene, und bereits genehmigte Niederlegung des Oberbefehls über die Oesterreicher als etwas Gutes angesehen werden müsse. Dohm konnte in dieser Hinsicht dem Minister nicht verschweigen, daß nach der Meinung des ausgewanderten Französischen Marschalls de Castries, der in Cöln eine Zeitlang sich aufhielt und mit Dohm öfters Unterredungen hatte, gerade jener Fürst, wenn auch Manches gegen ihn erinnert werden könne, der einzige Kopf sey, der zu einer Uebersicht des Ganzen, zur Entwerfung eines tauglichen Plans, und überhaupt für die obere Leitung in den vorhandenen, verwickelten Verhältnissen die erforderliche Fähigkeit habe. Von einem Manne aus der unmittelbaren Umgebung des Herzogs war Dohm zwar vor Kurzem geschrieben worden: „Möchte doch unser theure „Herzog in dieser verwickelten Sache aus dem Spiele seyn, „und die Geschichte nur seiner Nichttheilnahme daran „zu erwähnen haben!“ — allein diese Aengstlichkeit schien ihm damals noch etwas zu weit getrieben zu seyn. Auf eine leise Andeutung, die Dohm gegen den Grafen Haugwitz von seiner Neigung zum Zurückziehen aus dem Geschäftleben machte, rieth dieser, mit triftigen Gründen, von der Ausführung eines solchen Vorhabens ab, und trennte sich unter vielen schmeichelhaften Versicherungen.

Es scheint uns der Erwähnung werth zu seyn, daß Dohm sogar in dieser gewirrvollen Zeit sich einige Tage

für Pempelfort frey zu machen wußte, wohin Jacobi ihn eingeladen hatte, um dort Göthe, der von der Armee zurückkehrend bey dem Freunde etwas verweilte, näher kennen zu lernen. Er liebte ein solches plötzliches Herausreißen aus dem Treiben des gewöhnlichen Lebens, und kehrte dann meistens erheitert und gestärkt zu den Geschäften zurück. Diesmal fühlte er sich ganz vorzüglich angeregt durch die gediegene, vielseitige Unterhaltung, die er in Pempelfort fand. Im Tagebuche ist darüber, jedoch bey der Menge der Gegenstände, die zu jener Zeit darin zu berühren waren, nur andeutend, bemerkt worden: „Göthe sprach „viel und gut! Tiefe Blicke über christliche Religion; „überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel „Witz!“ — Auf briefliche, dank[illegible] Aeußerungen gegen Jacobi über die bey ihm verlebten reichen Tage, und die gemachte hocherfreuliche Bekanntschaft, erwiederte dieser: „Ich freue mich darauf, wenn wir uns wiedersehen, „recht viel mit Ihnen von Göthe zu sprechen. Mein „Vorsatz war, den Verfolg meiner Gespräche mit ihm, ih„rem Hauptinhalt nach, aufzuschreiben; meine Krankheit „hat das aber verhindert.“ —

Bald nach der Rückkehr von Pempelfort trat aufs neue noch größere Besorgniß wegen des sichern Bleibens in Cöln ein, und zwar von einer ganz andern Seite her, als von Mainz, denn die früher von dorther drohende Gefahr war durch die Aufstellung des Preußischen Heers in der Gegend von Coblenz abgewendet. Jezt gewann es den Anschein, daß die Franzosen aus den schon fast ganz eroberten Oesterreichischen Niederlanden bis zum Unterrhein durchbrechen würden. Mit der Nachricht, daß

Aachen von den Oesterreichern verlassen, und von den Franzosen bereits Lüttich besezt worden, erhielt Dohm zugleich vom Könige die Erlaubniß, sich nach Münster begeben zu dürfen, wohin der Churfürst von Cöln und sein Schwager, der Herzog von Sachsen-Teschen, nebst seiner Gemahlin, der Erzherzogin Christine, schon abgegangen waren. Die großen Unannehmlichkeiten einer Flucht-Wanderung in dieser Jahrszeit wurden für Dohm, als zärtlichen Ehemann, noch durch den Umstand vermehrt, daß seine Gattin ihrer Entbindung entgegensahe. „Wir „sind sehr unmuthig — heißt es im Tagebuche — über „alle verwirrten Zufälle, und über das Ganze unsrer La„ge, die sich nicht so beschreiben läßt, wie wir beide es „fühlen. O! wie müde sind wir all der unnützen Unruhen „und des Gewirres, wie sehnen wir uns nach einem Leben „für uns selbst, für unsre innere Bildung.“ —

Zu den sehr widrigen Zufällen, die in den lezten Wochen vor der Flucht sich drängten, gehört ein Ereigniß, dessen wir hier noch etwas ausführlicher gedenken müssen, als eines Beispiels von fein ausgesonnener Berrügerey, und weil es Dohm im spätern Leben zu einer ängstlichen Vorsicht veranlaßte, die selbst Freunden und Bekannten bisweilen zu weit zu gehen schien. — In der ersten Hälfte des Novembers nämlich, als die Preußische Armee auf ihrem Rückzuge aus Frankreich noch in der Gegend von Trier sich befand, und der Französische General Cüstine Mainz und Frankfurt besezt hatte, kommt zu Dohm ein Mann, der sich als Major von l'Estocq, aus dem Gefolge des Königs, und als Adjudant des Herzogs von Braunschweig vorstellt. Im Auftrage des leztern kehrt er,

nach seiner Erzählung, von der im Breisgau unter Fürst Esterhazy stehenden Oesterreichischen Armee zurück, und hat, weil er auf diesem Wege Gegenden passiren müssen, die von den Franzosen besezt worden, bürgerliche Kleidung angelegt, sich zu Frankfurt für einen Kaufmann, Namens Mailand, ausgegeben, und sich als solchem einen Paß ausstellen lassen. Angewiesen, wie er sagt, zu Cöln die weitern Befehle des Herzogs zu erwarten, die unter Adresse des Preußischen Gesandten ihm zukommen würden, und durch welche, in Gemäßheit früherer Bestimmungen, sich entscheiden werde, ob er von hier nach Holland oder nach England gehen müsse, bittet er Dohm, die Depeschen, wenn sie eingegangen, ihm sofort zustellen zu lassen. — In der längern Unterredung, die Dohm mit dem Manne hat, spricht derselbe vollkommen unterrichtet von dem damaligen Zustande der Dinge, und theilt insbesondere über den Herzog von Braunschweig und dessen nähere Umgebungen allerley Nachrichten mit. Am zweiten Tage nach dieser Unterredung, als Dohm mit dem Major zu Tische sizt, wird ein mit Estafette von Trier her an den erstern eingegangenes Packet überbracht, in welchem die erwarteten Depeschen an den Major und Adjudant von l'Estocq, und zugleich ein kurzes Schreiben an Dohm enthalten sind. Lezteres ist von dem ihm wohl bekannten Herzoglichen Vice-Oberstallmeister von Thilau unterzeichnet, und dieser ersucht darin, auf Befehl des Herzogs, in dem gewöhnlichen Geschäftsstyl, um baldige Abgebung der Einlage. Dohm genügt diesem Ersuchen auf der Stelle; der Major liest einige der erhaltenen Briefe und sagt dann, daß er angewiesen worden, sich schleunigst nach London zu begeben. Er nimmt sofort, unter vielen Dank-

bezeugungen, von Dohm Abschied, kehrt aber in der Thür nochmals um, und äußert, als falle es ihm so eben ein, daß er jezt wünschen müsse, die bey sich habenden Holländischen Wechsel in Englische umsetzen zu können; er bittet daher, ihm einen Banquier anzuweisen, mit dem er ein solches Geschäft abmachen könne. Dohm schreibt sogleich ein offenes Briefchen an ein bedeutendes Handlungshaus, worin er ersucht, dem Ueberbringer gefällige Auskunft über sein Anliegen zu geben. Nicht bey diesem, aber bey einem andern Hause gelingt es dem angeblichen Major, seine auf ein Haus in Amsterdam gestellten Wechsel von 15,500 Gulden theils in baares Geld, theils in gute Papiere auf ein Londoner Haus umzusetzen. Etwa acht Tage darauf kommen die Wechsel von Amsterdam mit Protest zurück, und als sie nun dem ersten Aussteller, dem Braunschweigischen Kammeragent Herz Samson, vorgelegt werden, erklärt dieser sie für falsch, erkennt jedoch an, daß seine Unterschrift sehr täuschend nachgemacht sey. Dohm, dem die Sache, wie leicht zu denken, sehr unangenehm ist, der aber noch für möglich hält, daß der Major selbst der Betrogene seyn könne, wendet sich sofort mit der Bitte um Auskunft über ihn, sowohl an den Herzog von Braunschweig selbst, als auch an dessen Umgebungen. Durch die Antworten wird er belehrt, daß der angebliche Major von l'Estocq zwar ehemals Lieutenant in einem Preußischen Regiment gewesen sey, daß er aber aus Preußischen, so wie später auch aus Holländischen Diensten, unrühmlicher Ursachen wegen, sich habe entfernen müssen, und nun seit einigen Jahren schon als ein abgefeimter Betrüger sich umhertreibe. Dohm wandte Alles an, um einen der bürgerlichen Gesellschaft so schädlichen Menschen zum Verhaft

zu bringen, dem betrogenen Kaufmanne aber, wo möglich, wieder zu seinem Gelde zu verhelfen. Ohne uns auf eine weitere Erzählung der vielfachen Bemühungen Dohm's in dieser verdrießlichen Sache, in welcher eine unangenehme Correspondenz mit Unterbrechungen einige Jahre fortdauerte, hier einzulassen, bemerken wir nur noch, daß der Betrüger, nachdem er zu London die guten Wechsel wirklich in baares Geld verwandelt hatte, und dann nach Deutschland zurückgekehrt war, in Lübeck als ein angeblicher Baron von Mengden, der zu Hamburg verdächtig geworden und plötzlich verschwunden war, verhaftet wurde. Nach Berlin ausgeliefert, ward er durch ein Urtheil des dortigen Kammergerichts zu vierjährigem Vestungs-Arrest verurtheilt, nachdem durch die Untersuchung noch viele, zum Theil fast unglaubliche, Betrügereyen an den Tag gekommen waren. Der Cölner Kaufmann erhielt sein Geld nicht wieder, und verzichtete später auch auf den ihm freygestellten Antrag zu lebenslänglicher Haft des Betrügers.

Mit der Abreise von Cöln zögerte Dohm möglichst lange, so peinlich auch der längere Aufenthalt daselbst bey den täglich wechselnden Nachrichten war. Er hatte einige Scheu vor dem Leben zu Münster, wo er dem öftern Erscheinen am Hofe und so Manchem, was mit dem Hofwesen zusammenhängt, sich nicht wohl entziehen konnte. Nicht frey von einer gewissen Verlegenheit und Aengstlichkeit bey allen Gelegenheiten, wo er sich vorzüglich beachtet, oder gar mit spähendem Auge beobachtet glaubte, besaß er auch nicht die mancherley kleinen Künste und Eigenschaften, um in großen und glänzenden Zirkeln sich mit Leichtigkeit und Unbefangenheit zu bewegen, geschweige denn, um Freude

daran zu finden. Das eigne Bewußtseyn hiervon, und das stets lebendige Gefühl seines eigenthümlichen Werths bewahrten ihn jedoch vor allem linkischen und taktlosen Wesen, wodurch tüchtige und sonst ehrenwerthe Männer sich und ihrer Wirksamkeit so leicht schaden können. Der leeren Aufgeblasenheit und dem dünkelhaften Stolz, der seine kleinen Verdienste überschäzt, und größere nicht zu würdigen weiß oder nicht anerkennen will, hätte man aber Dohm zuweilen kräftiger entgegentreten sehen mögen. Sein Zurückziehen, sein Ausweichen ist oft anders, als recht und billig ist, ausgelegt worden; denn dadurch, daß man selbst keine Ansprüche macht, vermehrt man oft nur unstatthafte Ansprüche bey Andern.

Zu Münster ging indeß Alles besser, als Dohm gedacht hatte. Am Abend vor Weihnachten kam er, nach einer dreitägigen beschwerlichen Reise über Pempelfort, Dorsten und Dülmen, dort an. Die Menge der Fremden, die aus den Rhein- und Mosel-Gegenden sich flüchtend hieher gewendet hatten, machte es schwer, eine hinlänglich geräumige Wohnung zu finden, die doch, bey dem bevorstehenden Familien-Ereigniß, dringendes Bedürfniß war. Als dies aber gelungen, und manche nähere wohlthuende Berührung entstanden, oder erneuert war, wie denn die Zeiten der Trübsal und gemeinsamer Noth zutrauliche Annäherung überhaupt begünstigen; da wurde für Dohm der übrigens ziemlich ruhige Aufenthalt zu Münster ganz angenehm, in Vergleichung mit der peinlichen Existenz, die er in den lezten Monaten zu Cöln gehabt hatte. Der Churfürst bezeigte sich hier gegen ihn ungemein freundlich, ja selbst zutraulich, und gab zu längern Unterhaltungen

mit ihm oft recht geflissentlich Veranlassung. In einer von diesen Unterredungen, bald nach der Hinrichtung des unglücklichen Ludwig's XVI, äußerte er mit seiner unsern Lesern schon bekannten Offenheit und Geradheit: „Er „bedauere sehr, in der jetzigen verhängnißvollen Zeit keinen „einzigen großen Mann wahrzunehmen, der die Sachen „nach Einer großen Idee zusammenfassen und zum Ende „führen könne. Friedrich II fehle sehr. Dieser habe „vor andern Regenten auch schon dadurch viel voraus„gehabt, daß er Abends keine Sociétés und Soupers ge„geben, oder sonstige Zerstreuungen geliebt, und so viele „Zeit zu nützlichen Dingen gewonnen habe.“ —

Die Nachricht von dem schmähligen Tode Ludwig's XVI erschütterte auch Dohm sehr tief. Er theilte die dadurch bey ihm aufgeregten Empfindungen und Besorgnisse dem Freunde Jacobi mit, und dieser ließ ihm sogleich durch eine der theilnehmenden Schwestern vorläufig melden, daß ihm sein Brief, der so viel Schönes und Treffendes über den Tod Ludwig's enthalte, eine unaussprechliche Freude gemacht habe. — „Es wurden — sezt die Mittheilende hinzu — „sogleich eine Menge Abschrif„ten davon gemacht, und an unsre auserwählten Lieben „geschickt, damit sie des gleichen Genusses theilhaftig „würden, den die schöne Seele unsers Dohm uns ver„schafte.“ — Er selbst, der ehrwürdige Philosoph, schrieb bald darauf mit eigner Hand: „Wie lieb mir Ihr Brief „vom dritten Februar gewesen, hat Ihnen Lotte schon „gemeldet. Es ist mir eine wahre Labung gewesen, die „so vollkommene Uebereinstimmung Ihrer Empfindungen „mit den Meinigen. Nur Ihre ganze Furcht wegen des

„neu begründeten Despotismus habe ich nicht mit Ihnen „theilen können. Die alte, eigentliche Sclaverey müßte „wieder aufkommen, welches nicht möglich ist, oder die „Großen müssen sich je mehr und mehr nach der Vernunft „bequemen. Aber freilich werden wir die Hände nicht in „den Schooß legen dürfen. Wir müssen zu seiner Zeit „eine Volksmeinung zuwege bringen, wie wir sie nöthig „haben, und wer Herz und Kopf hat, muß dazu die Hand „bieten.“

Den vertrautesten Umgang zu Münster hatte Dohm mit Fürstenberg und mit dessen früher schon erwähnter Freundin, der geistreichen Fürstin Gallitzin. Die leztere war insbesondere auch gegen seine Gattin, die ihm am zweiten März einen Sohn gebar, sehr zuthätig, und erwarb sich, durch sichtbare Theilnahme und freundliche Erleichterungen aller Art, deren innige Hochachtung und dankbare Ergebenheit. Daß bey den oft mütterlich vorsorglichen, rein liebevollen Annäherungen der Fürstin auch der fromme Wunsch vorhanden war, theure Verirrte vielleicht des gleichen Glücks theilhaftig zu machen, dessen man sich selbst im Schooße der katholischen Kirche erfreute, wie dies später manche Freunde Dohm's aus eigner Erfahrung ganz bestimmt behaupteten, und vergleichende Rückerinnerungen an gewisse Aeußerungen und andringende Ermahnungen der Fürstin, aus ihrem eignen vielgeprüften Leben hergenommen, wahrscheinlich machten; — dieß ahneten damals weder Dohm noch seine Gattin in ihrer Unbefangenheit nur von fern. Das engere Verhältniß mit der geistvollen Frau, welches sich bey jenem Gedanken sofort in ein beengendes verwandelt haben würde, wie es etwa acht

Jahre später sich zeigte, war ihnen daher wirklich ein recht schönes und liebes. Wie sehr Dohm sich in jener Zeit dieses Umganges erfreute, aber auch zu welchen Betrachtungen er dadurch veranlaßt wurde; — davon, so wie von seiner Ansicht des Münsterschen Aufenthalts überhaupt, wird die folgende, am Tage der Abreise von Münster geschriebene, Stelle des Tagebuchs am besten Zeugniß geben. Wir setzen sie in ihrer ganzen, gegen die gewöhnliche Kürze dieser Aufzeichnungen sehr abstechenden, Länge hier her. — „Welch ein merkwürdiger Abschnitt meines Lebens ist dieser Münstersche Aufenthalt! Mit wie bangen Besorgnissen kamen wir hier an, wie voll froher Aussichten reise ich ab. Ueber Erwartung ist Alles schön und höchst beglückend gegangen (2). Auch der Aufenthalt bey Hofe „war mir lehrreich und angenehm. Ich habe den Churfürsten und viele interessante Menschen näher kennen, „habe mich in das Hofleben schicken lernen und gefunden, „wie man sich es weniger genirend machen könne. — „Fürstenberg und die Gallitzin waren auf eine andere „Art lehrreich. Ohnerachtet mancher Sonderbarkeiten, die „wir an ihnen tadeln, haben wir doch große Verehrung „für ihren moralischen Sinn, und ihren Geist erhalten, „von ihnen gelernt, wie man mit Festigkeit seinen eignen, „auch vom Gewöhnlichen abweichenden, Weg gehen könne, „ohne selbst vom allgemeinen Urtheil sehr zu leiden, wenn „man nur durch wirklich moralischen, innern Werth wahre

(2) Bey dieser Aeußerung hat Dohm unstreitig an die glückliche Entbindung seiner Gattin, und an die Erfüllung seines Wunsches, daß ihm ein Sohn geboren werden möge, vorzüglich gedacht.

„Achtung einflößt. So sonderbar Fürstenberg und die „Gallitzin auch leben, habe ich doch nie einen zweideu„tigen Ausdruck über sie und ihr Verhältniß gehört. Die „religiöse Aengstlichkeit der Gallitzin, eine gewisse Ein„seitigkeit ihrer Begriffe, daher entstehendes hartes Urtheil „über Andere, ein Mangel früh erworbener, allgemeiner „Kenntnisse, ein gewisser Stolz auf ihre Aufopferungen, „der gänzliche Mangel an weiblichen, ökonomischen Kennt„nissen — sind, nach meiner Empfindung, die Hauptmän„gel derselben. Groß sind dagegen ihre Vorzüge; ihr fei„nes moralisches Gefühl, ihr Drang und rastloses Streben „Gutes zu stiften und überall auf alle Weise zu wirken, „ihre Aufopferung selbst ihrer Wißbegierde, ihr richtiger „Blick, ihr feiner Verstand, ihre Herzlichkeit u. s. w. — „Fürstenberg's Hauptfehler scheint mir noch immer, „daß er alle Dinge zu consequent, zu planvoll sich denkt, „sich zu sehr zertheilt, daher auch seine Thätigkeit nicht „ganz die Wirkung hat, die sie haben könnte. Dagegen „sein hoher Verstand, sein ganz einziges Gedächtniß, das „die Fäden von Raisonnements oder Geschichten sofort auf „die kleinste Berührung anzugeben weiß, seine umfassenden „Kenntnisse, sein stetes Handeln nach Grundsätzen, unge„mein große Eigenschaften sind, welche die kleinen Fehler „bey weitem überwiegen, zu denen auch der gehört, daß „Niemand neben ihm zum reden kommen kann. — Eine „Meinung, die ich in Münster auch erhalten, ist, daß die „höhern Klassen wol mehr durch die jetzigen Begebenhei„ten gebessert seyn mögen, als die mittleren. Es giebt „Demokraten aus wahren aristokratischen Principien, wel„che die Gleichheit nur wollen, weil sie nicht die ersten „sind.“

Dohm kehrte im Anfange Aprils ohne seine Gattin, die noch einige Wochen in Münster blieb, nach Cöln zurück, um hier den Kreistag zu eröfnen, der, wegen Theilnahme des Deutschen Reichs am Kriege gegen Frankreich, nun wirklich abgehalten werden sollte. Wegen weiter Entfernung vieler Stände konnte die Eröfnung nicht früher als im April geschehen. Die Vorbereitungen zu dieser Kreisversammlung, die vor sieben Jahren schon statt finden sollte, damals aber, aus den vorhin (Abschnitt V) bereits angegebnen Ursachen, aufgeschoben werden mußte, hatten Dohm's vorzüglichste Amtsarbeit zu Münster ausgemacht. In der von ihm gehaltenen Eröfnungsrede sagte er unter Andern, daß das Deutsche Reich wol noch nie sich in einer Lage befunden habe, in welcher es der vollkommensten Einigkeit und nachdruckvollsten gemeinsamen Mitwirkung aller seiner Glieder so sehr bedurft hätte; — dringend ersuchte er alle Stände, ohne zweckwidrige Weitläuftigkeit zu Werke zu gehen. — Diese Bemerkungen und Aufforderungen waren jedoch bey den veralteten, zum Theil ganz unpassenden Formen, in denen man sich bewegen mußte, ohne Erfolg, und um so mehr, da in dem Kaiserlichen Circularschreiben an sämmtliche Kreisstände (vom 19ten December 1792) der im Jahr 1681 beliebte Maaßstab zu der jezt verlangten Rüstung vorgeschrieben, und dabey genaue Befolgung von Vorschriften empfohlen war, die vor 90 und vor 60 Jahren (1704 und 1734) erlassen worden. Welch ein reicher Stoff zu Untersuchungen, zu Beschwerden und Erörterungen, kurz zu Weitläuftigkeiten aller Art! Wirklich kam auch bald nach dem Anfange des Kreistages eine Schrift zum Vorschein unter dem Titel: „Unmaaßgebliche Gedanken über die ge-

„setzliche Art, wie Contingente einzelner Reichs- und Kreis-„stände zu einer allgemeinen Reichsarmatur zu berechnen „seyen“ — die mit gelehrten Noten reichlich versehen war. Der Geist des Reichsgutachten von 1681 wird darin als ganz verschieden gezeigt von dem, was jezt verlangt werden wolle, und nachdrücklich wird darauf bestanden, daß man jezt, so gut wie damals, berechtiget seyn müsse, seine Nothdurft unter- und gegeneinander zu verhandeln. Im Eifer der Untersuchung wird sogar die Frage aufgestellt: ob die Vertheilung der Rüstungslast nach allgemeinen Gesellschafts-Rechten oder nach positiven Reichsgesetzen geschehen müsse? Und mit vielen alten und neuen Beispielen wird dargethan, daß, wo es auf Rechte der Einzelnen (jura singulorum) ankomme, die Mehrheit der Stimmen (majora) nicht gelten könne, ein Satz, der bekanntlich auch in der Deutschen Bundesakte (Artikel VII), und in der sogenannten Schlußakte (Artikel XV), wieder enthalten ist. — Dohm that sein Mögliches, um, wie er in einem nach Berlin erstatteten Berichte sagt, die mannichfachen Hindernisse, welche verwickelte Verhältnisse und Formalitäten in den Weg legten, zu überwinden und dem Ziele näher zu kommen. Selbst der Umstand, daß keine eigentliche Reichs-Armee gebildet wurde, sondern die Contingente der Deutschen Fürsten theils der Oesterreichschen, theils der Preußischen Armee überwiesen werden sollten, ward als Grund der Weigerung, oder doch zögernder Bedenklichkeit, gebraucht, obschon nicht geläugnet werden konnte, daß das Reich angegriffen sey, und es um Vertheidigung des Vaterlandes sich handle. Erst gegen Ende Septembers konnte von dem Kreisdirektorium über die endliche Feststellung des Kreis-

Contingents, welches diesmal mit Gelde bezahlt werden sollte, an den Kaiser Bericht erstattet werden, in welchem, mit vielen ziemlich weitläuftig auseinandergesezten Gründen, die Ermäßigung des Beitrags gerechtfertiget wurde, die manchen löblichen Ständen habe bewilliget werden müssen. Als kurz darauf vom Kaiserlichen Hofe die Stellung von schwerer Artillerie, in üblicher Art, verlangt ward, gab dies Anlaß zu neuen Erörterungen, und zu besserer Vorbereitung auf dieselben ward sogar ein kurzer Stillstand in den Verhandlungen beliebt, der damals zwar nur einige Wochen dauerte, gegen Ende des Jahrs aber auf unbestimmte Zeit verlängert wurde.

Unerwähnt dürfen wir hier nicht lassen, daß nicht lange nach Eröfnung des Kreistages Dohm seinen bisherigen treuen und geschickten Gehülfen, den Legations-Sekretair Küster, durch dessen Abberufung nach Berlin verlor. Er erhielt zwar an dessen Stelle, durch Empfehlung des alten Freundes Stuve, einen jungen, gebildeten Mann aus Braunschweig, Namens Himly (3); allein bey dessen anfänglicher Unbekanntschaft mit Geschäften der Art mußte Dohm manche bisher von Herrn Küster allein besorgten

(3) Auch Herr Himly, unter Dohm's Leitung zum Geschäftsmanne gebildet, wurde später nach Berlin berufen, arbeitete dort im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, ward dann zum Geheimen Legationsrath ernannt, und lebt jezt als Preußischer Minister-Resident, und zugleich erster Rath bey der Preußischen Bundestags-Gesandtschaft, zu Frankfurt am Mayn.

Arbeiten nun zum Theil wieder selbst, wenigstens eine zeitlang, übernehmen, wodurch denn die unangenehmen Berührungen in Hinsicht der Kreistags-Angelegenheiten noch vermehrt wurden. Während dieser ihn oft langweilenden Beschäftigungen entstand die Idee zu einer kleinen Schrift: „Ueber die jetzige politische Lage von Deutsch„land und deren Veränderung durch die Fran„zösische Revolution,“ wozu Dohm auch sofort, nach seiner Gewohnheit, allerley Notizen sammelte und einzelne Gedanken aufschrieb; allein die Ausführung ward durch die bald eintretenden Ereignisse, vorzüglich auch durch die immer mehr bemerkbar werdende Spannung zwischen Preußen und Oesterreich verhindert. Ueberhaupt schien in jener Zeit, welche in der Gegenwart so wenig befriedigte, die Neigung zu ausschließlich litterarischen Beschäftigungen bey Dohm vorherrschend werden zu wollen. Vielleicht daß dazu auch die immer inniger werdende Verbindung mit Jacobi beitrug, der viel mit Dohm verkehrte, und ihm damals auch seinen Woldemar in der Handschrift mitgetheilt hatte, um sein Urtheil darüber, vor dem Abdruck, zu vernehmen. Doch rieth eben dieser Freund sehr ab, das Geschäftleben mit dem akademischen zu vertauschen, oder gar in das Privatleben sich zurückzuziehen. Dohm war oft mit Mismuth darüber erfüllt, daß er nicht nach Wunsch wirken, und auch für die fortgehende eigne Bildung sich nicht selbst genug thun könne. „Es ist ein „großes Uebel, — heißt es im Tagebuche — wenn zwi„schen unsern Neigungen und der Art zu leben, die unsre „Stelle in der Welt fordert, gar zu große Disharmonie „vorhanden; dies ist jezt mein Fall, daher immer ein ge„theiltes Wesen in mir; ich bin nicht, was ich seyn möchte,

„und nicht was ich seyn sollte.“ — Mit mehr Ruhe, den eignen Unmuth gleichsam beschwichtigend, wie es dem stets mit Besonnenheit lebenden Manne ziemt, ist über diesen unbehaglichen Zustand in der kurzen Uebersicht geurtheilt, die sich am Schlusse des Tagebuchs von diesem Jahre (1793) befindet. — „So ist denn — sagt hier Dohm gleichsam im Selbstgespräch zu sich — „mein zwey und vierzigstes „Lebensjahr beschlossen, reich an Erfahrungen aller Art, „die auch zu meiner Reise nicht unnütz gewesen. Durch „unsre beiden so gesund aufwachsenden Kinder, bey Hen„riettens und meinem bessern Befinden, und bey der Aus„sicht zu größerer Ruhe in der Zukunft, ist unsre Lage, Gott„lob! ungleich glücklicher als vor einem Jahre. Wäre mein „Geist nur ruhiger und weniger gespannt. Meine Unruhe „hat die an sich untadelhafte Ursache, daß ich nicht mir „selbst und den Meinen leben, nicht an meiner geistigen „Ausbildung recht arbeiten, wissenschaftliche Untersuchungen „nicht ausführen kann, so viele Zeit unnütz verlieren muß. „Allein die Unruhe und das innere Unbehagen darüber ist „doch wol zu groß. Wie viel Gutes kann ich nicht noch „immer in mir und Andern stiften, wie viele Tugenden „mir erwerben. Diesen nachzustreben und den Fügungen „der Vorsehung willig zu folgen, sey mein ernstliches Be„mühen!“ — Unsre weitere Erzählung wird noch manchen Beweis liefern, daß Dohm im ganzen Leben nach diesem ihm vorschwebenden Ziele redlich gerungen hat.

Die aufdämmernde Hofnung für eine etwas ruhigere Zukunft wurde bald wieder verschleyert. Schnell folgten sich die Nachrichten von der Eroberung Toulons, und von der Niederlage Wurmser's am Oberrhein, wodurch

Carlsruhe in Gefahr gerieth, wo man deshalb schon zur Flucht sich anschickte. Sehr unerfreulich war auch für Dohm die Gewißheit vom Abgange des Herzogs von Braunschweig von der Armee, und insbesondere die ihm von einem Vertrauten des edlen Fürsten gemachte Mittheilung der Beweggründe zu diesem Entschlusse. „Möchte „doch — schreibt dieser unter andern (am 15ten Januar 1794) aus Oppenheim — „statt einer dritten Campagne „der Friede die Frucht dieser Wintermonate seyn! Der „Zweck des Krieges hat sich so verrückt, daß die Coalition „sich wahrlich besinnen sollte, wofür sie den Krieg fortsetzen will; sie könnte sonst leicht in den Fall leidenschaftlicher Spieler kommen, die, um hundert Thaler wieder „zu gewinnen, Tausende verlieren. Dabey verdient es „auch wol einen Rückblick, daß Rußland so sichtbar dem „unglücklichen Kriege mit Wohlgefallen zusieht. Es kann „einem bange werden bey dem Gedanken, daß Europa „Rußland und Frankreich in die Hände fallen könnte."

Zu Cöln entstanden schon in den ersten Wochen des Jahrs 1794 wieder Fluchtgedanken, die bey Dohm noch durch die von Berlin vorläufig erhaltene Nachricht sehr verstärkt wurden, daß man von den vorliegenden sechs Kreisen die Verpflegung der Preußischen Armee verlangen, oder leztere, wenn nicht etwa der Wiener Hof zur Bezahlung des Unterhalts sich erbiete, zurückziehen wolle. An großer Abneigung gegen ernstliche Fortsetzung des Krieges in Gemeinschaft mit Oesterreich konnte nun nicht mehr gezweifelt werden, und die endliche Folge davon war, bey dem in Deutschland vorhandenen Zustande der Dinge, leicht vorauszusehen. Die gegen Preußen in den Rheinge-

genden nun entstehende Stimmung, die durch bittere Bemerkungen Oesterreichischer Geschäftmänner noch befördert wurde, führte für den Verehrer Friedrich's, und für den treuen Diener des durch ihn groß und mächtig gewordenen Staats manche herbe Empfindungen herbey. Der Zustand war oft peinlich, und wurde es im hohen Grade, als die Nachricht einlief, daß die Preußischen Truppen bis auf zwanzig Tausend Mann vermindert werden, und die zurückzuziehenden, die zu vier und funfzig Tausend angegeben wurden, einstweilen in der Gegend von Cöln und Bonn cantoniren sollten. Schon hatte Dohm wegen der vorzubereitenden Verpflegung viele Beschäftigung gehabt, schon war der Vortrab des Heers in jener Richtung in Bewegung, und zu Cöln bereits ein Preußisches Infanterie-Regiment eingerückt, als plötzlich ein Stillstand eintrat, auf Veranlassung einer von dem Minister Grafen Haugwitz aus dem Haag ergangenen Nachricht, wo derselbe die bekannte Uebereinkunft mit den Seemächten unterhandelte und abschloß. Dohm erhielt von dem über Cöln zurückkehrenden Minister selbst genaue Kenntniß von dem Inhalt jener Convention und von der allgemeinen, nicht eben erfreulichen, Lage der Dinge. Cöln ward von den Preußischen Truppen, die nun sämmtlich wieder vorrückten, geräumt; aber der Wirrwar von Geschäften, in den Dohm plötzlich wieder gerathen war, blieb groß. Auch die Kreistags-Berathschlagungen hatten indeß wieder begonnen, und mancherley Verdrießlichkeiten veranlaßt wegen der Hindernisse, die sich der vom Kaiserlichen Hofe, und von dem Reichsfeldmarschall Prinzen von Coburg, jezt verlangten Natural-Stellung der Kreiscontingente, wegen zu später Aeußerung dieses Begehrs,

entgegensezten. Die Berathungen über eine allgemeine Bewaffnung der Einwohner in den vorliegenden Kreisen waren zwar nur vorübergehend; aber die Gründe, die sowohl für als gegen die Ausführung einer solchen Maaßregel zur Sprache gebracht wurden, waren nur geeignet, die allgemeine Beunruhigung, insbesondere die aller Unterrichteten, zu erhalten und zu vermehren. Bey Dohm stieg die Besorgniß noch sehr, als er in einer abermaligen Unterredung mit dem von Mastricht zurückkehrenden Minister Haugwitz erfuhr, daß man dort, in der zwischen Lord Malmesbury und mehreren höhern Officieren der verbündeten Armee statt gefundenen Conferenz, sich über einen bestimmten Operationsplan für den beginnenden Feldzug nicht habe vereinigen können. Die zugleich von dem Minister gemachte Eröfnung, daß Oesterreich mit Robespierre durch einen von diesem nach Brüssel geschickten Abgeordneten in geheimen Verhandlungen stehe, und das Hin- und Herreden über die beste Art, deshalb etwas Zuverlässiges zu erfahren, gab für Dohm Veranlassung, eine Reise in die Niederlande mit höherer Bewilligung zu unternehmen, um dort, wo möglich, etwas Bestimmtes von dem Resultat jener Verhandlungen zu erforschen.

Damit diese Reise den Anschein einer Erholungsreise habe, machte Dohm sie in Begleitung seiner Gattin, und schlug den Weg nach Holland ein, kehrte aber zu Antwerpen um, angeblich der kriegerischen Ereignisse wegen, und ging nun von dort auf Brüssel. Hier erfuhr er, daß allerdings ein ehemaliger Marquis Montgaillard, der als Emigrant unter dem Prinzen Condé gedient hatte.

ohnlängst aber nach Paris zurückgekehrt und dort mit den Jakobinern verbunden gewesen war, sich einige Zeit zu Brüssel aufgehalten, dort Anträge gemacht, und auch dem Kaiser sogar in einer Audienz eine Denkschrift überreicht habe, die man geheim halte. Die plötzliche Verweisung eines mit Dumouriez übergegangenen Generals Thouvenot, dem man zu Brüssel großes Vertrauen bewiesen, und der mit der herrschenden Parthey in Frankreich noch Verbindungen hatte, wurde auch als bedeutend angesehen, indem man für wahrscheinlich hielt, daß dieser Mann nur zum Schein aus den Oesterreichschen Niederlanden verwiesen und mit geheimen Unterhandlungen beauftragt sey. Dohm hielt sich indeß, nach eigenen an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen, und nach einer mit dem Oesterreichschen Minister Grafen Mercy d'Argenteau zu Brüssel gehabten Unterredung, überzeugt, daß, welche Verhandlungen auch statt gefunden haben möchten, ein Erfolg davon, nach den Wünschen Oesterreichs, bey dem für die Franzosen wieder so günstig gewordenen Waffenglück, nicht zu erwarten sey. Dagegen glaubte er aber aus mehreren Umständen wahrgenommen zu haben, daß der Plan gefaßt sey, die Niederlande aufzugeben, und sich dafür anderswo, mit Frankreichs Zustimmung, eine angemessene Entschädigung zu verschaffen, und es schien ihm das bereits umlaufende Gerücht von einer in diesem Sinne begonnenen Verhandlung nicht unwahrscheinlich. Er entwickelte seine Ansichten in umständlichen Berichten, in denen er zugleich auf das wahrscheinliche endliche Ziel der Oesterreichschen Politik bey dem jetzigen Kriege hindeutete, aber auch nicht unterließ zu bemerken, wie er überall, zu seinem Misvergnügen, die Meinung verbreitet gefunden habe, daß

die neuesten unglücklichen Ereignisse vorzüglich dem Ausbleiben der erwarteten Preußischen Hülfe zugeschrieben werden müßten. — Von Berlin wurde Dohm sehr große Zufriedenheit mit den gegebnen Nachrichten bezeigt. „Wir haben — heißt es in der Antwort des Ministeriums — „mit dem höchsten Interesse Eure beiden Berichte, und „vorzüglich den leztern gelesen und erwogen, und erkennen „darin mit Vergnügen einen neuen angenehmen Beweis „Eures Diensteifers, Eurer Thätigkeit und Eurer Einsichten.“ — Die üble Stimmung, die gegen Preußen herrschte, ging so weit, daß selbst an Wirthstafeln laut davon geredet wurde; ja ein unter den Oesterreichischen Truppen dienender Französischer Emigrant sprach sogar von Verrätherey, und schmähend über den Charakter des Königs. Hin und wieder kamen auch schon Aeußerungen über Säkularisation geistlicher Lande zum Vorschein, und sogar von Niederlegen der Kaiserwürde, so wie von Aufgeben des Deutschen Reichs wurde als von sehr möglichen Dingen geredet; doch mehr, so schien es, um damit zu schrecken und zu drohen, als in ernstlicher Absicht. Das fast vierzehntägige Umherreisen in den Niederlanden verschafte Dohm eine Menge anschaulicher Vorstellungen, und die durch die vorhandenen Umstände hervorgelockten freimüthigen Aeußerungen ließen ihn manches, was nachher erfolgte, mit moralischer Gewißheit voraussehen. Der viertägige Aufenthalt zu Brüssel (vom 23 = 27sten Juny 1794) fiel gerade in die Zeit des siegreichen Vordringens der Franzosen auf mehreren Punkten; man hörte dort den Geschützdonner; viele Einwohner flüchteten schon, oder bereiteten doch augenblickliche Flucht vor. Dohm hatte auf der schnellen Rückreise von Brüssel

oft Mühe, wegen Menge der Flüchtenden Nachts ein Unterkommen zu finden.

Eine bald nach der Rückkehr mit dem Churfürst von Cöln zu Bonn gehabte Unterredung bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß die Niederlande von den Oesterreichern nicht würden behauptet werden, obgleich der Fürst dies nicht einem deshalb gefaßten Plan, sondern den Fehlern und der Uneinigkeit der Generale zuschrieb, sich über diese mit ungemeiner Freimüthigkeit, und sehr kräftig ausdrückend. Es schien Dohm daher rathsam, auch für die eigne Flucht Vorkehrungen zu treffen, um so mehr, da ihm von Amsterdam, aus sicherer Quelle, die Kunde von Friedensvorschlägen zukam, die von Basel her nach Paris gelangt seyen, so wie auch von den bereits wohl eingeleiteten Entwürfen der Franzosen auf Holland. Er ersahe sich das Städtchen Hagen in der Grafschaft Mark zum einstweiligen Aufenthaltsort, und miethete dort eine Wohnung für einige Zeit. Neben den durch solche Ueberlegungen und Vorkehrungen verursachten, nicht eben erheiternden, Beschäftigungen nahm auch das Gewirre der amtlichen Verrichtungen noch immer mehr zu. Mit dem Preußischen General-Feldmarschall von Möllendorf war ein regelmäßiger lebhafter Briefwechsel im Gange; die Kreistags-Berathschlagungen hatten ihren langsamen Fortgang; eine weitläuftige Geschäftcorrespondenz mußte besorgt, und viele, bey kriegerischem Getümmel eintretende, ungewöhnliche Ereignisse und Vorfälle mußten beachtet werden. Unter den leztern war für Dohm, bey dem eifrigen Streben seinem Staate überall dauerhafteres Ansehen und besseres Vertrauen zu gewinnen, als es durch blos physische

Uebermacht und deren gewaltsame Anwendung geschehen mag, das rücksichtlose Benehmen einiger Preußischen Beamten vom Feldkriegs = Commissariat in dem katholischen Cöln sehr verdrießlich. Er ruhte nicht eher, als bis die Schuldigen von dem mit den Verpflegungs = Angelegenheiten der Armee damals beauftragten Minister Grafen von Schulenburg = Kehnert abgerufen, und andere an ihre Stelle geschickt waren. Gegen Ende Septembers wurde der noch immer nicht geendigte Kreistag abermals auf unbestimmte Zeit ausgesezt, und als es entschieden war, daß die Oesterreichische Armee das linke Rheinufer in dieser Gegend gänzlich räumen werde, ließ Dohm den größten Theil seiner Sachen nach der vorhin gedachten Stadt abführen. Auch das Preußische Wappen vor der gesandtschaftlichen Wohnung mußte, weil in Cöln Niemand, aus wunderlicher Aengstlichkeit, es bey sich aufnehmen wollte, mit geflüchtet werden, um es nicht einer Verunglimpfung auszusetzen. Dohm selbst verließ mit den Seinigen Cöln am fünften Oktober Morgens in zwey Wagen, nun für immer, und wandte sich zunächst nach Pempelfort. Die Oesterreicher waren Nachts vorher über den Rhein gegangen, fingen bereits an die Brücken wieder abzubrechen und waren mit Anlegung von Batterien am rechten Ufer beschäftiget. Durch eine an dem Reisewagen nöthige Reparatur gezwungen am sechsten Oktober in Pempelfort zu bleiben, welches übrigens der Freund Jacobi, nach Hamburg flüchtend, schon verlassen hatte, erkundigt sich Dohm bey dem zu Düsseldorf befehligenden Oesterreichischen General, ob an diesem Abend schon eine Beschießung der Stadt, die manche für wahrscheinlich hielten, zu befürchten sey? Er erhält zur Antwort, daß er nicht blos diesen Abend, son=

dern noch den ganzen folgenden Tag ruhig in Pempelfort bleiben könne. Dadurch sicher gemacht richtet man sich für die Nacht ein; aber, als man eben im Begriff ist sich zur Ruhe zu begeben, beginnt ein furchtbares Bombardement; in Düsseldorf bricht an mehreren Orten Feuer aus, und selbst in der Nähe von Pempelfort fallen Bomben nieder. In größter Eile mußte nun, nachdem die aus dem Schlaf aufgerüttelten Kinder nebst den wichtigsten Sachen in den einen fahrbaren Wagen gebracht worden, die Fluchtreise auf Elberfeld, mit Hinterlassung des andern Wagens und vieler Effekten, Nachts gegen elf Uhr angetreten werden. Dohm wanderte zu Fuß, abwechselnd mit seiner Gattin, im Regen und Schmutz neben dem Wagen her, erfüllt von bangen Ahnungen; noch auf dem Wege fielen einigemal rechts und links neben den Flüchtenden Bomben nieder. Die Besorgniß, daß der Feind über den Rhein dringen möchte, blieb zum Glück unerfüllt; gegen Morgen ward Elberfeld, etwa fünf Stunden von Pempelfort entfernt, erreicht, und am folgenden Tage die Wanderung nach dem erwählten Aufenthaltsorte fortgesezt.

Nach solchen Erfahrungen, und bey dem allgemeinen Zustande der Dinge, war die Furcht sehr natürlich, daß auch in Hagen nicht lange mit Sicherheit zu bleiben seyn dürfte; Dohm trug deshalb darauf an, daß ihm erlaubt werden möge, einstweilen in Bremen seinen Wohnsitz zu nehmen. Dies ward jedoch, „weil man ihn „näher zu haben wünschen müsse,“ abgeschlagen, und ihm die Wahl zwischen Halberstadt und Magdeburg gelassen, woraus Dohm übrigens abnehmen konnte, daß man auch in Berlin an eine baldige Rückkehr nach Cöln nicht glaube.

Der fast achtwöchentliche Aufenthalt zu Hagen in einer ziemlich schlechten Behausung, während der stürmischen Herbstzeit, und unter mannichfachen Beunruhigungen, der allgemeinen und der eignen Angelegenheiten wegen, hatte sehr viel Unangenehmes. Weil aber außerordentliche Anforderungen Kraft und Muth, wo sie vorhanden sind, zu erhöhen und zu stärken pflegen, auch Dohm, wenn einmal Entscheidung eingetreten und er von Zweifeln und Ueberlegungen nicht mehr bedrängt war, gern die guten Seiten aufsuchte und die gewohnte Heiterkeit leicht wieder gewann; so ward die seltsame Lage, und das Kleinliche der nächsten Umgebungen bald ziemlich erträglich. An einigen freundlichen Tagen wurden die nahen gewerbreichen Orte Altena, Iserlohn und Lüdenscheid besucht, die ihrer Eisen- Stahl- und Messing-Waaren wegen merkwürdig, wie auch der schönen Gegend wegen sehenswerth sind, und hier und da ward manche erfreuliche Bekanntschaft gemacht. Zu dem häuslichen Kreise hatte sich noch die im vorigen Abschnitt erwähnte Gräfin Horion gesellt, die, gleichfalls flüchtend nach Hagen gekommen, kein bequemes Unterkommen finden konnte, und von Dohm's als eine geistvolle, weltkluge Frau gern in ihre Wohnung aufgenommen wurde. So fehlte es denn auch nicht an einiger geselligen Unterhaltung.

Zum längern Bleiben war jedoch Hagen in vielem Betracht nicht geeignet. Nachdem Dohm Halberstadt zu seinem einstweiligen Wohnsitz erwählt hatte, ward Hagen in den ersten Tagen des Decembers verlassen, und die Wanderung bis zu der Vaterstadt Lemgo fortgesezt. Hier wurden im Hause der Schwiegereltern die eigentlichen

Wintermonate zugebracht, und von hier aus die nöthigen Vorkehrungen zu einer längern Niederlassung in Halberstadt getroffen. Gleim war hierzu, in Bethätigung alter Freundschaft, sehr behülflich; er kaufte sogar ein ihm angemessen scheinendes Haus, um es Dohm miethweise zur Wohnung zu überlassen.

Die zu Lemgo nach und nach eintretende Ruhe, und die Umgebung von liebenden Verwandten waren sehr wohlthuend. Auch die von den entfernten Freunden an diesem ersten etwas festern Ruhepunkte eingehenden Briefe, alle den Ausdruck der herzlichsten Theilnahme und treuer Liebe enthaltend, oft auch reich an erhebenden Ideen, wie sie in bewegten Zeiten voll großer Bedeutung oft plötzlich, lebendig und ergreifend, hervortreten, wirkten stärkend und erheiternd auf Dohm, der für solche Eindrücke überaus empfänglich war. „Sie haben Recht — schrieb unter andern ein in Pempelfort zurückgebliebener Freund, der am Ende des vorigen Abschnitts bereits erwähnte treffliche Schenk — „wer sich nach Ruhe sehnt, muß sie in „seinem Innern hauptsächlich suchen; wol nie ist ein Zeit„punkt gewesen, worin sich die Gebrechlichkeit aller äußern „Glückseligkeit, und die Unzuverläßigkeit aller darauf ab„zielenden menschlichen Plane auffallender gezeigt hätte. „Ich benutze oft die Warnungen, welche er darbietet, um „meine Kinder und Zöglinge nach dauerhaftern Gütern be„gierig zu machen, und sie insonderheit eine gewisse Erge„bung in die Wege der Fürsehung zu lehren. Wir alle „sind sehr geneigt, unsre Sache zur Sache Gottes „zu machen, da doch grade das Umgekehrte von uns ge„schehen sollte. Nur durch dies lezte allein kann unsere

„Thätigkeit eine zweckmäßige Richtung erhalten; überall „wo unser Eigendünkel über die Stimme Gottes, die laut „genug in den Umständen spricht, sich erheben will, folgt „die Strafe auf dem Fuße nach; wenigstens ist es un„möglich, auf diesem Wege der Klagesucht und dem Mis„vergnügen zu entgehen. Der Mensch kann alles, was er „soll: das ist seine Erhabenheit; aber freuen wir uns, „wenn wir gleich der Vereitelung manches Versuches unser „Bedauern nicht versagen können, daß er nicht alles „kann, was er will.“ —

Die öffentlichen Angelegenheiten blieben unerfreulich. Hollands schleunige Eroberung benahm den lezten Strahl von Hoffnung zu einer baldigen Rückkehr in die Rheinische Gegend, und die Winke, welche Dohm von Berlin her über die mit Frankreich zu Basel betriebenen Verhandlungen zukamen, ließen ihn eine wesentliche Veränderung des politischen Zustandes in Deutschland voraussehen, die dann zugleich auch auf seine äußere Lage Einfluß haben mußte. Bey diesen Umständen, und da man zu Berlin einer vom Kaiserlichen Hofe in Anregung gebrachten Wiedereröfnung des Niederrheinisch-Westphälischen Kreistages, Dohm's deshalbigem Gutachten beistimmend, völlig entgegen war, schien es am besten, sich nach dem größere Ruhe versprechenden neuen Wohnorte zu begeben. So ward dann um die Mitte Märzes die Reise nach Halberstadt angetreten, als man eben zu Berlin Dohm eine Beschäftigung zugedacht hatte, die einen längern Aufenthalt in der heimatlichen Gegend gestattet hätte, und ihn selbst wünschenswerth machte. Die Benachrichtigung davon kam ihm mit Eilpost an demselben Tage

zu, an welchem er in Halberstandt anlangte, wo ihn Gleim mit großer, fast ungestümer, Zärtlichkeit empfing, und ihn selbst in die sinnig gewählte, mit einem kleinen Garten umgebene Wohnung einführte.

VII.

Aufenthalt in Halberstadt und Rastadt, vom Frühjahr 1795 bis zum Herbst 1800.

Die ersten Beschäftigungen Dohm's an dem neuen Wohnorte mußten, in Folge des erhaltenen Auftrags, auf Vorbereitungen zu einer längern Abwesenheit gerichtet werden, deren Dauer sich nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit bestimmen ließ. Die freundliche Bewillkommnung, die ihm in Halberstadt von allen Seiten her zu Theil ward, konnte unter diesen Umständen nur sehr gemischte Empfindungen erregen. Dabey fehlte es überdem nicht an unmittelbarer Verkümmerung der frohen Gefühle, und der kurzen Ruhe. Kisten und Kasten, deren theilweise Entleerung zum Bleiben und zum Reisen nöthig war, durften nur im Beiseyn von Accise-Beamten geöfnet werden; man wollte eine Controlle führen, ob, was jezt, nicht ohne Kampf, abgabenfrey hereingebracht worden, auch dereinst wieder werde ausgeführt werden. Vergeblich hatte Dohm sich bemüht, dieser lästigen Förmlichkeiten wenigstens für die geflüchteten Sachen, mittelst eigner genauer Angabe derselben, überhoben zu werden. Ein solches Vertrauen konnte man ihm, den bestehenden Vorschriften nach, nicht bewilligen; es ward schon als eine große Begünstigung angerechnet, daß die Eröfnung der Kisten in der eignen Behausung, und

nicht auf dem Packhofe geschahe. — Am schmerzlichsten empfand aber Dohm, daß er die neue Wanderung, bey großer Kränklichkeit, ohne die liebende, vorsorgliche Gattin, und ohne die erheiternde Umgebung der Kinder antreten mußte; die Umstände machten dies aber nothwendig, und es ist daher leicht zu denken, in welcher Stimmung und mit welchen Wünschen er sich auf die Reise begab.

Der ihm ertheilte Auftrag bestand darin, sich schleunig in das Hauptquartier des Feldmarschalls von Möllendorf, damaligen Oberbefehlhabers der gegen Frankreich noch im Felde stehenden Preußischen Armee, zu begeben, und das schwierige Verpflegungs-Geschäft in Betref der Leistungen von auswärtigen Regierungen mit in guten Gang bringen zu helfen. Dies Hauptquartier war zu Osnabrück; Dohm reiste dahin in den ersten Tagen des April ab, über Braunschweig und Hannover seinen Weg nehmend, um hier sogleich Verhandlungen für den Zweck seiner Sendung zu beginnen. Der Herzog von Braunschweig machte ihm bemerklich, daß dem drohenden Mangel am besten durch Beförderung der Zufuhr aus den fruchtbaren Gegenden Thüringens, die jezt gesperret seyen, abgeholfen werden würde, und Dohm erstattete deshalb sogleich einen umständlichen Bericht, um diese sehr natürliche, sicher, aber freilich langsam, zum Ziel führende Maaßregel zu empfehlen. Ueber den Zustand der allgemeinen Angelegenheiten äußerte der Herzog sich sehr niederschlagend, verstimmt, wie es schien, durch die Kunde von dem nahen Ende der Friedensunterhandlungen zu Basel. „Die Zukunft, sagte der einsichts„volle Fürst, erscheine ihm dunkel und unheilschwanger,

„insbesondere auch für Preußen, und er halte es für psy„chologisch merkwürdig, daß der König, bey eigner Ehr„lichkeit und Geradheit, doch im Lichte der Duplicität bey „der Nachwelt stehen werde.“ — Rührend war für Dohm, daß die Herzogin Mutter, Schwester Friedrich's II, als er auch ihr, wie gewöhnlich bey dortiger Anwesenheit, seine Aufwartung machte, ihm, unter Klagen über den seit des großen Bruders Tode veränderten Zustand der Dinge zu Berlin, einen Ring an ihrer Hand mit Friedrich's Bilde zeigte, und in großer Bewegung sagte: „den will ich mit „ins Grab nehmen.“ — Noch nie hatte Dohm die alternde, gutmüthige Fürstin, die sonst wol gern hin und her über die Sachen redete, so tief bewegt gesehen; ihre Augen, denen des Königs ähnlich, funkelten bey jener Aeußerung, und Dohm konnte sich nur mit Mühe des Ausbruchs der aufgeregten innersten Empfindungen erwehren.

In Osnabrück angekommen, wohin er aus Hannover nur sehr allgemeine Versicherungen in Betreff der Lieferungen aus den Churlanden mitbrachte, überzeugte er sich bald durch die Mittheilungen des Oberpräsidenten Freyherrn von Stein, der mit erprobter Thätigkeit und Umsicht bisher schon die Verpflegungs-Angelegenheiten der Armee geleitet hatte, daß seine Gegenwart hier nur von geringem Nutzen seyn werde. Da jedoch Herr von Stein selbst, wie auch der Feldmarschall, wünschten, daß er wenigstens einige Zeit dort bleiben möge; so bezog er das für ihn militärisch ausgewählte Quartier, und wirkte mit, so weit es nach seiner Stellung ihm möglich war, indem er zugleich auch die andern Arbeiten seines

gesandtschaftlichen Postens von hier aus besorgte. Der öftere Verkehr mit dem alternden Feldmarschall, dessen fast täglicher Gast er seyn mußte, ließen ihn bald inne werden, daß die anfangs für zu grell gehaltene Schilderung, die Herr von Stein ihm von dem Manne gemacht hatte, nur zu wahr sey. Laut äußerte Möllendorf an seiner Tafel, daß er beim mindesten Vorrücken des Feindes, weil man auf die Verbündeten nicht rechnen könne, die Armee unter die Wälle von Magdeburg führen werde, daß Preußen an ernstliche Fortsetzung des Krieges nicht denken müsse, und der Friede, wie er auch seyn möge, zur Selbsterhaltung durchaus nöthig sey. Solche und ähnliche trostlose, schmählige Aeußerungen, ganz entgegen der anderwärts erklärten Theilnahme des Königs an der Erhaltung des Reichs, und insbesondere der zu Preußen stehenden kleinern Staaten, waren für Dohm, der stets auf moralische Kraft und auf Vertrauen erweckende Handlungsweise für die Preußische Monarchie große Hoffnung setzte, unbeschreiblich niederschlagend. Zu einigem Trost fand er bey vielen der jüngern Männer im Hauptquartier höhere Ansichten und muthvollere Gesinnungen. Vor allen erfreulich war ihm in dieser Hinsicht die nähere Bekanntschaft mit dem damaligen Hannöverschen Major Scharnhorst, wobey er freilich nicht ahnen konnte, daß dieser junge, tiefdenkende Mann, der seines anspruchlosen Wesens ohnerachtet einen großen Eindruck auf Dohm machte, sich einst unsterbliche Verdienste um Preußens Wiedergeburt und verjüngte Macht erwerben, und seinen Namen jedem kundigen Vaterlandsfreunde unvergeßlich machen werde.

Mit großer Begierde erwartete Möllendorf von einem in Basel befindlichen Officier Nachricht von dem Ausgange der dortigen Verhandlungen, und von ihm erhielt Dohm zuerst Kunde von dem in der Nacht vom fünften auf den sechsten April zwischen Preußen und der Republik Frankreich unterzeichneten Frieden, denn die von dem Friedensunterhändler, dem Staatsminister Freyherrn von Hardenberg, ihm unmittelbar gegebne Nachricht kam auf dem gewöhnlichen Wege ihm später zu. In der Armee fand dieser Friede nicht allgemeinen Beifall; vorzüglich stark sprach dagegen der junge Prinz Louis Ferdinand, der in angebornem Heldensinn, und in jugendlichem Feuereifer für Preußens Ruhm, sogar so weit ging, in zahlreicher Gesellschaft, zum Erstaunen Dohm's und vieler Anwesenden, zu wünschen, daß die Armee sich weigern möge den Frieden anzunehmen, da er dann selbst sich an die Spitze derselben stellen wolle. Ein solches Aufbrausen konnte den Beifall des besonnenen Staatsmannes nicht erhalten; auch glaubte Dohm, als er noch öfter den Prinzen gehört und selbst mit ihm geredet hatte, wahrzunehmen, daß dieser mit gewissen allgemeinen Sätzen, nach gewöhnlicher Art junger Leute, über Vorfälle und Ereignisse im wirklichen Leben aburtheile, und gern Aufsehn mache. Aber doch verkannte er nicht die vorzüglichen Talente desselben, und glaubte, daß er, bey guter Leitung, zu außerordentlichen Hoffnungen berechtigen werde. Bey einem spätern Zusammentreffen mit dem Prinzen, etwa sechs Jahre nach dieser Zeit in Bremen, schien es Dohm jedoch, daß der junge Mann selbst nicht an seinem rechten Platze zu seyn, sich nicht gehörig erkannt und seiner würdig beschäftigt glaube, und er stimmte seitdem die früher gehegten

Hoffnungen sehr herab, überzeugt, daß ohne innere Haltung und ein erhebendes Bewußtseyn, welches vom würdig Vollbrachten zu dem noch zu Vollbringenden geleitet, der Mensch nicht wahrhaft Großes zu leisten vermöge.

Der Aufenthalt im Getümmel eines militärischen Hauptquartiers ward für Dohm, bey Mangel und Abhaltung von erfolgreicher ihm selbst genügender Beschäftigung, bald lästig, so dankbar er übrigens auch die ihm hier gewordene Vermehrung seiner Erfahrungen anerkannte. Er sehnte sich zu den Seinigen, nach Halberstadt, zurück, wo er zu festen Entschlüssen für die Zukunft, über Erziehung der Kinder und über andere ihm am Herzen liegende Dinge, zu gelangen hoffte. In fast posttäglichen Briefen an die geliebte Gattin war hierüber schon Manches verhandelt worden; wir theilen aus einem derselben, der kurz vor der Abreise von Osnabrück geschrieben ist, folgende Stellen hier mit, die zugleich im Besondern und im Allgemeinen interessant sind. „Handeln, durcharbeiten „durch Hindernisse, Leiden und Freuden, bald dieser, bald „jener Art, ist, was wir bedürfen, um zu werden, was „wir sollen. — Wir müssen unsern Kindern nicht gerade „die möglichste Ausbildung in allen Kenntnissen und Fertigkeiten, die ohnedem viel Bedenkliches hat, geben wollen, sondern nur vor Allem auf ächte Güte des Charakters, und vorzüglich auf richtiges, feines, moralisches „Gefühl hinarbeiten, späterhin auf feste, mit ihrem Wesen „auf Religion sich gründende, Grundsätze, und auf einen „hellen von Vorurtheilen freyen, und zur immer fortgehenden Entwickelung fähigen Verstand. Dies können „wir in der Stille des Landlebens am besten, wenigstens

„bis zum elften oder zwölften Jahre, denn alsdann ist frei„lich mannichfacher Unterricht, so wie auch das Leben un„ter mehreren Menschen, durchaus nöthig.“ — Was Dohm vorzüglich im Innern beschäftigte, ist hieraus leicht abzunehmen, und der jezt geschlossene Friede schien die Ausführung von Entwürfen und Hoffnungen solcher Art zu begünstigen.

Um die Mitte May's kehrte Dohm nach Halberstadt zurück über Braunschweig, wo er den Herzog wieder sprach, und dieser ihm in Vertrauen eröfnete, daß seine neuliche Reise nach Potsdam, die schon zu mancherley Vermuthungen Anlaß gegeben habe, von der Russischen Kaiserin veranlaßt sey. „Diese Monarchin — sagte der Herzog — „habe aus Gründen, die er anerkennen und „achten müsse, ihn dringend ersucht, Alles anzuwenden, „um den König von einem Separatfrieden mit Frankreich „abzuhalten. Dies sey ihm zwar nicht gelungen, indeß „könne er noch immer nicht glauben, daß ein solcher Friede „von langer Dauer seyn werde.“ — Dohm's Vermuthung, daß die schlaue Selbstherrscherin aller Reussen die schwache Seite des Neffen Friedrich's benuzt habe, um ihn zu einem solchen, mit seinem bisherigen Benehmen im Widerspruch stehenden, Schritte zu bewegen, wurde von dem Kabinets-Sekretair Petersen, der das Vertrauen des Herzogs in hohem Grade besaß, bestätiget. Ja einige Monate später, als wirklich Anschein zu einer abermaligen Annäherung Preußens zu England und Oesterreich entstand, sagte ihm der Fürst selbst: „daß die Russische Kaise„rin ihm auf die schmeichelhafteste Weise zu erkennen gebe, wie „sie ihn, den Herzog, für den Mann halte, der das Chaos zu

„einer erwünschten Entwickelung bringen könne, und unabläßig in ihn dringe, aus allen Kräften dazu mitzuwirken.“

Von Halberstadt aus machte Dohm in den schönen Sommermonaten öfters kleine Reisen in die umliegende Gegend, vorzüglich nach schönen Punkten des Harzes. Die Lage der Stadt in einer fruchtbaren von waldigen Höhen zum Theil umkränzten, auch dem Auge lieblichen Ebene, gefiel ihm ungemein. Mit allen Umgebungen nach und nach befreundet, reifte bey ihm der Entschluß, sich in dieser Gegend, wo möglich, einen festen Wohnsitz zu verschaffen. Ehe es jedoch dazu kam, und ehe wir in dem freundlichen, Dohm in vielen Beziehungen schon recht lieb gewordenen, Halberstadt mit unsrer Erzählung etwas verweilen können, müssen wir zuvor noch von einer nicht unwichtigen diplomatischen Sendung, die ihm wieder auf einige Zeit von den Seinigen entfernte, eine kurze Nachricht geben.

Um die Mitte Septembers erhielt Dohm nämlich, als er eben von einer nach Halle und Dessau gemachten fast dreywöchentlichen Reise zurückgekehrt war, den Auftrag, sich schleunigst nach Hannover zu begeben, um dort das Auseinandergehen der noch versammelten, meistens im Englischen Solde stehenden, Deutschen Truppen, insbesondere auch die Auflösung des Emigranten-Heerhaufens, und die Wegschaffung der nationalen Englischen Streitkräfte aus den Hannöverschen Landen zu bewirken. Zur Vergegenwärtigung der damaligen politischen Verhältnisse, welche diesen, dem ersten Anblick nach auffallenden, Auftrag veranlaßten, wird es zweckmäßig seyn, hier Folgen-

des kürzlich zu bemerken. — In einer dem Baseler Friedens-Traktat hinzugefügten besondern Uebereinkunft (Convention additionelle vom 17ten May 1795) war eine Neutralitäts-Linie bestimmt worden, welche Frankreich, bey fortgehendem Kriege mit Oesterreich, nicht zu überschreiten versprach, jedoch nur unter der Bedingung, daß Preußischer Seits jedes feindliche Ueberschreiten derselben nicht blos unterlassen, sondern auch verhindert werde. Diese Linie umschloß, nebst andern kleinern Staaten des nördlichen und mittleren Deutschlands, auch die sämmtlichen Churhannöverschen Lande. In dem elften Artikel der Friedens-Abkunft selbst war festgesetzt, daß Frankreich, innerhalb eines Zeitraums von drey Monaten nach der Ratifikation des Friedens, diejenigen Deutschen Fürsten und Staaten am rechten Rheinufer nicht feindlich behandeln wolle, für welche Preußen sich verwenden werde; das hieß eigentlich, alle Deutschen Lande, die sich Preußen anschließen würden. Zu der Auswirkung dieser Friedensbedingung war von Hannover selbst Anlaß gegeben, denn in einem von dem Churhannöverschen Gesandten zu Berlin unter dem zweiten März 1795 dem Preußischen Ministerium übergebenen Schreiben war ausdrücklich der Wunsch geäußert, daß in den zu Basel unterhandelten Friedenstraktat eine Clausel aufgenommen werden möge, die dem 68sten §. des Ryswicker Friedens-Instruments ähnlich sey (1). Durch den vorgedachten elften Artikel war dieser

(1) Es ist unter andern in diesem Schreiben wörtlich gesagt: „Die ruhmwürdige Vorsorge, welche Ihro Königliche „Majestät von Preußen während des gegenwärtigen „Krieges so ohnunterbrochen für die Wohlfahrt des

Wunsch vollständig erfüllt worden, und unter dem 15ten August hatte das Churhannöversche Ministerium erklärt: „daß der König von Großbritanien in der Eigenschaft „als Churfürst von Hannover bey dem Baselschen Frieden „acquiescire.“ —

Diesen Verhältnissen nun schien das Zusammenbleiben von Truppen, die theils unmittelbar einer feindlichen Macht angehörten, theils im Solde derselben standen,

„Teutschen Vaterlandes gezeigt haben, erwecket das „gerechte Vertrauen, daß Allerhöchst Dieselben, wenn „sich bey denen in Basel angefangenen Unterhand„lungen die Gelegenheit zeigen sollte, dem Blut„vergießen und so manchem andern den Krieg be„gleitenden Elende durch den Frieden ein Ende zu „machen, besonders geneigt seyn werden, auch andern „Ständen des Reichs den Weg zu eröfnen, um an „diesem Glücke Theil nehmen zu können.

„Dieser, der edlen Denkungsart Ihro Königlichen „Majestät so ganz angemessene Zweck würde erreicht „werden, wenn es Allerhöchst Denenselben gefällig „wäre, in dem abzuschließenden Friedens-Traktat oder „in die Friedens-Präliminarien eine solche Clausel „einrücken zu lassen, wie der §. 58 includentur „etiam etc. des Ryswicker Friedens-Instruments „enthält, nehmlich daß

diejenigen Stände des Reichs in dem Frieden mit begriffen seyn sollen, welche vor der Auswechselung der Ratifikationen, oder binnen einer Zeit von drey Monaten nachher, dazu benannt werden oder sich melden werden.

des kürzlich zu bemerken. — In einer dem Baseler Friedens-Traktat hinzugefügten besondern Uebereinkunft (Convention additionelle vom 17ten May 1795) war eine Neutralitäts-Linie bestimmt worden, welche Frankreich, bey fortgehendem Kriege mit Oesterreich, nicht zu überschreiten versprach, jedoch nur unter der Bedingung, daß Preußischer Seits jedes feindliche Ueberschreiten derselben nicht blos unterlassen, sondern auch verhindert werde. Diese Linie umschloß, nebst andern kleinern Staaten des nördlichen und mittleren Deutschlands, auch die sämmtlichen Churhannöverschen Lande. In dem elften Artikel der Friedens-Abkunft selbst war festgesezt, daß Frankreich, innerhalb eines Zeitraums von drey Monaten nach der Ratifikation des Friedens, diejenigen Deutschen Fürsten und Staaten am rechten Rheinufer nicht feindlich behandeln wolle, für welche Preußen sich verwenden werde; das hieß eigentlich, alle Deutschen Lande, die sich Preußen anschließen würden. Zu der Auswirkung dieser Friedensbedingung war von Hannover selbst Anlaß gegeben, denn in einem von dem Churhannöverschen Gesandten zu Berlin unter dem zweiten März 1795 dem Preußischen Ministerium übergebenen Schreiben war ausdrücklich der Wunsch geäußert, daß in den zu Basel unterhandelten Friedenstraktat eine Clausel aufgenommen werden möge, die dem 58sten §. des Ryswicker Friedens-Instruments ähnlich sey (1). Durch den vorgedachten elften Artikel war dieser

(1) Es ist unter andern in diesem Schreiben wörtlich gesagt: „Die ruhmwürdige Vorsorge, welche Ihro Königliche „Majestät von Preußen während des gegenwärtigen „Krieges so ohnunterbrochen für die Wohlfahrt des

hinter jener Linie vorgehe, und daß es bey den vorhandenen Umständen der Klugheit gemäß sey, in einer angemessenen Verfassung zu bleiben, weil auch die Franzosen ihre Rüstungen eifrigst fortsezten. Dohm unterließ nicht, den wesentlichen Unterschied des friedlichen Zustandes innerhalb, und des fortdauernden kriegerischen Zustandes außerhalb der Neutralitäts-Linie bemerklich zu machen, und versprach dann auch seiner Seits, nachdem er wiederholt die Wichtigkeit der Sache für die Ruhe des nördlichen Deutschlands andringend vorgestellt hatte, schleunigst Bericht zu erstatten. Während nun so die Verhandlungen etwas ruheten, wurde für den glücklichen Erfolg derselben plötzlich auch von einer andern Seite her gearbeitet. Der engere Ausschuß der Calenbergischen Landstände, von dem Zwecke der Sendung Dohm's, und von der Größe der dem Lande drohenden Gefahr unterrichtet, schickte einen Eilboten nach London mit der dringenden Bitte, um Wegziehung der fremden Truppen, und machte in gleichem Sinne Vorstellungen bey dem Ministerium zu Hannover. Dohm, dem man Kenntniß von diesen Schritten gab, konnte dieselben, als in landständischen Gerechtsamen beruhend, zwar nicht misbilligen, so wie er auch das feyerlich bezeigte Vertrauen auf Preußischen Schutz nicht niederschlagen durfte; jedoch äußerte er sich, um selbst den Schein der Beförderung eines innern Zwiespalts zu vermeiden, nur in sehr allgemeinen Ausdrücken auf jene Eröffnungen, und rieth zugleich zur größten Vorsicht und Mäßigung. Eine Hauptrolle bey diesen Vergängen spielte der Hofrichter, und Land- und Schatzrath von Berlepsch, dessen nachherige so berüchtigt gewordene Dienstentlassung und sonstige Mißverhältnisse zum Theil in seinem bey dieser

Gelegenheit, und später auch (im Frühjahr 1796) beobachteten ähnlichen Benehmen ihren Grund haben (2). Als Dohm weitere Vorschriften zugekommen waren, sezte er seine Vorstellungen fort, und hatte gegen Ende eines vierwöchentlichen Aufenthalts zu Hannover die Freude, den Zweck seiner Sendung zur Zufriedenheit seines Hofes erreicht zu sehen. Da er in dieser Zeit zugleich die nähere Bekanntschaft von mehrern treflichen Hannöverschen Geschäftmännern gemacht hatte, von denen im Tagebuche die Herren von Arnswaldt, Rieper, Rudloff, Rehberg, Brandes, Höpfner und von Hinüber als vorzüglich ausgezeichnet genannt sind; so verließ er Hannover sehr zufrieden mit dem in vielem Betracht ihm lehrreichen dortigen Aufenthalt.

Als einige Wochen später dennoch wiederum ähnliche Besorgnisse entstanden, ward Dohm zur schleunigen Einziehung zuverläßiger Nachrichten aufgefordert. Diesem

(2) Leser, die sich eine nähere Kenntniß von den hier nur im Vorbeygehen berührten Mißverhältnissen des Herrn von Berlepsch zu verschaffen wünschen, werden dieselbe zur Gnüge in folgenden beiden Schriften finden: 1) „Ueber die Rechtssache des Herrn Hof„richters, auch Land= und Schatzraths von Ber„lepsch u. s. w. von dem Hofrath und Profes„sor Häberlin zu Helmstädt. Berlin 1797;" und 2) „Apellation an den gesunden, schlichten Menschen„verstand, zum Zweck meiner Vertheidigung und Ret„tung meiner auf das stärkste angegriffenen Ehre u. s. w. „Von dem Freiherrn Friedrich Ludwig von Ber„lepsch. Erfurt im Juni 1818."

zu genügen war ihm bey seinen ausgebreiteten Verbindungen ein Leichtes, und er that dar, daß die Französischen Befürchtungen ungegründet, oder doch wenigstens sehr übertrieben seyen. Da er sich veranlaßt sahe, auch an den Herzog von Braunschweig in dieser Angelegenheit zu schreiben, so äußerte er gegen diesen Fürsten, der zu Berlin, ohnerachtet seiner Zurückgezogenheit, immer noch einflußreich war, die Idee, daß, bey den durch die neuesten Ereignisse schon wieder sehr veränderten Umständen, für Preußens Würde und Sicherheit eine bewafnete Neutralität rathsam seyn dürfte, und erbat sich darüber dessen Meinung, wie dies auch bey andern den Preußischen Staat betreffenden Angelegenheiten schon öfter, zum Besten der Sache, geschehen war. Die mit eigner Hand geschriebene Antwort des staatsklugen Fürsten ist für dessen richtigen Blick überhaupt, insbesondere aber für sein Urtheil über die damaligen, so wie über alle ähnlichen Verhältnisse so sprechend und bedeutend, daß wir durch Mittheilung einiger Stellen derselben den Dank unsrer Leser zu verdienen hoffen. „Ich gestehe „gern — schreibt der Herzog — daß alle Politik ohne „veste Grundsätze, und lediglich von zufälligen Begeben„heiten abhängend, mir immer äußerst gefährlich vorge„kommen ist. Ohne Grundsätze ist auf kein Zutrauen zu „rechnen, und ohne Zutrauen findet keine veste, anhaltende „Verbindung statt. — Die jetzige Lage des Berliner „Hofes ist die unbestimmteste, in welcher dieser Staat sich „seit langer Zeit befunden hat. Diese Unbestimmtheit ver„anlaßt Mistrauen von allen Seiten, Mistrauen aber er„weckt Abneigung. Die Succeße der K. K. Waffen kom„men hinzu; sie entscheiden den größten Theil des Reichs „für den Kaiser; die durch seine Waffen geretteten Länder

„sehen in ihm einen thätigen, machtvollen Beschützer, „Preußen hingegen verliert sein seit dem Teschner Frieden „erworbenes Zutrauen. — Sollte nicht der Weg einer „armirten Negociation einzuschlagen seyn? Sollte „die Entfernung (Weigerung) Frankreichs die Hände zu „einem Generalfrieden zu bieten, dessen Uebertretung der „Neutralitäts-Linie, und die verrätherische Umwälzung „einer von Preußen in Holland garantirten Regierungs- „form nicht hinlänglichen Stoff zu einer Wiederergrei- „fung der Waffen geben?" — Da in den lezten Aeußerungen die Wirkung der vorhin schon erwähnten schmeichelhaften Briefe von Katharina II, die noch immer fortfuhr den Herzog zu bearbeiten, nicht zu verkennen war, und der leztere überdem auch seine Neigung für eine Vereinigung Preußens mit Rußland und England nicht verhehlte; so bemühte sich Dohm in seiner ausführlichen Erwiederung auf des Herzogs Schreiben, auch auf die Schattenseite einer engen Verbindung mit Rußland, und auf die zu der reiflichsten Erwägung auffordernden Verwickelungen, die von allen Seiten droheten, aufmerksam zu machen, ließ aber übrigens seine frühere Idee ganz fallen, da eine völlig unbefangene Prüfung und selbstständige Ausführung derselben jezt nicht zu erwarten war.

Nach allem diesen trat nun endlich zu Halberstadt eine Ruhe und ein so behaglicher Zustand für Dohm ein, wie Beides ihm seit langer Zeit nicht zu Theil geworden war. Die Verbindung mit Gleim brachte ihn schnell auch in nähere Berührung mit den Freunden und zahlreichen Bekannten desselben. Vorzüglich lieb wurden ihm die auch in der litterarischen Welt zum Theil rühmlich bekannten

Männer Fischer, Streithorst, Nachtigal, Klamor Schmidt, der jüngere Gleim, von dem Knesebeck, Lucanus, Stubenrauch, von denen jeder in eigenthümlicher Art durch Talente und Kenntnisse ausgezeichnet, alle aber von lebendigem Eifer für fortgehende eigene Ausbildung, und für gemeinnützige Wirksamkeit beseelt waren. Gern schloß sich Dohm dem in lezterer Hinsicht damals in Halberstadt bestehenden ehrenwerthen Verein an, der unter dem Namen der litterarischen Gesellschaft gestiftet war, und von welchem jene Männer die Seele ausmachten. Es wurden dadurch die schon vor einigen zwanzig Jahren in frohen Stunden mit Gleim besprochenen Ideen über zweckmäßige Volksbücher, wie unsre Leser aus Abschnitt II sich erinnern werden, in ihm wieder lebendig, und so entstand ein in jener Gesellschaft von ihm vorgelesener Aufsatz: „über Volkskalender und „Volksschriften überhaupt," der so zeitgemäße, und zugleich für alle Zeiten beachtenswerthe Gedanken enthält, daß der nochmalige Abdruck desselben in den Beilagen sich von selbst rechtfertigen wird (3). Viel Vergnügen ge-

(3) S. Beilage Nr. V. Nachdem Obiges schon niedergeschrieben war, hat der Verfasser mit großem Interesse den vortreflichen Aufsatz: „über zweckmäßige „Einrichtung der Volkskalender mit besondrer Rück„sicht auf Bayern" — in dem Bayerschen Nationalkalender für 1822, imgleichen auch die treffenden und aufregenden Bemerkungen des Herrn Hofraths Böttiger gelesen, welche dieser vielseitige Gelehrte und Beförderer schriftstellerischer Betriebsamkeit in die Beilage der Dresdner Abendzeitung (Nr. 1. von 1822)

währte Dohm auch die öftere Theilnahme an den in den Kreisen jener Männer gefeyerten kleinen Festen und fröhlichen Zusammenkünften, die ihn an ähnliche vordem in Berlin genossene gesellige Freuden erinnerten. Bey einem solchen Feste, welches der durch Spenden aller Art gern erfreuende Gleim zur Feyer von Dohm's einjährigem Aufenthalt in Halberstadt veranstaltet hatte, erschienen, auf des Festgebers Veranlassung, auch die Vorsteher der Halberstädtischen angesehenen Judenschaft, um dem Verfasser der Schrift: „über die bürgerliche Verbesserung „der Juden," ihre dankbaren Empfindungen in einer kurzen Rede auszudrücken. Dieser, den Auftritt für einen Scherz, und die ehrbaren bärtigen Israeliten für verkleidete Personen haltend, ist einige Male im Begriff, dies auf handgreifliche Weise zu erkennen zu geben, als theils Winke und Vorstellungen, theils eigne Wahrnehmungen ihn an dem gutgemeinten Ernst nicht mehr zweifeln lassen. Ein Augenzeuge, der dieses Vorfalls in seiner Selbstbiographie ziemlich ausführlich gedacht hat, schließt seine Erzählung davon mit folgenden Worten: „Zum „Glück glaubte er (Dohm) endlich, daß hier keine Verkleidung statt fände, und die Scene endigte sich nun auf „eine äußerst interessante Art, indem dieser Mann, mit „dem in Absicht alles dessen, was zur wahrhaft humanen „Bildung gehört, nur Wenige verglichen werden können, „uns einen neuen Beweis seiner bewundernswürdigen

unter der Ueberschrift: „Blicke auf das Kalenderwesen," hat abdrucken lassen, und kann sich das Vergnügen nicht versagen, seine Leser bey diesem Anlaß darauf aufmerksam zu machen.

„Fertigkeit gab, sich augenblicklich ganz in jeden darge-„botenen Ideenkreis zu versetzen, und gelegentlich durch „Stundenlange unvorbereitete Reden und Fortleitungen „des Angedeuteten solche Feste zu beleben (4).“ — Aehnliche Urtheile über den Eindruck, den Dohm's Gabe der heitern, erfreuenden Mittheilung, und sein ganzes Wesen auf diejenigen machten, die mit ihm in nähere Berührung kamen, sind dem Verfasser von mehrern der vorhin genannten Männer, in denen er Lehrer, Gönner und Freunde verehrt, mündlich, und noch ehe er selbst mit dem Verewigten in Verbindung stand, geäußert worden. — Es kostete Dohm, bey den ihm von allen Seiten entgegenkommenden Gesinnungen, in Halberstadt einige Mühe, dem Vorsatze getreu zu bleiben, hier vorzüglich sich und den Seinigen zu leben, und den Kreis der zeitzersplitternden, geselligen Berührungen nicht gar zu groß werden zu lassen; er ist deshalb von manchen, die in ihm nur den Weltmann und angesehenen Staatsbeamten sahen, und für dessen Lebensweise einen andern Maaßstab angemessen hielten, oft nicht günstig beurtheilt worden. Indeß hatte Dohm doch mit den durch Rechtschaffenheit und Diensteifer ausgezeichneten Präsidenten der beiden damals in Halberstadt befindlichen Provinzial-Behörden, der Regierung,

(4) S. Biographie des Generalsuperintendenten J. C. C. Nachtigal, von Dr. Hoche (Consistorialrath und Superintendenten). Halberstadt 1820. S. 45 u. f. Ein kleiner Irrthum ist es, wenn der würdige Nachtigal glaubte, daß jene Scene bey Dohm's Geburttagsfeyer sich ereignet habe; sie hat bey dem am 22sten März 1796 von Gleim, aus dem oben angegebnen Grunde, veranstalteten Feste statt gefunden.

und der Kriegs- und Domainen-Kammer (5), von Biedersee und von Waschersleben, viel Umgang, und erhielt von diesen Männern über innere Landes- und Verwaltungs-Verhältnisse manche ihm wichtige und nützliche Belehrung. Der leztere, der eine Zeitlang im Kabinet Friedrich's II gearbeitet hatte, theilte ihm viel Interessantes mit von den in diesem Dienstverhältniß gemachten Erfahrungen, insbesondere auch von dem in den Denkwürdigkeiten (Th. IV. S. 118) geschilderten Kabinetsrath Eichel, durch welchen Waschersleben aus dem Kabinet verdrängt worden war. Wenn Dohm auch den oft gar zu genügsamen Patriotismus, und den starken politischen Glauben, oder auch Unglauben, dieser, so wie mancher andern Männer in Halberstadt nicht theilen konnte, so ehrte er doch sehr die zum Grunde liegende Treuherzigkeit, aus eigner Erfahrung wissend, daß die höhern Ansichten und die daraus hervorgehenden Anforderungen dem ruhigen, gemüthlichen Leben nicht gerade die zuträglichsten sind. Von Regierungs-Grundsätzen, wie sie jezt allgemein ausgesprochen, auch zum Theil von den Regierenden

(5) Leser, welche die damaligen Geschäftkreise dieser Behörden, und die in den neuern Zeiten damit, so wie mit den Benennungen derselben vorgegangenen Veränderungen näher kennen zu lernen wünschen, finden lichtvolle Belehrung darüber in der Einleitung des kleinen Werks: „Beiträge zur Statistik „des Preußischen Staats, aus amtlichen Nachrichten u. s. w.“ Berlin 1821, dessen Verfasser der Geheime Oberregierungsrath Hoffmann, Direktor des statistischen Bureau, zu Berlin ist.

selbst anerkannt sind, und von den großartigen, ganz Europa umfassenden politischen Ideen, ohne deren Kenntniß und Berücksichtigung jezt jedes politische Raisonnement dem Kundigen fade und haltungslos erscheint; — davon war man damals in dem stillen, friedlichen Halberstadt, wie selbst in größern und gewerbreichern Städten, noch ziemlich weit entfernt. Für Dohm war in dieser Hinsicht der Verkehr mit einem in Halberstadt lebenden, angesehenen und gebildeten, Französischen Emigranten, einem Herrn von Cicé, Bischof von Auxerre, sehr anregend, weil die fast sophistische Gewandheit dieses guten Mannes, alle, auch die entgegengeseztesten, Ereignisse seinen Ansichten und Hoffnungen günstig zu finden, Dohm zu desto festerer Begründung seiner abweichenden Meinungen antrieb, und so aus den Gegensätzen, wie es immer, oft aber freilich nicht ohne Erschütterungen geschieht, Klarheit und Deutlichkeit hervorging. So groß war übrigens Dohm's Muße zu Halberstadt, daß er im Anfange des Frühjahrs 1796 den Plan zu einer großen litterarischen Arbeit faßte, nämlich zu einem Werke über die Französische Revolution und deren Folgen. Eben im Begriff, ein kleines Guth in dem von Halberstadt vier Meilen entfernten Städtchen Hornburg zu erkaufen, sollte diese Arbeit dort eine Sommer-Beschäftigung seyn, und mit dieser angenehmen Aussicht wurden die ersten Umrisse des Entwurfs zu Papier gebracht. Aber noch war die Skizze nicht vollendet, als eine Stafette ihn von seinem grünen Schreibpult abrief, und es folgten seitdem Beschäftigungen und Ereignisse so schnell und störend, daß jener Plan gänzlich in Vergessen gerieth, und nie auch nur die Feder über dieses, von Andern seitdem fast bis zum Uebermaaß behandelte, ob-

wol noch immer nicht erschöpfte, Thema wieder angesezt worden ist.

Ein Schreiben des Kabinets-Ministers Grafen Haugwitz beschied Dohm zu einer Zusammenkunft nach Magdeburg, ohne jedoch des dort zu verhandelnden Gegenstandes Erwähnung zu thun, vielmehr ward er in einer eigenhändigen Nachschrift von dem Minister ausdrücklich ersucht, irgend einen beliebigen Grund zu der kleinen Reise anzugeben. Am 14ten April gegen Abend traf Dohm in Magdeburg ein, wo er sogleich erfuhr, daß der Herzog von Braunschweig ebenfalls anwesend sey, und wo auch der Graf Haugwitz, obgleich er seine Ankunft erst auf den 15ten Morgens bestimmt hatte, bald nach ihm ankam. Da der Zufall beide dasselbe Wirthshaus hatte wählen lassen, so ward Dohm noch an demselben Abend unterrichtet, daß der König beschlossen habe, die Neutralitäts- oder Demarkations-Linie, über deren neue abändernde Festsetzung man schon seit mehrern Wochen mit Frankreich in Unterhandlung war, mit einem Heerhaufen von vierzig bis zwey und vierzig tausend Mann, aus Preußischen, Hannöverschen und Braunschweigischen Truppen bestehend, besetzen zu lassen. „Und Sie — sagte der Minister zutraulich freundlich — „sind ausersehen, alle daraus sich ergebenden „Verhandlungen mit den durch jene Linie umschlossenen Deutschen Landen zu führen, insbesondere die von diesen zu „leistende Verpflegung der schützenden Truppen zu bewirken. „Das ist ganz ein Geschäft für Sie, und Hannover muß, „als von allen am meisten bedroht, zu einer provisorischen Verpflegung für einige Zeit vermogt werden." — Die eigentliche Berathung über die wichtige Angelegenheit

wurde auf den folgenden Morgen bestimmt. Dohm machte bis dahin, nach den von dem Minister ihm geäußerten allgemeinen Ideen, schon einen Entwurf über die Hauptgegenstände der Verhandlung, den er beim Anfang der Conferenz dem Grafen Haugwitz, zu dessen besonderer Zufriedenheit, vorlas, und dann mit demselben die einzelnen Punkte gesprächsweise erörterte. Dem Herzog von Braunschweig ward gegen Mittag von allem, was verhandelt worden, in dem Hause des Generals von Kalkstein, wo er seine Wohnung genommen, von Dohm mündlich Bericht erstattet, wobey von dem erstern manche unerwartete Bedenklichkeiten erregt wurden. Insbesondere wünschte der Herzog, besorgt, daß von Hannover die angesonnene provisorische Verpflegung schwer zu erlangen seyn werde, Preußen möge dazu einen Vorschuß machen; allein Graf Haugwitz erklärte, daß dies unmöglich sey. „Selbst Struensee (damals bekanntlich Minister des Accise- und Zollwesens) — sagte er — „weiß nicht einmal zu einer halben Million Rath zu schaffen." — Nachmittags und Abends wurde die Berathung, zum Theil in zufälliger Gegenwart des Herzogs, der dem Grafen Haugwitz einen Gegenbesuch machte, fortgesezt, und vorzüglich in Ueberlegung genommen: ob die Verpflegungsbeiträge, zu denen auch Preußen für seine in den Niedersächsischen und Westphälischen Kreisen liegenden Provinzen, gleich den übrigen Mitständen, jedoch nur für seine Truppen, sich verpflichten wollte, nach dem Flächen-Inhalt, oder nach der Reichs- oder Kreis-Matrikel bestimmt werden sollten? Lezteres schien in mehrerm Betracht, besonders auch in Hinsicht der kleinen Gebiete der wohlhabenden Reichsstädte, rathsamer, und nun machte Dohm, nach

dem Wunsche des Ministers, am folgenden Tage selbst den Entwurf zu der ihm zu ertheilenden ausführlichen Instruktion. Um Mittag hatte er ihn vollendet, worauf dann Graf Haugwitz wieder nach Berlin zurückkehrte. Dohm blieb noch in Magdeburg zurück, um die dort befindlichen Niedersächsischen Kreis-Direktorial-Akten durchzusehen, und fand am Abend dieses Tages in einer Gesellschaft von litterarischen Freunden, die aus Köpken, Resewitz, Funk, Vangerow, Röttger, Klewiz und einigen Andern bestand, eine ihm sehr angenehme Erholung.

Nach Halberstadt zurückgekehrt erhielt Dohm bald die schon am 18ten April von dem Minister vollzogene Instruktion, und nun begann für ihn, durch die Ausführung des wichtigen Auftrags, eine ungemein arbeitvolle und unruhige Zeit. Welche Ansichten man auch über die damaligen Verhältnisse in Deutschland, und über die Folgen des zu Basel geschlossenen Friedens, so wie über das von Preußen befolgte System überhaupt, haben mag; — als wichtig muß der Dohm ertheilte Auftrag immer angesehen werden, wenn man auch nur die dadurch an ihn gemachten, und von ihm erfüllten Anforderungen in Betrachtung ziehen will. Wie er selbst darüber dachte, hat er in der Vorrede zum ersten Theil seiner Denkwürdigkeiten angedeutet, wo er unter andern (S. XXI) sagt: „Ich bemühte „mich ernstlich aus einem politischen System, dessen Festse„tzung nicht mein Werk gewesen war, so viele gute Fol„gen als möglich, abzuleiten und dem nördlichen Deutsch„land, während das südliche durch die Gräuel des Krie„ges zerrüttet wurde, Ruhe und Wohlstand zu sichern. „Ich hatte das Vergnügen, von den meisten Reichsständen,

„wenn gleich sie den Preußischen Schutz als aufgedrungen „betrachteten, und dessen Lasten zuweilen unwillig ertru„gen, meinen guten Willen dennoch anerkannt und durch „ihr Vertrauen mich belohnt zu sehen.“ Von jenen Bemühungen Dohm's unsern Lesern eine möglichst anschauliche Vorstellung zu verschaffen, und zugleich ihnen von dem, was sonst dabey der Erwähnung werth scheint, einige Kenntniß zu geben, haben wir in Folgendem versucht, bemerken jedoch ausdrücklich, daß unsre Erzählung keinen Anspruch darauf macht, den wichtigen Gegenstand in allen seinen politischen Beziehungen zu betrachten, und eine anders wohin gehörende vollständige Darstellung aller dabey beachtenswerthen Verhältnisse und Verhandlungen, mit einem Worte, eine Geschichte des bewafneten Neutralität-Systems im nördlichen Deutschland, zu geben.

Nach dem Inhalt der Instruktion mußte Dohm den von der Neutralitäts-Linie umfaßten größern und kleinern Staaten, bey Ankündigung der beschlossenen Maaßregel, in angemessener Art einleuchtend zu machen suchen, daß der ihnen zugedachte Schutz nur dann statt finden, könne, wenn die Verpflegung der zusammenzuziehenden Truppen von allen geschüzten Landen gemeinsam getragen und gesichert werde. Zunächst sollte er dann das Hannöversche Ministerium zur Uebernahme einer dreymonatlichen Verpflegung der Truppen bewegen, und sich zu dem Ende über Braunschweig, um dort mit dem Herzoge über mancherley Gegenstände zuvor noch Rücksprache zu nehmen, baldigst nach Hannover begeben. — Die Ausführung des ersten Punkts bewirkte Dohm, zum Theil noch von Halberstadt aus, durch Erlassung mehrerer Schreiben, vorzüg-

lich in die vorliegenden Lande, die am ersten der Gefahr einer feindlichen Berührung ausgesezt waren. Um unsre Leser in den Stand zu setzen, von der ersten Einleitung des ganzen Geschäfts sich eine deutliche Vorstellung zu machen, haben wir ein solches Schreiben, und zwar das an den Münsterschen Directorial-Gesandten, unter den Beilagen abdrucken lassen (6).

Zu Braunschweig erfuhr Dohm von dem Herzoge, der mit dem Hannöverschen Minister Grafen Kielmansegge schon eine vorbereitende Besprechung zu Peina gehabt hatte, daß er zu Hannover dem Preußischen Ansinnen sehr ungünstige Gesinnungen finden werde. Dies war unangenehm; doch schien ihm, als er selbst nach Hannover kam, aus einigen mündlichen Aeußerungen der dortigen bedeutendsten Geschäftmänner hervorzugehen, daß man es nicht zum Aeußersten werde kommen lassen, und für diesen Fall bereits mit Verhaltungsbefehlen von London versehen sey. Er hielt daher die geringe Besorgniß, die man wegen der Gefahr eines feindlichen Ueberzugs von Seiten Frankreichs zu haben schien, nur für vorgeblich, und hoffte insbesondere, daß die vertrauliche Eröfnung, die er (am 29sten April) von einer ungünstigen Französischen Antwort auf den von Preußen gethanen Vorschlag, in Betreff einer neuen Bestimmung der Abgränzungs-Linie, machen konnte, eine rasche und günstige Entschließung herbeiführen werde. Diese Erwartung war jedoch irrig; — selbst die über seine Instruktion hinaus bezeigte, zu Berlin nachher sehr gebilligte, Bereitwilligkeit, zum Besten Hannovers kräftigst

(6) S. Beilage Nr. VI.

dahin mitzuwirken, daß auch von einigen benachbarten Landen angemessene Beiträge zu der von Hannover allein verlangten dreymonatlichen Verpflegung geleistet würden, hinderte nicht, daß Dohm eine völlig ablehnende Antwort erhielt. Er verließ nun, nachdem er nochmals alle Gründe für das Ergreifen der von Preußen vorgeschlagenen Maaßregeln entwickelt, und die großmüthigen Gesinnungen seines Hofes ins Licht gesezt hatte, am dritten May Hannover und ging nach Braunschweig, um hier den Ausgang der schriftlich fortgesezten Verhandlungen abzuwarten, und zugleich die kostbare Zeit zu anderweitigen Vorkehrungen zu benutzen. In Hannover wirkte indeß der schon vor Dohm's Abreise, angeblich in Privatangelegenheiten, dort angekommene Preußische Staatsminister Freyherr von Hardenberg sehr kräftig für die Sache; auch die Landstände waren durch Vorstellungen und Anerbietungen bey ihrer Regierung wieder sehr thätig, vorzüglich auf Antreiben des vorhin schon erwähnten Herrn von Berlepsch. Von Berlin aus aber ward der zwölfte May als der äußerste Zeitpunkt bestimmt, bis wohin man eine ganz bestimmte Erklärung erwarte, ob der angebotene Preußische Schutz unter der gemachten Bedingung angenommen, oder das Land seinem Schicksal überlassen werden solle. Durch alles dies gewann denn die Sache bald ein günstigeres Ansehen; die schriftlichen Antworten lauteten annähernd, und schon am elften May fand sich zu Braunschweig wirklich ein Hannöverscher Abgeordneter ein, um mit Dohm und den von dem Herzoge von Braunschweig bevollmächtigten Männern über die gemeinsame Angelegenheit zu berathschlagen. Auch andre Bevollmächtigte kamen nach und nach an; selbst der Churfürst von

Cöln bezeigte, als Fürstbischof von Münster, große Bereitwilligkeit zum Beitrit, und sogar zur Theilnahme an der provisorischen Verpflegung. Das Mistrauen, welches von einigen Seiten her, vielleicht nicht ohne Französische Anstiftung, über die eigentlichen Absichten Preußens bey der eiligen Zusammenziehung eines nicht unbedeutenden Heerhaufens geäußert wurde, konnte Dohm mit strenger Wahrheit leicht widerlegen, und so die Schwierigkeiten, die aus der weitern Verbreitung desselben für das vorhabende Geschäft zu besorgen waren, im Entstehen beseitigen. Noch leichter waren die, vorzüglich von einigen kleinern Reichsständen vorgebrachten, Bedenklichkeiten: — „was „der Kaiserliche Hof, was Frankreich zu solchen Maaßre„geln sagen würden?“ — durch Hinweisung auf das zu besiegen, was Preußen nicht nur gesagt, sondern auch gethan habe, und ferner thun wolle. Von Hannover wurde sogar, als die Bewegungen der Franzosen anfingen bedenklich zu werden, nun selbst auf schleuniges Vorrücken der Preußischen Truppen gedrungen, und bereits am fünften Tage nach Eröfnung der gemeinsamen Berathungen war die verlangte dreymonatliche Verpflegung völlig gesichert, wozu übrigens Hannover, in Folge geschickter und durch Dohm's Vermittlung begünstigter Unterhandlungen, nur etwa die Hälfte beitrug.

Die weitern Beschäftigungen in Braunschweig bestanden vorzüglich in Vorbereitungen zu dem in Hildesheim zu eröfnenden Convent oder Congreß, denn so wollte man diese außerordentliche Versammlung Deutscher Reichsstände aus mehrern Kreisen benennen, um die gewöhnliche Kreistags-Form, und überhaupt alle breiten

Förmlichkeiten, möglichst zu vermeiden. Zu den Vorbereitungen gehörte unter andern auch der Beschluß, daß die Reichsstädte Bremen und Hamburg für Stände des Niedersächsischen Kreises erklärt, die nöthigen Urkunden deshalb für sie ausgefertiget, und sie in die bevorstehende Ständische Versammlung zu Hildesheim förmlich eingeführt werden sollten, wie es einige Zeit nachher auch wirklich geschehen ist. So unbezweifelt nämlich die Reichsunmittelbarkeit beider Städte war; so hatte doch ihre Kreisstandschaft öftere Anfechtungen erfahren, wenigstens waren beide auf mehrern Kreistagen nicht erschienen (7). Dohm war übrigens für seine Person noch insbesondere durch oft nöthige Verhandlungen mit einzelnen Abgeordneten, durch Berathungen mit den zu Braunschweig schon angekommenen Preußischen Feldverpflegungs-Beamten über Anlegung von Magazinen und dergleichen, so wie durch die Leitung des Ganzen ungemein mit Geschäften überhäuft. So sehr war alle seine Zeit besezt, daß er, dem Genuß der freien Luft zum Wohlbefinden Bedürfniß war, in mehrern Wochen nicht vor die Thore von Braunschweig kam. Dabey wurde er in dieser Zeit auch noch sehr beunruhigt durch eine lebensgefährliche Krankheit des Herzogs von Braunschweig, denn der Tod dieses Fürsten, in jedem Betracht

(7) Wegen **Bremen** war in dem Kreisabschiede von 1649 ausdrücklich bemerkt worden: „Es sey nicht zu befinden gewesen, daß Bremen jemals zu Kreistägen beschrieben wäre," und man hielt daher rathsam, dieser Ungewißheit jezt, vorzüglich auch deshalb ein Ende zu machen, damit die zu fassenden Beschlüsse für diese sehr beitragsfähigen Mitstände verbindliche Kraft hätten.

schmerzhaft, würde insbesondere für das vorseyende Geschäft nachtheilig gewesen seyn, weil dem Herzoge der Oberbefehl über das aufzustellende Beobachtungsheer bestimmt war. Mit mehr als einer nur zur guten Lebensart gehörenden Freundlichkeit schrieb der Herzog, der auf Dohm für dieses Geschäft ein großes Vertrauen sezte, bey beginnender Genesung ihm eigenhändig: „Der erste „Versuch meiner wiederkehrenden Kräfte ist Ihnen, wie „billig, gewidmet. Meine Unruhe hat mein Uebel ver„mehrt, und die Unthätigkeit, in welche ich leider versezt „worden, hat mich bis auf den Tod gekränkt. — Dem „Vernehmen nach gehet die Sache, und in Ihren Hän„den stand das nicht anders zu erwarten.“ —

Um die Mitte Juny war endlich Alles zu der förmlichen Eröfnung des Convents zu Hildesheim vorbereitet. Für mögliche Fälle wurden aus dem Braunschweigschen Archiv auch einige Akten von dem lezten, zu Lüneburg 1682 gehaltenen, Niedersächsischen Kreistage mitgenommen, die, weil sie nicht gebraucht worden, so sehr in Vergessenheit gerathen waren, daß kein Schlüssel zu der Kiste, worin sie befindlich, mehr vorhanden, und diese daher von einem Schlösser geöfnet werden mußte. Am 19ten Juny reiste Dohm nach Hildesheim ab, wohin die andern Bevollmächtigten schon vor ihm, mehrere auch, die in Braunschweig nicht anwesend gewesen, der ergangenen Einladung gemäß, unmittelbar von Haus aus sich begeben hatten.

Zum Versammlungsorte war hier ein geräumiges Zimmer in dem vormaligen Jesuiter-Collegium gewählt,

und eingerichtet. Die gehegte Hoffnung, daß Förmlichkeiten und unwesentliche Dinge nicht belästigen und hinderlich seyn würden, ging nur zum kleinsten Theil in Erfüllung; schon bey der ersten Versammlung, einer sogenannten Direktorial-Conferenz, wurde Dohm selbst, ganz unerwartet, zu einem ihm höchst unangenehmen Rangstreit veranlasset. Hannöverscher Seits wünschte man nämlich, daß der Convent zu Hildesheim, wenigstens für den Niedersächsischen Kreis, dessen sämmtliche Stände versammelt waren, als eine Kreisversammlung angesehen werde (8). Der Churhan-

(8) Das Interesse, welches Hannover hatte diese Ansicht geltend zu machen, beruhte in Folgendem. — Als das zu den Hannöverschen Landen gehörende Herzogthum Bremen im Westphälischen Frieden als säkularisirtes Bisthum an Schweden kam, verlangte und erhielt diese Macht die zur Behauptung ihres Einflusses in Deutschland wichtige Theilnahme an dem Direktorium im Niedersächsischen Kreise, welches bis dahin von dem Erzbisthum Magdeburg, und von dem jedesmaligen ältest-regierenden Fürsten aus dem Braunschweig-Lüneburgschen Hause als Mitdirektor, geführt worden war. Man verglich sich 1652 dahin, daß das von dem gleichfalls säkularisirten Magdeburg künftig abwechselnd mit Bremen zu führende aktive Direktorium (Directorium agens) nach jedem geendigten Kreistage sogleich an den andern Direktor übergehen, und dann wieder bis zum Ende eines Kreistages dauern solle. Auf den im Jahr 1682 gehaltenen jüngsten Kreistage hatte Magdeburg das Direktorium geführt; als er beendigt worden, war es an Bremen übergegangen. Karl XII hatte es im Jahr 1712, in seiner damaligen bedrängten Lage,

növersche Gesandte wollte deshalb, in seiner Eigenschaft als Herzoglich Bremischer Bevollmächtigter, den Rang vor Dohm, in Gemäßheit einer alten Uebereinkunft von 1714, behaupten, und glaubte den daher genommenen Grund seiner Behauptung auch noch durch die Hindeutung auf den, allerdings unbestrittenen, Rang des Königs von England vor dem Könige von Preußen verstärken zu können. Dohm, äußerst nachgiebig und gern zurücktretend in äußern Dingen wo es nur auf persönliche Verhältnisse ankam, war dies keinesweges, wenn die Würde des aufhabenden Amts und des Staats, dem er diente, in Betrachtung kam, und er konnte in solchen Fällen, eben weil er, von kleinlicher Persönlichkeit sich frey fühlend, nur auf die Sache und die Absicht sahe, sehr kräftig sich äußern, selbst bis zu dem Anschein von Stolz und streitsüchtigem Wesen. In den hier vorhandenen Verhältnissen, bey denen einem Gesandten des Königs von England nicht einmal der Zutritt von Preußen verstattet werden durfte, war es ihm nicht sehr schwer, die Ansicht und den Vorrang seines Ho-

durch einen Vergleich an Magdeburg abgetreten; lezteres, oder Preußen, führte daher jezt eigentlich das Bremische Direktorium, und nach dessen Aufhören würde es ihm in seiner Reihe gebührt haben. Allein Hannöverscher Seits sahe man die Sache so an, daß Schweden damals nur vom Direktorium zurückgetreten, und Magdeburg dieses in seiner Reihe übernommen habe, daß also, wenn der jetzige Kreistag geendet, das Direktorium an Bremen kommen müsse. Dies war der Grund, daß man den Hildesheimer Convent für die Niedersächsischen Stände als einen Kreistag angesehen wissen wollte.

fes zu behaupten, und den ärgerlichen Streit, ohne Nachtheil für die Sache, zu beseitigen.

Zu andern wesentlichern Streitigkeiten und Hemmungen wurde dadurch Veranlassung gegeben, daß, behufs Vertheilung der Verpflegungs-Beiträge, der Kreis-Matrikularanschlag von 1654 zum Grunde gelegt war (9), um die bey einem erst neu auszumittelnden Maaßstabe hervortretenden noch größern Schwierigkeiten zu vermeiden, und daß die Stände des Niedersächsischen Kreises von den übrigen Ständen abgesondert berathen und beschließen, auch die Beschlüsse der auf diese Weise gebildeten zwey Abtheilungen nur für jede einzelne verbindliche Kraft haben sollten. Dieses zwiespältige Wesen nöthigte Dohm, wenn er an dem Tische der Niedersächsischen Stände als Herzoglich Magdeburgischer Direktorialis die Berathung und Abstimmung geleitet hatte, dann als Königlich Preußischer außerordentlicher Gesandter zu den in demselben Zimmer, an einem andern Tische sitzenden Westphälischen

(9) Dieser Kreis-Matrikularanschlag enthielt manche Abweichungen von der zu Worms im Jahr 1521 gemachten jüngsten Reichs-Matrikel. Weil in dieser augenfällige Unrichtigkeiten waren, hatte man sie im Jahr 1654 einer Revision unterworfen, aber nur jeder einzelne Kreis kam für sich zu einem Beschluß über die damals nöthigen Abänderungen; ein Reichsschluß ward nicht zu Stande gebracht, und so war eigentlich die Reichsmatrikel thatsächlich für unrichtig erklärt, obgleich der Reichstag zu Regensburg noch immer fortfuhr, die Leistungen für die Wohlfahrt und Erhaltung des Reichs nach derselben zu bestimmen.

und andern Ständen zu treten, um hier ein Gleiches zu thun. Es konnte dabey an Anlaß, theils zu Beschwerden über den alten jezt unpassenden Maaßstab, theils auch zu Förmlichkeiten nicht fehlen, die einen verzögernden Einfluß auf das Geschäft hatten. Dazu kam noch, daß manche Stände, nicht unbillig, wie es schien, verlangten, von Hannover solle, weil durch die besondern Verhältnisse dieses Landes die jetzige Maaßregel vorzüglich veranlaßt worden, ein verhältnißmäßig grösserer Beitrag zu den gesammten Truppen-Verpflegungskosten geleistet werden, wogegen Hannover aber nicht einmal nach dem durch die Churwürde erhöhten Matrikularanschlage beitragen wollte. Es wurde daher fast keine Berathung gehalten in welcher Dohm sich nicht veranlaßt sahe, theils erläuternd, theils vermittelnd, auch wol zurechtweisend zu reden. Oft fühlte er sich ganz erschöpft; doch hatte er einige Male auch die Genugthuung, daß einige Bevollmächtigte, aus innerm Drange und mit rührender Herzlichkeit, ihm ihre Anerkennung seiner unermüdlichen Thätigkeit und Geduld, sogar wenn der Faden der leztern auch wol ihrentwegen selbst einmal gerissen war, laut bezeugten. Wie viele, nicht immer angenehme, Muße übrigens manche Bevollmächtigte in diesen Versammlungen hatten, mag daraus abgenommen werden, daß ein achtbares Mitglied sich öfters die Zeit mit Entwerfung von lateinischen Versen vertrieb, die meistens einzelne Vorfälle bey den Berathungen, oder auch anwesende Personen betrafen (10).

(10) Dieses Mitglied war der Churcölnische Bevollmächtigte für das Herzogthum Westphalen, Geheime Rath Pape. Zur Ergözlichkeit für manche unsrer Leser

Indeß wurde, troß aller ermattenden Förmlichkeiten und andrer gewichtigern Hemmungen, deren Aufzählung man dem Verfasser gewiß gern erlassen wird, der Zweck vollständig erreicht. Als der Convent am ersten September sich für einige Zeit mit dem Beschlusse vertagte, daß man auf neue Einladungsschreiben, spätestens vier Wochen nach dem Erlaß derselben, sich wieder versammeln wolle, war die Verpflegung der Truppen auf sechs Monate gesichert; Dohm ward von Berlin die vollkommenste Billigung aller getroffenen Einrichtungen, und die besondere Zufriedenheit seines Monarchen bezeigt. Der leztere hatte diese schon früher auf die schmeichelhafteste Weise ihm mündlich geäußert, als er sich ihm in dem von Hildesheim nicht weit entfernten Kurort Pyrmont, etwa vier Wochen vor der Vertagung des Convents, vorstellen ließ, und hier von der Lage des ihm aufgetragenen Geschäfts in einer längern Unterredung unmittelbaren Bericht dem Könige abstattete, wobey dieser sehr in die Sache einging, und treffendes Urtheil bewies. Mit Absicht war veranstaltet, daß diese Unterredung vor den Augen Vieler, in der großen Allee zu Pyrmont, wo der König mit Dohm hin und herwandelte, statt fand, damit diese Oeffentlichkeit von Nutzen für den guten Fortgang des Geschäfts seyn möge. Es lag hierin eigentlich eine stille Anerkennung von der Macht der öffentlichen Meinung, die jeder Herrschende von Gefühl und Einsicht gern für sich haben mag, und die man selbst

haben wir in der Beilage Nr. VII einige dieser Poesien mitgetheilt, die zu allerley Betrachtungen Anlaß geben, und den ihnen dort eingeräumten Platz hoffentlich nicht unwürdig einnehmen.

bey den Versuchen zu ihrer Unterdrückung für sich zu gewinnen trachtet.

Ehe Dohm zu den Seinigen nach Halberstadt zurückkehren konnte, mußte er noch eine Reise in das Hauptquartier des Beobachtungsheers nach **Minden** machen, um dort über Alles, was zu Hildesheim verhandelt und beschlossen worden, mündlich ausführlichere Auskunft zu geben, als es schriftlich thunlich gewesen, und zugleich für mögliche Fälle in Betreff der Verpflegungsbeiträge Abrede zu nehmen. Den Herzog, welcher in Folge der im Frühjahr bestandenen Krankheit jezt an einem hartnäckigen Uebel litt, fand er sehr unzufrieden mit manchen ihm nicht ganz zweckmäßig scheinenden Maaßregeln, und voll vorahnender Besorgniß, daß er noch selbst die gänzliche Auflösung des Deutschen Reichs werde erleben müssen. Von mehreren jüngern Officieren im Hauptquartier, und selbst von bedeutenden Männern des Verwaltungsfachs, wurde keck und mit gewichtigen Gründen geäußert, daß jezt ein günstiger Zeitpunkt seyn dürfte, die Deutsche Verfassung den vorhandenen Umständen und Bedürfnissen gemäß zu verändern, und daß man nicht warten müsse, bis das alte Gebäude in sich zusammenstürze, und Gutes und Schlechtes zugleich unter seinen Trümmern begrabe. So sehr diese Ansicht im Wesentlichen mit Dohm's längst gehegter Ueberzeugung zusammentraf, so waren ihm doch **gerade jezt** Unterhaltungen darüber nicht angenehm. Falsch aufgefaßte, mit kleinen Veränderungen verbreitete, ihm zugeschriebene Aeußerungen konnten nachtheiligen Einfluß auf sein Geschäft haben, und ihm überdem den Ruf der Zweideutigkeit zuziehen, den er sein ganzes Leben hin-

durch von sich abzuhalten gestrebt hat, obwohl nicht immer mit Erfolg, bey der möglichen, oft auch wahrscheinlichen mehrfachen Deutung von Worten und Handlungen in vielfach verschlungenen Verhältnissen, und überhaupt in einem bewegten Leben. Die in der Lütticher Sache gemachten Erfahrungen waren ihm noch in zu frischem Andenken.

In dem freundlichen Halberstadt, wohin Dohm gegen Ende Septembers zurückkam, ward ihm endlich, im Kreise der Seinigen und im Umgange mit den vorhin genannten Männern, einige sehr nöthige Erholung zu Theil. Vorzügliche Erheiterung gewährten ihm stets solche Abendstunden, die der gemeinschaftlichen Lektüre, oder auch den Kindern gewidmet werden konnten, denen dann Bilder, der Tochter auch wol schon Landcharten, unter belehrenden Erzählungen, vorgezeigt wurden. Lange sollte sich jedoch Dohm dieses friedlichen Zustandes nicht erfreuen, in welchem es übrigens an vielfacher, zuweilen überhäufter Arbeit in dem Verpflegungs-Geschäft nicht fehlte, da neben den amtlichen Verhandlungen auch eine sehr lebhafte Privatcorrespondenz zur Beförderung desselben in dieser ersten Zeit nöthig war. Die meisten der zu Hildesheim versammelt gewesenen Abgeordneten hatten dringend gebeten, daß der Convent nicht während des Winters wieder zusammenberufen werden möge. Da nun aber schon vor der Mitte Oktobers, wegen nahen Ablaufs der durch unerwartete Ausfälle in den Beiträgen noch etwas verkürzten sechs Monate, für welche die Truppenverpflegung gesichert worden, eine Aufforderung zu abermaligen Beiträgen nöthig war; so mußte Dohm diese, ohne vorherige Bera-

thung, nach dem einmal angenommenen Maaßstabe, so gegründete und feierliche Verwahrungen auch gegen leztern von manchen dadurch bedrückten Ständen eingelegt waren, schriftlich machen, — er mußte, nach der Canzleysprache, ein Ausschreiben erlassen. Mit der ihm eigenthümlichen Gewandheit benuzte Dohm die bald nach Erlassung desselben ihm amtlich mitgetheilte Kenntniß von der neuen Uebereinkunft, die zwischen Preußen und Frankreich wegen veränderter Bestimmung der Neutralitäts-Linie am 5ten August getroffen worden, um die schon sonst dargelegten Gründe für die fortdauernde Nothwendigkeit der Aufopferungen zur Erhaltung des Neutralitäts-Verbandes noch zu verstärken. Zu Berlin aber stellte er zugleich dringend vor, daß man den Ständen die beruhigende Versicherung schuldig sey, sie gegen alle Anforderungen des Kaiserlichen Hofes an Römermonaten und sonstigen Beiträgen zu dem gegen Frankreich noch immer fortgehenden Reichskriege kräftig schützen zu wollen. Wenn dennoch von manchen kleinern Reichsständen diese Lasten, neben den Verpflegungsbeiträgen, noch längere Zeit getragen wurden, und die Abberufung ihrer im Reichsheere noch befindlichen Truppen durch heimliche Verabschiedung, oder gar angestiftete Entweichung derselben, bewirkt werden mußte; so trug Dohm, den solches Verfahren im Innersten schmerzte, hiervon nicht die Schuld. Als noch vor Ablauf des Jahrs 1796, wegen zögerlichen Eingangs der Beiträge und um jede mögliche Verlegenheit zu verhüten, schon wieder ein neues Ausschreiben gewünscht wurde, machte Dohm zu Berlin Vorschläge, um den Ständen einige Erleichterung zu verschaffen, und zugleich größere Bereitwilligkeit derselben zu den etwa ferner noch nöthigen

Beiträgen zu bewirken. „Es ist — sagte er — besser, auf „diesem Wege etwas Festes zu erwirken, als durch frucht„lose Drohungen seiner Würde zu vergeben, und sich um „Ansehen und Ergebenheit zu bringen.“ — Man ließ Dohm's Gesinnungen und Eifer Gerechtigkeit wiederfahren, aber man sagte ihm zugleich: „Die Neutralitäts-Maaßregeln müssen ganz so wie bis„her fortdauern.“ Das neue Ausschreiben mußte nun (im Anfange des Jahrs 1797) erlassen werden, zugleich mit einer Einladung zu der Wiedereröfnung des Convents zu Hildesheim, die auf den 20sten Februar bestimmt wurde.

Dohm verließ Halberstadt schon gegen Ende Januars, um zu Braunschweig, Hannover und Minden noch nöthige Verabredungen nehmen, und Vorbereitungen zu den neuen Verhandlungen treffen zu können. An dem lezten Orte betrieb er vorzüglich die Aufstellung genauer Nachweisungen über die Verwendung der geleisteten Beiträge, weil er diese den versammelten Ständen zur Prüfung vorlegen, und, durch die bewirkte Ueberzeugung von der ordnungsmäßigen und gewissenhaften Verwendung der gebrachten Opfer, die fernere Ertragung unabwendlicher Lasten auf würdige Weise leichter machen wollte. Am 25sten Februar ward der Convent, zu welchem fast dieselben Bevollmächtigten sich alle wieder eingefunden hatten, aufs neue eröfnet. Dohm's umständlicher Vortrag über die ganze Angelegenheit machte einen sichtbar guten Eindruck, und er erhielt sprechende Beweise, daß die Achtung und das Vertrauen, welche er sich persönlich erworben, für den guten Erfolg des Geschäfts von Nutzen waren. Von

Berlin ward ihm große Zufriedenheit mit den getroffenen Einleitungen bezeigt, aber zugleich wünschte man, daß alle Stände sich zu den Verpflegungsbeiträgen bis zum Ende des Kriegs bereit erklären möchten. Dies zu bewirken war jedoch nicht möglich, weil es den Bevollmächtigten zu bedenklich schien, auf unbestimmte Zeit solche Verpflichtungen einzugehen, und Dohm mußte sich mit der Zusicherung der Beiträge für ein Jahr, und mit der allgemeinen Erklärung fernerer Bereitwilligkeit nach den Umständen begnügen. Uebrigens fehlte es auch jezt, wie im vorigen Jahre, nicht an mancherley Beschwerden über ungleiche Vertheilung der Lasten, wegen des zum Grunde gelegten im Ablaufe der Zeit unpassend gewordenen Maaßstabes, und auch andere unerwartete Hindernisse thaten sich hervor. Vorzüglich unangenehm war, daß von einem der Bevollmächtigten unter der Hand sogar den Preußischen Absichten entgegengearbeitet, und von ihm dem Hannöverschen Gesandten der Vorschlag zu einem besondern Neutralitäts-System, und zur Trennung von Preußen gemacht wurde. Dohm erhielt jedoch bald Kunde davon, und die Sache hatte keine weitern Folgen. Als die zu Leoben zwischen dem General Bonaparte und den Oesterreichischen Bevollmächtigten vorläufig abgeschlossenen Friedensbedingungen (18ten April 1797) bekannt wurden, entstand Hoffnung, die von einigen Abgeordneten auch laut geäußert wurde, daß nun keine Truppen zur Beschützung der Neutralität ferner nöthig seyn würden. Allein zu Berlin hielt man dafür, daß vor Abschluß eines Reichsfriedens, und so lange der Krieg mit England, und mit ihm die Gefahr eines Französischen Einfalls in das nördliche Deutschland fortdauere, das bewaffnete Neutralitäts-Sy-

stem nicht aufgegeben werden dürfe; Dohm ward angewiesen nach dieser Ansicht zu verfahren, und zugleich auch ermächtiget, den Convent zu vertagen, nicht aber ihn zu schließen. Am ein und zwanzigsten Juny fand die Vertagung statt; der Convent ist nachher nie wieder zusammenberufen, aber das Neutralitätssystem hat bis zum Frieden von Lüneville fortgedauert, und es wird davon noch einmal die Rede seyn, wenn unsre Erzählung bis zu diesem Zeitpunkt vorgerückt ist.

Durch große Anstrengungen und mancherley Verdrießlichkeiten war Dohm's Gesundheit sehr geschwächt worden, obgleich er, schon mehrere Wochen vor der Beendigung des Convents, wieder der Pflege der vorsorglichen Gattin, die mit den Kindern nach Hildesheim gekommen war, genossen hatte. Er erbat und erhielt Urlaub zu einer Badekur in Nenndorf, wohin er sich um die Mitte des July begab. Einige Zeit vorher hatte er noch mit dem Geheimen Kabinetsrath Menken, der, nach Pyrmont reisend, über Hildesheim kam und Dohm hier aufsuchte, eine zwar lehrreiche aber ihn betrübende Unterredung über den Zustand der Dinge in Berlin, und insbesondere über die dort immer mehr überhand nehmende sittliche Verderbtheit. Jener trefliche Mann wurde von Dohm sehr geschätzt, und gewiß werden sich viele unsrer Leser noch der von ihm entworfenen ausführlichen Verfügungen, die beim Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's III ergingen, auf den ihnen zum Grunde liegenden Sinn sehend, mit Vergnügen erinnern. Ueber die allgemeinen politischen Angelegenheiten, und vorzüglich über Preußens Verhältniß zu Frankreich, wurde Dohm, wenige Tage vor

seiner Abreise nach Nenndorf, von dem zum Könige nach Pyrmont gehenden Minister Grafen Haugwitz unterrichtet; auch diese Mittheilungen hatten wenig Erfreuliches. „Neben den amtlichen Versicherungen, — sagte Graf Haugwitz — „die von Paris wegen fernerer An„erkennung des Neutralität-Systems für das nördliche „Deutschland gegeben worden, sey zugleich auch vertrau„lich gemeldet, daß Frankreich jezt eigentlich unter einer „Doppelherrschaft stehe, der des Direktoriums und der der „Generale, und daß die Macht der leztern zuweilen die „der gesetzlichen Behörde überwöge, wovon Bonaparte's „Verfahren mit Venedig, das ganz den Gesinnungen des „Direktoriums entgegen sey, zum Beweis diene."

Zu Nenndorf kam Dohm in manche ihm angenehme gesellige Berührungen, wie es bey der sehr ausgebreiteten Bekanntschaft, und bey dem Ruf, den er sich erworben hatte, nicht fehlen konnte; er benuzte aber die hiesige Muße vorzüglich zur Lesung von Schriften, die in dem gewöhnlichen Geschäftdrange für eine solche Zeit zurückgelegt waren. Die ihm sehr wohlthuende Ruhe ward jedoch bald unterbrochen. Dohm sahe sich veranlaßt, sich nach Pyrmont zum Könige zu begeben, und wurde dort für mehrere Tage in ein sehr gewirrvolles und beunruhigendes Treiben gezogen, in welchem er an die von dem Herzoge von Braunschweig ihm einst, im Unmuth über die allgemeinen Angelegenheiten und über das gewöhnliche Hofwesen, gemachte Aeußerung: „daß man würdige Berück„sichtigung von Verdiensten, ohne sich selbst bemerk„lich zu machen, in der Regel nicht erwarten dürfe," recht lebhaft erinnert ward. Uebrigens fand dort auch ein

kleiner Vorfall statt, der Dohm Gelegenheit gab seine Geistesgegenwart zu zeigen, und den er später in vertrauten Kreisen oft mit Lächeln erzählte. Der zu Pyrmont gleichfalls anwesende regierende Landgraf von Hessen-Kassel machte ihm nämlich, in Gegenwart mehrerer bedeutenden Personen, ziemlich lebhafte Vorwürfe über sein ehemaliges Entgegenwirken bey der vorhin (Abschnitt V) erzählten Hessischen Besitznahme von Lippe-Schaumburg, und erinnerte dabey zugleich, etwas unfein, an seine früheren Verhältnisse in Kassel. Dohm erwiedert auf der Stelle, die Sache scherzhaft wendend: „ihm, der nur die Befehle sei„nes Monarchen vollzogen, werde durch solche Aeußerun„gen zu viele Ehre erwiesen; Se. Durchlaucht „würden sich richtiger an jenen Mann — auf den König zeigend, der nur einige Schritte entfernt stand — „mit Ih„ren Beschwerden wenden.“ Die Umstehenden winken meistens Beifall, und der Fürst sucht, so gut es gehen will, ein andres Gespräch auf die Bahn zu bringen. —

Nach der Rückkehr von Pyrmont wurden für die nächste Zukunft erheiternde Plane gemacht. Die angenehme Herbstzeit sollte in dem geräumigen eignen Hause zu Hornburg, wobey ein ziemlich großer Garten befindlich, der Winter aber in Halberstadt zugebracht werden. So schien ein sehnlicher Wunsch nun endlich sich seiner Ausführung nähern zu wollen; aber gerade im Augenblick der beginnenden Erfüllung erhielt Dohm eine Nachricht, die, gleich einem am heitern Sommer-Himmel aufsteigenden Wölkchen, Beunruhigung erregen konnte. Als er nämlich eben mit den Seinigen zu Hornburg, um hier einige Wochen zu verweilen, angekommen war, wurde ihm von

Berlin geschrieben, daß der Tod Friedrich Wilhelm's II wahrscheinlich bald eintreten werde, und zugleich meldete man von zwey andern Orten her vertraulich, daß der Thronerbe von ihm eine gute Meinung, und Absichten auf ihn habe. „Merkwürdig ist, — heißt es im Tagebuche — „daß wir gerade in dem Zeitpunkt unser Eigenthum be„ziehen, wo eine Regierungsveränderung bevorsteht, die „auch auf mein Schicksal Einfluß haben wird." — Am 23sten November kehrte Dohm nach Halberstadt zum Winteraufenthalt zurück, und zwey Tage darauf erhielt er hier mit Eilpost die Nachricht, daß er von dem jungen Könige zum dritten Preußischen Gesandten auf dem Friedens-Congresse zu Rastadt, neben dem Staats-Minister und Churbrandenburgischen Reichstagsgesandten Grafen von Görtz, und dem Freyherrn von Jacobi, Preußischen Gesandten am Hofe zu London, ernannt sey, und baldigst zu dieser neuen Bestimmung abgehen solle. In der amtlichen Verfügung heißt es wörtlich: „Wir zweifeln nicht, „daß Ihr eine so ausgezeichnete Gelegenheit gern anneh„men werdet, um Euch für das Preußische Staats-In„teresse und das gemeine Wesen, bey so äußerst verwickel„ten und schwürigen Umständen, mit gewohnter Einsicht „und Klugheit, und Uns treu zugethaner Gesinnung be„stens nützlich zu erweisen." — Dennoch war der erste Gedanke, diese Bestimmung wegen großer Kränklichkeit abzulehnen; „denn — sagt Dohm im Tagebuche — das „Gewirre, die mannichfachen Verhältnisse, Intriguen und „dergleichen stellen sich mir in vollem Lichte dar." — Bald überwogen jedoch andre Betrachtungen, insbesondre die Hoffnung, wirken und nützen zu können, alle Bedenklichkeiten. Dohm übernahm den ehrenvollen Auftrag, und

fing sofort an zu der Abreise nach Rastadt Vorkehrungen zu treffen. Ohne die liebende, pflegende Gattin die weite Reise zu unternehmen, und den ungewissen Aufenthalt in Rastadt zu machen, schien jedoch ihm und allen theilnehmenden Freunden nicht rathsam; ihre und der Kinder Mitreise ward also beschlossen. Zur Besorgung der Neutralitäts- und Verpflegungs-Geschäfte blieb der schon oben (Abschnitt VI) erwähnte Legations-Sekretair Himly in Halberstadt zurück, und Dohm nahm einen Freund desselben, einen jungen Mann Namens Horn aus Braunschweig, der schon bey den oft überhäuften Arbeiten zu Hildesheim mit Dohm in Verbindung gestanden hatte, nach Rastadt mit (11).

Der Weg wurde über Kassel, Gießen, Frankfurt, Heidelberg und Durlach genommen. An dem ersten Orte war Dohm seit seinem Abgange von dort, nun seit siebzehn Jahren, nicht wieder gewesen; er fand jezt keinen von den alten ihm näher verbunden gewesenen Freunden, da auch Herr von Schlieffen gerade abwesend war. Zu Gießen trafen die Reisenden auf die erste Französische Schildwache, und vernahmen von hier an häufige Klagen über die Lasten, die abwechselnd von Freund und Feind aufgelegt worden, so wie über den Ue-

(11) Herr Dr. Horn ist später, durch Dohm's mitwirkende Empfehlung, zum Senator der freyen Reichsstadt Bremen erwählt, hat bey den in den Jahren 1802 und 1803 zu Regensburg statt gefundenen Verhandlungen seiner neuen Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, und genießt jezt zu Bremen als ein thätiger und kenntnißreicher Geschäftsmann allgemeine Achtung.

bermuth der fremden Krieger. Besonders betrübend aber war die Nachricht, daß Mainz und alle an dem linken Rheinufer von den Oesterreichern besezten Plätze von diesen, so wie selbst von den Reichstruppen, verlassen werden würden, daß wahrscheinlich auch Ehrenbreitstein aufgegeben sey, und an einer geheimen Uebereinkunft deshalb fast nicht gezweifelt werden könne. Der Churfürst von Cöln, dem Dohm zu Frankfurt sich vorstellte und ihn hier zum lezten Male sahe, war auch sehr unzufrieden mit dem Verlassen von Mainz und mit dem allgemeinen Zustande der Dinge; er versicherte, von solchen Bedingungen der friedlichen Ausgleichung zwischen Oesterreich und Frankreich, wie sie jezt zu Tage kämen, vorher nichts gewußt zu haben, und schien wirklich von dem, was in der geheimen Militair-Convention zu Rastadt (vom ersten December 1797) zwischen dem General Bonaparte und den Oesterreichischen Bevollmächtigten festgesezt worden, nicht unterrichtet zu seyn. — Nach mancherley Unfällen, wie sie bey der Jahrszeit, und auf den hin und wieder äußerst schlechten Wegen sehr natürlich waren, langte Dohm mit den Seinigen am 22sten December zu Rastadt an, wo die beiden andern Preußischen Gesandten bereits seit mehrern Tagen sich befanden, auch die Deutsche Reichs-Friedens-Deputation schon versammelt war.

Leztere bestand aus den Abgeordneten (in der Reichs-Canzleysprache Subdelegirten) derjenigen Deutschen Reichsstände, welche man auf dem Reichstage zu Regensburg, bereits bald nach den Leobner Friedens-Präliminarien, zu den Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich auserwählt hatte, und die nun,

nachdem der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich zu Campo=Formio (am 17ten Oktober 1797) wirklich abgeschlossen worden, diesem ehrenvollen, aber schwierigen Auftrage sich unterzogen (12). Diese Gesandten waren, mit dem Kaiserlichen Commissarius oder Plenipotentiarius Grafen von Metternich an ihrer Spitze, die eigentlichen Friedensunterhändler, den Französischen Bevollmächtigten gegenüber, zu denen man noch den General Bona-

(12) Jene Reichsstände und deren Abgeordnete waren folgende: Churmainz — der Hofkanzler, Staats= und Conferenz=Minister Freiherr von Albini; — Chursachsen — der Conferenz=Minister Graf von Löben, und nach dessen Abgange der Graf von Hohenthal; — Oesterreich — der wirkliche Geheime Rath Graf von Lehrbach; — Bayern — der Geheime Rath Graf von Preysing, nach dessen Abgange der Graf von Morawitzky, und als dieser beim Regierungs=Antrit des jetzigen Königs von Bayern abgerufen ward, der Freyherr von Rechberg und Rothen=Löwen; — Würzburg — der Domherr Graf von Stadion; — Bremen (Herzogthum, Theil der Hannöverschen Lande) — der Geheime Rath von Reden; — Hessen=Darmstadt — der Staats=Minister von Gatzert; — Baden — der Staats=Minister Freyherr von Edelsheim nebst dem Geheimen Rath Meyer; — Augsburg — der Geheime Rath von Pflummern nebst dem Rathsconsulent Schmidt; — Frankfurt a. M. — der Schöff und Kreisgesandte von Günderode nebst dem Schöff Dr. Schweitzer.

parte erwartete (13). Außer ihnen hatten sich aber auch Preußische, Dänische und Schwedische Gesandte, so wie, ferner noch mehrere Abgeordnete von größern und kleinern Deutschen Reichsständen, zum Theil nur für einige Zeit und für einzelne Gegenstände, zu dem Congreß eingefunden. Selbst der Deutsche Kaiser hatte, als Europäischer Monarch, noch einen besondern Unterhändler, den Grafen von Cobenzl, nach Rastadt abgeschickt, und neben den Französischen Gesandten befanden sich dort auch Abgeordnete der mit Frankreich verbündeten Italiänischen und andern Republiken, so wie der benachbarten Schweiz.

So war in dem kleinen Rastadt, bey beginnendem Winter, eine Menge diplomatischer Personen zusammengedrängt, die zum Theil sehr verschiedene, einander entgegenlaufende Zwecke verfolgten, in Sinn und Bestrebungen, in schon mitgebrachtem oder hier bezieltem Ruf, einander sehr ungleich waren, fast alle großstädtische Bedürfnisse und viele auch höfische Sitten hatten. Neben den politischen Absichten und Ansprüchen suchten auch andere, nicht selten auf sehr unwesentliche oder gar verwerfliche Dinge

13) Bekanntlich kam dieser nicht. Er konnte — so äußerten schon damals die Kundigen zur Begründung ihres Zweifels an seinem Wiederkommen — in den langsamen Verhandlungen mit der Reichs-Friedens-Deputation zu Rastadt keine Lorbeeren pflücken. Man war jedoch bis Ende Aprils 1798 oft in der Erwartung seiner Ankunft, und einige Male schien man auf diese so sicher zu rechnen, daß die im Schlosse zu Rastadt für ihn bestimmten Zimmer schon geheizt und erleuchtet wurden.

hinauslaufende, sich geltend zu machen, und durften oft, aus Rücksichten, welche vielleicht nur diejenigen gehörig zu würdigen vermögen die dergleichen Verhältnisse aus eigner Erfahrung kennen, nicht unbeachtet bleiben, konnten wenigstens nur sehr selten, und nie ohne große Vorsicht, gleichgültig angesehen, oder gar, nach Verdienst, verachtet werden. Durch die nach und nach zunehmende Zahl der Frauen wurde alles Aeußerliche und Unwesentliche noch bedeutend vermehrt; selbst eine Art von kleinem Hofwesen fehlte nicht, das um den Kaiserlichen Plenipotentiarius und dessen Gattin, die übrigens beide sehr achtungswerth und allgemein geschäzt waren, sich bildete. Dohm ward in dieses unruhige, gewirrvolle Leben, überhaupt in eine Lage, wie er sie sehr lebhaft zwar, jedoch immer noch nicht anschaulich genug, sich im Voraus gedacht hatte, bey seiner Ankunft zu Rastadt plözlich versezt, und zugleich warteten seiner sehr mannichfache, oft überhäufte Arbeiten. Versuchen wir zunächst von diesen einige Kenntniß, so weit dieselbe hieher gehört, zu geben (14).

(14) Eine ziemlich umfassende Auskunft über die zu Rastadt vorgewesenen Verhandlungen überhaupt, und zugleich die wichtigsten Aktenstücke selbst, findet man in der Schrift: „Geheime Geschichte der Rastädter Friedensverhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieser Zeit. Von einem Schweizer. Sechs Theile. Germanien 1799." — Dieser Schweizer ist derjenige Herr von Haller aus Bern, der später durch seine Restauration der Staatswissenschaft, so wie durch andere Schriften, und durch allbekannte Handlungen, viel Redens von sich gemacht hat.

Die Preußische Gesandtschaft, die keine von den zum Friedensgeschäft berufenen und auserwählten war, sollte das Interesse Preußens, theils nach den mit Frankreich schon bestehenden besondern Verträgen, theils nach den sich ergebenden Umständen, zu Rastadt wahrnehmen. Sie mußte dem gemäß sowohl mit den Französischen Bevollmächtigten, als auch mit der Reichs-Friedens-Deputation verhandeln, und auf deren Beschlüsse angemessenen Einfluß sich zu verschaffen suchen, wobey zugleich auf die besondern, zum Theil erst zu erforschenden, Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich vorzüglich zu achten war. Nach der gesandtschaftlichen Instruktion, wovon Dohm erst zu Rastadt Mittheilung wurde, war ihm neben dem Grafen von Görtz, dem außer der allgemeinen Leitung der Geschäfte insbesondere die Repräsentation oblag, vorzüglich die Bearbeitung der Reichssachen aufgetragen, und dem Freyherrn von Jacobi hatte man die Beachtung der allgemeinen politischen Verhältnisse bestimmt, die den Preußischen Staat als Europäische Macht angingen. Dieser letztgenannte Diplomat war früher, beim Leben Friedrich Wilhelm's II, zum alleinigen Preußischen Gesandten beim Friedenscongreß bestimmt gewesen, und hatte sich, als die Instruktion entworfen worden, zu Berlin befunden. Dohm hielt, sobald er sich von Allem hinlänglich unterrichtet hatte, regelmäßige Zusammenkünfte der drey Preußischen Gesandten für angemessen; er wollte, durch gegenseitige Mittheilung der Ansichten und durch gemeinsames Erwägen aller Geschäfte, eine der Würde und dem Nachdruck vortheilhafte Uebereinstimmung in allen Aeußerungen, und in dem ganzen Benehmen bewirken, zugleich auch Ordnung und Regelmäßigkeit in die Bearbeitung der Sa-

chen, und in den Geschäftsgang bringen. Seine Vorstellungen und Plane deshalb fanden jedoch keinen Beifall; nur mit Mühe bewirkte er, daß die von jedem Gesandten in seiner Sphäre erstatteten Berichte, bevor davon die abzusendende Reinschrift gemacht worden, den beiden andern zur Durchsicht und zu etwaigen Bemerkungen mitgetheilt wurden. Er selbst entwarf, als er kaum zwey Wochen in Rastadt gewesen, zwey Berichte, in denen er den Plan entwickelte, der von Preußen, in Ansehung seines eigenen so wie des gemeinsamen Interesses von Deutschland, bey den Friedensverhandlungen zu befolgen seyn möchte. In dem einen, „über die nothwendige Veränderung der Con„stitution des Deutschen Reichs in Bezug auf das Interesse „von Deutschland und Preußen“ — suchte er darzuthun, daß nach dem vorauszusehenden Länderverlust nur größere Erbstaaten in Deutschland gebildet, daß deren Gebiete möglichst gerundet und abgeschlossen, die Verhältnisse derselben unter sich und zu dem Reichsoberhaupte genau bestimmt, und dabey vorzüglich die Maaßregeln zu gemeinsamer kräftiger Vertheidigung gegen äußere Gefahren, und zur Verhütung von innerm Zwiespalt berücksichtigt werden müßten. Zu möglichster Schonung der äußern Form, so weit dies mit dem Hauptzweck vereinbarlich sey, so wie zu einer angemessenen Entschädigung der geistlichen Fürsten für ihre Lebenszeit, ward gerathen, zugleich aber äußerte er auch den Wunsch, daß Preußen, wegen der Uebereinstimmung seines eignen Interesse mit dem des gesammten übrigen Deutschlands, die vorzüglichste Leitung bey der Ausführung der entwickelten Vorschläge zu Theil werden möge. Der andere Bericht betraf die dem Preußischen Staate, und den mit ihm

näher verbundenen Fürsten zu bewirkenden Entschädigungen, und es war dabey der Verlust aller Deutschen Reichslande am linken Rheinufer, obgleich die Verhandlungen deshalb noch nicht begonnen hatten, als entschieden angenommen worden. Als diese Verhandlungen wirklich ihren Anfang nahmen, gehörte zu Dohm's Geschäftkreise die Erstattung aller Berichte über den wirklichen Gang und über die einzelnen Gegenstände derselben. Gewöhnlich wurden die Protokolle der Deputation mit den nöthigen historischen, statistischen und andern Erläuterungen, wie sie eine anschauliche Vorstellung erforderte, nach Berlin eingeschickt. Die Schreiben, oder sogenannten Noten der Preußischen Gesandtschaft an die Reichs-Friedens-Deputation wurden gleichfalls von Dohm entworfen, so wie er auch vorzüglich verhandeln und schreiben mußte, als von Seiten Frankreichs in den noch nicht förmlich abgetretenen Preußischen Landen am linken Rheinufer bereits Veränderungen vorgenommen wurden, und dies zu gegenseitigen Erklärungen Anlaß gab. Außerdem erhielt er noch häufig besondere Aufträge, und mußte in einer Menge ihm empfohlner Angelegenheiten, mündlich und schriftlich, Rath ertheilen und sonst wirken. Nachdem entschieden war, daß Säkularisation geistlicher Lande statt finden solle, ward Dohm, mit Bewilligung seines Hofes, von dem Herzoge von Braunschweig förmlich zum Braunschweigischen Bevollmächtigten ernannt. In den Religions-Angelegenheiten der Protestanten in der Pfalz war er vorzüglich thätig, und auch die Juden glaubten sich an Niemand besser, als an ihn wegen Aufhebung aller sie betreffenden Ausschließungs-Gesetze im Deutschen Reiche wenden zu können. Es bedarf wol, wie unsre Leser Dohm nun schon kennen, kaum

noch der ausdrücklichen Bemerkung, daß er, auch ohne Empfehlung von oben, aus eigner Bewegung, um zu helfen und zu nützen wo er konnte, noch vieler andern Sachen sich annahm. So war er, um nur Eins anzuführen, ein vorzüglicher Beförderer der im Jahr 1798 zu Rastadt von seinem Freunde, dem Freyherrn von Drais (15) angelegten Indüstrie-Schule, die noch jezt besteht; denn Dohm ist der Verfasser des in dem Rastadter Congreßblatt zu jenem Zweck mit dem besten Erfolg bekannt gemachten kleinen Aufsatzes, der die Ueberschrift hat: „Idee „zu einem Denkmal des Congresses in Rastadt,“ und den „unsre Leser unter den Beilagen abgedruckt finden (16).

Daß Dohm, bey solchen Beschäftigungen, bey seiner Liebe zur Arbeit, und überhaupt bey seinem Sinn, an dem gewöhnlichen und täglichen Getreibe zu Rastadt keine Freude gefunden habe, wird sich Jeder schon selbst sagen. Immer ließ sich jedoch die Theilnahme daran, der Ver-

(15) Herr von Drais war damals Direktor der Polizey am Friedens-Congreßorte; jezt lebt dieser verdienstvolle Mann als Großherzogl. Badischer wirklicher Geheimer Rath und Oberhofgerichts-Präsident zu Mannheim.

(16) S. Beilage Nr. VIII. Eine kleine Schrift des Freyherrn von Drais, betitelt: „Die Polizey „auf dem Reichs-Friedens-Congreß von „1797, von dem damaligen Direktor der„selben ꝛc. 1814“ hat den Verfasser auf diesen Umstand, den er der Erwähnung werth gehalten, aufmerksam gemacht.

hältnisse wegen, nicht vermeiden, ja es gab selbst Gelegenheiten, wo Dohm eine unterbliebene Aufforderung dazu als Mangel an der nöthigen Aufmerksamkeit für den Königlichen Gesandten ansehen zu müssen glaubte. Dies veranlaßte denn zuweilen sehr widrige Empfindungen und führte Erörterungen herbey, deren Unangenehmes noch durch die sich aufdringende, auch sonst schon gemachte, Bemerkung erhöht wurde, daß nicht hieher gehörende Einbildung auf Geburt, und auf, oft nicht einmal bekannte, Verdienste der Voreltern mit im Spiel war, welche öfter, einseitige egoistische Rücksichten befördernd, auch selbst bey Geschäftsverhandlungen nicht ohne Einfluß blieb. Im Tagebuche ist mit Beziehung auf dergleichen Vorfälle bemerkt: „Die hiesigen vorübergehenden Leiden sind doch mit großer „Erfahrung und Ideen-Vermehrung verbunden."

Uebrigens fehlte es Dohm zu Rastadt gar nicht an sehr häufigen Berührungen mit Menschen, und selbst nicht an freundschaftlichem Umgang. Sowohl seiner Stellung, als auch seiner persönlichen Eigenschaften wegen kam er mit sehr vielen der Deutschen Abgeordneten in ziemlich genaue Verbindung, und hatte insbesondere auch häufigen Verkehr mit den Französischen Bevollmächtigten. Diese leztern, deren Namen Treilhard, Bonnier, Jean Debry und Roberjot sind, waren alle sehr gebildete, einige auch ungemein kenntnißreiche und litterarische Männer (17). Treilhard hatte sich z. B. schon damals,

(17) Zuerst waren Treilhard und Bonnier anwesend, zu denen der General Bonaparte erwartet wurde. Als der erste zum Mitgliede des Direkto-

wie er gegen Dohm äußerte, für eine dereinstige Mußezeit zwey ziemlich umfassende litterarische Beschäftigungen erwählt, nämlich eine Geschichte der Revolution, zu welcher von ihm schon viel gesammelt worden, und eine Untersuchung über den Ursprung der Ideen. Der an dessen Stelle gekommene Jean Debry versicherte Dohm einst mit großer Lebhaftigkeit, daß jeder rechtliche Franzose die Gräuel der Revolution verabscheue, so wie den schwankenden Zustand der Regierung bedauere; aber zugleich behauptete er, daß für die andern Europäischen Staaten nichts mehr zu wünschen sey, als langsame Verbesserung der vorhandenen Gebrechen, damit die Veranlassung zu neuen Revolutionen wegfalle. An Roberjot fand er einen sehr unterrichteten, hellsehenden und auch wohlgesinnten Mann, der die Wichtigkeit der möglichsten Erstarkung und Unabhängigkeit Deutschlands für die Erhaltung der Ruhe in Europa, und insbesondere gegen das von Norden her einst zu befürchtende Ungewitter, sehr deutlich einsahe. Zugleich unterschied sich Roberjot durch gefällige Formen sehr vortheilhaft von seinem Collegen Bonnier, der bey großen litterarischen Kenntnissen ein rauhes, barsches Wesen zeigte, vielleicht nur, um dadurch, weil er aus einer alten, angesehenen Familie herstammte, jeden Verdacht der Hinneigung zu der alten Ordnung der Dinge von sich zu entfernen. — Von den vorhin in der Note genannten Deutschen Abgeordneten kam Dohm mit den Grafen von Löben, Morawitzky, Stadion, den Herren von Reden,

riums erwählt worden, und der letzte nach Aegypten abgesegelt war, kamen Jean Debry und Roberjot statt ihrer nach Rastadt.

Gatzert, Rechberg und Edelsheim in nähere Verhältnisse, außer diesen aber auch noch mit manchen andern nicht zur Reichsdeputation gehörenden Abgeordneten, als dem Reichsgrafen von Solms-Laubach, dem Grafen Meerfeldt, den Bevollmächtigten der Reichsstädte Bremen und Hamburg, von Gröning und Doormann, und vorzüglich auch mit den als Consulenten und Gehülfen anwesenden Gelehrten, dem Professor von Martens aus Göttingen, dem Geheimen Justizrath Häberlin aus Helmstädt, dem Dänischen Legationsrath von Eggers, und dem Geheimen Archivar, nachherigen Kriegsrath Lang aus Anspach, der zu Rastadt die Vorrede zum ersten Theil seiner neueren Geschichte des Fürstenthums Bayreuth geschrieben hat. Eine sonderbare Fügung mag es wol genannt werden, daß auch ein alter Gegner Dohm's, der Reichsfreyherr von Gemmingen, auf den mancher scharfe Pfeil in der Schrift über den Deutschen Fürstenbund abgedrückt ist, nach Rastadt, und hier bald in nähere Bekanntschaft mit Dohm kam, aus welcher sich sehr freundliche Verhältnisse ergaben. Den vertrautesten Umgang aber hatte Dohm mit dem schon von Pempelfort her ihm verbundenen Freunde Schenk, der mit dem Minister von Hompesch für das Interesse der Herzogthümer Jülich und Berg zu Rastadt war, und von hier, als im März 1799 der für Bayern so wichtige Regentenwechsel eintrat, nach München berufen wurde. Mit ihm wurden, so oft als möglich, einige Abendstunden im stillen Familien-Kreise zugebracht, die dann in allem Betracht erheiternd und stärkend waren; denn nichts drückte und ängstigte Dohm mehr, als das gewöhnliche Geschwätz in großen Gesellschaften, und

die unter schönen Worten und herzlosen Höflichkeitsbezeigungen sich oft verbergende Gedankenarmuth und Heucheley (18).

Im Herbst 1798 hatte Dohm's Kränklichkeit in einem solchen Grade zugenommen, auch schien ihm sein ferneres Bleiben zu Rastadt, bey dem schon fast mit Gewißheit vorauszusehenden Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich, so wenig nützlich zu seyn, daß er um seine Abberufung, und um die Erlaubniß bat, zu seinen gewohnten Geschäften nach Halberstadt zurückkehren zu dürfen. Unter der schmeichelhaften Aeußerung, daß man sein Bleiben gerade jezt, und bey den noch fortdauernden Verhandlungen nöthig halte, ward dies Gesuch abge-

(18) Schenk ist im Jahr 1813 am 2ten May, nach sehr verdienstvoller Thätigkeit, zu München als Königlich Bayerscher wirklicher Geheimer Rath und General-Direktor der Finanzen gestorben. Als sein Tod dem edelmüthigen Könige von Bayern angezeigt wurde, sagte dieser tief bewegt: „Der Staat verliert einen „seiner verdienstvollsten Diener und ich einen bewährten Freund; — es war ein rechter Ehrenmann.“ Man sehe die kleine Schrift: „Zum Andenken „Heinrich Schenk's u. s. durch Friedrich „Roth, Dr. ꝛc, 1815.“ (S. 1), in welcher auch (S. 14) ein Urtheil Schenk's über Dohm, geschrieben im Jahr 1799, befindlich ist, welches wörtlich lautet: „Er ist „einer der edelsten Menschen, mit wahrer Liebe an „allem Guten hangend, und allen Gefühlen nach so „treu, als ob er gar nicht in die Sandwüsten der „Politik gerathen wäre, worin er sich seit mehr als „zwanzig Jahren herumgetrieben hat.“ —

schlagen, und Dohm kam nun in ein fast noch größeres Gewirre, als worin er bisher sich befunden hatte. Ein Hauptziel seiner fernern Bemühungen zu Rastadt, im Einverständniß mit mehrern Deutschen Abgeordneten, war jezt für das südliche Deutschland eine ähnliche Neutralität bey wieder ausbrechendem Kriege zu bewirken, wie die des nördlichen Deutschlands, und dadurch zugleich den Einmarsch Russischer Truppen zu verhüten. Natürlich war dies dem Interesse Oesterreichs, im Fall der Erneuerung des Krieges, entgegen, und selbst die Französischen Bevollmächtigten zeigten für eine solche Selbstständigkeit Deutschlands keine geneigten Gesinnungen, so laut und feyerlich sie auch oft erklärten, die Friedens-Unterhandlungen mit dem Deutschen Reiche, selbst wenn der Kaiser sich zurückziehen sollte, fortsetzen, einen Separatfrieden abschließen, und Rastadt nicht anders verlassen zu wollen, als wenn Gewalt dazu nöthige. Bey dem Mangel an eigentlichem Gemeingeist, und als mehr und mehr einseitige Ansichten und Absichten herrschend wurden, äußerte sich bald eine große Bitterkeit zwischen den verschiedenen Partheien, wie dies Dohm, bey dem sich wöchentlich ein auch zweimal mehrere der Deutschen Abgeordneten Abends zu versammeln pflegten, sehr oft zu bemerken Gelegenheit hatte. Tief betrübend war es für den Vaterlandsfreund, wahrzunehmen, daß Manche nur aus Verzweiflung, wegen der in den lezten Jahren gemachten Erfahrungen, und weil man sich selbst nicht zu helfen wußte, den Blick nach Außen richteten. Als im März 1799 die kriegerischen Bewegungen der gegen einander rückenden Heere begannen, verschwand die Hoffnung des Friedens zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich immer mehr, und mit der be-

fohlnen Abreise des Kaiserlichen Bevollmächtigten Grafen von Metternich, die am 18ten April statt fand, schien dieselbe gänzlich vernichtet zu seyn, obgleich die zur Reichsfriedensdeputation gehörenden Abgeordneten, nebst den Französischen, Preußischen und einigen andern Gesandten, in Rastadt noch zurückblieben. Als sich aber am 23sten April die Deputation für suspendirt erklärte, war der Congreß als aufgelöst zu betrachten.

Kurz vor der Abreise des Kaiserlichen Bevollmächtigten hatte Dohm die Bewilligung eines erbetenen sechsmonatlichen Urlaubs, zur Herstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit, erhalten; aber auf Vorstellungen seiner Collegen, und da nun mit Gewißheit die baldige gänzliche Auflösung des Friedens-Congresses vorauszusehen war, blieb auch er noch in Rastadt, nicht ahnend, daß dieses Verweilen ihn zum Zeugen eines schauderhaften Ereignisses machen, und zu sehr betrübenden Erfahrungen Anlaß geben werde. Noch im höhern Alter war Dohm, wenn er von diesem Ereigniß, dem Gesandten-Mord, zu reden, und seine Meinung darüber zu äußern aufgefordert wurde, immer im Innersten bewegt; denn die eifrigen Bemühungen, welche von ihm und mehrern der noch anwesenden Gesandten, theils sogleich, theils später angewendet worden, um eine aus sorgfältig ermittelten Thatsachen hervorgehende zuverläßige, ächt historische Nachricht von dem gräßlichen Vorfall für Mit- und Nachwelt festzustellen, so wie die Nichtigkeit von unerwiesenen oder gar absichtlich erdichteten Umständen, und darauf gegründeten Deutungen ins Licht zu setzen, haben ihm und Andern manche Anfechtungen und Verunglimpfungen zugezogen. „Die Gesand-

„ten — sagt Dohm selbst in der Vorrede zum ersten Theil der Denkwürdigkeiten (S. XXII) — „welche ein Zeugniß, „wie es Ehre und Pflicht erforderten, abgelegt hatten, und „deren Betragen vom ganzen Reiche Lob und Dank ver„diente, sind mit unwürdigen Schimpfreden belegt, aber „nie ist auch nur das kleinste Faktum in meinem Bericht „der Unrichtigkeit beschuldigt worden." — Wir glauben unsre Leser zu einem eignen Urtheil, sowohl über die Thatsachen, als auch über die Bemühungen und Ansichten Dohm's und Anderer, am besten durch eine getreue Darstellung des ganzen Hergangs der Sache in den Stand setzen zu können, und dürfen annehmen, dadurch zugleich den Wünschen Vieler entgegen zu kommen. Die Ausführlichkeit unsrer Erzählung wird sich hoffentlich durch sich selbst rechtfertigen; größere Abkürzung würde der erforderlichen Deutlichkeit und Vollständigkeit Eintrag gethan haben.

Mit dem 25sten April fingen für die Französischen Gesandten die unangenehmen Ereignisse an, welche sich am 28sten auf eine so fürchterliche Weise endigten. An jenem Tage nämlich, an welchem die Gesandten, auf die ihnen gemachte Anzeige von Suspension der Reichsfriedens-Deputation, erklärt hatten, daß sie nunmehr binnen drey Tagen ohnfehlbar Rastadt verlassen würden, wurde von Oesterreichischen Husaren, die bereits seit mehrern Tagen die Gegend um Rastadt durchstreiften, ein mit Paß und Schild versehener Courier der Französischen Gesandtschaft gefangen genommen und in das Standquartier des K. K. Obrist von Barbaczy nach Gernsbach abgeführt. Dieser Vorfall gab Anlaß, daß sowohl die Königlich Preußische Gesandtschaft, als auch der Churmainzische Direktorial-Ge-

sandte, Namens der Reichsfriedens-Deputation, bey dem Obrist für die Freilassung des Couriers, und für die Zurückgabe seiner Depeschen, nach allgemein angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts, sich schriftlich verwendeten, und zugleich den Wunsch äußerten, daß die Abreise der Französischen Abgeordneten auf keine Weise behindert werden möge. Mit dem von Dohm entworfenen Schreiben der Preußischen Gesandtschaft wurde am 26sten April Morgens der Legations-Rath Graf von Bernstorf abgeschickt. Ihn begleitete der Badische Staatsminister Freyherr von Edelsheim, um auch von Seiten seines Fürsten, dessen landesherrlicher Schutz von den Französischen Gesandten besonders angerufen war, mündliche Vorstellungen zu machen. Beiden erwiederte der Obrist, unter Verweigerung jeder bestimmten Erklärung, welche man für die Sicherheit der Correspondenz und der Personen der Französischen Gesandten bey ihrer bevorstehenden Abreise gewünscht hatte, daß er diese Vorstellungen und das Schreiben der Preußischen Gesandtschaft an die Behörde gelangen lassen werde, so wie die dem Französischen Courier abgenommenen Depeschen auch bereits dahin übersendet worden. Lezteres meldete der Obrist dem Freyherrn von Albini schriftlich mit der Bemerkung, daß er sich hiernach außer Stande befinde, seinem Wunsche — die Rückgabe der Depeschen betreffend — zu genügen.

Dieser sehr beunruhigenden Vorgänge ohnerachtet blieben die Französischen Gesandten doch bey ihrem Vorsatz, am 28sten April, als an dem lezten Tage der von ihnen selbst bestimmten dreitägigen Frist, von Rastadt abzureisen. Ihre Wagen standen schon Morgens acht Uhr völlig

zur Abfahrt bereit im Hofe des Schlosses, wo sie wohnten, und wo auch die aus dem Marstall des Markgrafen von Baden ihnen bestimmten Pferde sich befanden. Mehrere der andern Gesandten stellten ihnen vor, daß bey den obwaltenden Umständen die Abreise bedenklich sey, wenigstens leicht Unannehmlichkeiten aus Misverstand entstehen könnten, und riethen daher, die jeden Augenblick erwartete, hoffentlich ganz beruhigende, Antwort des Obrist von Barbaczy auf die Verwendungen der Preußischen, Churmainzischen und Badischen Minister abzuwarten. Die Französischen Gesandten entschlossen sich hierauf, obgleich ungern, ihre Abreise noch bis zum Eingange jener Antwort aufzuschieben. Als diese gegen elf Uhr Mittags noch nicht eingetroffen war, schrieb der Minister Albini nochmals an den Obrist und erbat sich eine bestimmte Erklärung auf die Anfrage: „ob die Französischen Gesandten, wenn sie mit Pässen des Freyherrn von Albini versehen wären, bey ihrer Reise irgend ein Hinderniß zu besorgen haben würden?“ Die mit diesem Schreiben nach Gernsbach abgeschickte Badische Ordonnanz hätte von dort, in Betracht der Entfernung, um vier Uhr Nachmittags zurückkommen können; allein erst Abends zwischen sieben und acht Uhr traf ein K. K. Husaren-Officier in Rastadt ein, welcher dem Minister Albini, im Auftrage des Obrist Barbaczy, mündliche Entschuldigung wegen Nichtschreibens machte, ihm aber zugleich anzeigte, daß die Französischen Minister mit Sicherheit reisen könnten, und daß ihnen sogar ein Termin von vier und zwanzig Stunden bestimmt sey, in welchem sie Rastadt verlassen haben müßten. Lezteres war den Französischen Gesandten auch unmittelbar

in einem von demselben Officier ihnen überbrachten Schreiben des Obrist bekannt gemacht worden, mit der entschuldigenden Bemerkung: „sie würden von selbst ein„sehen, daß innerhalb der von K. K. Truppen besezten „Stellungen keine Französische Bürger geduldet „werden könnten.“ Von Sicherheit der Reise war in diesem deutsch abgefaßten Schreiben, welches Dohm zufällig zu lesen bekam, nichts gesagt.

Mit jenem Officier zugleich war eine Abtheilung Szekler Husaren nach Rastadt gekommen, die sich vor dem landwärts belegenen Ettlinger Thore lagerten, und sofort alle Thore der Stadt besezten, ja selbst den Verkehr zwischen dieser und den Vorstädten hinderten. Es verbreitete sich schnell das Gerücht, daß alle zum Congreß gehörende Personen weder herein noch hinausgelassen werden sollten, und zur Bezeichnung derselben mußten Badische Soldaten mit an den Thoren bleiben. Der Königlich Dänische Gesandte von Rosenkranz, der am selbigen Abend noch abzureisen gedachte, nahm davon Anlaß, den befehlhabenden Officier, Rittmeister Burkard, zu welchem er aber nicht aus dem gesperrten Thor sondern durch den Schloßgarten gelangte, deshalb zu befragen, und ihm, als er antwortete, „er habe Befehl, Niemand herauszulassen,“ bemerklich zu machen, daß doch die Französischen Minister in Begriff ständen, aus dem Rheinauer (dem Rhein zugekehrten) Thore abzufahren, und daß sie von dem Obrist sogar zu baldiger Abreise aufgefordert worden. Der Rittmeister versezte darauf: „Die Abreise der Französischen „Gesandten zu hindern habe er keinen Befehl;“ und als der Dänische Gesandte ihn nun bat, der Ehre der Deut-

schen Nation wegen doch Alles anzuwenden, damit alle Unordnungen bey dieser Abreise verhütet würden, erfolgte die Antwort: „er habe für nichts, als für seine eigene Si„cherheit zu sorgen.“

Die Französischen Gesandten fuhren, etwa eine halbe Stunde nach Empfang jenes Schreibens, unmuthig über dessen Inhalt, aus dem Schloßhofe mit ihrem ganzen Gefolge, zu welchem auch die Italiänischen Gesandten gehörten, in acht Wagen ab. Als sie das Rheinauer Thor gesperrt fanden, und das Hinausfahren ihnen verwehrt ward, gingen die drey Minister, ihre Wagen mit ihren Frauen und der übrigen Begleitung am Thor zurücklassend, zu Fuß auf das Schloß zu dem dort wohnenden Churmainzischen Minister von Albini. Dieser schickte, als er von dem, nebst mehrern andern diplomatischen Personen, im Schlosse anwesenden Königlich Dänischen Gesandten dessen Unterredung mit dem Kaiserlich Königlichen Rittmeister erfahren hatte, sogleich seinen Legations-Sekretair Freyherrn von Münch zu diesem Officier. Auf die von lezterm ertheilte amtliche Versicherung: „daß den Wachen am Thor nur „aus Versehen die wegen Abreise der Französischen Gesand„ten befohlne Ausnahme von der allgemeinen „Thorsperre nicht bekannt gemacht worden, dies aber „nun geschehen sey,“ kehrten jene in einem Markgräflichen Wagen wieder zu ihren am Thore haltenden Reisewagen zurück. Da es inzwischen Nacht geworden, auch die bisherigen Vorgänge sehr beunruhigend waren, so hatten die Französischen Gesandten vor ihrer Abfahrt vom Schlosse den Wunsch geäußert, eine militairische Begleitung zu erhalten, um auf ihrem Wege bis zum Rhein, etwa Eine

Stunde weit, nicht nochmals Aufenthalt zu erfahren. Der Freyherr von Münch übernahm diesen Wunsch dem Rittmeister vorzutragen, und auch der Badische Major von Harrant, Befehlshaber der zu Rastadt befindlichen Badischen Truppen, nahm sich der Sache mit an. Am Thore mußte nun Antwort auf dieses Gesuch abgewartet werden. Da sie etwas lange ausblieb, und es indeß finster und regnicht geworden war, riethen mehrere der Deutschen Gesandten, welche die Französischen zum Thor begleitet hatten und hier mit ihnen sich noch unterhielten, daß sie ins Schloß zurückfahren und den Morgen abwarten möchten. Endlich überbrachte der Freyherr von Münch eine abschlägliche Bescheidung des Rittmeisters nebst der Aeußerung, daß die Französischen Gesandten kein Hinderniß in ihrem Wege finden würden. Diese fuhren nun, weil sie unter solchen Umständen durchaus nicht länger in Rastadt bleiben wollten, zwischen neun und zehn Uhr, unter Vortragung einer Fackel, aus dem ihnen allein geöfneten Thor hinaus, welches dann sogleich wieder gesperrt ward.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als sich schon das Gerücht verbreitete, die Französischen Gesandten seyen, nicht weit vom Thore, von Oesterreichischen Husaren angefallen, und diese hätten auf die Kutscher und den Fackelträger eingehauen. Der Ligurische Gesandte Boccardi, der mit seinem Bruder in dem lezten Wagen sich befand, hatte, als er bey den vordern Wagen Tumult bemerkt und Geschrey von dort her vernommen, sich durch den Schloßgarten, einen ihm bekannten Weg nehmend, geflüchtet, und brachte, nebst einem entwischten Postillon, mehreren im Cassino versammelten diplomatischen Personen die erste

ganz zuverläßige Nachricht von dem Anfall auf die Französischen Gesandten. Bald darauf, als jene Diplomaten, unter denen auch Dohm war, nach einmüthigem Beschluß, in Begriff waren, zu dem Rittmeister zu gehen, um von ihm schleunige Hülfe zu begehren, erhielt man schon die Nachricht, daß die Französischen Gesandten aus ihren Wagen gerissen, daß auf sie gehauen, ja — daß sie ermordet worden. — Mit dem Rittmeister Burkard, der vor dem Ettlinger Thor in einem Wirthshause sein Quartier hatte, konnte man erst nach längerm Verhandeln, weil wegen der Thorsperre hin und her geschickt werden mußte, zusammen kommen. Der Preußische Staatsminister Graf von Görtz, und auch der Freyherr von Gemmingen, machten ihm sehr ernstliche Vorstellungen über die Nothwendigkeit, sogleich eine Eskorte zu bewilligen, um noch zu retten, was zu retten sey. Er war dazu schwer zu bewegen, und redete von unglücklichem Misverständniß, und wie bey Nacht, wo die Patrouillen umherschweiften, dergleichen leicht geschehen könne; als aber der Dänische Gesandte ihn an die vorhin erwähnte Unterredung erinnerte, sagte er diesem unwillig: „wollen Sie hier eine Inquisition „mit mir anstellen?“ Endlich versprach er, den Badischen Major von Harrant nebst einem Oesterreichischen Officier, auch zwey Badische und mehrere Oesterreichische Husaren auf die Landstraße nach Plittersdorf abzusenden, welchen Weg die Französischen Gesandten genommen hatten. Von dieser Verhandlung mit dem Rittmeister zurückkehrend erfuhr man schon, daß mehrere inzwischen angekommene Flüchtlinge bestimmt versichert hätten, zwey von den Französischen Ministern lägen todt auf der Landstraße, und Geld und Kostbarkeiten seyen geraubt.

Der Major von Harrant, dem nicht ein Oesterreichischer Officier, sondern nur ein Wachtmeister mitgegeben wurde, traf die Wagen, von etwa funfzig Szekler Husaren umgeben, noch auf dem kaum 200 Schritte vom Thor entfernten Mordplatze an. Nur mit Mühe und durch Drohungen konnte er bewirken, daß diese Wagen, welche von den Husaren als Beute betrachtet wurden, und schon um die Stadt herum abgeführt werden sollten, nach Rastadt zurückgebracht wurden. Auch hier ward nur den darin befindlichen Personen erlaubt, sich hinaus zu begeben; die Wagen selbst brachte man, mit ihrem übrigen Inhalt, nach der Wache im Ettlinger Thor, und erbat sich herrschaftliche Pferde, um sie am folgenden Morgen nach Gernsbach abzuführen, was jedoch nicht wirklich geschehen ist. Da der Major von Harrant nur die Leichname der Gesandten Bonnier und Roberjot auf der Erde liegen sah, und von Jean Debry sich keine Spur fand, schlug er vor, diesen, in Begleitung seiner Husaren und unter Bedeckung einiger Oesterreichischen, in dem hart an den Weg gränzenden Wäldchen zu suchen; aber die Kaiserlich Königlichen Husaren weigerten sich, ihm zur Bedeckung zu dienen, weil man im Holz von Patrouillen, die in der Nacht ihre eignen Leute nicht zu erkennen vermögten, angefallen werden könne. Jene Nachsuchung wurde also erst gegen Morgen mit einer von dem Rittmeister Burkard, auf dringendes Bitten, bewilligten Bedeckung von einem Kaiserlich Königlichen Korporal und vier Husaren angestellt. Der Reichsgraf von Solms-Laubach begleitete den Major von Harrant, der auch zwey Badische Husaren bey sich hatte, um mit seiner dem Französischen Gesandten bekannten Stimme dessen Namen zu rufen. Jean Debry

wurde von ihnen zwar nicht gefunden, aber in dem Dorfe Rheinau erfuhr der Major von Harrant von dem dortigen Schultheiß, daß von Kaiserlichen Husaren daselbst schon genaue Erkundigung nach einem geflüchteten blessirten Franzosen angestellt, und dabey sehr eingeschärft sey, man solle ihn, wenn er gefunden worden, nicht nach Rastadt, sondern um die Stadt herum, auf einem genau bezeichneten ungewöhnlichen Wege, nach Mückensturm bringen, oder ihn nur sicher verwahren und Meldung machen, da sie ihn dann selbst abholen würden.

Zu Rastadt war man inzwischen um die geretteten, noch von Todesfurcht befangenen, Personen vielfach beschäftigt, und nachdem für sie alles Mögliche geschehen war, versammelten sich die meisten der noch anwesenden diplomatischen Personen Nachts gegen drey Uhr im Cassino, um über ihr ferneres Benehmen in dieser Angelegenheit zu berathschlagen. Man beschloß, zunächst für die völlig sichere Reise der geretteten Personen zu sorgen, und zu diesem Zweck ein Schreiben an den Obrist von Barbaczy zu erlassen; alsdann aber wollten alle Deutsche Gesandten auch sämmtlich Rastadt verlassen, und, nach Dohm's Vorschlage, an einem benachbarten Orte einen urkundlichen Bericht über den Vorfall abfassen, um ihren Höfen eine ganz zuverläßige Kenntniß davon zu verschaffen, und zugleich darzuthun, daß von ihnen keine menschliche und amtliche Obliegenheit versäumt worden sey. Alle wünschten, daß Dohm, der, seiner Kränklichkeit ohnerachtet, in Rath und That hinter Niemand zurückblieb, sowohl jenes Schreiben, als auch den ausführlichen Bericht entwerfen möge.

Einige Stunden nach Absendung des Schreibens an den Obrist kam der vermißte, und vergeblich gesuchte, Jean Debry, etwa sieben Uhr Morgens, von Blut und Schmutz entstellt, plötzlich in der Wohnung des Preußischen Staatsministers Grafen von Görtz an. Auf ihn war, indem sein Wagen vorauf fuhr, zuerst der Angriff geschehen. Er reicht, als man seinen Wagen anhält, in der Meinung der Paß werde verlangt, den vom Freyherrn von Albini ausgestellten Deutschen Paß hinaus; dieser wird aber sofort in Stücken zur Erde geworfen, der Wagen gewaltsam geöfnet, und Jean Debry nebst seiner hochschwangern Gattin und zwey Töchtern herausgerissen. Auf die Bejahung der von einem Szekler Husar in gebrochener Aussprache an ihn gerichteten Frage: le ministre Jean Débry? erfolgt sofort ein starker Säbelhieb über den Kopf, und ein andrer in den Nacken; er stürzt nieder in den am Wege befindlichen Graben. Die Säbelhiebe sind, weil Huth und Perücke den Kopf schützend bedeckten, und wegen sehr dicker Bekleidung, besonders um den Hals her, nicht tödtlich. Jean Debry, noch Besinnung habend, stellt sich todt; man versezt ihm noch einige Hiebe, auch einen Stich oberwärts in den Schenkel, plündert ihn aus und läßt ihn für todt liegen. Als man ihn verlassen, rafft er sich auf, und eilt in das ganz nahe Gehölz, wo er eine Zeitlang noch das Jammern und Wehklagen vom Wege her hört, dann, abwechselnd im Gebüsch versteckt, auf einem Baume sitzend, oder umherwandernd, den Tag erwartet, nicht ohne große Angst entdeckt zu werden, besonders als gegen Morgen Oesterreichische Patrouillen das Gehölz durchstreifen. Endlich, als es ganz helle geworden, verläßt er seinen Schlupfwinkel, gesellt sich zu einigen Fuß-

gängern, denen er, als sie vor ihm erschrecken, so gut er kann, bedeutet, wer er sey, und kommt, in ihrer Mitte an dem Mordplatze und den zerhackten Leichnamen seiner Collegen vorübergehend, auf dem Kopfe einen ihm aus Mitleid geliehenen runden Huth habend, glücklich nach Rastadt zu der schon vorhin bemerkten Zeit hinein.

Die mörderischen Anfälle auf die beiden andern Gesandten Bonnier und Roberjot waren von ähnlichen Umständen begleitet, nur fielen sie unglücklicher — im verabscheuungswürdigen Sinne der Urheber, glücklicher — aus. Beide wurden, als man sich, durch theils an die Kutscher theils an sie selbst gerichtete Fragen, überzeugt hatte, daß sie die gesuchten Personen seyen, durch Säbelhiebe zu Boden gestürzt und fürchterlich zerhauen, wie das von dem Badischen Oberamts-Physikus Dr. Hermann und dem Landchirurgus Zwiebelhofer, im Beiseyn mehrerer obrigkeitlichen Personen, aufgenommene Besichtigungs-Protokoll über die Leichname ausweiset. Nur auf die Gesandten war es abgesehen; den übrigen Personen geschahe, die Ermordung der Angehörigen, die eigne Todesangst und die Ausplünderung abgerechnet, kein Leid (19).

(19) Als der Kammerdiener des Gesandten Roberjot von einem Husar gefragt: Bedienter? antwortete: oui Domestique! — klopfte ihm jener, während er mit der einen Hand die Uhr ihm aus der Tasche zog, auf die Schulter und sagte: „Bedienter bleib, „nichts bös!“ — Uhren, Tabacksdosen und dergleichen Kostbarkeiten wurden in Rastadt nachher von den

Noch ehe von dem Obrist von Barbaczy Antwort auf das an ihn erlassene, vorhin erwähnte, Schreiben eingegangen war, hatten die zu Rastadt noch anwesenden Deutschen Gesandten beschlossen, die Stadt nicht eher zu verlassen, bis man Jean Debry nebst allen übrigen zur Französischen Gesandtschaft gehörigen Personen glücklich über den Rhein gekommen wisse. Einige, unter ihnen auch Dohm, gingen nochmals zu dem Rittmeister Burkard, um ihn von dem Wunsche mehrerer Diplomaten, die Geretteten bis an den Rhein begleiten zu dürfen, zu unterrichten, und zugleich auch von ihm eine Eskorte von einem Officier und zwey Husaren zu begehren, die, neben der schon bestimmten Bedeckung vom Badischen Militair, zur sichern Geleitung dienen sollten. Gegen die Begleitung von gesandtschaftlichen Personen machte der Rittmeister viele Einwendungen, sprach übrigens von dem Ereigniß als von einem Unglück, sagte, auf Befehl

Szekler Husaren verkauft. Ja, am 29sten April Abends, als die Leichname der beiden umgekommenen Gesandten in einem feyerlichen Zuge, nach den Gebräuchen der katholischen Kirche, auf den Rastadter Kirchhof geführt wurden, gestand ein im Wirthshause zum Engel zu Rastadt anwesender ältlicher Husar, bewegt durch den Leichenzug, unter vielen Thränen, daß er den Minister Roberjot ermordet habe. Er äußerte große Reue über die That, sagte aber, daß sein Officier ihn dazu angehalten, und ihm, als er Abneigung dagegen bezeigt, heftig geschimpft und gedrohet habe, worauf er dann, wie außer sich, auf den Gesandten eingehauen habe.

sey es nicht geschehen, meinte aber, als man über die Schändlichkeit eines solchen Verdachts und über die Größe des Verbrechens sich äußerte: „auch ihnen seyen „wol Generale todt geschossen worden,“ und verlangte zuletzt, daß man ihm ein schriftliches Ansuchen um eine Eskorte möge zukommen lassen. Dies geschahe, indeß ging aber gegen Mittag auch die Antwort des Obrist von Barbaczy ein, in welcher dieser seinen Schmerz über die von einigen raubsüchtigen Gemeinen unter dem Schutze der Nacht verübte schreckliche That äußerte, zugleich auch meldete, daß er die Verbrecher unverzüglich gefänglich einziehen lasse, und Befehl ertheilt habe, daß ein Officier mit einem Kommando die gerettete Französische Gesandtschaft bis zum Rhein sicher geleiten solle.

Die in der Wache am Ettlinger Thor in Verwahrung gewesenen Wagen wurden nun, mit den noch darin befindlichen Sachen, wieder ausgeliefert, jedoch ward die Zurückgabe der Papiere ausdrücklich verweigert, obgleich der Gesandte Jean Debry, so wie der Französische Gesandtschafts-Sekretair Rosenstiel, sich darüber sehr bitter beklagten, und auch der Badische Minister von Edelsheim sich für deren Auslieferung sehr lebhaft verwendete (20). Die Abreise fand endlich, Nachmittags Ein

(20) Diese Papiere, unter denen sich sehr wichtige befanden, z. B. die Instruktionen der Französischen Gesandten, ein Theil ihrer Correspondenz mit dem Direktorium ꝛc. wurden erst nach einigen Wochen wieder zurückgegeben. Ein Verzeichniß derselben findet man in Häberlin's Staats-Archiv Bd. IV. S. 507.

Uhr, statt, unter Begleitung des schon öfter genannten Badischen Majors von Harrant und sechs Badischer Husaren, so wie einer Oesterreichischen Bedeckung von einem Officier und acht Gemeinen; von diplomatischen Personen ward nur allein dem Preußischen Gesandtschafts-Sekretair von Jordan, der Uniform trug, die Begleitung gestattet. Alles ging glücklich, und einige Stunden nachher reisten auch sämmtliche Deutsche Gesandten mit ihrem Gefolge nach dem von Rastadt nur etwa drey Stunden entfernten Carlsruhe ab.

Hier entwarf Dohm, obgleich selbst sehr leidend und im Innersten erschüttert, am folgenden Tage und in einem Theile der Nacht, nachdem er zuvor alle Zeugen über die einzelnen Vorfälle genau befragt hatte, und zu diesem Ende auch der Major von Harrant, auf höhere Veranlassung, nach Carlsruhe gekommen war, den verabredeten ausführlichen Bericht, der am ersten May von den noch anwesenden bey ihm versammelten Gesandtschaften nochmals reiflich erwogen, sodann genehmigt und ausgefertigt wurde. Man fand angemessen, den Bericht auch dem Erzherzog Karl, Befehlshaber der Oesterreichischen Armee, und dem Markgrafen von Baden, in dessen Gebiet die Gräuelthat geschehen war, zu übersenden, mit Begleitungsschreiben, die ebenfalls von Dohm entworfen sind. Der Bericht ward nicht lange nachher nebst allen dazu gehörigen Beilagen durch den Druck verbreitet; wir haben ihn, als Beleg der vorstehenden Erzählung, nebst allen jenen Aktenstücken in den Beilagen mitgetheilt (21).

(21) S. Beilage Nr. IX. Die Herausgabe im Druck ist von dem Dänischen Legationsrath von Eggers be-

Zum Erstaunen Dohm's und Aller, die Augen- und Ohrenzeugen gewesen waren, und die Thatsachen mit Unbefangenheit zu beurtheilen vermogten, wurden durch öffentliche Blätter, durch kleine Flugschriften, und wahrscheinlich auch auf andre Weise, schleunig und absichtlich

sorgt unter dem in der Ueberschrift der Beilagen angegebnen Titel. In kurzer Zeit war eine zweite Auflage nöthig. Die weitern Aktenstücke, welche Herr von Eggers beigefügt hat, bestehen 1) in einem summarischen Protokoll über die vorläufige Aussage der Kutscher, so die Französischen Minister gefahren; und 2) in dem Inspektions-Protokoll über die Leichname der ermordeten Französischen Minister. Da das erstere über einige einzelne Umstände noch nähere Auskunft giebt, haben wir es unter den Beilagen, und zwar unter Nr. X, besonders mitgetheilt. Die in den Zusätzen des Herrn von Eggers enthaltenen genauern, oder auch besonderen Nachrichten sind mit in unsre Erzählung verwebt, es gehört dazu insbesondere die Aeußerung des Oesterreichischen Husar im Wirthshause zum Engel in Rastadt. Herr von Eggers selbst hat später in seiner Schrift: „Briefe über die Auflösung des „Rastadter Congresses, den Gesandtenmord, und den Wiederausbruch des Krieges im Jahr 1799. 2 Bände 1809" (oder 7ter und 8ter Band der Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland rc. in den Jahren 1798 und 1799) eine ausführliche Erzählung von dem Gesandtenmord geliefert — man sehe den XV, XVI und XX Brief Theil 1. S. 333 u. f. und Th. 2. S. 13 u. f. —, worin manche einzelne Umstände vorkommen, die Herr von Eggers als handelnde Person und als Augenzeuge berichtet.

Nachrichten und Ansichten über das Ereigniß bey Rastadt verbreitet, die der Wahrheit zuwider liefen, jedoch wegen einschmeichelnder, den Zeitumständen und den Wünschen Vieler angepaßter Vermuthungen, die man geschickt einwebte, sehr großen Eingang fanden. So weit ging man in diesen verwirrenden Nachrichten und Andeutungen, daß in einem damals dagegen erschienenen kleinen Aufsatze, mit bitterer Ironie, um die Verdrehungen recht in die Augen fallend zu machen, gesagt werden konnte: „nicht gegen „die Deutschen Gesandten, welche den gemeinschaftlichen „Bericht unterzeichnet haben, nicht gegen Jean Debry, „nicht gegen das Französische Direktorium, nein! — gegen den Erzherzog Karl, gegen den Obrist „der Szekler Husaren, gegen die Szekler „Husaren selbst muß es bestritten werden, daß „Szekler Husaren die Mörder der Französischen Gesandten „gewesen seyen (22).“ Im Vertrauen auf die Macht der

(22) Der Aufsatz führt den Titel: „Ist Vertheidigung des Hauses Oesterreich in Betreff „des Gesandtenmordes nöthig?“ Mit Weglassung von ein paar Stellen ist er auch in Häberlin's Staatsarchiv Band IV. Heft 14. S. 258 u. f. abgedruckt, und hier mit einer gehaltvollen Nachschrift des Herausgebers versehen. „Ist es — heißt es in dieser Nachschrift — „eine Tollhäusler-Idee, die „genannten hohen Personen (den Kaiser, den Erzherzog Karl und das Ministerium) wegen der „Schandthat anzuklagen, so ist es die nicht minder, „daß das Französische Direktorium selbst die Gräuelthat habe vollziehen lassen.“ — Es wird dann, nicht etwa die Unwahrscheinlichkeit einer solchen

Wahrheit, und in Erwartung des Resultats sowohl der von dem Erzherzog Karl angeordneten militairischen, als auch der von dem Reichsoberhaupt feyerlich versprochenen gerichtlichen Untersuchung (23), schwiegen die Kundi-

Behauptung, sondern deren Falschheit unwiderlegbar dargethan, und bewiesen, daß das, was geschehen, unter den Umständen wie es geschehen, auf Anstiftung des Französischen Direktoriums nicht geschehen sey, nicht habe geschehen können. Häberlin war durch fortgesezte Nachforschungen zu einer festen Ueberzeugung in Betreff der Anstiftung des Mordes gelangt, die er freilich in jener Nachschrift und überhaupt öffentlich, nur sehr vorsichtig, wenigen Kundigen verständlich, andeuten konnte, und nie bestimmt auszusprechen wagte. Aber in freundschaftlichen Briefen an Dohm — und wahrscheinlich auch an andere Freunde — hat er sie unverholen, jedoch nur als seine moralische Ueberzeugung geäußert, die als solche mit ihm zu Grabe gegangen ist.

(23) Man sehe die in Häberlin's Staatsarchiv Band VII. S. 170 u. f. mitgetheilten Schreiben des Erzherzogs Karl, der unter dem 2ten May an die höhere Behörde wörtlich meldete: „Zufolge der mir durch den „Herrn Feldmarschall-Lieutenant von Kospoth „eingeschickten Rapports des Vorposten-Commandanten Obersten Barbaczy und Rittmeisters Burkard von Szekler Husaren, sind die Französischen „Minister Bonnier und Roberjot in der Nacht „vom 28sten auf den 29sten v. M., auf dem Wege „von Rastadt nach Plittersdorf, von den diesseitigen Vorposten zusammengehauen, Jean De-

gen, um so mehr, da gegen offenbar leidenschaftliche, von den unreinsten Absichten eingegebne Aeußerungen über die Gesandten, welche den mehrerwähnten Bericht unterschrieben haben, eine Vertheidigung unnöthig, ja — unwürdig schien. Als aber jene Erwartung unerfüllt blieb, und die Unverschämtheit gar bis zur Erdichtung und Bekanntmachung von zwey officiellen Berichten ging, die der Obrist Barbaczy an den Erzherzog Karl in französischer Sprache erstattet haben sollte (24); da hielt Dohm sich in seinem Gewissen verpflichtet, noch einmal öffentlich über die Sache zu reden. Er wollte durch Mittheilung aller wahrhaft historischen Nachrichten und seines eignen Urtheils, so wie durch Enthüllung der geflissentlichen Entstellung der Thatsachen und grober Erdichtungen, der Verwirrung der Begriffe wehren und die Wahrheit, so weit es möglich, feststellen, wenigstens jedem Urtheilsfähigen die nöthigen Ma-

„dey aber schwer blessirt worden." — In dem Kaiserlichen Hofdekret vom 6ten May 1799 heißt es wörtlich: „Se. Kaiserl. Majestät erklären vor der allgemeinen Reichsversammlung, dem gesammten Deutschen Publikum und ganz Europa auf das feyerlichste, daß nur die vollkommenste Genugthuung, mit „Hintansetzung aller nur denkbaren Rücksichten, wen „immer der unpartheyische Ausspruch der strafenden „Gerechtigkeit für schuldig erklären wird, die gerechten Empfindungen des Reichsoberhaupts befriedigen „werde."

(24) Dies Machwerk erschien unter dem Titel: Rapport officiel sur l'assassinat des ministres plénipotentiaires françois à Rastadt.

terialien zu einer begründeten eignen Ansicht verschaffen. Zur Bekanntmachung seiner Untersuchung und aller derselben beigefügten Aktenstücke wählte er das Häberlin'sche Staats-Archiv, in dessen 7ten Bande S. 113 bis 264 diese verdienstliche Arbeit sich befindet (25). Wir begnügen uns hier nur einige Sätze daraus mitzutheilen, in denen Dohm seine Ueberzeugung von dem, was als unläugbar wahr in der Sache angenommen werden müsse, ausgesprochen hat, indem wir Leser, die Alles prüfen wollen, auf die Abhandlung selbst verweisen. — „Folgende Resultate — sagt Dohm — „müssen als entschieden angenommen werden:

1) „Die Mörder sind Szeklersche Husaren gewesen;

2) „Diese Mörder haben nicht aus eignem Antriebe und „aus Raubsucht, sondern, wo nicht unter der unmittelbaren Anführung, doch auf Befehl ihrer Offiziere gehandelt, in deren unmittelbaren Nähe die „Gräuelthat verübt wurde.

(25) Die mitgetheilten Aktenstücke bestehen in den Berichten des Gesandten Jean Debry vom 1sten und 6ten May an den damaligen Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten; in den Aussagen (Déclarations) aller bey der Mordscene gegenwärtig gewesenen Personen von der Französischen und Italiänischen Gesandtschaft; in den vorhin schon erwähnten Schreiben des Erzherzogs Karl, und in den erdichteten Berichten des Obrist von Barbaczy, leztere mit erläuternden, die schaamlosen Erdichtungen aufdeckenden, Anmerkungen. Von allen in Französischer Sprache abgefaßten Aktenstücken ist zugleich eine getreue Uebersetzung beigefügt.

3) „Diese Gräuelthat war planmäßig angelegt, und ihr „Zweck ganz ausdrücklich, die drey Gesandten „und keine Andere zu ermorden. Die Plünde„rung ist Nebensache gewesen, die man nicht hin„dern konnte, und allem Vermuthen nach den Mör„dern als Belohnung versprochen hatte, welche des„halb auch die in den Wagen noch befindlichen Ef„fekten als Beute geradezu in Anspruch nahmen.

4) „Wer aber diesen Plan angelegt, wer die„sen Zweck gehabt? hierüber geben alle diese „Fakta noch kein Licht. Vermuthungen können „mehrere oder mindere Wahrscheinlichkeit haben; „aber ein wohldenkender Mensch wird nicht leicht „geneigt seyn, die seinigen öffentlich mitzuthei„len (26)."

(26) Häberlin hat in einer dem Dohm'schen Aufsatze hinzugefügten Note (S. 209 a. a. O.) gesagt: „Nach „der Versicherung eines meiner Freunde in Schwaben „war am Abend der Schandthat der Pfarrer aus „Gernsbach bey dem Obrist Barbaczy. Dieser „führte gegen denselben so räthselhafte und sonder„bare Reden, daß der Pfarrer glaubte, der Obrist „habe zu viel getrunken. Aber am folgenden Tage „konnte er sich diese Reden wohl erklären." — In einem Briefe vom 15ten Januar 1802 meldete Häberlin, als jene Note schon abgedruckt war, Dohm noch Folgendes: „Die Note S. 209 muß ich, nach neuern „Briefen, dahin berichtigen, daß nicht der Pfarrer „aus Gernsbach, sondern aus Rothenfels den „Abend quaest. bey Barbaczy gewesen. Bey Ti„sche — schreibt man mir — wäre Barbaczy oft

Noch bis zum jetzigen Augenblick ist über diesen lezten Punkt keine ganz begründete Meinung öffentlich ausgesprochen, obwohl nicht bezweifelt werden kann, daß noch Personen am Leben sind, die von dem eigentlichen Zusammenhange der Sache Kenntniß haben. Vielleicht aber, daß eben dieser Umstand ein Hinderniß der Enthüllung der Wahrheit ist. — Dies war wenigstens die Meinung Dohm's, zu dem wir, nach dieser längern, unsern Lesern aber hoffentlich nicht uninteressanten, Abschweifung, nun wieder zurückkehren.

Mit sehr geschwächter Gesundheit, zwar reicher an Erfahrungen, aber um manche schöne Hoffnung ärmer,

„ungeduldig geworden, der Pfarrer hätte oft fortgehen wollen, B. hätte ihn aber immer zurückgehalten und gesagt: es komme noch eine wichtige Nachricht. Endlich sey er im Zimmer nachdenkend auf- und abgegangen, und habe zu sich selbst gesprochen: „Barbaczy, was wird die Welt von deinem alten „Kopfe sagen!"

Als das Vorstehende längst niedergeschrieben, zum Theil schon abgedruckt war, fand der Verfasser in der Schrift: „Mein Antheil an der Politik ꝛc." vom Freyherrn von Gagern (Tübingen 1823) folgende Aeußerung (S. 91) über den Gesandten-Mord bey Rastadt: „Niemand zweifelt, daß die Masse der „Thäter ächte Szekler Husaren waren; kein Verständiger beschuldigte den Hof und die hohen Personen „des Kaiserhauses; aber Lehrbach's rohem Charakter ist es wohl zuzutrauen." — Graf Lehrbach hatte als Oesterreichischer Gesandter zu Rastadt seinen großen Haß gegen die Französischen Gesandten oft zu Tage gelegt.

trat Dohm die Rückreise von Carlsruhe an, als der Zweck des dortigen kurzen Aufenthalts erreicht war. Zunächst reiste er noch in Gesellschaft mehrerer gesandtschaftlichen Personen bis Stuttgart, wo er mit dem regierenden Herzoge, nachherigen Könige von Würtemberg, eine längere Unterredung über das tragische Ereigniß bey Rastadt hatte, und sogar hier schon Ansichten fand, die sich auf Nachrichten und Andeutungen gründeten, welche den eignen Wünschen zusagten, nicht aber der Wahrheit gemäß waren. — Um den sechsmonatlichen Urlaub sogleich, noch vor Anfang der von den Aerzten für nöthig erachteten Badekur, zweckmäßig zu benutzen, beschloß Dohm, von Stuttgart ab nur kleine Tagereisen zu machen, die schönen Gegenden und freundlichen Städte Frankens nebst dem alterthümlichen Nürnberg zu besuchen, und zulezt noch von Jena und Weimar erheiternde Eindrücke, und Anregungen höherer Art, nach Halberstadt mitzunehmen.

Der erste längere Anhalt wurde in Anspach gemacht. Hier fand Dohm einen, schon zu Berlin mit ihm verbunden gewesenen, Freund in dem damaligen Kammer-Präsidenten, jetzigen Preußischen Staatsminister, Herrn von Schuckmann, dessen herzliches, biederes Wesen und offene trauliche Mittheilungen ihm ungemein erheiternd und wohlthuend waren. Eine schon früher von dem Minister von Hardenberg gegen Dohm geäußerte Idee, daß er die Stelle des Preußischen Direktorial-Gesandten im Fränkischen Kreise übernehmen möge, kam jezt wieder in ernstliche Anregung, auch entstand der Gedanke, sich in dieser schönen Gegend durch Ankauf eines gerade ausgebotenen von Berlichingen'schen Landguths, Namens

Illersheim, einheimisch zu machen; allein die der lezten Angelegenheit wegen wirklich angeknüpften Verhandlungen zerschlugen sich wieder, weil bedenkliche Lehnsverhältnisse, wie es schien, nicht beseitigt werden konnten. Angenehm war auch für Dohm, den zu Rastadt ihm lieb gewordenen Kriegsrath Lang, für welchen die Mittheilungen von den lezten dortigen Ereignissen ein besonderes Interesse hatten, hier wieder zu finden, so wie es auch zur Vermehrung der freundlichen Eindrücke in Anspach beitrug, einen Cölner Bekannten, den Chevalier de Cologne, zu treffen, der sich, vor den Neufranken flüchtend, hieher begeben hatte und in gewohnter Weise sein Leben hier fortsezte.

Zu Nürnberg wurden wieder mehrere Tage verweilt, die im Besuch der umliegenden Gegend, im Beschauen der mancherley Merkwürdigkeiten der alten Stadt, und im Verkehr mit den hier und in der benachbarten Universitäts-Stadt Erlangen lebenden gelehrten, oder sonst ausgezeichneten Männern sehr angenehm verflossen. Außer der Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen, wegen seiner bibliographischen Gelehrsamkeit berühmten, Schaffer (erstem Geistlichen) Panzer zu Nürnberg, machte Dohm hier auch die des Polyhistors und Antiquitäten-Krämers Murr, durch dessen ganzes Wesen er an den oben (Abschnitt IV) erwähnten Hertzbergschen Hausfreund Dr. Oelrichs sehr lebhaft erinnert wurde. Selbst der Volksdichter Grübel, bekannt durch Gedichte in Nürnberger Mundart, wurde aufgesucht, und vergalt diese Aufmerksamkeit durch ergözliches Vorlesen seiner Poesien. — In Erlangen wurden nähere Bekanntschaften mit Meusel,

Harles, Seiler, Possett und Klüber gemacht. Der lezte theilte über den bekannten Nürnberger Unterwerfungs-Vertrag mancherley Merkwürdiges mit; aber die Empfindungen, die hierdurch, so wie durch die Kunde von allerley Neuerungen in Dohm erregt wurden, wobey der nachher als Herzoglich Sachsen-Coburgscher Minister so berüchtigt gewordene Herr von Kretschmann (27) thätig gewesen, waren nicht erfreulich.

Einen reichen Tag hatte Dohm zu Bamberg, wo er, unter Geleitung des verdienstvollen Arztes Marcus, das dortige trefliche, zur Aufnahme von 120 Kranken und sonst in allem Betracht musterhaft eingerichtete, Krankenhaus besahe. Seit dem Regierungs-Antritt des damaligen Fürstbischofs, der dieser von seinem edelmüthigen Vorfahr gestifteten Anstalt nicht hold war, führte Marcus die ärztliche Aufsicht darüber unentgeldlich; — ein Zug der allein schon hinreichte, ihm Dohm's Achtung zu erwerben, wenn er auch nicht der helldenkende und feinfühlende Mann gewesen wäre, als den er sich, nach den im Tagebuche über ihn enthaltenen Bemerkungen, wirklich zeigte. Von der schönen Umgegend Bamberg's konnte, wegen regnichter und stürmischer Witterung, nicht viel genossen werden; doch ward die sogenannte alte Burg, wo Kaiser Philipp von Otto von Wittelsbach ermordet worden, damals Eigenthum des Dr. Marcus, in einer romantischen Gegend gelegen, besucht, und aus der Abtey Michaelisberg ein Blick auf den Zusammenfluß der Rednitz mit dem Mayn, und auf die liebliche Umgegend geworfen.

(27) Man vergleiche Häberlin's Staats-Archiv Band XI. S. 159-177. und Band XIII. S. 288-313.

Für den zu Bamberg entbehrten Naturgenuß ward zu Bayreuth, wohin zunächst der Weg führte, reichlicher Ersatz zu Theil. Das anmuthige, kesselförmige Thal, in welchem die in ihrem Innern durch breite Straßen, und nette Häuser überaus freundliche Stadt liegt, gewährt nach allen Seiten hin liebliche Ansichten. Die damals noch sehr wohl erhaltenen Anlagen bey den nicht weit von Bayreuth entfernten Schlössern Fantasie und Eremitage haben Punkte, die ungemein reizend sind, und die Aussicht vom Sophienberge über das ganze Thal, dann nach der Oberpfalz, nach Böhmen und Thüringen hinwärts, ist eine der reichsten, die man, in Ansehung des Wechsels von Berg- und Thalgegend, haben kann. Dohm blieb bey günstiger Witterung fast eine ganze Woche in Bayreuth, wo er zugleich an den Vorstehern der dortigen Landesbehörden, dem Kammer-Direktor Tornesi, und dem Regierungs-Präsident von Völdernd orf, so wie an dem Militairchef, General von Unruh, gebildete und in ihren Stellen ausgezeichnete Männer kennen lernte. Tornesi hatte sich vom gemeinen Kanonier bis zu seiner jetzigen bedeutenden Stelle emporgearbeitet. Dohm fand die Schilderung, die Herr von Schuckmann ihm von dem richtigen Blick und den vorzüglichen Talenten des Mannes für praktische Thätigkeit gemacht hatte, völlig bestätigt, und sahe selbst in manchen zweckmäßigen, von Tornesi herrührenden, Einrichtungen des Bayreuther Zucht- und Irrenhauses sprechende Beweise davon. Er erhielt von ihm, so wie von dem Herrn von Völderndorf, der früher Beamter und Kammerherr des lezten Markgrafen gewesen und mit manchen neuen Einrichtungen nicht zufrieden war, über die Verhältnisse und die Wichtigkeit dieser Preußisch-Frän-

kischen Besitzungen, der eigentlichen Stammlande des Preußischen Regentenhauses, sehr interessante Nachrichten. Daß auch mit Herrn von Schuckmann, der zugleich Präsident der Kammer zu Bayreuth war, hier in den lezten Aufenthaltstagen noch einmal ein Zusammentreffen statt fand, vermehrte sehr die Annehmlichkeit des dortigen Verweilens, und ließ mit recht frohen Empfindungen abreisen. Der Weg ward nun über Wunsiedel und Alexandersbad, über Hoff, Schleiz, Neustadt an der Orla, über Orlamünde und Kahla, nach Jena und Weimar fortgesezt, durch eine sieben Jahre nachher so verhängnißvoll gewordene Gegend, wo auch Dohm und die Seinigen bald ein großes Unglück betroffen hätte. Ein heftiges Gewitter hatte nämlich auf der Straße zwischen Schleiz und Neustadt, die damals ihrer gefahrvollen Schlechtigkeit wegen berüchtigt war, einigen Aufenthalt verursacht. Abends gegen zehn Uhr gleitet der schwere mit sechs Pferden bespannte Wagen, etwa eine halbe Stunde vor Neustadt, dem Ziel der Tagereise, an einem tiefen Abgrunde plözlich mit einem Rade aus dem schlüpfrigen Gleise über den Rand des Abhangs; nur mit Mühe kann von den glücklicherweise zu Fuß nebenangehenden Bedienten und Postillons das Umschlagen desselben verhütet werden. Um ihn wieder in den Weg zu bringen, müssen aus einem benachbarten Dorfe einige zwanzig Menschen zu Hülfe gerufen werden, die sich, bevor sie Hand anlegen, genau erkundigen, ob die Reisenden etwa Franzosen seyen, denen sie wahrscheinlich eine höhere Forderung für die Hülfsleistungen gemacht haben würden. Dohm muß mit den Seinigen länger als eine Stunde, unter Bliz und Regen, im Freyen bleiben; erst um Mitternacht wird Neustadt erreicht,

wo am folgenden Tage verweilt wird, um den zu befürchtenden nachtheiligen Folgen des Unfalls für Dohm's schwache Gesundheit möglichst zuvorzukommen.

In Jena und Weimar verlebte Dohm acht sehr angenehme Tage, die durch Fülle und Dauer, wir möchten sagen Nachhaltigkeit, der Eindrücke und Anregungen in der Erinnerung wie ein langer Zeitraum erschienen, in der Wirklichkeit aber um so schneller vorübergingen. Auf der Gesammtuniversität war gerade damals ein seltner Verein von Männern, die durch ganz Deutschland und darüber hinaus glänzten und leuchteten, aber schon wenige Jahre darauf, zum größten Theil, nach allen Richtungen hin zerstreut waren. Wir nennen nur Schiller, Loder, Schütz, Aug. W. Schlegel, die beiden Hufeland, Fichte, Griesbach, Paulus, Schnaubert, Eichstedt, Schelling, mit welchen allen, mehrerer Andern nicht zu gedenken, Dohm in nähere Berührung kam, die bey einigen durch frühere persönliche Bekanntschaft erleichtert wurde. Den 85jährigen Büttner suchte er, als einen alten Bekannten von Göttingen her, unter seinen Büchern und Thieren auf, und vernahm von dem fast unverändert gefundenen Greise, daß er seine noch immer gute Gesundheit, und überhaupt sein hohes Alter, der beständigen Gleichförmigkeit seiner Beschäftigungen, und seiner großen Gemüthsruhe zuschreibe; — zwey Bedingungen, die Dohm freilich weder je erfüllt hatte, noch auch je erfüllen zu können sich Hoffnung machen durfte. Mit besonderm Vertrauen wurden ihm die in der bekannten Fichte'schen Abgötterey-Sache damals statt gefundenen Verhandlungen mitgetheilt; sie gaben ihm Anlaß zu unerfreulichen

Betrachtungen über gar zu leichtes Misverständniß, über ungeduldigen wie unduldsamen Eifer im bewegten, streitvollen Leben. Zwanzig Jahre später fühlte sich Dohm durch Vorgänge anderer Art, troz seiner schon großen Hinfälligkeit, zu ähnlichen Betrachtungen angeregt, die er oft mit der Bemerkung endigte, daß meistens nur ein Minimum sapientiae in den sogenannten großen Angelegenheiten sich äußere. Hat dies seine Richtigkeit, so möchte der Grund davon vielleicht darin liegen, daß die Beschlüsse, der zugleich aufregenden und bedrängenden Größe der Gegenstände wegen, sehr oft von einseitigen und oberflächlichen Ansichten bestimmt werden, nicht selten auch leidenschaftliche Meinungen und Wünsche darauf einwirken.

Zu Weimar fand Dohm an dem von Rastadt her ihm näher bekannten Weimarschen Legationsrath Weiland einen gefälligen, behülflichen Führer und Rathgeber. Zwar drängten sich die Bekanntschaften, neue und erneuerte, hier weniger als in Jena, aber sie waren dagegen anziehender und festhaltender. Vor allen ward zuerst Göthe aufgesucht in seinen reichen Umgebungen, denn Dohm hatte großes Verlangen die früher zu Pempelfort entstandene Bekanntschaft zu erneuern, die dann auch durch öfters Zusammenseyn mehr und mehr sich befestigte, und zu manchen erfreulichen Berührungen im fernern Leben Anlaß gab. Bey Wieland, der damals auf seinem nachher wieder verkauften Guthe Osmannstädt sich aufhielt, voll schöner Plane für ein stilles, patriarchalisches Landleben, wurde, in Gesellschaft von Weiland und Böttiger, den Dohm schon früher in Halberstadt bey Gleim kennen gelernt hatte, ein schöner Nachmittag zugebracht. Mit einneh=

mender, zutraulicher Offenheit erzählte der Dichtergreis viel aus seinem Leben, meinte selbst, daß er, wenn er sich mit Männern aus dem Alterthum vergleichen solle, mit Aristipp, Horaz und Lucian wol die meiste Aehnlichkeit haben möchte, und erklärte sein neuestes Werk, den Agathodämon, für eine seiner wichtigsten und gelungensten Arbeiten. Sehr ernstlich wurde auch vom Landbau, und überhaupt von ökonomischen Dingen, gesprochen; aber Dohm wollte doch bedünken, obgleich er selbst mit ähnlichen idyllischen Planen umging, daß Wieland auf die Dauer im einsamen Landleben, und besonders in den praktischen Beschäftigungen desselben, sich nicht gefallen werde. — Den meisten Verkehr, außer dem mit Weiland und Böttiger, hatte Dohm zu Weimar mit Herder. Das herzliche Entgegenkommen des berühmten Mannes, und sein ganzes Wesen hatte sehr viel Anziehendes für Dohm, der dessen gedankenvolle, anregende Schriften von je her mit großem Vergnügen gelesen hatte; auch trugen die Frauen, imgleichen die ärztlichen Hülfsleistungen, zu denen Herder's Sohn, bey plötzlicher Erkrankung der Dohm'schen Kinder, in Anspruch genommen wurde, zu der größern Annäherung viel bey. Es wurden bey Herder einige Abende fast blos im engern, häuslichen Kreise, wie Dohm es liebte, zugebracht. An einem derselben machte dieser, durch Herder's freundliche Veranstaltung, auch die angenehme Bekanntschaft von Jean Paul (Friedr. Richter), wodurch jedoch nicht bewirkt werden konnte, daß Dohm an den Schriften dieses genialen und tiefdenkenden Mannes jemals hätte Geschmack finden können. Er blieb stets der Meinung, daß Jean Paul's Schreibart zu gekünstelt, zu Bilderreich und zu voll von, oft unnöthi-

gen, mehr verwirrenden als treffend bezeichnenden und das Verständniß fördernden, Anspielungen sey, bey welcher, nicht ganz unbegründeten unüberwindlichen Ansicht. er freilich manchen Genuß entbehrte. — Zu den angenehmen Erinnerungen, die Dohm von Weimar mitnahm, wurden noch einige sehr liebliche hinzugefügt durch die Vorstellung, die, in Abwesenheit des Herzogs, an den Höfen der regierenden und verwittweten Herzoginnen statt fand. So viel Geist, so hellen Verstand und gediegene Kenntnisse, verbunden mit edlen Gesinnungen, reiner Güte und verbindlichem Wesen hatte Dohm bey Fürstlichen Frauen, so viele er deren auch schon kennen gelernt hatte, noch nicht vereint angetroffen.

Auf dem kurzen Wege zwischen Weimar und Halberstadt hatte noch ein überraschend erfreuliches Zusammentreffen mit einer Berliner Freundin, der geistreichen Hofräthin Herz, statt, und so wäre Dohm mit recht frohen Gefühlen in die alten lieben Verhältnisse nach Halberstadt zurückgekommen, hätte für die völlige Herstellung der schon etwas gestärkten Gesundheit durch Badekur und kleine Reisen die zuversichtlichste Hoffnung fassen können, wenn ihm das nicht Alles durch ein sehr unangenehmes und beunruhigendes Ereigniß wäre sehr verkümmert worden.

Schon zu Nürnberg hatte er vorläufige Kunde erhalten, daß der von ihm zum Geschäftsmann gebildete Legations-Sekretair Himly, von dem die Neutralitäts-Angelegenheiten in Dohm's Abwesenheit tadellos besorgt worden, im auswärtigen Departement zu Berlin mit dem Titel Kriegsrath angestellt, das Verpflegungs- und Neu-

tralitäts-Geschäft aber, bis zum Ablauf von Dohm's Urlaubszeit, dem Königlichen Gesandten Schulz zu Hamburg, der so eben in den Adelstand erhoben worden, übertragen werden solle. „Man habe geglaubt, — schrieb ein theilnehmender Berliner Freund, der um Alles genau wußte, — „sich bey dem Bedürfniß der Hülfe am be„sten an die Dohm'sche Schule wenden zu können.“ — Dies Verfahren schien jedoch Dohm gar nicht angemessen zu seyn, theils in Betreff der Angelegenheit selbst, die in andern, wenn auch geschickten, Händen, wegen Unkunde der verwickelten nur ihm und seinem treuen in Alles eingeweihten Gehülfen genau bekannten Verhältnisse, leicht leiden konnte, theils auch wegen der für ihn dadurch, ohne Noth, einst erschwerten Geschäftführung. Zu Berlin müsse man sich, glaubte er, bey den dort etwa nöthigen, doch immer nur sehr untergeordneten, Dienstleistungen für einige Zeit leicht helfen können; es schien ihm Mangel an reiflicher Erwägung und Umsicht, verursacht durch Geschäftsdrang, bey dem gefaßten Beschluß obzuwalten. Daß auch vielleicht ganz andere, kleinliche Beweggründe zu dem ihm höchst unangenehmen Plan oben mitgewirkt haben könnten, wie jezt bey der möglichen Uebersicht aller Umstände und Verhältnisse fast nicht bezweifelt werden darf, kam dem arglosen, immer auf das Wesentliche zuerst blickenden Manne nicht in den Sinn. Mit seiner Ansicht, die eigene Liebe für das mit großen Anstrengungen von ihm eingeleitete und bisher zu vollkommenster allseitiger Zufriedenheit geführte Geschäft nicht verheelend, machte Dohm gegen die beschlossene Maaßregel nachdrückliche Vorstellungen, und erbot sich sogar, der Benutzung des Urlaubs, so weit es nöthig, entsagend, die Leitung des Geschäfts sofort wie-

der zu übernehmen. Als man dennoch auf der Ausführung des gefaßten Beschlusses, weil er einmal gut gefunden und bereits alle Anordnungen deshalb getroffen worden, bestand, als sogar die, freilich etwas unmuthige, Aeußerung Dohm's: „daß die Angelegenheit, wenn sie „einmal in fremde Hände gegeben worden, alsdann auch „in diesen gelassen werden möge,“ aufgegriffen ward; — da fühlte er sich tief gekränkt, denn eine solche durchfahrende Sonderung des Dieners von dem Menschen, solche Beschränkung auf das Verdienst eines blos leidenden Gehorsams, überhaupt der Mangel an feinern und höhern Rücksichten, verwundete ihn im sittlichen Gefühl, dessen sorgsame Erhaltung und Förderung, bey den Regierten wie den Regierenden, von ihm immer als sehr wichtig betrachtet wurde. Zu Berlin konnte indeß die Richtigkeit von Dohm's Vorstellungen nicht lange verkannt werden, und als der Gesandte von Schulz, kaum zwey Monate nach Uebernahme der Akten, plötzlich erkrankte, hatte Dohm die Genugthuung, daß ihm, der zur Herstellung seiner sehr zerrütteten Gesundheit zu Pyrmont sich befand, die Fortführung und fernere Leitung des Geschäfts mit der Wendung: — „Wir befehlen Euch hiermit in Gnaden“ — wieder zurückgegeben, die einstweilige Besorgung desselben aber dem mit Vorbereitungen zu seiner Abreise nach Berlin noch beschäftigten Kriegsrath Himly übertragen wurde. Auf die von Dohm hiernächst zu verschiedenen Zeiten, sowohl an das Ministerium, als auch an den König, unmittelbar über seinen Gesundheitszustand erstatteten Berichte ließ das erstere die einstweilige Stellvertretung fortdauern; der gerechte und gütige Monarch aber fand sich sogar veranlaßt, Dohm's Urlaub aus eigner Bewegung,

auf eine jede Unbill vergütende edelsinnige Weise, noch auf sechs Monate zu verlängern (28). So endete diese Sache zulezt zu Dohm's völliger Zufriedenheit, ihm einen schmeichelhaften Beweis von der Gesinnung seines Monarchen, und eine Muße verschaffend, die ihn desto gestärkter zu den Geschäften zurückkehren ließ.

Mit dem Gebrauch der Bäder zu Nenndorf und Pyrmont verband Dohm auch kleine Reisen, vorzüglich in die vaterländischen Gegenden, wo sich so Vieles vereinigte, um durch erfreuliche Eindrücke zu seiner Herstellung mitzuwirken. Dennoch kehrte er kränkelnd und mit dem Gedanken an gänzliches Zurückziehen aus dem öffentlichen Leben, insbesondere aus der unruhigen diplomatischen Laufbahn, gegen Ende Oktobers nach Halberstadt zurück; auch wurde, um jenen Gedanken bey sich selbst gleichsam noch mehr zu befestigen, nicht lange nachher der Ankauf eines kleinen Landguths in der Gegend von Nordhausen, zu Pustleben, bewirkt, womit denn zugleich neuen Wünschen und Planen, ohne welche Dohm's lebhafter Geist, selbst im größten Geschäftsdrange, nie war, wieder Nahrung gegeben ward. Inzwischen bewirkten einige Unterredungen mit dem Herzoge von Braunschweig zu Halberstadt, die ersten, die Dohm seit längerer Zeit mit diesem Fürsten wieder hatte, daß der noch nicht völlig gereifte Entschluß wieder auf unbestimmte, wenigstens für einige, Zeit verschoben wurde. Der Herzog sagte nämlich, als Dohm von der zulezt er-

(28) Das in Französischer Sprache abgefaßte Königliche Schreiben finden unsere Leser unter Nr. XI der Beilagen abgedruckt.

fahrnen Behandlung ihm Mittheilung machte, sehr bestimmt und nachdrücklich: „unter den jetzigen Umständen „sey es Pflicht für ihn, noch im öffentlichen Dienst, besonders auch in der diplomatischen Laufbahn, zu bleiben; es „ständen wichtige Dinge bevor, und man werde von seiner „erprobten Thätigkeit und Umsicht gewiß Gebrauch machen.“ Dieser zugleich theilnehmend-misbilligenden und schmeichelhaften, so wie freundlich-aufregenden Aeußerung folgte die Eröfnung: „wie er, der Herzog, sich „überzeugt halte, daß die Begebenheit des achtzehnten „Brumaire die Vorläuferin der baldigen Wiederherstellung Ludwig's des XVIIIten sey, und daß Bonaparte die Rolle von Monk spielen werde (29); alsdann müsse ein allgemeiner Friede geschlossen werden, und „er selbst werde zu bewirken suchen, daß Dohm für Preußen und für das allgemeine Beste Deutschlands dabey „thätig seyn könne.“ Es wurde sogleich hin und her über deshalb zu machende Einleitungen geredet, und Dohm versprach dem gütigen Fürsten, der, wenn er wollte, fast unwiderstehlich einnehmend seyn konnte, auf seinem Platze zu bleiben und jeder Aufforderung der besprochenen Art zu genügen. Im Kreise der Seinigen hat er nachher öfter gesagt, daß jene vom Herzoge geäußerte Meinung vorzüglich durch die Französischen Emigranten in Umlauf gesezt worden sey, und daß vielleicht der schlaue Usurpator selbst, in der allerersten Zeit seiner Herrschaft, absichtlich zu deren Verbreitung, die Wirkung wohl berechnend, Anlaß gegeben habe.

(29) Der General Monk bewirkte bekanntlich nach Cromwell's Tode Carl's des IIten Rückkehr auf den Englischen Thron.

Während Dohm von amtlichen Arbeiten noch frey war, beschäftigte ihn sehr lebhaft eine gemeinnützige Angelegenheit, an welcher er als Mitglied der Ritterschaft des Fürstenthums Halberstadt Theil nahm, nämlich die Errichtung eines Zwangarbeitshauses für die Provinzen Halberstadt und Magdeburg. Einstimmig hatte man ihn zum Mitglied des Ständischen Ausschusses gewählt, dem die Leitung und Bearbeitung der Sache übertragen war. Er kam dadurch in nähere Berührung mit einigen ihm stets sehr werth gebliebenen Männern, unter andern mit dem damaligen Domdechant, jezt Herzoglich Braunschweigischen Staatsminister, Grafen von Alvensleben, und mit dem Landrath von Hagen, in welchem leztern er, durch manche rauhe Aeußerlichkeiten hindurch, einen denkenden, originellen und das Gute aufrichtig wollenden Mann bald erkannte und schäzte, was dieser dann durch deutsche Herzlichkeit und zutrauliche Gesinnungen erwiederte. Als die ersten zum Gelingen Hoffnung gebenden Schritte in der schon lange vor Dohm's Theilnahme in Anregung gebrachten Angelegenheit geschehen waren, machte Dohm, voll Freude darüber, eine aktenmäßige Nachricht durch den Druck bekannt, um auch auf diese Weise zur Beförderung der guten Sache zu wirken (30); und als endlich, nach fast zwanzigjähri-

30) Der kleine Aufsaz, betitelt: „Ueber das zu errichtende Zwangarbeitshaus im Herzogthum Magdeburg," ist in den Magdeburg-Halberstädtischen Blättern, herausgegeben von H. L. W. Barkhausen und L. H. Jakob, abgedruckt, und zwar in Band II. S. 949-961. Weil

gem Hin- und Herschreiben, zur Ausführung geschritten werden konnte, wurde er, zum Beweise der Anerkennung seines Sinnes und Eifers für solche Gegenstände, auch zum Mitgliede der General-Direktion gewählt.

Das häusliche und gesellige Leben in Halberstadt wurde in der schon bekannten Weise, und in den alten Verbindungen fortgesezt. Leztere wurden jedoch durch die bald auf einander folgenden Todesfälle des Consistorialraths Streithorst, und des Rektors der Domschule Fischer sehr zerrissen, und von neuen Bekanntschaften gedieh nur die mit einem gebildeten, denkenden Officier, mit dem im Jahr 1816 als General-Lieutenant verstorbenen Herrn von Elsner, dessen Gattin auch zu den ausgezeichnetern ihres Geschlechts gehörte, zu einer nähern und freundschaftlichen. Die Verhältnisse mit Gleim trübten sich zuweilen durch dessen Eigenheiten und Wunderlichkeiten, wie denn überhaupt Gleim's ganzes Wesen Dohm auf die Dauer nicht zusagen konnte (31). Da auch überdem zu Halberstadt mancherley kleine Widerwärtigkeiten sich ergaben, welche nicht, wie größere Unfälle, die Kräfte zugleich

Dohm einer andern Hand zur Zusammentragung der Notizen sich dabey bedient hatte, ist der Aufsatz mit Fr. unterzeichnet.

(31) In der schon vorhin angeführten Biographie des General-Superintendenten Nachtigal ist eine getreue und ziemlich ausführliche Schilderung Gleim's, sowohl von der Licht- als auch von der Schattenseite, enthalten (S. 38-49), in welcher man die Belege zu dieser Andeutung findet.

aufregen und stärken, sondern nur stören und drücken; so reifte im Sommer 1800 der Entschluß, den eigentlichen Wohnsitz nach dem Städtchen Hornburg in das dortige eigene bequem eingerichtete Haus, wenigstens für einige Zeit, zu verlegen, und im Anfange des Herbstes ward derselbe wirklich zur Ausführung gebracht, nachdem zu Halberstadt für ein Absteigequartier gesorgt worden.

VIII.

Aufenthalt zu Hornburg und Goslar vom Herbst 1800 bis zum Frühjahr 1804.

Für beliebige Verwendung der Mußezeit gewährte der neue Aufenthaltort größere Freiheit; ein Gewinn der von Dohm sehr hoch angeschlagen wurde. Die geschäftfreien Stunden waren ihm theuer, und so gern er alle mit der Wirksamkeit nach Außen verbundene Unruhe und Beschränkung geduldig ertrug; so konnten ihn dagegen unnöthige Störungen in jenen Stunden, insbesondere ein durch bloße Convenienz-Höflichkeit, oder gar durch Neugierde veranlaßter, zeitraubender Besuch oft sehr mismuthig machen. „Es ist unglaublich — pflegte er dann hinterher wol zu sagen — „wie viele Müßiggänger und leere „Menschen es in der Welt giebt, die sich und Andern zur „Last sind;“ und ein auf solche Weise entstandener übler Eindruck war nicht leicht wieder zu verwischen. — Zu Hornburg wollte Dohm auch für seine Kinder mehr leben, und selbst an deren Entwickelung thätigen Antheil nehmen. Kamen auch die guten Vorsätze, wegen unvorherzusehender Hindernisse, nicht alle nach Wunsch zur Ausführung; so geschahe doch Manches, und wir glauben die Erwähnung dieses Sinnes und Strebens hier nicht unterlassen zu dürfen.

Auf eine erwünschte größere Ruhe, wenigstens auf mehr Gleichförmigkeit in dem Geschäftleben, hatte die Verlegung des Wohnsitzes keinen Einfluß. Dohm's amtliche Verhältnisse blieben unverändert, und er mußte auf Ungewöhnliches gefaßt seyn; aber als eine seltsame Fügung mag es angesehen werden, daß seine allererste Beschäftigung in der anscheinenden Zurückgezogenheit eine Arbeit war, welche große Veränderungen in dem politischen Zustande Deutschlands beabsichtigte, und zunächst für ihn selbst ein sehr unruhiges Leben hätte veranlassen können. Dohm hatte nämlich, kurz vor seinem Abzuge von Halberstadt, mit dem Herzoge von Braunschweig und mit noch einem andern ausgezeichneten Deutschen Fürsten eine Unterredung über die gefährliche Lage Deutschlands gehabt, und über die Mittel, wie, wenigstens für einen Theil des gemeinsamen Vaterlandes, eine würdigere Haltung nach Außen und größere Sicherheit, durch Abwehrung fremden Einflusses und durch innigere Verbindung zu kräftigem Widerstande, bewirkt werden könne. Beide von ihm hochverehrten Fürsten ermunterten ihn, seine Gedanken über diese wichtige Angelegenheit in einer Denkschrift (Mémoire) zu entwickeln und höhern Orts vorzulegen. So entstand in den ersten Wochen des Aufenthalts zu Hornburg ein Aufsatz, der zur richtigen Würdigung von Dohm's, des Staatsmannes, Blick und Gesinnung nicht unwichtig ist, und den wir deshalb, da er übrigens in anderer Beziehung, wie so Vieles was vor zwanzig und mehrern Jahren geschrieben ist, jezt nur noch ein rein historisches Interesse hat, überdem auch bereits bekannt gemacht ist, unter den Beilagen mitzutheilen kein Bedenken getragen

haben (1). Dem Verfasser dieser Lebensbeschreibung ist aus jener Zeit, in welcher seine nähere Verbindung mit Dohm begann, noch sehr wohl erinnerlich, wie dieser selbst die Abneigung mancher kleinen Fürsten gegen die von ihm vorgeschlagenen Maaßregeln deutlich voraussahe, sich aber dadurch, so wie durch andere nahe liegende Betrachtungen nicht abhalten ließ, seine Ueberzeugung, da er einmal zum Reden sich entschlossen hatte, frey herauszusagen. Halbe Maaßregeln hielt Dohm, so sehr er auch sonst zu gütlicher Vermittlung geneigt war, für verderblich, zumal in großen Angelegenheiten, und nur das befördernd, was man verhindern wolle. Uebrigens verhehlte er sich die großen und mannichfachen Schwierigkeiten nicht, die von mehrern Seiten der Ausführung seiner Vorschläge entgegentreten würden, und war ganz darauf gefaßt, daß seine Ideen bey

(1) S. Beilage XII. Wir haben den Aufsatz in der fremden Sprache, in welcher er geschrieben ist, aus einer später etwas verbesserten Abschrift abdrucken lassen. Eine Uebersetzung desselben, mit kleinen Einschiebseln und mit Noten versehen, hat der Obrist von Massenbach in seinen Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staats (Band III. S. 201-229) bekannt gemacht. Ihm, als einem bedeutenden Officier des Generalstabs, war dies Mémoire bald nach dessen Einsendung bekannt geworden, und als Dohm im Frühjahr 1801 mit ihm zu Bremen in nähere Bekanntschaft kam, theilte er es ihm zum prüfenden Durchlesen mit. Zu der öffentlichen Bekanntmachung hat der Obrist von Massenbach, so viel dem Verfasser bekannt ist, Dohm's Einwilligung nie nachgesucht, und er hat Gründe zu glauben, daß diese ihm auch nicht ertheilt seyn würde.

den verwickelten Verhältnissen als zu kühn angesehen werden könnten. Er irrte sich hierin nicht; sein Schritt blieb ohne Folgen und seine Muße vorerst ungestört.

Zur würdigen Benutzung derselben faßte er den Entschluß, Memoiren seines Geschäftlebens zu entwerfen, und ging sofort an eine vorbereitende Arbeit dazu, nämlich an die Auswahl solcher Papiere, die seiner Erzählung als Belege dienen sollten. Diese Sammlung ist noch vorhanden, aber sie ist sehr unvollständig, indem sie nicht einmal die sogenannte Lütticher Revolution ganz umfaßt. Wegen bald eintretender dringenden Beschäftigungen gerieth sie ins Stocken, und als Dohm später eine erwünschte Muße zu Theil wurde, glaubte er diese durch Unternehmung eines umfassendern Werks für Mit- und Nachwelt nützlicher, als durch jene Arbeit anwenden zu können.

In den seit May 1800 von ihm wieder geleiteten Neutralitäts- und Verpflegungs-Angelegenheiten beschäftigte ihn jezt, neben den laufenden Arbeiten, vorzüglich die Vorbereitung zu der seit 1797 nicht statt gefundenen Rechnungs-Ablage über die Verwendung der ansehnlichen Beiträge, die von den Ständen des nördlichen Deutschlands zur Verpflegung der Preußischen Truppen geleistet worden. Diese Sache lag Dohm sehr am Herzen, theils als Erledigung eines früher schon gegebnen Versprechens und eines vom Convent zu Hildesheim gefaßten Beschlusses, so wie als ein dem Anfange angemessenes Ende, theils aber auch, weil ihm eine öffentliche, feyerliche Rechenschaft, aus Gründen die schon im vorigen Abschnitt angedeutet sind, selbst für Preußens Interesse nützlich

schien. Der Gegenstand war auch an sich wichtig genug, um einer allgemeinern Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Aus den bereits in Dohm's Händen befindlichen Uebersichten ging nämlich hervor, daß die in dem Zeitraum vom Juny 1796 bis Ende 1800 blos zur Verpflegung der Preußischen Truppen geleisteten Beiträge, die Naturalien nach den Lieferungs-Preisen zu Gelde berechnet, eine Summe von 9,254,384 Thaler ausmachten, wovon der auf die Preußischen Provinzen fallende Theil allein 2,360,841 Thaler betrug. Von Preußen waren außerdem noch die Mobilmachungskosten, der Feldetats-Zuschuß und manche andre Ausgaben allein getragen, so daß aus Preußischen Kassen bis Ende März 1801, nach einer amtlichen Uebersicht, die Summe von 5,074,597 Thaler 23 gr. 4 pf. zur Behauptung des Neutralitäts-System's gezahlt ist. — Von Hannöverscher Seite waren zu der öffentlichen Rechnungsablage ebenfalls alle Vorbereitungen getroffen. Die aufgestellten Uebersichten, welche den Zeitraum von Ende Juny 1796 bis Ende Juny 1800 befassen, ergeben die Summe von 5,246,555 Thaler in Golde, die von den im Neutralitäts-Verbande begriffenen Landen, mit Einschluß der Hannöverschen selbst, zur Verpflegung der Hannöverschen Truppen theils an Naturalien, zu Gelde berechnet, theils an baaren Zahlungen wirklich aufgebracht worden. Als der zu Lüneville geschlossene Friede (9ten Februar 1801) das baldige Aufhören der Neutralitäts-Anstalten voraussehen ließ, drang Dohm um so mehr auf Beschleunigung jenes Geschäfts. Schon waren die Abgeordneten gewählt, welche, im Auftrage Aller, die vorzulegenden Rechnungen prüfen sollten, und schon hatte Dohm den Monat April zur Zusammenkunft in Hildesheim bestimmt; — da

erhielt er plötzlich die Weisung, der Sache noch einigen Aufschub zu geben, und bald trat dann ein Ereigniß ein, welches deren Vornahme zunächst unmöglich machte, und zugleich auch für Dohm zu einer anderweitigen Beschäftigung Anlaß gab. Er erinnerte zwar später noch mehrmals an die Erledigung jenes Geschäfts in der von ihm angemessen erachteten feyerlichen Art; allein die gänzlich veränderten Umstände bewirkten zu Berlin den Entschluß, die Rechnungsablage vor einer dort bestellten besondern Commission von blos Preußischen Staatsdienern geschehen zu lassen. Auch auf diese Weise hofte man, bey der allgemein bekannten Genauigkeit des Preußischen Rechnungswesens, dem Vertrauen der Mitstände zu entsprechen, und stellte diesen übrigens frey, sich durch nach Berlin zu sendende Abgeordnete von der Richtigkeit der Rechnungen zu überzeugen. Dohm's Sinn und Wunsch war dies zwar nicht ganz gemäß; indeß konnte er sich doch dem Auftrage nicht entziehen, diese Maaßregel selbst bekannt zu machen. Unter den Beilagen finden unsre Leser das Schreiben, wodurch er dem Befehl genügte (2), und damit eigentlich, jedoch ohne es ausdrücklich zu sagen, dies Geschäft endigte. In Berlin fanden sich übrigens, wie vorauszusehen war, keine Abgeordnete ein, vielmehr wurde von allen Seiten, in schriftlichen Erwiederungen auf jene Bekanntmachung, die vollkommenste Zufriedenheit mit der getroffenen Maaßregel bezeigt, und Hannover folgte, in Betreff seiner Rechnungs-Ablage, dem von Preußen gegebnen Beispiel nach.

(2) S. Beilage Nr. XIII.

Das vorhin angedeutete Ereigniß bestand in der von dem damaligen Beherrscher Rußlands, dem Kaiser Paul, in Geneigtheit für den neuen Gebieter Frankreichs, und auf den Grund der bekannten Petersburger Convention vom 16ten December 1800 (3), veranlaßten plötzlichen Besitznahme der sämmtlichen Hannöverschen Lande durch Preußische Truppen. Diese mußten nun von Hannover allein verpflegt werden, und als die ersten Vorkehrungen von dem mit der Preußischen Deklaration vom 30sten März 1801 nach Hannover abgeordneten Staatsminister Grafen von Schulenburg-Kehnert, sowohl in Ansehung der Truppen-Verpflegung als auch andrer Verhältnisse wegen, getroffen worden, erhielt Dohm den Auftrag, sich schleunigst nach Hannover zu begeben und die Leitung des Verpflegung-Geschäfts zu übernehmen. Der unerwartet schnelle Tod des Kaisers Paul, wovon die Kunde, schon vor Dohm's Abreise nach Hannover, sich verbreitet hatte, ließ zwar voraussehen, daß die ergriffenen Maaßregeln nicht von langer Dauer seyn würden; indeß mußte Dohm den erhaltenen Befehl doch vollziehen. Er verweilte aber nur kurze Zeit zu Hannover und begab sich dann nach Bremen, wo das Hauptquartier der Preußischen Truppen war, weil auch die Mündungen der Weser und Ems, so wie der Elbe, für England verschlossen werden sollten.

In Bremen verlebte Dohm, bey nicht überhäuften Geschäften, einige sehr glückliche Wochen, deren er sich oft, und stets mit Vergnügen, erinnerte. Vor mehrern

(3) S. von Martens Recueil des Principaux Traités etc. T. VIII. S. 516 u. f.

Jahren schon (im Jahr 1797) durch einen Senatsbeschluß mit dem, auch auf seine männlichen Nachkommen übergehenden, großen Bremischen Bürgerrecht beschenkt, befand er sich in dieser freyen Stadt unter ihm theuern Mitbürgern, die wetteifernd sich bemühten, dem verehrten Manne den Aufenthalt in ihrer Mitte angenehm zu machen. Ein so wohlgeordnetes kleines Gemeinwesen, als er in Aachen es zu schaffen sich bemüht hatte, trat ihm hier in der Wirklichkeit vor Augen; seine Aufmerksamkeit, Theilnahme und Achtung wurde durch gar Vieles angeregt und genährt. Innig freute er sich der allgemein herrschenden, durch eine freye Verfassung begünstigten, und geförderten Gewerbsamkeit und Rührigkeit, so wie des unter allen Klassen der Einwohner verbreiteten Wohlstandes. Das treuherzige, biedere Wesen der Bremer, die in Gesinnungen und Handlungen sich vielfach kund gebende Rechtlichkeit, und der verständige, durch das täglich erneuerte Gefühl eines glücklichen Zustandes fortwährend belebte, Patriotismus zogen ihn unwiderstehlich an. Mit Vergnügen vernahm er von unterrichteten Männern, daß zu Untersuchungen wegen Umgehung von indirekten Steuern seit vielen Jahren kein Anlaß gewesen sey, daß man bey Abgaben, die vom Vermögens-Betrage entrichtet werden müßten, die Abschätzung des leztern, so wie die darauf sich gründende Bestimmung des zu $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ Thaler vom Hundert geforderten Beitrags, jedem steuernden Bürger selbst überlasse, und daß auf diese Weise immer so viel zusammenkomme, als man erwarte, oft noch mehr. „Dies ist mir — heißt es im Tagebuche — „Beweis eines hohen Grades von „Sittlichkeit.“ Noch trat zur Erhöhung der angenehmen Gefühle, die durch das Alles erregt wurden, bedeutend

kuhigt, daß Dohm bey sehr vielen Männern, mit denen er in nähere Berührung kam, ausgezeichnete Tüchtigkeit und gediegene Bildung fand. Im Tagebuche sind die Aerzte Olbers und Wienholt, von denen der erste auch als Astronom rühmlich bekannt ist, die Senatoren und Kaufleute Gildemeister, Smidt (jezt Burgemeister), Post, Kulenkamp, Droste, so wie die Prediger Ewald und Häfeli mit besonderer Achtung genannt. Gröning, dessen schon im vorigen Abschnitt gedacht worden, und den Dohm ungemein schäzte, war in Angelegenheiten der Vaterstadt zu Paris; aber selbst von dort aus bezeigte er seine Freude über Dohm's Anwesenheit zu Bremen, und bot ihm für einen längern Aufenthalt sein freundliches Landhaus zur Wohnung an. — Vorzüglich lieb waren Dohm solche Abende, die er in ausgewählten kleinen Kreisen zubrachte, meistens auf Veranstaltung des einen oder andern der vorhin genannten Männer; er zog solche Gesellschaften, in denen auch Frauen zugegen waren, den großen Gelagen weit vor, die ihm, so wie dem kommandirenden General von Kleist, in dem sehenswerthen Raths-Weinkeller, auf dem gleichfalls merkwürdigen Theerhofe, und an andern Orten gegeben wurden, obgleich auch diese Gastereyen wieder in anderer Beziehung vielfach interessant waren. Die Besichtigung der Merkwürdigkeiten Bremens, unter denen auch der sogenannte Bleykeller nicht vergessen ward, geschah immer in Begleitung der unterrichtetsten Männer, und war so zugleich angenehm und lehrreich.

In das Getümmel des Hauptquartiers wurde Dohm hier weniger verflochten, als es an einem andern Orte wol

der Fall gewesen seyn würde. Er verkehrte vorzüglich mit dem General von Kleist und mit dem Obrist von Massenbach, auch war er einigemal mit dem auf dem Durchmarsch und zum Besuch in Bremen anwesenden Prinzen Louis Ferdinand zusammen, dessen Kenntnisse und Talente er aufs neue bewundern mußte, sich aber zugleich auch von der Richtigkeit der schon zu Osnabrück gemachten Bemerkung überzeugte. An dem befehlhabenden General fand Dohm einen gebildeten, ziemlich vorurtheilfreien, und seiner Gesinnungen wegen achtungswerthen Mann, dessen unglückliches und unrühmliches Ende in der früher ehrenvoll durchlaufenen Bahn er stets beklagt hat, überzeugt, daß ein von dem alten Kriegsmanne nicht selbst verschuldetes Misverhältniß der Kraft zu dem Willen, und gewissenlose Berathung obgewaltet habe. Bey dem Obrist von Massenbach, dessen schätzbare Kenntnisse und enthusiastische Gesinnungen für Preußens Ruhm und Größe viel Anziehendes für Dohm hatten, konnten ihm doch die Hast, und die von einiger Selbstsucht nicht freye Heftigkeit, womit derselbe seine Ideen und Plane geltend zu machen suchte, nicht zusagen. Lange vor dem Erscheinen von Massenbach's bekannten Memoiren äußerte Dohm öfters, daß der in vieler Hinsicht achtungswerthe Mann nicht wohl thue, Schiller's politische Lehre (4) zu vernachlä-

(4) Diese unter den Votivtafeln (S. sämmtliche Werke Band 9. Abtheilung 1. S. 243) befindliche inhaltschwere politische Lehre des philosophischen Dichters lautet also:

Alles sey recht, was Du thust; doch dabey laß es bewenden,

ßigen, und dadurch seiner Wirksamkeit und sich selbst sehr schade. Der Inhalt der Memoiren hat dieses Urtheil nur zu sehr bestätigt; aber tief geschmerzt hat es Dohm, daß ein Mann von so viel Kopf und so eifrigem Streben zuletzt Schritte hat thun können, die ihm ein schmähliches Schicksal bereitet haben.

Eine große Annehmlichkeit des Bremer Aufenthalts lag für Dohm auch darin, daß er ihm Anlaß zu kleinen Reisen gab, die er, in angenehmer und belehrender Gesellschaft, nach ihm interessanten Punkten machte. So wurde z. B. der Bremische Hafenort Vegesack besucht; auch Elsfleth, damals merkwürdig als Erhebungsort des wichtigen Oldenburger Weserzolls, der bekanntlich nun aufgehoben ist; und Brake, bis wohin die Seeschiffe gelangen können, und von wo ab stromaufwärts die Sandbänke und Untiefen im Flusse durch Tonnen bezeichnet sind, die vermittelst Anker festgehalten werden. In dem freundlichen Olden=

Freund, und enthalte Dich ja, Alles was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sey; der falsche will stets, daß das Vollkommene sey.

Göthe hat fast denselben Gedanken im 3ten Bande seiner Zeitschrift: „Ueber Kunst und Alterthum“ S. 32, unter der Ueberschrift: „Eigenes und Angeeignetes in Sprüchen,“ also ausgedrückt: „Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern.“

burg ward ein ganzer Tag zugebracht, und Dohm lernte hier, neben andern trefflichen Männern, auch den lange schon geachteten von Halem kennen. Ein andrer Ausflug ward zu der Mündung der Elbe nach Cuxhaven gemacht, durch die Moorgegend des Herzogthums Bremen, in welcher, seit 1750 bis Ende May 1799, gegen 6000 Menschen angesiedelt, und an 10,000 Morgen Landes, unter Begünstigung der vorsorglichen Hannöverschen Regierung, urbar gemacht worden. Der zur Aufsicht und Leitung des Cultur=Geschäfts eigends angestellte Moor=Commissarius geleitete die Reisenden, und gab über Alles sehr bereitwillig Auskunft, wodurch Materialien zu einem nach Dohm's Auftrage verfaßten Aufsatz entstanden, der noch unter seinen Papieren befindlich ist. Von dem Hamburgischen Flecken Ritzebüttel aus ward auf Veranstaltung des dortigen Reichsstädtischen Statthalters, der stets Mitglied des Senats ist und immer nur einige Jahre diese bedeutende Stelle verwaltet, der ganz nahe Hafenort Cuxhaven besucht, wo Dohm den so lange gewünschten Anblick einer unübersehbaren Wasserfläche und vieler vor Anker liegenden Seeschiffe hatte. Ein günstiger Zufall wollte, daß der Capitain eines vor dem Hafen kreuzenden Englischen Cutters, durch den Hamburgischen Quarantaine=Arzt von der Anwesenheit eines Preußischen Gesandten unterrichtet, der politischen Verhältnisse ohnerachtet, angemessen hielt, an Dohm, der schon wieder nach Ritzebüttel zurückgekehrt war, eine Einladung zum Besuch seines Kriegschiffs ergehen zu lassen. Dohm fand kein Bedenken, dieser Einladung noch an demselben Tage gegen Abend zu folgen, und hatte so das große Vergnügen, die innere Einrichtung eines Englischen Kriegschiffs der kleinern Gattung in allen seinen

Theilen kennen zu lernen, und die überall herrschende Ordnung und Reinlichkeit zu bewundern. Der Capitain war überaus artig, und ließ auch die bey der Ankunft und Abfahrt eines Königlichen Gesandten übliche Begrüßung mit dreyzehn Kanonenschüssen beobachten, welche dann, dem Gebrauch gemäß, von der kleinen Vestung zu Ritzebüttel erwiedert wurden. Als die auf dem Cutter befindlichen zwölf Kanonen in Dohm's Gegenwart schnell hinter einander abgefeuert wurden, ward das Schiff sehr merklich erschüttert und fing an zu schwanken. Nachdem zulezt noch eine nicht abzulehnende Bewirthung, wie sie der Tageszeit angemessen, statt gefunden hatte, bey welcher auch die Gattin des Capitains zugegen war, begleitete dieser selbst die Reisenden zum Lande zurück.

Von ganz besonderm Interesse waren für Dohm auch mehrere von Bremen aus bey dem berühmten Astronom, Oberamtmann Schrötter zu Lilienthal gemachten Besuche. Die Astronomie hatte für ihn, wie für jeden gebildeten, denkenden Menschen, ungemein viel Anziehendes, und er bedauerte öfters, daß ihm das Schicksal nicht vergönnt habe, mehr als die allgemeinsten Kenntnisse davon sich zu erwerben. Durch das, was er zu Bremen bey dem treflichen Olbers schon gesehen und gehört hatte, war er auf Lilienthal gleichsam vorbereitet worden. In Verwunderung sezte ihn hier besonders das 27füßige Fernrohr, nächst dem Herrschel'schen damals das größte in Europa, auch in seiner Aufstellung und sonstigen äußern Einrichtung jenem des astronomischen Veteran darin ähnlich, daß es mit allen auf dem thurmartigen Gerüst befindlichen Menschen beliebig gedrehet werden konnte. Im Schröt-

terschen Teleskop erschien die Venus in der Größe, in welcher der Mond mit unbewafnetem Auge gesehen wird. Als Dohm zum lezten Mal in Lilienthal war, wurde der größte Theil der Nacht auf der Sternwarte, unter belehrenden Mittheilungen des vortreflichen, auch durch die Gabe des mündlichen Vortrags sich auszeichnenden, Wirths zugebracht. „Wir fühlten uns alle — ist im Tagebuche bemerkt — „von der Unermeßlichkeit des Weltalls durch„drungen." — Die von dem Französischen General Vandamme etwa zwölf Jahre nachher verübte vandalische Zerstörung zu Lilienthal erfüllte Dohm mit Ingrimm, den er im Kreise der Seinigen, und selbst in Briefen an vertraute Freunde, mit aller Stärke eines lebendigen Gefühls äusserte.

Gegen Ende Mays wurde die Rückreise von Bremen angetreten. Hier sahe man den lieben Gast ungern scheiden, denn er hatte der guten Stadt seine Gegenwart auf mancherley Weise nützlich zu machen gewußt, z. B. durch Abwendung des Militair-Lazareths, durch Bemühungen für Menge und möglichste Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse, insbesondere aber durch eine zu Berlin erwirkte wiederholte Versicherung, daß bey der durch die Umstände nothwendig gewordenen militairischen Besetzung der Stadt durchaus keine Absicht gegen die Unmittelbarkeit derselben obwalte. Ueberdem waren seine schon oft bewährten, bey der Anwesenheit leicht einzuholenden Rathschläge und Winke über andre Angelegenheiten, gerade in dieser für die Zukunft wichtigen Zeit, doppelt willkommen, und Dohm freute sich dagegen innig über das ihm vielfach bewiesene persönliche Vertrauen, dessen Quelle und bleiben-

den Werths wegen. Auch unterließ er nicht, in dem lezten an den Magistrat erlassenen Schreiben ausdrücklich zu sagen, daß er sich sehr glücklich schätzen würde, zur Aufrechthaltung einer Verfassung irgend etwas beitragen zu können, die, wie er sich jezt auf das lebhafteste überzeugt habe, durch ihren wohlthätigen Einfluß auf den Geist und das Wohl ihrer Bürger der Fortdauer so vorzüglich werth sey. Der Abschied von manchen ihm sehr theuer gewordenen Männern war ergreifend.

Zu den Seinigen kam Dohm, als glücklicher Hausvater, nach längerer oder kürzerer Abwesenheit, stets mit heiterm Sinne zurück. Jezt, solche Erinnerungen mitbringend, und im Vorgefühl der Freude, die eine trauliche Mittheilung den geliebten innig mit- und nachempfindenden Umgebungen verschaft, war dies vorzüglich der Fall. Unter blühenden Bäumen, oder im Schatten einer von dicht verzweigten Waldbäumen gebildeten Laube, wurde nun in geschäftfreien Stunden erzählt; die kurzen Andeutungen des Tagebuchs dehnten sich oft zu anschaulichen Darstellungen aus, und der liebende Vater ward nicht müde, den Fragen der neugierigen Kinder, und den Nachforschungen der Erwachsenen möglichst zu genügen. Milde, aber doch treffend, ward über Manches was widrig berührt hatte geurtheilt; das Erfreuliche trat vorzüglich hervor, und mit verweilendem Wohlgefallen ward der bey Andern wahrgenommenen edlen Gesinnungen, jedes gemeinnützigen Strebens, so wie vorzüglicher Tüchtigkeit und Geistesbildung gedacht. Man muß Dohm in solchen und ähnlichen Verhältnissen gesehen und beobachtet haben, um sich von seinem kindlich reinen Gemüth, von seiner Empfänglichkeit

für alles ächt Menschliche, überhaupt von seiner Liebenswürdigkeit eine recht deutliche Vorstellung machen zu können. So verflossen mehrere Wochen sehr angenehm, in denen auch einige theure Freunde aus Bremen ihn in seinem fast ländlichen Wohnsitz zu Hornburg aufsuchten, und auf die kommende Zeit gab ein schon angekündigter längerer Besuch von dem alten Freunde Jacobi, den Dohm nun seit sieben Jahren nicht gesehen hatte, eine erheiternde Aussicht; als plötzlich ein störendes Ereigniß eintrat, durch welches abermalige Abwesenheit und nicht geringe Unannehmlichkeiten veranlaßt wurden.

Dohm erhielt Nachricht von dem am 27sten July erfolgten Tode des Churfürsten von Cöln, und bald darauf auch von Berlin den Befehl, sich nach Münster und Arensberg zu begeben, um sowohl dort bey dem Münsterschen, als auch bey dem im leztern Orte versammelten Cölnischen Dom-Capitul die Wahl eines neuen Bischofs und Churfürsten zu verhindern. Als vor Jahr und Tag schon einmal das Gerücht von dem Ableben des an einem unheilbaren Uebel, der Brustwassersucht, leidenden Fürsten entstanden, und Dohm bey diesem Anlaß von Berlin über die Absichten und Wünsche seines Hofes für den wirklich eintretenden Fall unterrichtet worden war, hatte er seine Ansicht über diese Angelegenheit umständlich dargelegt, und Vorschläge gethan, die sich auf die genaueste Kenntniß der Verhältnisse gründeten. Da in diesem kleinen Aufsatze die Schwierigkeiten, und, unter gewissen Voraussetzungen, die Unmöglichkeit eines erwünschten Erfolgs der beabsichtigten Verhinderung neuer Bischofswahlen ausführlich geschildert sind, und Dohm selbst ihn zur derein-

stigen Bekanntmachung bestimmt hatte; so nehmen wir keinen Anstand, ihn unter den Beilagen mitzutheilen (5). Aus der vorgängigen Lesung desselben, die wir anrathen, wird sich ergeben, warum Dohm jezt noch die entschiedene Ueberzeugung hegen mußte, daß alle seine Bemühungen in Ausrichtung des ihm ertheilten Auftrags, unter den vorhandenen Umständen, vergeblich seyn würden, und wie natürlich sein Wunsch war, daß lieber gar keine, als unzulängliche Schritte geschehen möchten. Die fast zu gleicher Zeit mit jenem Befehl von Berlin ihm zugekommene Nachricht, daß die Wahl bereits auf den dritten September angesezt sey, bestärkte ihn noch mehr in dieser Ansicht. Es mußte jedoch gehandelt werden, und er erließ daher am 15ten August an beide Domcapitel abrathende Schreiben, machte aber zu gleicher Zeit in Berlin, gegen die ihm unnöthig scheinende, nur unnützes Aufsehen erregende Reise nach Münster, Vorstellungen, und begab sich einstweilen nach Hildesheim. Hier erhielt er an demselben Tage, an welchem seine Gattin mit dem auf einer Reise nach Paris begriffenen Freunde Jacobi zu ihm kam, den erneuerten Befehl, sich sofort nach Münster zu begeben. Nur in einigen abgerissenen Stunden, unter zerstreuenden Beschäftigungen, konnte er des theuern Freundes genießen, und war überdem noch beunruhigt durch ein schmerzhaftes Uebel am Bein, welches die liebende Gattin bewog, ihn auf der weitern Reise zu begleiten. So kam er, ein hinkender Bote in mehrerm Betracht, Ende Augusts zu Münster an. Hier ließ er es an kräftigen Vorstellungen nicht fehlen, ward jedoch durch die Mittheilungen Fürstenberg's und

(5) S. Beilage Nr. XIV.

einiger andern vertrauten Domherren bald überzeugt, daß alle Preußische Gegenbemühungen ganz vergebens seyn würden, da von dem Wiener Hofe, der zu Berlin gehegten Hoffnung entgegen, die Abhaltung der Wahl gebilligt und bereits ein Wahlcommissarius, dem Herkommen gemäß, von dem Kaiser ernannt worden. Dohm fand nicht gut, die Ankunft des Kaiserlichen Commissarius, Grafen von Westphalen, abzuwarten; er verließ Münster am 5ten September unter dem Zusammenlauf eines für Preußen keine günstige Gesinnungen äußernden Volkhaufens, und begab sich nach der nur einige Meilen entfernten Preußischen Stadt Hamm. Von hier erließ er, als am 9ten September die Wahl wirklich statt gefunden, die bekanntlich auf den Oesterreichischen Erzherzog Anton fiel, unter dem 15ten September ein dieselbe misbilligendes, und dagegen protestirendes Schreiben an das Münstersche Domcapitul, und zugleich nochmals eine Abmahnung an das Cölnische Domcapitul zu Arensberg. Als indeß auch von diesem die Wahl in gleichem Sinne vorgenommen worden, verfaßte er, nach dazu erhaltenem ausdrücklichen Auftrage, eine förmliche und feyerliche Protestation, in welcher auf die am Reichstage zu Regensburg vom Preußischen Hofe geschehenen Erklärungen Bezug genommen ward, und endigte durch deren Mittheilung an beide Domcapitel seine Verhandlungen. Zum Schluß unsrer Erzählung möge jedoch hier noch eine Stelle aus der wohlgefaßten Antwort des Münsterschen Domcapituls auf Dohm's Schreiben vom 15ten September stehen, die ihn größtentheils persönlich betrift, und die wörtlich so lautet: „Wir würden „um so weniger in dieser Hinsicht beunruhiget seyn (wegen angedeuteter Königlicher Ungnade für Domcapitul

und Hochstift), „wenn der Königlich Preußische Herr „Kreis-Direktorial-Gesandte von Dohm, dessen persön„liche günstige Gesinnungen uns bey den Angelegenheiten „der Demarkations-Linie außer Zweifel gestellt sind, die „Gefälligkeit für uns haben wollen, die Lage des Hoch„stifts und unsre Pflicht für Verfassungs-Erhaltung eines „Landes, womit das Amt eines Kreisausschreibenden Für„sten verbunden ist, Sr. Majestät dem Könige mit der „Hochselben ganz eigenen Darstellungsgabe vorzulegen; — „dem berühmten, mit Deutschlands Verfassung in allen „ihren Theilen so ganz vertrauten, Schriftsteller sey es „vorbehalten, unser Benehmen, so wie es reichsverfas„sungsmäßig ist, dem allergerechtesten Könige darzustellen. „Ew. Excellenz waren das Organ, wodurch der Königliche „Rath, nicht zu wählen, uns zukam; nun bitten wir „und fordern Hochdieselbe als Menschenfreund, in Gefolg „unsrer persönlichen für Sie hegenden Hochachtung auf, „unser Benehmen an jenen Orten ins rechte Licht zu setzen, „wo wir Gefahr laufen möchten, verkannt und unrichtig „beurtheilt zu werden (6)."

(6) Jüngere Leser, die sich über diese Cöln-Münstersche Wahl-Angelegenheit noch genauer zu unterrichten wünschen, machen wir auf die in Häberlin's Staatsarchiv Band VII. S. 334-359 und S. 414-457 mit einer belehrenden Einleitung enthaltenen Aktenstücke aufmerksam. Diese, mit dem unter den Beilagen mitgetheilten kleinen Aufsatz zusammengenommen, werden eine vollständige Belehrung gewähren. Noch bemerken wir, daß auch ein besondrer Abdruck jener Aktenstücke erschienen ist unter dem Titel: „Officielle „Aktenstücke über die Wahl eines neuen

Die befohlne Reise nach Arensberg war mit höherer Bewilligung unterblieben, da deren Erfolglosigkeit, nach den Vorgängen in Münster, sich voraussehen ließ; aber zu Hamm mußte Dohm mehrere Wochen verweilen wegen eines zu dem Beinschaden hinzugetretenen Uebels, wobey nach dem Ausspruch der Aerzte möglichste Ruhe und Schonung nöthig war. Er benuzte diesen unfreiwilligen Aufenthalt zur Betreibung einer Angelegenheit, die, weil sie gemeinnütziger Art war, und, bey glücklicher Ausführung, bleibende Erfolge hoffen ließ, seine Aufmerksamkeit vorzüglich fesselte. Dohm hatte nämlich, kurz vor der Abreise nach Münster, den Auftrag erhalten, zwischen den verschiedenen Territorial-Behörden im Westphälischen Kreise eine Vereinigung, und solche gemeinsame Maaßregeln zu befördern, vermöge welcher die in den dortigen Gegenden durch Räubereyen und Gewaltthaten aller Art in einem hohen Grade gefährdete öffentliche Sicherheit wieder hergestellt werden könne. Es sollte, wo möglich, eine ähnliche Uebereinkunft wie die, welche im Anfange dieses Jahrs zu Wetzlar unter mehrern kleinen Landen zwischen dem Rhein, der Lahn und der Nidda zu gleichem Zweck geschlossen war, zu Stande gebracht werden. Zu Hamm, dem Sitze der Preußischen Verwaltungsbehörde für die

„Churfürsten von Cöln und Fürstbischofs „von Münster im August und Septem„ber," vollständig und chronologisch gesammelt 1801. (In der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo); und daß in dieser, so wie in der Häberlinschen Sammlung auch die bey der Reichsversammlung angegebnen Abstimmungen mit enthalten sind.

Grafschaft Mark, unterrichtete sich Dohm durch Lesung aller bisherigen Verhandlungen, so wie durch amtliche Berathschlagung mit mehrern Gliedern jener Behörde, über die Quellen und den Umfang des Uebels, dem gesteuert werden sollte, und machte dann noch von hier aus Vorschläge über die für zweckmäßig erachteten Maaßregeln. Liebe zur Gründlichkeit und Neigung für weitgreifende Thätigkeit ließen ihn die Sache nicht blos nach dem augenblicklichen Bedürfniß, sondern zugleich für die Zukunft und überhaupt großartig behandeln, ein Sinn, der in untergeordneten Verhältnissen, zumal wenn er durch kühnes Ueberschreiten der meistens sehr beschränkten und beschränkenden Zwecke der Gegenwart sich kund giebt, leicht Anstoß erregt, er mag erkannt oder nicht erkannt werden. In dem vorliegenden Falle ging Dohm wirklich über den Auftrag etwas hinaus, wenigstens schien die gewünschte Hülfe bey der Ausdehnung, die er der Sache zu geben suchte, nicht schnell verschaft werden zu können. Sein Plan bezielte nämlich eine Vereinigung aller nördlichen Lande zwischen dem Rhein und der Weser, und sein Bestreben ging dahin, das unwürdige und zugleich unnütze gegenseitige Verweisen, eigentlich Zuweisen, der Landstreicher und Verbrecher aus den verschiedenen sich durchkreuzenden Gebieten aufhören zu lassen. Wirkliche Uebelthäter sollten zur gesetzlichen Bestrafung in sichere Haft genommen, für solche Menschen aber, die in freiwilligem, oder durch Mangel an Arbeit veranlaßten, bettelnden Müßiggange, gleichsam in der Vorschule der Verbrechen, lebten, sollten Arbeitshäuser errichtet werden, um sie darin zur Arbeit zu gewöhnen, und sie so wieder zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Im lebendigen, fast enthusiastischen

Eifer für diese Angelegenheit schrieb er, bey Einsendung seiner Vorschläge, an den ihm vorgesezten Kabinets-Minister Grafen von Alvensleben: „Ich werde mich der „Sache um so mehr con amore widmen, da ich von ihrer „Wichtigkeit durchdrungen bin und mir in einem guten „Erfolge diejenige belohnende Beruhigung versprechen darf, „welche bey den meisten diplomatischen Geschäften nur unvollkommen durch das Bewußtseyn, das Seinige gethan „zu haben, ersezt wird.“ — Zu der lezten Aeußerung veranlaßte die so eben gemachte Erfahrung bey der Münsterschen Mission, und sie zeigt, wie lebhaft die früher schon angedeutete Neigung Dohm's für eine mehr stetige Wirksamkeit in der innern Landesverwaltung war. Jener Plan ging indeß nicht durch, obgleich sein verehrter Monarch selbst ihm seine Zufriedenheit mit der auch in dieser Angelegenheit bewährten „bekannten Thätigkeit „und Umsicht“ bezeigte. Der Schwierigkeiten ergaben sich gar zu viele gegen eine, wenigstens zum Theil, diplomatische Behandlung der Sache, bey welcher man unter andern auch fürchtete, wegen der für die Cölnischen und Münsterschen Lande zu berufenden Abgeordneten in Verlegenheit zu gerathen, da die Anerkennung des neuen Landesherrn derselben feyerlich verweigert worden war. Man fand daher angemessen, es bey den von den Preußischen Landesbehörden in Westphalen mit den nächst benachbarten Regierungen bereits getroffenen Vereinbarungen zu Aufspürung und Verfolgung der Vagabonden und Verbrecher bewenden zu lassen, außerdem aber für die Grafschaft Mark eine Immediat-Militair- und Civil-Sicherheits-Commission unter dem Vorsitz des General-Majors von L'Estocq anzuordnen, und diese mit den nöthigen Mitteln

zur Herstellung und Erhaltung der öffentlichen Sicherheit zu versehen. Dohm wurde hiervon, als er sich schon wieder zu Hornburg befand, unterrichtet, und erhielt zugleich den Auftrag, diese Maaßregeln den Regierungen einiger benachbarten Lande, als Paderborn, Osnabrück, Lippe-Detmold u. a. mit der Aufforderung bekannt zu machen, ähnliche Einrichtungen bey sich zu treffen, und überhaupt die Erreichung des gemeinnützigen Zwecks durch gemeinsame Mitwirkung zu befördern. Was durch Schreiben möglich war geschah. Von Osnabrück wurde auf diese Veranlassung der Wunsch zu einer nähern Vereinigung geäußert; auch selbst die Sicherheits-Commission, mit welcher Dohm in einen ziemlich lebhaften Briefwechsel gerieth, erkannte Vereinbarung über gewisse Grundsätze mit mehrern der benachbarten Lande für sehr nützlich; allein zu Berlin beharrte man bey den einmal gefaßten Ansichten, welche zugleich eine fernere amtliche und Erfolg versprechende Mitwirkung Dohm's ganz unmöglich machten.

Bald sollte jedoch nun eine Thätigkeit für ihn beginnen, die seinen innigsten Wünschen mehr zusagte, als die bisherige diplomatische. Es nahete die Zeit, wo die dem Preußischen Staat für seinen Verlust am linken Rheinufer bestimmten Entschädigungslande in Besitz genommen wurden, was bekanntlich mehrere Monate früher geschahe, als auf dem Reichstage zu Regensburg die Förmlichkeiten deshalb zu Stande kamen. Dohm verschafte, vermittelst der ausgebreiteten Verbindungen die er gerade in mehrern dieser Lande hatte, über deren bisherige Verwaltung und sonstige Verhältnisse manche interessante Nachrichten, und in den bey Einsendung derselben erstatteten Berichten un-

terließ er zugleich nicht, über die künftige Behandlung der neuen Provinzen manche Winke, in Wünsche, Vorschläge und Voraussetzungen eingekleidet, zu geben. Mitten in diesen Beschäftigungen aber, und in der Erwartung einer ihm angenehmen für den Staat ersprießlichen Wirksamkeit bey Einrichtung der neuen Provinzen, geschahe ihm ein Antrag, der seinen Wünschen, von einer andern Seite her, ganz unerwartet entgegen zu kommen schien, und sehr viel Anziehendes für ihn haben mußte. Es ward ihm nämlich die Stelle des Präsidenten der Nassau-Oranischen Landes-Collegien angeboten, und dabey ausdrücklich bemerklich gemacht, daß deren Umfang durch die in dem Frieden von Amiens jenem Fürstenhause für den Verlust in Holland zugesicherten Entschädigungslande sich noch sehr erweitern werde. Dohm wurde lebhaft von dem Gedanken eines solchen selbstständigen Wirkungskreises ergriffen, in welchem er lange dauernde gute Einrichtungen treffen, überhaupt für Menschenwohl unmittelbar wirken, vielleicht auch in Behandlung der Oranischen Entschädigungs-Lande ein musterhaftes Beispiel geben, und so sein thätiges Leben auf eine Weise beschließen könnte, die seinen liebsten Wünschen zusagte. Vernehmen wir aber mit seinen eignen Worten die Einwürfe und Bedenklichkeiten, die er, in der Antwort auf diesen Antrag, mit der ihn auszeichnenden Umsicht und reiflichen Erwägung aller Umstände machte. „In meinem Alter — schreibt er — ist schon jede Veränderung an sich bedenklich. — Ich würde ungern einen „Staat ganz verlassen, dem ich den besten Theil meines „Lebens und meiner Kräfte gewidmet, auf dessen gute Gesinnungen und Achtung ich einigen Anspruch erworben zu „haben glauben darf, und in welchem ich auch mit einigen

„keinen Besitzungen ansäßig bin. — Das Bedenkliche ei„nes ganz neuen Wirkungskreises wird noch dadurch ver„mehrt, daß im vorliegenden Falle über denselben noch so „wenig mit Zuverläßigkeit sich bestimmen läßt; — über „die eigentlichen Pflichten und äußern Verhältnisse, welche „bis jezt mit dem Posten verbunden gewesen, so wie über „die bey der bevorstehenden Erweiterung noch hinzukom„menden muß ich mir noch nähere Auskunft erbitten. „Vorzüglich aber und vor Allem würde wichtig seyn, mich „zu vergewissern, ob ich der Mann sey, dem der Prinz „sein Vertrauen in dem Grade würde bewilligen können, „der durchaus erforderlich ist, wenn etwas Gutes bewirkt „werden soll. Dieses Vertrauen ist um so mehr eine un„umgängliche Bedingung, da es hier nicht blos auf ge„wöhnliche Landes-Administration, sondern auf Ueberwin„dung mannichfacher und ungewöhnlicher Schwierigkeiten „ankommt; — es kann sich aber nur auf die Ueberzeu„gung gründen, daß der gewählte Mann durchaus nichts „anders, als das Wohl des Landes, und das mit diesem „verbundene Wohl und die Ehre seines Regenten wolle, „daß er in allen seinen Handlungen nie eine andere mit die„sem Hauptzweck unverträgliche Nebenabsicht habe, daß „er durchaus unfähig sey, anders als redlich, nach seiner „besten Einsicht und nach reifer Ueberlegung zu handeln. „Eine solche Ueberzeugung kann aber ein weiser Fürst nur „von einem Manne haben, den er wenigstens einige Zeit „näher gekannt hat; — auch ich wünsche diesen mir zwar „von Männern, auf deren Urtheil ich bauen kann, auf „das Vortheilhafteste geschilderten Fürsten durch eigne Ver„bindung näher zu kennen, ehe ich den Entschluß fasse, „seinem Dienste den Rest meines Lebens zu widmen.“ —

Dohm machte nun Vorschläge, wie zu einem solchen gegenseitigen Kennenlernen Gelegenheit gegeben werden könne, und schloß mit den Worten: „Es versteht sich von „selbst, daß ich in jedem Falle nur unter der Bedingung „auf den Antrag eingehen würde, wenn es mit vollkom„menster Genehmigung des Königs geschehen könnte." — Der Sache ward keine weitere Folge gegeben; Dohm blieb in seiner bisherigen Lage mit den vorhin erwähnten Hoffnungen, vor deren Erfüllung er noch an einem hartnäckigen Nervenfieber lebensgefährlich erkrankte.

Als er wieder genesen war, hatte er die große Freude, den von Paris zurückkehrenden Freund Jacobi nebst den ihn begleitenden, schon mehr erwähnten Schwestern einige Wochen bey sich zu sehen; eine an mannichfacher Erheiterung und an geistigen Anregungen aller Art reiche Zeit, deren sich auch der Verfasser noch sehr lebhaft und dankbar erinnert. Von Jacobi wurde damals daran gearbeitet, den Freund Dohm für die Annahme der seit dem Abgange des Grafen Leopold Stolberg noch erledigten Stelle eines Präsidenten der Eutinschen Landesbehörden geneigt zu machen; allein Dohm hatte, obgleich die Idee des Zusammenlebens mit Jacobi, Voß, Nicolovius reizend war, zu viele Gründe, auf diesen Plan nicht einzugehen, und nicht lange nachher, in den ersten Tagen des Septembers, erhielt er endlich auch einigen Antheil an dem Organisations-Geschäft der Preußischen Entschädigungslande. Dieser Antheil war aber nur klein, und blieb weit hinter den Erwartungen derjenigen zurück, die eine bedeutende Mitwirkung Dohm's bey den bevorstehenden Umwandlungen in den neu erworbenen Provinzen,

seine Gesinnungen und Grundsätze kennend, gewünscht hatten. Er selbst sagt in der Vorrede zum ersten Bande der Denkwürdigkeiten (S. XXIII) mit bescheidner Zufriedenheit über den erhaltnen Auftrag und dessen Ausführung: „Mir wurde besonders die Organisation der ehemaligen „Reichsstadt Goslar übertragen, vorzüglich um die seit lan„ger Zeit mit dem Hause Braunschweig streitigen und sehr „verwickelten Verhältnisse wegen der wichtigen Bergwerke „zu untersuchen. Es gelang mir, dieselben ins Klare zu „setzen, und ich hatte das Vergnügen, einiges Gute in Gos„lar zu bewirken, was auch die nachher eingetretenen poli„tischen Veränderungen überlebt hat.“ — Der Pflicht des Biographen gemäß versuchen wir, zu den in diesen Worten enthaltenen Andeutungen einige Erläuterungen zu geben.

Die Reichsstadt Goslar, vor Jahrhunderten der Lieblingsaufenthalt einiger Deutschen Kaiser aus dem Sächsischen Hause, wohlhabend und mächtig durch den Besitz und die Benutzung der Bergwerke in dem benachbarten Rammelsberge, so wie sehr bedeutender Forsten im Harz, war nur noch ein Schattenbild ihrer vormaligen Herrlichkeit, als sie in Preußischen Besitz kam. In den lezten drittehalb Jahrhunderten durch Bedrängung mächtiger Nachbarn, durch abgenöthigte Vergleiche, und durch die überall eingetretene veränderte Gestaltung der Dinge immer tiefer und tiefer gesunken, war sogar die Quelle ihres ehemaligen Wohlstandes, im Ablauf der Zeiten, Veranlassung von zunehmender Verarmung geworden; nur bey Erneuerung und Durchführung der Ansprüche, die mit der alten Stadt an den neuen mächtigen Besitzer kamen, konnte sie für diesen von einiger Wichtigkeit werden. Dies Alles

mußte gehörig dargestellt und entwickelt werden, wenn Dohm einem Hauptpunkte des ihm gewordenen Auftrages genügen wollte. So entstand in berichtlicher Form diejenige historische Darstellung, welche unter den Beilagen in der Gestalt mitgetheilt ist, in welcher sie von Dohm selbst in der wenig verbreiteten, aber gehaltvollen Zeitschrift: „Hercynisches Magazin“ schon öffentlich bekannt gemacht worden (7). Unsre Leser mögen aus ihr selbst beurtheilen, ob es Dohm gelungen sey, den wichtigen Gegenstand nach seinem eignen Ausdruck ins Klare zu setzen. Bey der mehrfachen Verbindung, in welcher das Herzoglich Braunschweigische Haus mit dem Königlich Preußischen stand, war ein Erfolg dieser mühsamen Arbeit kaum zu erwarten; Dohm ließ sich jedoch dadurch, so wie durch seine eignen ergebnen Gesinnungen für den damals regierenden Herzog nicht abhalten, seine Ansicht ganz offen darzulegen, und selbst Vorschläge zur Wiederbelebung der Goslarschen Ansprüche zu machen, wobey er aber zugleich seiner Seits zur gütlichen Ausgleichung und zu je-

(7) S. Beilage Nr. XV. Im Hercynischen Magazin, von welchem nur ein einziger Band erschienen ist, befindet sich Dohm's Aufsatz S. 377-440. Für Geschichtfreunde wrid hier noch bemerkt, daß in dem schon oft angeführten Häberlinschen Staatsarchiv, und zwar Band XIV. S. 1-60, ein denselben Gegenstand betreffender, gegen mehrere Punkte der Dohm'schen Darstellung gerichteter, Aufsatz befindlich ist, der den ehemaligen Herzoglich Braunschweigischen Grenzrath und Archivar, jetzigen wirklichen Geheimen Rath Justus von Schmidt-Phiseldeck zum Verfasser hat, und schon deshalb Aufmerksamkeit verdient.

der billigen Berücksichtigung der einmal vorhandenen Verhältnisse rieth. Seine Vorschläge blieben ohne Erfolg, und da er selbst nicht gut gefunden, diesen Theil des Aufsatzes bekannt zu machen, so ist derselbe auch aus unsrer Mittheilung weggeblieben.

Bey den andern die Organisation von Goslar unmittelbar betreffenden Arbeiten und vorbereitenden Maaßregeln ging Dohm's Bestreben dahin, die unfreiwillige Verbindung der alten reichsunmittelbar gewesenen Stadt mit dem Preußischen Staat ihren Einwohnern heilsam und dadurch, wo möglich, selbst erwünscht und angenehm zu machen. Er hielt dafür, daß, bey der einmal nothwendig gewordenen Umwandlung, ein solches Bestreben, verändernd und aufbauend zugleich, schon von der Klugheit geboten werde, indem nur da, wo hierüber bey allen verständigen und wohlgesinnten neuen Unterthanen kein Zweifel seyn könne, willige Ergebung in das Unvermeidliche, und eine aufrichtige, stets zunehmende Anhänglichkeit an die neue Regierung mit Grunde zu erwarten sey. Freimüthig äußerte er diese Ueberzeugung in seinen Berichten an die zu Hildesheim ihren Sitz habende Haupt-Organisations-Commission der Preußischen Entschädigungslande, deren Chef bekanntlich der Minister von Schulenburg-Kehnert war, so wie in vertraulichen Briefen an bedeutende Männer, um sie, wo möglich, auch in einem größern Kreise lebendig und wirksam zu machen. Daß ihn selbst übrigens nicht blos berechnende Klugheit, daß auch höhere und edlere mit seiner ganzen Denk- und Sinnesart verwebte Beweggründe bey seinem Bestreben ihn leiteten, bedarf wol kaum noch der Versicherung.

Ein glücklicher Umstand war es für Dohm, daß er in den Vorstehern und Lenkern des kleinen Gemeinwesens zu Goslar, namentlich in dem vor mehreren Jahren schon gestorbenen Bürgermeister Siemens, und in dem noch lebenden damaligen Syndikus, jetzigen Justizrath Giesecke, zwey durch Talente und Kenntnisse, jeder in eigenthümlicher Art, ausgezeichnete, um ihre Vaterstadt vielfach verdiente Männer fand, die ihn zu würdigen wußten, und voll Freude darüber, daß ein solcher Mann, in solchem Zeitpunkt dem armen, dunkeln Goslar zu Theil geworden, ihm mit offenem, großem und einsichtigem Vertrauen entgegenkamen. Durch die treue und eifrige Unterstützung dieser Männer ward Dohm die geforderte ausführliche Darstellung aller gegenwärtigen Verhältnisse der kleinen Republik ungemein erleichtert. Aus Grundsatz vermied er jede Theilnahme an den laufenden Verwaltungs-Geschäften während des provisorischen Zustandes, und gewann sich so, Vertrauen mit Vertrauen würdig erwiedernd, für den eigentlichen Zweck, verständige Vorbereitung der nöthigen Veränderungen, die erforderliche Zeit, ein Gewinn, dessen Wichtigkeit Jeder, der für tüchtiges, gedeihliches Wirken irgend einer Art Sinn hat, und vor allen jeder eifrige und einsichtvolle Geschäftsmann, zu schätzen weiß. Wenn Dohm mit frischem und kühnem Muth, welcher bey dem Bewußtseyn bester Absichten die im Wege liegenden Schwierigkeiten, nur nach dem Ziele blickend, übersieht oder gering achtet, Manches unternahm, was mislang; so konnte das doch die Quelle des Muths bey ihm, die nie ermüdende Lust zum Wirken und Schaffen, nicht zerstören, kaum etwas trüben. So schlug ihm unter andern der Versuch fehl, für die Stadt Goslar ein besonderes Accise-System,

nämlich eine sogenannte fixe Accise, ihrer abgesonderten Lage wegen, zu bewirken. Als jedoch Dohm hierdurch, so wie durch einige andere Erfahrungen, zu der Ueberzeugung gelangt war, daß es vergebliche Mühe seyn würde, örtliche Verhältnisse und darauf gegründete Vorschläge gegen die einmal feststehenden Verwaltungs-Grundsätze, und gegen die im Allgemeinen schon bestimmten neuen Einrichtungen geltend zu machen, wendete er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf das Schul- und Armenwesen, so wie auf die kirchlichen Angelegenheiten der Stadt, Gegenstände, von deren Wichtigkeit für das wahre Wohl der menschlichen Gesellschaft er ohnehin auf das innigste überzeugt war. Um hierin gedeihliche Verbesserungen begründen zu können, war vor Allem erst die Herbeischaffung der äußern Mittel erforderlich. Groß war in dieser Hinsicht das Bedürfniß, denn bisher hatten die sämmtlichen Einkünfte der acht Prediger in Goslar, mit Einschluß aller zufälligen Einnahmen, nur 3333 Thaler betragen; die sechs Lehrer an der Hauptschule hatten sogar mit 1242 Thaler sich jährlich begnügen müssen. Durch wiederholte Vorstellungen gelang es Dohm, zuerst die Aufhebung der zwey in Goslar befindlichen unmittelbaren Stifter (8), und dann die großmüthige Königliche Bewil-

(8) Diese Stifter waren das Stift St. Simonis et Judae, auch das größere, Dom- und Münsterstift, so wie Capella Regis genannt, und das Stift zum Petersberge, welches auch den Namen des kleinen, oder Collegiat-Stifts, und Capella Reginae hatte. Jenes war vom Kaiser Heinrich III im Jahr 1040, und dieses von dessen Gemahlin Agnes im Jahr 1045 gegründet worden.

ligung aller Einkünfte derselben zur Gehaltsverbesserung für Prediger und Schullehrer, überhaupt zu der von ihm vorgeschlagenen Verwendung zu bewirken, zu welcher auch die Gründung einer katholischen Pfarrgemeinde in der Stadt gehörte, deren katholische Einwohner bisher benachbarte Hildesheimische Klosterkirchen hatten besuchen müssen. Den Stiftsgliedern verblieben zwar für ihre Lebenszeit die rechtmäßig genossenen Einkünfte; aber durch eine sofort angeordnete besondere Verwaltung und bessere Benutzung des meistens in liegenden Gründen, in Getreidezinsen und Zehnten bestehenden Vermögens der Stifter ward für den gemeinnützigen Zweck sogleich Einiges gewonnen. Ueberdem aber suchte Dohm durch eine solche völlig abgesonderte Verwaltung dieser mit dem Namen des Schulfonds bezeichneten Einnahmen jeder künftigen Vermischung und Verwechslung derselben vorzubeugen, eine Vorsicht, deren Nutzen sich bey den bald hereinbrechenden allbekannten Umwälzungen herrlich bewährt hat. Zur Verbesserung des Armenwesens, so wie auch zur Gründung einer höhern Töchterschule konnte aus den Einkünften einiger reichen Städtischen Stiftungen, die aus den blühenden Zeiten Goslar's sich erhalten hatten, ihren stiftungsmäßigen Zwecken unbeschadet, Rath geschaft werden.

Um noch selbst theils die neue Gründung, theils die verbesserte Einrichtung der verschiedenen Anstalten nach seinen Ideen bewirken zu können, verschafte sich Dohm, nicht ohne Mühe, die Erlaubniß zu einer Verlängerung seines Aufenthalts in Goslar, und unterwarf sich, der guten Sache wegen, manchen damit verbundenen beschränkenden Förmlichkeiten. — „Natürlich ist hier — schrieb er

deshalb an einen hohen Vorgesezten — „im Mindesten „nicht von mir, sondern lediglich von der Natur „der Sache die Rede. Jeder, wer diese und die Menschen „kennt, wird einsehen, daß ein einzelner Mann, auch von „mittelmäßigen Fähigkeiten, aber von gutem Willen „und von Thätigkeit, in einem Geschäft, das die genaue„ste Kenntniß aller Lokalverhältnisse und aufmerksame Be„handlung der Menschen erfordert, ungleich mehr, in weit „kürzerer Zeit, ausrichten werde, als ein auch aus den thätig„sten und einsichtvollsten Männern zusammengeseztes Col„legium, das nur von fern her, meistens durch schriftli„che Verfügungen, wirken kann, und sich nothwendig sol„cher Mittelspersonen bedienen muß, deren Interesse und „Leidenschaften in mannichfacher Art mit dem Zweck in „Collision kommen. Schon die mit der collegialischen Be„handlung unvermeidlich verbundene Langsamkeit bringt „Hindernisse und Widersprüche hervor, die bey einem ra„schen Betrieb an Ort und Stelle gar nicht aufkommen „können.“ — Obwohl nun Dohm's Absichten und Wünsche in ihrem ganzen Umfange, der sich bey der Ausführung leicht erweiterte, nicht erfüllt werden konnten; so hatte er doch die Freude, vor seinem Abgange von Goslar (Anfang März 1804) alle Vorbereitungen zur Verwirklichung der in den Kirchen- Schul- und Armen-Angelegenheiten entworfenen verbesserten Einrichtungen noch so weit vollendet und gesichert zu sehen, daß an dem glücklichen Erfolge nicht mehr zu zweifeln war. Die neue Eintheilung der Pfarrgemeinden war bewirkt, und durch gemeinsamen rühmlichen Beschluß von Rath und Bürgerschaft eine sehr gute evangelische Kirche den katholischen Mitbürgern zum Gottesdienst überlassen worden. Daß diese Kirche

gerade diejenige war, in welcher das durch Luther gereinigte Evangelium in Goslar zuerst gepredigt worden, mag als ein seltsamer, jedoch nicht weiter bedeutungsvoller, Zufall angesehen werden. Die festen jährlichen Gehalte von vier für die Bevölkerung von Gaslar zureichenden Predigern sollten künftig in 800, 700, 600 und 500 Thaler bestehen; das vielen ärmern Einwohnern lästige Leichengeld ward gänzlich abgeschaft. Die Lehrer und Lehrerinnen an der neu gestifteten höhern Töchterschule, an den verbesserten Elementarschulen, so wie für die mit dem Waysenhause verbundene neugegründete Frey- und Industrie-Schule, waren theils ernannt, theils vorgeschlagen. Der Plan zur Verwandlung der bisherigen gelehrten Schule in eine gute Bürgerschule war vollendet, über die Gehaltsvermehrungen und deren allmählige Verwirklichung, nach Maaßgabe der anwachsenden Fonds, war eine feste Bestimmung getroffen, und zur Leitung und Aufsicht des gesammten Schulwesens ein Städtisches Schul-Collegium gebildet und mit einer ausführlichen Instruktion versehen worden. Mit weiser Absicht waren diesem Collegium die beiden ersten Lehrer der Bürgerschule als Mitglieder zugesellt, damit es in demselben an einer anschaulichen Kenntniß von dem wirklichen Zustande der Schule, und an lebendiger Darstellung der augenblicklichen, oft kleinen, aber nicht unwichtigen, Bedürfnisse derselben, nie fehle, auf diese Weise auch jede einseitige Ansicht möglichst verhütet, und zugleich dem Lehrerstande selbst eine wohl verdiente, überdem zur Förderung der guten Sache gereichende Ermunterung durch diese auszeichnende Stellung zu Theil werde. Dohm hielt jedes örtliche Schul-Collegium mangelhaft eingerichtet, in welchem nicht wenigstens Ein

Veränderung in dem vorhandenen Geschäftgange nicht thunlich; es entstand dagegen die Idee, daß für Dohm neben seinem gesandtschaftlichen Posten die noch unbesezte Stelle des Präsidenten der Eichsfeld-Erfurtschen Kriegs- und Domainen-Kammer paßlich seyn möchte, und diese ward ihm wirklich angetragen. Ein würdiger Freund und ausgezeichneter Geschäftmann in Berlin schrieb ihm bey diesem Anlaß: „Jezt nun scheint der Zeitpunkt einzutre-„ten, der Ihren Wünschen und Ihrem Geschick eine Rich-„tung giebt, von der man sagen kann, tandem bona „causa triumphat. Sie werden es schon wissen, oder „doch heute noch erfahren, daß Sie Präsident bey der Hei-„ligenstädter Kammer in optima forma werden sollen. „Daß Ihre Absicht nicht dahin gegangen ist, „weiß ich zwar lange; allein da Ihr Plan, einige Par-„thien der jezigen erweiterten Cammeral-Ressorts zu be-„sorgen, vor der Hand wenigstens noch unausführbar „bleibt, so scheint es mir, daß Sie wohl thun, wenn Sie „diese Stelle annehmen. — Zwar haben Sie noch nie in „einer Cammer gearbeitet, und der Schlendrian wird „Ihnen also noch neu seyn; allein Sie haben einen „tüchtigen Cammer-Direktor und auch ein paar gute Rä-„the, und werden Sich in wenigen Wochen von der gan-„zen Kunst zum Meister machen.“ — Dohm's Ansicht war jedoch eine andere: „ich habe — erwiederte er — von „dem Umfange der wichtigen und mannichfachen Obliegen-„heiten dieses Postens, wie billig, einen sehr hohen Be-„griff.“ Und in einem andern Schreiben, in welchem er einen hohen Vorgesezten um einige Bedenkzeit ersuchte, sagte er: „ich kann mich zur Uebernahme eines so wichtigen „Wirkungskreises nicht eher entschließen, bis ich mich voll-

„kommen überzeugt habe, denselben mit Ehre und Nutzen „für den Staat ausfüllen zu können.“ — Er suchte sich nun an Ort und Stelle selbst mit den Verhältnissen etwas näher bekannt zu machen. Hier ließen aber ein sehr trüber, neblichter December-Tag, und eignes Uebelbefinden manche, an sich schon unerfreuliche Eindrücke so widrig und abstoßend auf ihn einwirken, daß Dohm den angebotenen Posten, vorzüglich seiner geschwächten und sehr ungleichen Gesundheit wegen, ablehnte, zugleich jedoch abermals seinen Wunsch äußerte, irgendwo einen nützlichen Wirkungskreis im Innern erhalten zu können. Als aber bey abschläglicher Antwort auf diesen Wunsch, jene Stelle ihm, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge entgegen, und wider alle Erwartung, nochmals angeboten ward, zugleich auch theilnehmende Freunde die ihnen vertraulich dargelegten Bedenklichkeiten bekämpften, und die Dohm vorzüglich anziehenden Seiten des Postens hervorhoben; — da schien ihm neues Widerstreben trotziges Eingreifen in sein Schicksal zu seyn. Er hielt sich zur Annahme des ungesucht Dargebotenen im Innersten verpflichtet, und war deshalb, als einige in seiner nun bejahenden Erklärung gemachte Aeußerungen plötzlich zu Schwierigkeiten zu werden droheten, selbst eifrig bemüht, diese hinwegzuräumen. Im Anfang März, wenige Tage nach dem Abgange von Goslar, kam Dohm die endliche Entscheidung zu, die ein gänzliches Verlassen des bisherigen Wohnsitzes zu Hornburg zur Folge hatte, wobey jedoch sogleich auf einen künftigen bleibenden Aufenthalt, auf seinem andern nur wenige Meilen von Heiligenstadt entfernten kleinen Landguthe Pustleben, wieder Bedacht genommen ward. Damals zwey und funfzig Jahre alt, gedachte Dohm noch etwa sechs, höchstens acht Jahre,

wenn seine Gesundheit es so lange gestattete, im Staatsdienst zu bleiben, dann aber, durch einen ihm bereits zugesicherten Ruhegehalt von äußern Sorgen befreit, den Abend seines Lebens durch litterarische Thätigkeit für Mit- und Nachwelt noch nützlich zu machen. So ging er der neuen Bestimmung, und überhaupt der Zukunft mit erhebenden Vorsätzen entgegen, und mit nicht unbegründeten Hoffnungen, wie beides zum würdigen und glücklichen Leben erforderlich ist, nicht ahnend, welche wechselvolle Zeit, und wie viele schwere Prüfungen ihm noch bevorständen.

IX.

Aufenthalt zu Heiligenstadt, von der Mitte des Jahrs 1804 bis Ende 1807.

Am ersten Juny leistete Dohm zu Heiligenstadt den vorgeschriebenen neuen Diensteid in der Mitte des Collegiums, dessen Vorsteher er künftig seyn sollte, und übernahm dann sogleich die Obliegenheiten des neuen Postens. Der Geschäftkreis dieser Landesbehörde, die damals noch den sehr unpassenden Namen Kriegs- und Domainen-Kammer führte, erstreckte sich über die ehemals Churmainzischen Besitzungen Eichsfeld und Erfurt mit Blankenhayn, der Grafschaft Gleichen und der Ganerbschaft Treffurt, und über die vormaligen freyen Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen, also über lauter neu erworbene Besitzungen, und er befaßte alle Gegenstände der innern Landesverwaltung mit Ausnahme der Rechtspflege, des Lehn- und des Hypothekenwesens, deren Wahrnehmung der obersten Gerichtsbehörde oblag, die zu Erfurt ihren Sitz, und den Namen Regierung hatte.

Dohm's Lage war nun plötzlich eine ganz andere, als die bisher gewohnte. In seinen vorigen Verhältnissen hatte er sich, der Sachen wie der Formen mächtig, mit vieler Freiheit, zugleich auch in manchem Betracht sehr

selbstthätig bewegen können, denn meistens leitete er die ihm aufgetragenen Geschäfte von ihrem Beginn an nach einem selbst entworfenen Plan, und oft, wenn ja bestimmte Vorschriften ertheilt wären, machten doch plötzlich veränderte Umstände Abweichungen davon nach eigner Einsicht nöthig. Drängten die Arbeiten sich zuweilen, hinderte und störte die wechselvolle Lage oft die Ausführung eigner Vorsätze und lieber Wünsche; so traten dagegen auch öfters Ruhepunkte ein, die ein freyes Umschauen, eine wohlthuende Erholung gewährten. Freilich machten die öftern Veränderungen ein planmäßiges, stetiges Wirken für bestimmte Gegenstände, wie Dohm es sich dachte und wünschte, unmöglich; aber sie erhielten dagegen auch eine gewisse Beweglichkeit und Abwechslung im Leben, welche, Wünschen und Hoffnungen förderlich, Dohm's ganzem Wesen, wie unsern Lesern nun schon klar seyn wird, mehr zusagte, als das morgen wie heute wiederkehrende Gewöhnliche und Gleichförmige, welches so leicht ermüdet, besonders wenn es nicht Folge von Selbstbestimmung und freyer Thätigkeit ist. In dem neuen Verhältniß zu Heiligenstadt fiel ein großer Theil jener Annehmlichkeiten hinweg. Die Geschäftführung zu Goslar war dazu zwar ein vorbereitender Uebergang gewesen; aber Dohm kam doch jezt in viele unbekannte Sachen, in schon feststehende ihm zum Theil ungeläufige Formen mitten hinein. Die Folge davon war ein beklemmendes Gefühl, wozu sich bald die niederdrückende Besorgniß gesellte, daß beim treuen Beachten und Beobachten aller vorschriftmäßigen Förmlichkeiten in der Leitung und Förderung der Arbeiten Anderer, keine Zeit zu eigner schaffenden, nicht blos erhaltenden, Thätigkeit übrig bleiben werde. Der Zufall wollte überdem, daß

gerade in der allerersten Zeit täglich, oft zu mehrern Malen, ganze Stöße beschriebenen Papiers, theils Verfügungen von oben, oder Eingaben der untern Behörden so wie einzelner Unterthanen, theils Entwürfe zu Berichten, zu Bescheidungen oder anderen Ausfertigungen, ihm zugebracht wurden, die dann mit Aufmerksamkeit durchgesehen und geschäftmäßig weiter geschoben werden mußten. Nun enthüllte sich ihm plötzlich die Bedeutung der Worte des Berliner Freundes: „Der Schlendrian wird Ihnen „neu seyn;“ auch was er selbst vor zwanzig Jahren an den treflichen Schlosser über mechanisches Wesen in der Staatsverwaltung geschrieben hatte (Abschnitt IV. S. 97) trat aus dem nur zu getreuen Gedächtniß wieder lebendig hervor. Daß auch die ihm bestimmte Wohnung in einem großen, geräumigen Gebäude noch nicht in Ordnung war, als er zu Heiligenstadt ankam, und er deshalb mehrere Wochen hindurch in einige Zimmer mit den Seinigen sich einengen mußte; — daß auf der ersten kleinen Reise zur Besichtigung einer Domaine, die aus einem aufgehobenen Kloster gebildet worden, ein Bauer, der Vorspanndienst leisten müssen, sehr beschädigt ward und fast verunglückt wäre; — dies und manches Andre trug ebenfalls zur Verstärkung der ersten unangenehmen Eindrücke viel bey.

So war denn der Anfang in den neuen Verhältnissen wirklich ein schwerer, um so mehr, da von Manchem, was drückte, sich kein Ende absehen ließ, und die Vorstellung von Lastträgerey und Sisyphischem Steinwälzen sich oft hervordrängte. Widrig blieb Dohm stets der Schlendrian im Geschäftsgange, an dem jedoch nichts verändert werden konnte, weil er mit dem Ganzen zu innig verwebt

selbstthätig bewegen können, denn meistens leitete er die ihm aufgetragenen Geschäfte von ihrem Beginn an nach einem selbst entworfenen Plan, und oft, wenn ja bestimmte Vorschriften ertheilt wären, machten doch plötzlich veränderte Umstände Abweichungen davon nach eigner Einsicht nöthig. Drängten die Arbeiten sich zuweilen, hinderte und störte die wechselvolle Lage oft die Ausführung eigner Vorsätze und lieber Wünsche; so traten dagegen auch öfters Ruhepunkte ein, die ein freyes Umschauen, eine wohlthuende Erholung gewährten. Freilich machten die öftern Veränderungen ein planmäßiges, stetiges Wirken für bestimmte Gegenstände, wie Dohm es sich dachte und wünschte, unmöglich; aber sie erhielten dagegen auch eine gewisse Beweglichkeit und Abwechslung im Leben, welche, Wünschen und Hoffnungen förderlich, Dohm's ganzem Wesen, wie unsern Lesern nun schon klar seyn wird, mehr zusagte, als das morgen wie heute wiederkehrende Gewöhnliche und Gleichförmige, welches so leicht ermüdet, besonders wenn es nicht Folge von Selbstbestimmung und freyer Thätigkeit ist. In dem neuen Verhältniß zu Heiligenstadt fiel ein großer Theil jener Annehmlichkeiten hinweg. Die Geschäftführung zu Goslar war dazu zwar ein vorbereitender Uebergang gewesen; aber Dohm kam doch jezt in viele unbekannte Sachen, in schon feststehende ihm zum Theil ungeläufige Formen mitten hinein. Die Folge davon war ein beklemmendes Gefühl, wozu sich bald die niederdrückende Besorgniß gesellte, daß beim treuen Beachten und Beobachten aller vorschriftmäßigen Förmlichkeiten in der Leitung und Förderung der Arbeiten Anderer, keine Zeit zu eigner schaffenden, nicht blos erhaltenden, Thätigkeit übrig bleiben werde. Der Zufall wollte überdem, daß

fernung von lähmenden, beengenden Hindernissen war der schöne, und gewiß ein achtungswerther Grund davon. Ueberhaupt war er auch dem zu vielen Regieren nicht hold, und hielt möglichste Einfachheit, die dem gesunden Menschenverstande zusagt und einleuchtet, für wesentlich in der Gesetzgebung, wie in allen Anordnungen der innern Staatsverwaltung, „denn jeder tüchtige Kopf — sagte er — „strebt dahin, sich Einfachheit und leichte Uebersicht „in dem Kreise zu verschaffen, wo er mit Freiheit schal„ten kann.“

Mit Hülfe der Zeit und ihrer Gefährtin, der Gewohnheit, wurde Dohm indeß nach und nach mit dem täglichen Treiben des neuen Postens etwas ausgesöhnt. Der überaus arbeitsame, der Formen wie der Sachen sehr kundige Kammer-Direktor Borsche, dem von Dohm's vereinigten Besoldungen, zu dessen völligster Zufriedenheit, eine bedeutende Gehaltsvermehrung zu Theil geworden war, erleichterte ihm anfangs manche ungeläufige Besorgungen, und war überdem ausdrücklich beauftragt, ihn in Fällen, wo er durch seine fortdauernden gesandtschaftlichen Obliegenheiten behindert würde, in Heiligenstadt zu vertreten (1). Dohm gewöhnte sich nach und nach daran, ge-

1) Dieser ausgezeichnete Geschäftmann ist am 19ten März 1821 zu Berlin gestorben, wo er zuletzt wirklicher Geheimer Ober-Finanz-Rath und Direktor der General-Verwaltung der Domainen und Forsten war. In der allgemeinen Preußischen Staatszeitung (Beilage zu Nr. 36. vom 24sten März 1821) ist in einer kurzen Lebensnachricht über ihn Folgendes gesagt: „Mit einer seltnen Geradheit und Festigkeit des Cha-

hen zu lassen, was sich im Allgemeinen nicht ändern ließ; er ersahe sich aber bald einzelne Gegenstände, denen er seine Thätigkeit mit dem schönen Sinne widmete, der etwas Bleibendes zu bewirken trachtet, und darum mit wahrem Eifer das für wichtig Erkannte wie eine Lebensangelegenheit betreibt, oft freilich zum Aergerniß derer, die nicht gleiche Gesinnungen haben. So wurde denn die Lage in dem zwischen kahlen Bergen eingeklemmten, dürftigen, und zugleich im Innern, wenigstens damals noch, sehr unfreundlichen Städtchen ziemlich erträglich, indem das benachbarte Göttingen zur Befriedigung geistiger Bedürfnisse, und zu manchen angenehmen Berührungen ganz bequeme Gelegenheit gab. Dohm selbst wußte bald die guten Seiten davon gegen Freunde, die andrer Meinung waren, herauszusetzen. Dies war insbesondere der Fall mit Johannes Müller, der, zu Dohm's großer Freude, ihn im Sommer 1804, aus der Schweiz zurückkehrend um nach

„rakters verband der Verewigte ein richtiges und stets „reges, tief im Innern gegründetes Gefühl für Wahrheit und Recht, und einen Reichthum von schätzbaren Kenntnissen in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Er zeichnete sich unter allen Verhältnissen in „seiner treuen Amtsführung durch rücksichtfreie und „zweckmäßige Thätigkeit und durch unerschütterliche „Beharrlichkeit auf dem rechten Wege zum vorgesteckten Ziele als einsichtvoller Geschäftmann musterhaft aus, und erwarb sich dadurch, so wie durch „seine Humanität, überall Vertrauen, Hochachtung „und Liebe.“ — Dies Alles ist, nach der Ueberzeugung des hier Schreibenden, der mit Vorsche in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, und ihn in schwierigen Lagen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der Wahrheit völlig gemäß.

Berlin zu gehen, in Heiligenstadt aufsuchte, wo auch er einst mit dem Churfürst von Mainz, als er noch in dessen Diensten war, einige Monate zugebracht hatte. Auf Veranlassung des Bedauerns, welches Müller zu Berlin gegen gemeinsame Freunde, und in Briefen gegen Dohm selbst über seine Verschlagung ins Eichsfeld geäußert hatte, bemühte sich lezterer, ihm eine bessere Vorstellung von seiner Lage und insbesondere von seinen Hoffnungen für eine längst gewünschte nützliche Wirksamkeit zu geben, die ihn, wenn sie nur einigermaßen seinen Bestrebungen entspreche, für alle ihm selbst wohl bekannte Entbehrungen und Aufopferungen entschädigen werde. Müller erwiederte hierauf Folgendes: „Ueber den Umgang in Heiligenstadt „glaubte ich nicht so ganz übel gesprochen zu haben; ich „meinte nur, daß nicht eben viele Ressourcen da seyen für „einen Mann, wie Sie; doch ist mir sehr lieb, mich ge„irrt zu haben. Und noch erkenne ich hierin Ihre men„schenfreundliche Genügsamkeit, und daß Sie das Beste „in Sich finden, und in der Gesellschaft lieber geben als „nehmen. In der That hoffe ich, daß einige Ruhetage zu „Pustleben, und besonders das Gefühl, daß Sie dem Lan„de und Staat nützlich sind, Ihnen einige Jahre die„ses Aufenthalts erträglich machen sollen." — Gegen seinen Bruder in Schaffhausen hatte Müller über das Wiedersehen mit Dohm schon früher geäußert: „Mein „alter Freund, der Kammer-Präsident Dohm, empfing „mich mit überaus großer Freude; was sprachen wir nicht „von Staat und Religion! Er ist wahrlich einer der recht„schaffensten Männer (2)."

(2) S. Joh. von Müller's sämmtliche Werke Th. VII. S. 133.

Der kaum zweyjährige Zeitraum eines ziemlich ungestörten Zustandes in Heiligenstadt war indeß zu kurz, als daß Vieles von dem, was Dohm beabsichtigte und zum Theil wirklich begann, hätte zur Ausführung gebracht werden können. Vorzügliche Aufmerksamkeit widmete er dem Schulwesen. Auf seinen unabläßigen Betrieb kam zu Heiligenstadt eine verbesserte Einrichtung des dortigen, im ehemaligen Jesuiter-Collegium befindlichen Gymnasiums im Herbst 1805 wirklich zu Stande, auch wurde eine höhere Töchterschule ganz neu gegründet. In dem Gymnasium war der gelehrte Unterricht vordem von Jesuiten ertheilt worden; nach der Aufhebung des Ordens besorgten ihn katholische Geistliche, die zugleich noch andre Verrichtungen hatten; nun aber ward eine gänzliche den Zeitbedürfnissen angemessene Umbildung der Anstalt bewirkt, und tüchtige protestantische Schulmänner wurden den katholischen beigesellt, eine Vereinigung, welche das baldige Aufblühen der Unterrichtsanstalt zur Folge hatte. Verbesserte Einrichtungen der Schulen zu Erfurt und Nordhausen waren schon ziemlich weit vorbereitet, insbesondere waren Einleitungen zur Beschaffung größerer Fonds getroffen worden, als die allbekannten erschütternden Ereignisse störend eintraten. Durch diese wurden zugleich auch andre eifrige Bemühungen Dohm's, z. B. für Gründung einer Messe zu Erfurt, und für eine damit in Verbindung stehende gemilderte Accise-Verfassung, wie sie der abgesonderten Lage der Stadt vom Preußischen Staate angemessen schien, insbesondere aber wurden alle Entwürfe vereitelt, welche ihn für eine allgemeine Verbesserung der Landschulen, des Armenwesens u. s. w. beschäftigten. Er hatte über diese Gegenstände schon oft und gern sich unterhalten, besonders

Berlin zu gehen, in Heiligenstadt aufsuchte, wo auch er einst mit dem Churfürst von Mainz, als er noch in dessen Diensten war, einige Monate zugebracht hatte. Auf Veranlassung des Bedauerns, welches Müller zu Berlin gegen gemeinsame Freunde, und in Briefen gegen Dohm selbst über seine Verschlagung ins Eichsfeld geäußert hatte, bemühte sich lezterer, ihm eine bessere Vorstellung von seiner Lage und insbesondere von seinen Hoffnungen für eine längst gewünschte nützliche Wirksamkeit zu geben, die ihn, wenn sie nur einigermaßen seinen Bestrebungen entspreche, für alle ihm selbst wohl bekannte Entbehrungen und Aufopferungen entschädigen werde. Müller erwiederte hierauf Folgendes: „Ueber den Umgang in Heiligenstadt „glaubte ich nicht so ganz übel gesprochen zu haben; ich „meinte nur, daß nicht eben viele Ressourcen da seyen für „einen Mann, wie Sie; doch ist mir sehr lieb, mich ge„irrt zu haben. Und noch erkenne ich hierin Ihre men„schenfreundliche Genügsamkeit, und daß Sie das Beste „in Sich finden, und in der Gesellschaft lieber geben als „nehmen. In der That hoffe ich, daß einige Ruhetage zu „Pustleben, und besonders das Gefühl, daß Sie dem Lan„de und Staat nützlich sind, Ihnen einige Jahre die„ses Aufenthalts erträglich machen sollen." — Gegen seinen Bruder in Schaffhausen hatte Müller über das Wiedersehen mit Dohm schon früher geäußert: „Mein „alter Freund, der Kammer-Präsident Dohm, empfing „mich mit überaus großer Freude; was sprachen wir nicht „von Staat und Religion! Er ist wahrlich einer der recht„schaffensten Männer (2)."

(2) S. Joh. von Müller's sämmtliche Werke Th. VII. S. 133.

Aufmerksamkeit widmete. In seinem diplomatischen Verhältniß hatte er von Zeit zu Zeit an das Kabinets-Ministerium Berichte erstattet, insbesondere über den Zustand der Dinge in den von Französischen Truppen besetzten Hannöverschen Landen. Groß war seine Freude, als auf Veranlassung des eigenmächtigen Durchmarsches dieser Truppen durch das damals noch Preußische Fürstenthum Ansbach, kräftige Maaßregeln ergriffen wurden, wie sie von Vielen, in Erinnerung der Zeiten Friedrich's des Großen, schon lange gewünscht waren. Ueberhaupt hatte Dohm wieder besondere Hoffnungen gefaßt, seit im Sommer 1804 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem Graf Haugwitz mit unbegränztem Urlaub sich auf seine Güther in Schlesien zurückgezogen hatte, dem Staatsminister von Hardenberg übertragen worden war. Als ihm, um die Mitte Oktobers 1805, die an den Französischen Marschall Duroc und an den Gesandten Laforêst zu Berlin erlassene nachdrückliche Erklärung amtlich mitgetheilt ward, freute er sich des würdigen Tons in derselben, und brachte denen, die gegen eine entsprechende Handlungsweise Zweifel zu erregen suchten, den so berühmten als wahren, und, wie er glaubte, zu Berlin wohl beherzigten Ausspruch Friedrich's in Erinnerung: „daß es gefährlich sey nur halb zu beleidigen, „und daß wer drohe auch zuschlagen müsse (4).“ Der

(4) Die eignen Worte Friedrich's, die er dem Französischen Minister, Cardinal Fleury schrieb: sind folgende: „qu'il était dangereux d'offenser à demi, et que quiconque menace, doit frapper.“ S. Oeuvres posth. de Fréderic II. T. I. (Histoire de mon tems) S. 209. Berliner Ausg.

mit den Seinigen und mit theilnehmenden Freunden, zu denen auch die beiden ausgezeichneten jungen Männer gehörten, die er an das besser eingerichtete, durch sie aber eigentlich erst zu verbessernde und zu hebende Gymnasium gezogen hatte, die Professoren Marks und Sachse (3). Es war nämlich eine nicht immer richtig beurtheilte Eigenthümlichkeit Dohm's, daß er von Allem, was ihn innerlich beschäftigte, noch ehe er selbst damit auf dem Reinen war, den vertrauteren Umgebungen Mittheilung machte, um die Meinungen derselben zu erforschen, und so zugleich von der in Frage stehenden Sache eine vielseitige Ansicht zu veranlassen. Für Plan und Ausführung war dies meistens von wesentlichem Nutzen, wenigstens bewahrte es vor Einseitigkeit und schroffem Wesen, wovon die Nachtheile sowohl in Anordnungen, als bey Vollziehung derselben dem Kundigen nur zu häufig in der Wirklichkeit sich darstellen.

Die erste Beunruhigung verursachte zu Heiligenstadt die im Herbst 1805 durch den Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich veranlaßte Preußische Rüstung, und die dadurch beschleunigte, für Preußen immer drohender werdende, Verwicklung der großen Angelegenheiten, denen Dohm aus Neigung und aus Pflicht fortwährend besondere

(3) Beide bewähren durch tüchtiges, erfolgreiches Wirken auch in ihren jetzigen Verhältnissen, Herr Marks als Professor und Universitäts-Prediger zu Halle, und Herr Sachse als Professor an der verbesserten Ritter-Akademie zu Lüneburg, die sehr gute Meinung, welche Dohm von ihnen hatte.

Aufmerksamkeit widmete. In seinem diplomatischen Verhältniß hatte er von Zeit zu Zeit an das Kabinets-Ministerium Berichte erstattet, insbesondere über den Zustand der Dinge in den von Französischen Truppen besetzten Hannöverschen Landen. Groß war seine Freude, als auf Veranlassung des eigenmächtigen Durchmarsches dieser Truppen durch das damals noch Preußische Fürstenthum Ansbach, kräftige Maaßregeln ergriffen wurden, wie sie von Vielen, in Erinnerung der Zeiten Friedrich's des Großen, schon lange gewünscht waren. Ueberhaupt hatte Dohm wieder besondere Hoffnungen gefaßt, seit im Sommer 1804 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem Graf Haugwitz mit unbegränztem Urlaub sich auf seine Güther in Schlesien zurückgezogen hatte, dem Staatsminister von Hardenberg übertragen worden war. Als ihm, um die Mitte Oktobers 1805, die an den Französischen Marschall Duroc und an den Gesandten Laforêst zu Berlin erlassene nachdrückliche Erklärung amtlich mitgetheilt ward, freute er sich des würdigen Tons in derselben, und brachte denen, die gegen eine entsprechende Handlungsweise Zweifel zu erregen suchten, den so berühmten als wahren, und, wie er glaubte, zu Berlin wohl beherzigten Ausspruch Friedrich's in Erinnerung: „daß es gefährlich sey nur halb zu beleidigen, „und daß wer drohe auch zuschlagen müsse (4).“ Der

(4) Die eignen Worte Friedrich's, die er dem Französischen Minister, Cardinal Fleury schrieb: sind folgende: „qu'il était dangereux d'offenser à demi, et que quiconque menace, doit frapper.“ S. Oeuvres posth. de Frédéric II. T. 1. (Histoire de mon tems) S. 209. Berliner Ausg.

die in dieser Versammlung gehaltenen Reden, die unter der gewählten Hülle die neuesten Verhältnisse und Begebenheiten betreffen, machen den Hauptinhalt der kleinen Schrift aus (5).

Dohm sahe das Ungewitter sich immer mehr und mehr zusammenziehen, deutlicher vielleicht als manche handelnde Personen, die von ihm mit Schiffern verglichen wurden, denen Masten und Steuer zerbrochen sind, und die nun, hin und her treibend, weder zum rechten Sehen, noch zum reiflichen Erwägen und zu festem Entschluß Zeit, Ruhe und Kraft haben. Mit Trauer vernahm er im Frühjahr 1806, daß der Minister von Hardenberg sich von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gänzlich zurückgezogen habe, und als er amtlich davon unterrichtet worden war, schrieb er an diesen von ihm stets hochgeachteten Staatsmann unter andern: „Ew. ꝛc. verlassen die „Leitung der größern Verhältnisse unsers Staats in einem „Zeitpunkt, wo derselbe sich in einer bedenklichern Lage be„findet, als worin selbst furchtbare Kriege ihn versetzen „konnten. Welchen Patrioten muß dies nicht niederschla„gen!“ — Die gänzliche Auflösung des Deutschen Reichs durch den Rheinbund, und die Erklärung des Kaisers über die Niederlegung der Reichsoberhauptlichen Würde und der

(5) Der Titel des Büchleins ist: Traduction d'un Fragment du XVIII^me Livre de Polybe, trouvé dans le monastère St. Laure au Mont Athos. Bey einer spätern Ausgabe (Londres 1806) hat sich der Verfasser, der Comte d'Antraigues, genannt

„tigen Umständen, und bey der Beschaffenheit des innern „Triebwerks, welches Sie so gut als ich kennen, war „freilich der Krieg — dies Wagestück für unsre politische „Existenz selber — weit gefährlicher, als die nunmehrige „still erzwungene Hingebung unsers vornehmsten freien „Willens.“ Mit der lezten Ansicht war Dohm jedoch nicht ganz einverstanden; — er wurde durch die allgemein bekannte unglückliche Wendung der großen Angelegenheiten tief erschüttert. Seine nächsten Umgebungen konnten nur zu deutlich wahrnehmen, daß die mit einem gewissen edlen Stolz verbundene, fast leidenschaftliche Freudigkeit für öffentliches Leben und Wirken sehr in ihm getrübt war, obwohl er in Allem, was er in seinem kleinen Kreise begonnen hatte, eifrig zu handeln fortfuhr, und Andern selbst als getrost und wohlgemuth erschien, indem er ihren Hoffnungen und Wünschen, aus Pflicht und Klugheit, nicht widersprach. Ihm schien aber die politische Lage Preußens verhängnißvoll und nun gefährlicher geworden zu seyn, als sie ein, doch einmal unvermeidlicher, Krieg in Gemeinschaft mit mächtigen Verbündeten hätte machen können. Er theilte in dieser Hinsicht ganz die Ansichten, die in einer damals viel gelesenen politischen Flugschrift enthalten sind, welche als angebliche Uebersetzung eines aufgefundenen Stücks vom 18ten Buch der Geschichten des Polybius verbreitet wurde. Hier sucht nämlich König Philipp von Macedonien eine Verbündung mehrerer Fürsten gegen die ihn immer näher bedrohenden Römer zu bewirken, und schickt zu dem Ende eine Gesandtschaft an den König Antiochus den Großen. Dieser hält mit seinen Ministern und Vertrauten über Philipps Antrag eine Berathung, zu welcher auch der gerade anwesende Hannibal zugezogen wird, und

war, was jezt sich ereignete, und was fast nothwendig war, jedoch — zum Glück möchte man sagen — mit thätigem nicht blos leidendem Gehorsam geschahe; — darin eben lag ihm das Beklagenswerthe. Für Dohm war zwischen den vorbereitenden Ereignissen, und dem im Rheinbunde sichtbar werdenden endlichen Ergebniß derselben ein ihm leicht faßlicher Zusammenhang, und bey seinem meistens richtigen, oft tief eindringenden Blick verließ ihn in der Beurtheilung jedes vorliegenden Falls nie ein schöner Billigkeits-Sinn, der stets eine Zierde des Mannes von Kopf und Herz, und eigentlich die Blüthe von deren Beisammenseyn ist (6).

(6) Bey dieser Ansicht vom Rheinbunde, die der Verfasser für die Kundigen in den obigen allgemeinen Bemerkungen sattsam angedeutet zu haben glaubt, würde Dohm der mannichfach lehrreichen Darstellung desselben von dem Marquis Luchesini, wenn diese zu lesen ihm noch vergönnt gewesen wäre, doch seine Beistimmung in manchen wesentlichen Punkten nicht haben geben können. Er liebte, dem Polybius ähnlich, die wahren Quellen der Begebenheiten, die oft entfernt sind und tief liegen, zu enthüllen; — denn dies nur kann, weil es richtig denken lehrt, dem Bessermachen förderlich seyn. — An den jenen Gegenstand gleichfalls betreffenden, und sonst vielfach interessanten Bekenntnissen des Freyherrn von Gagern (von ihm selbst „Mein Antheil an der Politik ꝛc.“ genannt) dürfte Dohm eine mehr würdige und zur Belehrung für Mit- und Nachwelt mehr geeignete Abfassung vermißt haben.

Zu den bald darauf beginnenden ernsthaften Kriegsrüstungen gegen Frankreich wirkte Dohm an seiner Stelle thätig mit, und als sich im Eichsfelde plötzlich Gerüchte verbreiteten von Abtretung des Landes, die nachtheilig auf die Gemüther wirkten, verschafte er sich vom Könige unmittelbar die Ermächtigung, ihnen in einer gedruckten Bekanntmachung öffentlich widersprechen zu dürfen. Obwohl er die großen, oft ausschweifenden Hoffnungen, welche vorzüglich die jüngere unerfahrne Welt auf den Krieg sezte, nicht theilte, war er doch nicht ohne Erwartung für einen ehrenvollen Kampf im Geiste und nach dem Beispiel Friedrich's, befürchtete aber zunächst harte Kriegsdrangsale für die vorliegenden Provinzen. In besorglicher Vorsicht deshalb fragte er an: „wie die Verwaltungsbehörde bey „einem feindlichen Ueberzuge sich zu verhalten habe?“ und wurde darauf amtlich beschieden, daß er selbst sowohl, als auch die Kammer den angewiesenen Posten nicht verlassen dürften, „da — heißt es wörtlich — auch bey feindlichen „Invasionen, wenn sie wider Verhoffen eintreten sollten, „die Kammer zum Besten des Landes wirken muß.“ — Als die Preußischen Heere dem Feinde schon entgegenrückten, es jedoch noch ungewiß zu seyn schien, von woher der leztere vordringen wolle, machte Dohm noch eine kleine Reise an die Gränze von Franken, in die Gegenden von Meiningen und Hildburghausen, um möglichst zuverläßige Nachrichten einzuziehen. Zu Meiningen äußerte ein geistvoller Mann, der Geheime Rath Heim, gegen Dohm, daß unter den vorhandenen mislichen Umständen vielleicht der beste, den Feind verwirrende Entschluß der seyn möchte, die Preußische Armee bey Magdeburg aufzustellen, und so dem Kaiser Napoleon eine Aufgabe

zu machen, an welche er wol nicht gedacht habe, und die auch etwas schwer zu lösen seyn möchte. — Dohm berichtete von Erfurt in das Hauptquartier nach Naumburg, was er in Erfahrung gebracht hatte, und kehrte in den lezten Tagen des Septembers nach Heiligenstadt zurück. Hier erhielt er das am 9ten Oktober zu Erfurt erlassene Manifest zugleich mit der Nachricht von dem ritterlichen Tode des Prinzen Louis Ferdinand, und nun wechselten meistens üble Nachrichten nur mit üblern, vorbereitend auf das Schlimmste. — Am verhängnißvollen Schlachttage selbst kam die Königin nach Heiligenstadt und brachte die Nacht in Dohm's Wohnung zu. Aus dem schönen Munde der hochherzigen, von bangen Ahnungen erfüllten Monarchin vernahm Dohm die harten und vermessenen Aeußerungen des Französischen Kaisers über das Schicksal, welches er der edlen, wahrhaft deutsch gesinnten Frau bereiten wolle. „Napoleon soll — so sagte sie selbst zu Dohm — ge„äußert haben, es würden der Königin von Preußen nichts „als die schönen Augen übrig bleiben, um das Unglück ih„res Landes zu beweinen.“ — Noch wußte man nichts von dem Ausgange der Schlacht, welche kurz vor der Abreise der Königin von Weimar ihren Anfang genommen hatte; die Monarchin war in Erwartung eines Eilboten, und befahl, sie sofort zu wecken, wenn eine Bothschaft vom Könige eingehe. Wirklich kam gegen Morgen ein Courier an, der ein an Dohm adressirtes Packet überbrachte; aber dies enthielt nur einen schön am Tage vor der Schlacht vom General von Rüchel geschriebenen Brief nebst einem Chiffre, von welchem bey wichtigen Mittheilungen Gebrauch gemacht werden sollte. Die Königin reiste nun am folgenden Morgen, ohne die sehnlich erwartete

Nachricht erhalten zu haben, in sichtbarer Bewegung wieder ab, und empfahl Dohm, ihr schleunigst nachzusenden, was etwa noch eingehen möchte.

Dieser war tief erschüttert. Günstige Nachrichten waren jezt kaum noch zu erwarten; aber doch wurde den sehr üblen, die einige Stunden nach der Abreise der Monarchin von dem ersten Flüchtlinge, einem Feldpost-Beamten, nach Heiligenstadt gebracht wurden, weil sie gar zu gräßlich zu seyn schienen, nicht geglaubt, und der Unglücksbote entging kaum der Verhaftung für seine Hiobspost. Allein schon am Abend dieses Tages war Heiligenstadt mit Flüchtlingen erfüllt, unter denen auch die von Dohm hochverehrte, verwittwete Herzogin von Weimar, Schwester des Herzogs von Braunschweig, war, und am folgenden Morgen brachte ein bedeutender Officier vom Generalstabe der Armee, die bey Auerstädt gefochten hatte, die erschütterndsten Nachrichten, denen er zugleich, eine Landcharte zur Hand nehmend, prophezeihend hinzufügte, daß der Herzog Eugen von Würtemberg sich bey Halle werde schlagen lassen, und daß alsdann Elbe und Oder vom Feinde fast ungehindert würden überschritten werden können. Solche und noch andere die höchste Verzweiflung bekundende Aeußerungen aus dem Munde eines einsichtvollen Officiers, so wie Alles, was vor den Augen sich wirklich ereignete, versezten in eine Art von Betäubung; das Ungeheuerste schien nun möglich, wenigstens schien rathsam zu seyn, sich darauf gefaßt zu machen. In diesem Zustande, und nach dem mit Wehmuth erfüllenden Anblick einer solchen für unmöglich gehaltenen Auflösung Preußischer Krieger, gewährte ein noch unbefehdeter Heerhaufen von etwa

15,000 Mann, welchen der Herzog von Weimar am 17ten Oktober über Heiligenstadt führte, einigen Trost, der jedoch zugleich mit großen Besorgnissen verbunden war. Es ging nämlich kurz vor Ankunft dieser Truppen die Nachricht ein, daß zu Mühlhausen ein Französisches Corps von 30,000 Mann angesagt sey, welches seinen Weg wahrscheinlich über Heiligenstadt nehmen werde; ein Gefecht schien alsdann dem Preußischen Befehlshaber selbst unvermeidlich, weil ein schnelles Weiterziehen leicht verderblicher, als ein kühner Kampf werden könne. Dohm war entschlossen auch während des Gefechts in der Stadt zu bleiben; nur die Seinigen sollten sich entfernen, und einige Sachen zum Mitnehmen wurden wirklich schon eingepackt. Jene Besorgniß ging indeß nicht in Erfüllung; die Franzosen hatten bekanntlich den nähern Weg zur Elbe und nach Magdeburg, nämlich den über Nordhausen genommen, und der bey Heiligenstadt gelagerte Preußische Heerhaufen zog am 18ten Oktober, ohne vom Feinde beunruhigt zu seyn, weiter.

Die nun eintretende Stille erregte bey Vielen ein Gefühl von Verlassenheit und Hülflosigkeit, das um so stärker und beklemmender war, je mehr man vorher einer genügsamen Ruhe, einem blinden Glauben sich überlassen, und vor beunruhigenden Blicken in die Zukunft sich gleichsam geflissentlich verwahrt hatte. Für Dohm, der in steter Spannung war, und dem unthätiges Hinbrüten, und eine dumpfe, murrende Verzweiflung über einmal eingetretene, nur zu natürliche Ereignisse gleich sehr zuwider waren, begann jezt eine trübe Zeit, in welcher er oft unrichtig beurtheilt und tief im Innersten gekränkt ist. Denn

Nachricht erhalten zu haben, in sichtbarer Bewegung wieder ab, und empfahl Dohm, ihr schleunigst nachzusenden, was etwa noch eingehen möchte.

Dieser war tief erschüttert. Günstige Nachrichten waren jezt kaum noch zu erwarten; aber doch wurde den sehr üblen, die einige Stunden nach der Abreise der Monarchin von dem ersten Flüchtlinge, einem Feldpost-Beamten, nach Heiligenstadt gebracht wurden, weil sie gar zu gräßlich zu seyn schienen, nicht geglaubt, und der Unglücksbote entging kaum der Verhaftung für seine Hiobspost. Allein schon am Abend dieses Tages war Heiligenstadt mit Flüchtlingen erfüllt, unter denen auch die von Dohm hochverehrte, verwittwete Herzogin von Weimar, Schwester des Herzogs von Braunschweig, war, und am folgenden Morgen brachte ein bedeutender Officier vom Generalstabe der Armee, die bey Auerstädt gefochten hatte, die erschütterndsten Nachrichten, denen er zugleich, eine Landcharte zur Hand nehmend, prophezeihend hinzufügte, daß der Herzog Eugen von Würtemberg sich bey Halle werde schlagen lassen, und daß alsdann Elbe und Oder vom Feinde fast ungehindert würden überschritten werden können. Solche und noch andere die höchste Verzweiflung bekundende Aeußerungen aus dem Munde eines einsichtvollen Officiers, so wie Alles, was vor den Augen sich wirklich ereignete, versezten in eine Art von Betäubung; das Ungeheuerste schien nun möglich, wenigstens schien rathsam zu seyn, sich darauf gefaßt zu machen. In diesem Zustande, und nach dem mit Wehmuth erfüllenden Anblick einer solchen für unmöglich gehaltenen Auflösung Preußischer Krieger, gewährte ein noch unbefehdeter Heerhaufen von etwa

„opferung von Allem mich bestreben solle, das Elend, wel„ches diese Provinz erwartet, möglichst zu mildern. Mein „Herz entschied für die erstere Parthie, aber die ruhigere „Ueberlegung bewies mir, daß ich nach Vernunft und „Pflicht die zweite wählen müsse, da es gewiß, daß mein „Abgang den vieler andern Officianten zur Folge haben „und Alles in Anarchie und Verwirrung stürzen, dagegen „mein ruhiges Verbleiben die Ordnung erhalten würde. „Dieses Gute war gewiß, hingegen dasjenige, was ich „durch mein Weggehen erreichen könnte, sehr zweifelhaft.

„Sobald ich mit diesem Entschluß fertig war, rich„tete ich alle meine Handlungen ihm gemäß ein. Ich „wollte dem Feinde durch Vertrauen zu seiner Menschlich„keit imponiren, und ihn zum völkerrechtlichen Betragen „bewegen, deshalb auch gar nichts flüchten, welches heim„lich zu thun unmöglich war. Jezt aber haben wir hier „die Gräuel erfahren, mit welchen der Durchmarsch der „Franzosen durch Nordhausen und das Hohnsteinsche be„zeichnet ist, wo sie überall geplündert, Alles was sie nicht „fortbringen können zerstört, Menschen mishandelt, und „sogar getödtet haben. Nun habe ich es für Pflicht gehal„ten, einige meiner besten Sachen ins Hessische zu flüch„ten. Wir haben uns an den Französischen General in „Erfurt gewendet, und von ihm eine Versicherung über „Sicherheit der Personen und des Eigenthums, so wie ein „ordentliches Betragen verlangt. Wird diese ertheilt, so „bleibe ich auf meinem Posten, und werde alle meine „Kräfte anwenden, um dem Könige diese Provinz in mög„lichst gutem Stande zu erhalten und seinen Unterthanen „ihr hartes Schicksal zu erleichtern. Wird diese Versiche-

nichts schmerzt mehr, als wenn unsre guten Absichten verkannt, oder gar, leichtsinniger Weise, unreine Beweggründe solchen Entschlüssen untergelegt werden, die nur nach reiflichster Ueberlegung und mit der Ueberzeugung von uns gefaßt worden, daß sie den Umständen angemessen, und nach unsrer Einsicht die besten sind. Ueber welche Entschlüsse Dohm aber zunächst mit sich kämpfte, und in welchem Zustande er selbst sich fühlte, davon mag folgender Auszug eines Briefs Zeugniß geben, den er am 23sten Oktober an einen von ihm sehr hochgeschätzten Mann, der zu der unmittelbaren Umgebung des Königs gehörte, geschrieben und über Hamburg abgesendet hat. — „Am „14ten d. habe ich Ew. rc. zuletzt geschrieben, ohne zu ahn„den, daß dieser Tag so furchtbar denkwürdig werden „würde. Noch an demselben erhielt ich durch unsre Köni„gin, welche unerwartet hier ankam, die ersten sehr beun„ruhigenden Nachrichten; aber am folgenden Morgen, al„so 24 Stunden nach der unglücklichen Schlacht, erreichte „uns schon der erste Flüchtling mit ganz erschütternden „Nachrichten. Man weigerte sich, sie für wahr zu halten, „aber die zunehmende Zahl von Flüchtlingen drang die Ue„berzeugung ab. Am 16ten d. kam der General von ***** „und sagte laut, es sey Alles ohne Rettung verloren. — „In welchem Zustande ich von diesem Augenblick an mich „befunden, — dieses zu beschreiben ist unmöglich; Sie, „Verehrtester, können es fühlen. Seit unsre Provinz von „unsern Truppen ganz verlassen und jeder Funke von „Hoffnung für uns erloschen war, habe ich mit mir ge„kämpft, ob ich Alles hier verlassen, meine Familie irgend„wo in Sicherheit bringen und selbst dem Könige nachfol„gen, oder ob ich auf meinem Posten bleiben und mit Auf-

langt, wenigstens ist nie eine Antwort darauf erfolgt. Dohm erhielt jedoch, als er eben den Verfasser an den damaligen Preußischen Gesandten zu Kassel, den Fürsten zu Sayn und Wittgenstein, abgeschickt hatte, um über den Zustand der Dinge einige zuverlässige Nachrichten einzuziehen, von dem Französischen Befehlshaber zu Erfurt, General Clarke, die Aufforderung, sich nebst einem Mitgliede der Kammer unverzüglich dort einzufinden. Diesem Befehl, dem sogleich die nöthigen Pässe beigefügt waren, mußte genügt werden; am 28sten Oktober reiste Dohm nach Erfurt ab, mit schwerem Herzen, jedoch hoffend, daß er dort durch Abwendung von Kriegsübeln für die Provinz werde nützlich wirken können. Wie es ihm in den allerersten Tagen des dortigen Aufenthalts ergangen, ist am besten aus den Mittheilungen zu entnehmen, die er den Seinigen gemacht hat, und wir lassen ihn daher hier, mittelst wörtlicher Auszüge aus einigen Briefen, selbst erzählen.

„Am 29sten d., etwa 9 Uhr Vormittags, meldete „ich dem General meine Ankunft, und bat um Bestimmung „der Stunde, wo ich meine Begleiter und mich ihm prä„sentiren könne. „Elf Uhr“ war die mündliche Antwort; — „aber als es so weit war, — „Zwölf Uhr;“ dann wie„der — „Ein Uhr.“ Im Augenblick, wo wir um diese „Stunde hingehen wollten, kam der Herzog von Bene„vent (Talleyrand) vor unsrer Thür vorbeigefahren. „Nun beschieden wir uns selbst, daß wir nicht vorkommen „könnten. Da es mir aber wichtig, diesen Mann zu sprechen, „so suchte ich mich zu unterrichten, wann seine Conferenz mit „dem General zu Ende sey. Nun ging ich bald nachher „hin, und ließ hineinsagen, daß ich da sey. Ich wurde

„rung vom Französischen General aber nicht, oder nur „zweydeutig ertheilt, so kann es, glaube ich, nicht Pflicht „seyn, mich und die Meinigen, ohne Nutzen, Mishand„lungen auszusetzen, die ich nicht lange überleben würde. „In diesem Falle — suche ich zu unserm Könige durchzu„kommen, und ihm zu dienen, wie und wo er mich brauch„bar findet. Es kommt indeß darauf an, ob es möglich „seyn wird, diesen Entschluß auszuführen, da wir hier „jezt jeder Streifparthie und also auch jeder Barbarey, „welche diese ausüben, offen liegen.

„Ich habe Ew. rc. von dieser schrecklichen Lage, in „der ich mich befinde, und von meinem Entschlusse Nachricht „geben wollen, und hoffe, daß Sie und auch der König, „wenn Sie Gelegenheit finden Sr. Majestät davon Anzeige „zu machen, denselben billigen werden."

Hiernach kann noch jezt Jeder sich selbst sagen, mit welchem Gefühl Dohm in der Vorrede zum ersten Theil seiner Denkwürdigkeiten, im Jahr 1814, folgende Worte niedergeschrieben hat: „Ich habe in den nächsten Jahren „(von Ende 1806 an) harte Schicksale erfahren! Am „schmerzlichsten war die durch den Tilsiter Frieden entschie„dene Trennung von einem Staate und einem Monarchen, „denen ich mein Leben mit so vieler Liebe und so aufrich„tiger Verehrung gewidmet hatte."

Das in jenem Briefe erwähnte Schreiben an den zu Erfurt befehligenden Französischen General war in sehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßt; es wurde dem Ueberbringer von Französischen Husaren unterweges abgenommen, und ist wahrscheinlich nie an seinen Bestimmungsort ge-

langt, wenigstens ist nie eine Antwort darauf erfolgt. Dohm erhielt jedoch, als er eben den Verfasser an den damaligen Preußischen Gesandten zu Kassel, den Fürsten zu Sayn und Wittgenstein, abgeschickt hatte, um über den Zustand der Dinge einige zuverlässige Nachrichten einzuziehen, von dem Französischen Befehlshaber zu Erfurt, General Clarke, die Aufforderung, sich nebst einem Mitgliede der Kammer unverzüglich dort einzufinden. Diesem Befehl, dem sogleich die nöthigen Pässe beigefügt waren, mußte genügt werden; am 28sten Oktober reiste Dohm nach Erfurt ab, mit schwerem Herzen, jedoch hoffend, daß er dort durch Abwendung von Kriegsübeln für die Provinz werde nützlich wirken können. Wie es ihm in den allerersten Tagen des dortigen Aufenthalts ergangen, ist am besten aus den Mittheilungen zu entnehmen, die er den Seinigen gemacht hat, und wir lassen ihn daher hier, mittelst wörtlicher Auszüge aus einigen Briefen, selbst erzählen.

„Am 29sten d., etwa 9 Uhr Vormittags, meldete „ich dem General meine Ankunft, und bat um Bestimmung „der Stunde, wo ich meine Begleiter und mich ihm prä„sentiren könne. „Elf Uhr“ war die mündliche Antwort; — „aber als es so weit war, — „Zwölf Uhr;“ dann wie„der — „Ein Uhr.“ Im Augenblick, wo wir um diese „Stunde hingehen wollten, kam der Herzog von Bene„vent (Talleyrand) vor unsrer Thür vorbeigefahren. „Nun beschieden wir uns selbst, daß wir nicht vorkommen „könnten. Da es mir aber wichtig, diesen Mann zu sprechen, „so suchte ich mich zu unterrichten, wann seine Conferenz mit „dem General zu Ende sey. Nun ging ich bald nachher „hin, und ließ hineinsagen, daß ich da sey. Ich wurde

„hineingeführt; eine kleine Gesellschaft saß bey der Tafel „eines dejeuner à la fourchette. Der General sehr ar„tig; Talleyrand gleichfalls; es ward über allgemeine Din„ge geredet; ich berührte unsre Lage, der General ant„wortete, er würde darüber nachher mit mir au fond spre„chen. — Man stand auf; Talleyrand nahm mich allein „in ein Fenster und sprach über das Unglück dieses Krie„ges, über die Widersprüche in den Noten von Knobels„dorf (damaligen Preußischen Gesandten zu Paris) mit „dem Inhalt der unmittelbaren Schreiben des Königs an „den Kaiser; er schien traurig über das Schicksal, das „Preußen sich zugezogen. — In Absicht hiesiger Provinz „verwies er mich an den General, mit dem ich gewiß zu„frieden seyn würde. — Die Unterredung dauerte etwa „eine Viertelstunde; dann ging er mit dem General ins „Kabinet, etwa eben so lange, sprach, als er herauskam, „mit mir noch über Mirabeau, von dessen Freundschaft „für mich er wußte, und reiste dann ab. — Der General „ging nun mit mir hinauf, nöthigte mich zum Sitzen, und „fing an: „man habe ihm von mir keine vortheilhafte Idee „gemacht; ich sey kein Freund von Frankreich und dem „Rheinischen Bunde, habe mitgestimmt für den unglückli„chen Krieg, zu welchem Preußen zu seinem Verderben „den Kaiser gezwungen habe, und sey entschlossen, mich „den Maaßregeln, die er auszurichten befehligt, möglichst „zu widersetzen. Er sey daher des Willens gewesen, sich „mit mir gar nicht einzulassen, und vielleicht etwas zu „thun, was mir nicht angenehm — (wahrscheinlich mich „auf die Citadelle setzen zu lassen) —; aber der Herzog „von Benevent habe ihm eine andere Idee von mir ge„geben, er glaube nun, daß jene Reden von Leuten her-

„kämen, die mir schaden wollen u. s. w.“ — Ich antwor„tete: ich sey jezt sechs und zwanzig Jahre ein Preußischer „Diener, und würde nie verläugnen, daß ich immer als „solcher geredet und gehandelt habe. Ueber das Verfahren „meines Hofes stehe mir kein Urtheil zu, und dieses sey auch „von keinem Werth. Aber, wenn man ihm gesagt, ich „würde mich seinen Maaßregeln widersetzen, so hieße das „so viel als mich für imbecil erklären; daß ich dieses Bei„wort nicht verdiene hoffe ich ihm zu beweisen. — Der „General sagte nun, es sey sein Fehler, mich nicht ge„kannt zu haben, — und so noch viele Complimente. „Nun aber fing er an in einem gesezten Tone mir unser „durch den Willen des Kaisers bestimmtes Schicksal anzu„kündigen: daß die Preußische Herrschaft von heute an „aufhöre, der Kaiser die Lande in Besitz nehme, die Ad„ler noch diese Nacht und überall baldmöglichst abgenom„men werden müßten ꝛc. — Er wolle mir dieses noch heute „schriftlich geben; die Landesadministration solle unter „Verantwortlichkeit fortdauern, es werde kein Eid der „Treue verlangt, aber la soumission plenière. — „Ich erwiederte: diese occupation militaire habe ich er„wartet, sie sey Folge des Krieges, und die Unterwerfung „unter seine Gesetze erkenne ich, verspreche sie auch im Na„men der Officianten und Unterthanen; dagegen hätten „wir denn auch gerechte Ansprüche auf Ordnung, Schutz „und Sicherheit. — Er gab hierüber die stärksten Versi„cherungen, erklärte sich äußerst brav über die Excesse, „sprach sehr offen und richtig über die hiesigen Männer v. ** „und v. ***, die sich nicht zu nehmen wüßten und viel „Ungemach zuzögen, und bat mich zulezt zum Essen. — „Um fünf Uhr fand ich mich zum diner ein. Der Gene-

„ral führte mich sogleich in sein Kabinet, las mir die „Notifikation (Bekanntmachung der Besitzergreifung) im „Concept langsam vor, befahl dann dem Sekretair sie zu „mundiren, und ein Begleitungsschreiben an mich zu ent„werfen. — Nach der Tafel wieder mit mir ins Kabinet, „wo er mir die Reinschriften zustellte. — Nun ich zu Hause, „und bis Nachts drey Uhr gearbeitet.“ —

„Daß Hohnstein uns mit zugetheilt ist, dazu habe „ich nichts beigetragen; ich hoffe aber, daß es unsre La„sten erleichtert. Vielleicht wird auch noch Mansfeld zu „uns gelegt. General Clarke hat geäußert, daß diese „Lande entweder dem Fürsten Primas, oder einem der „Herzöge, oder dem Churfürst von Sachsen bestimmt „werden dürften. — Vermuthlich hat aber der Kaiser selbst „noch nichts bestimmt; aber daß wir nicht Preußisch blei„ben, scheint entschieden zu seyn. Im Allgemeinen sieht „es traurig aus; Berlin soll hart behandelt werden. — „Alle unsre Sachen können nun von Allendorf (ein Hes„sisches Städtchen an der Gränze des Eichsfeldes) zurück„gebracht werden; vielleicht flüchten die Hessen noch zu „uns; die Hessische Neutralität wird, wie ich immer ge„glaubt, wenig helfen.“ —

In einem spätern Briefe heißt es nochmals, das Schicksal der Provinz betreffend: „Auf jeden Fall werden „wir wol vom Preußischen Staate getrennt werden. Es ist „eine schmerzhafte Empfindung! — Was uns aber eigent„lich bevorsteht, darüber ist noch völliges Dunkel.“ —

In der vorhin erwähnten Notifikation war Dohm zum Chef aller Civilbehörden in der Provinz Eichsfeld

Erfurt und der Grafschaft Hohnstein erklärt, ganz nach dem Geiste des Französischen Verwaltungsystems, einzelne Personen mit aller Verantwortlichkeit zu beladen; eine Stellung die gefährlich war, selbst bey dem besten Willen, und gerade bey diesem am gefährlichsten wegen des Kampfs mit dem Schlechten, und bey den alsdann unvermeidlichen Reibungen; auch war der Anschein bereitwilliger Fügsamkeit zu befürchten. Vielleicht hätte Dohm das Aeußerste wagen sollen, um dies zu verhindern; aber wer sich lebhaft in seine Lage zu denken vermag wird ihm gewiß Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Denn ein Anderes ist es, bedrängt von der Wirklichkeit und von wechselnden Empfindungen zu handeln, und ein Anderes, hinterher bey ruhiger Betrachtung, und unberührt von einer Gegenwart die nun schon Vergangenheit geworden, die Entschlüsse zu bestimmen die hätten gefaßt werden sollen. Wie oft sündigen in dieser Hinsicht Geschichtschreiber in ihren Beurtheilungen; aber wie schwer ist es auch, fügen wir mit innigster Ueberzeugung hinzu, eine ganz vollständige Kenntniß aller Umstände sich zu verschaffen, und dann mit der kalten Besonnenheit eines Hume die Dinge zu betrachten, oder gar das überkommene Licht nur gleichsam durchgehen zu lassen, es ungebrochen wieder zu geben. — Bey Dohm kann selbst der Schein eines selbstsüchtigen Hervordrängens nicht statt finden; nicht vom Suchen, sondern vom Abwehren eines erweiterten Wirkungskreises ist bey ihm die Rede, und ein Zweifel an dem redlichsten Willen, die dem Feinde eingeflößte und von diesem bezeigte Achtung zum Besten des Landes zu benutzen, kann nur von Unkenntniß, von einseitiger Ansicht, oder — von übler Gesinnung ausgehen. — Zum Glück für ihn dauerte

jedoch jener Zustand nicht lange; es wurde für alle vom Feinde besezten Preußischen Lande eine Centralverwaltung in Berlin gebildet, womit dann die alten Abstufungen wieder eintraten; auch hatte Dohm selbst in dem Bestehenden keine Aenderung vorgenommen, vielmehr Alles im Gleise der gewohnten Formen, dem Wesentlichen nach, gehen lassen.

Der Aufenthalt zu Erfurt dauerte etwa vier Wochen, während welcher Zeit die dortigen Französischen Befehlshaber, Gouverneurs genannt, dreimal, nicht ohne mancherley Nachtheil, wechselten. Der erste, General Clarke, ein wirklich edler, wohlgesinnter Mann, ging schon Ende Oktobers nach Berlin, wo er Generalgouverneur wurde. Sein Nachfolger, General Thouvenot, gleichfalls ein sehr rechtschaffner, gutgesinnter und dem damaligen Französischen Wesen nicht geneigter Mann, der sehr treffend über Frankreichs Lage urtheilte und nicht ohne Ahnung von dem endlichen Sturze Napoleons war, blieb auch kaum zwey Wochen in Erfurt. Auf ihn folgte der General Dorsner, ein gewöhnlicher Militair, jedoch ein rechtlicher Mann. Unter diesem waren die lezten Wochen des Erfurter Aufenthalts für Dohm voll großer Widerwärtigkeiten, welche unter andern auch vorzüglich dadurch veranlaßt wurden, daß der Französische Gouverneur von Braunschweig, General Bisson, behauptete, das Eichsfeld gehöre mit zu seinem Gouvernement, und deshalb drohend die Erfüllung seiner Anordnungen und Forderungen verlangte. Dohm erschrack vor dem Gedanken, von zwey Französischen Gouverneurs zugleich bedrängt zu werden; „es wäre ein großes Unglück für uns — schrieb er — „wenn unsre Provinz getheilt würde, und wir ent-

„weder einen Theil ganz abgeben, oder zugleich mit zwey „Gouverneurs zu thun haben müßten. Ich habe deshalb „sogleich an den General Bisson, so wie an den General-Gouverneur Clarke geschrieben und alle Gründe „angeführt, warum dies nicht seyn könne. Ich hoffe, daß „man sie annehmen wird; aber die erschreckliche Verwirrung der Französischen Behörden unter einander erschwert alle Arbeit doppelt, und ich besorge man geht „nicht genug in die Sache ein.“ — Als die Bedrängnisse zunahmen, verlor Dohm fast den Muth. „Wie gern wollt' „ich Euch — schrieb er in dieser Stimmung den Seinigen — „meinen Zustand besser schildern als er ist; aber „ich kann nicht. Es ist wahrlich fast an die Gränze des „zu Erduldenden gekommen. Kommt die Zersplitterung „unsrer Provinz zu Stande; so ist alle bisherige Arbeit „umsonst, so werden die Lasten ganz unerträglich. Das „Eichsfeld allein soll 600,000, Erfurt allein 400,000 „Franks geben, ohne die Naturalforderungen. Gestern „waren wir ziemlich nahe an dem Entschluß daß ich nach „Berlin gehen solle; aber da General Bisson einen „Deputirten verlangt, werde ich wol nach Heiligenstadt „zurückkommen, und von dort nach Braunschweig gehen. — Tausendmal lieber ginge ich ab, und mit Euch „nach Pustleben; aber, wäre es weise, nach Allem, was „ich gethan und geduldet, nun auf einmal, in höchster Krise, „das Land seinem Geschick zu überlassen? — Also ich bleibe „noch, so lange es möglich?“

Die Reise nach Braunschweig unterblieb, dagegen ward von einer Ständischen Versammlung zu Heiligenstadt beschlossen, daß Abgeordnete unter Dohm's Führung in das

damals zu Berlin noch befindliche Hauptquartier des Französischen Kaisers abgehen sollten, um eine Milderung der Lasten des Landes zu bewirken, und zugleich dessen Zersplitterung in zwey Gouvernements zu verhindern. Als man zu Berlin ankam, war das Hauptquartier schon bis Warschau vorgerückt. Die Zwecke der Reise konnten nun dort, und wie der General-Gouverneur Clarke versicherte, auch durch bloße schriftliche Vorstellungen nicht erreicht werden. Dohm würde indeß, hätte er nur auf sich sehen wollen, in seiner Kränklichkeit und in vielen andern Umständen Gründe genug haben finden können, um sich der beschwerlichen, ja für ihn, in mehrerm Betracht, gefährlichen Reise nach Warschau zu entziehen; allein der Widerwille den er gegen halbe Maaßregeln hatte, und die Hoffnung eine Erleichterung für die Provinz zu erwirken, ließen ihn alle seinen Begleitern, insbesondere aber dem Verfasser dieser Lebensbeschreibung oft mitgetheilten, und mit diesem vielfach erwogenen Bedenklichkeiten besiegen. Er reiste, und brachte ein Opfer, dessen Größe nur sehr Wenige recht zu würdigen verstanden, wie denn allerdings auch mehrere Ansichten, nach den verschiedenen Standpunkten die man wählt, oder auch unbewußt hat, hier möglich sind, und eine allgemeine Anerkennung reiner Absichten in einer vielfach bewegten, leidenschaftlich guten und bösen, Zeit nicht erwartet werden kann.

Die Beschwerden des Weges, der über Breslau, Petrikau und Rawa genommen wurde, um den militairischen Zügen auf der gewöhnlichen Straße über Posen auszuweichen, waren sehr groß, und auch der zehntägige Aufenthalt in Warschau hatte der Unbequemlichkeiten und der

bittern Erfahrungen nicht wenige. Nur der Beharrlichkeit Dohm's in Benutzung, so wie seiner Gewandheit in Auffindung aller angemessenen Mittel zum Zweck gelang es endlich, wenigstens Einiges von dem zu erwirken, weshalb die Reise unternommen worden. Die Zersplitterung der Provinz Eichsfeld-Erfurt in zwey Französische Gouvernements, die wirklich durch eine Kaiserliche Verfügung angeordnet worden, ward durch die bewirkte seltne Zurücknahme dieses Befehls verhütet, und dadurch mittelbar eine Erleichterung in Ansehung mancher Lasten verschaft. Auch eine Abänderung der Militairstraße, die eine Zeitlang durch das Eichsfeld und die Grafschaft Hohnstein führte und großen Druck verursachte, ward erlangt. Hoffnung zu größeren Erleichterungen wurde auf eine Audienz gesezt, die der Kaiser Napoleon zwar im Allgemeinen hatte zusichern lassen, deren Erlangung aber große Schwierigkeiten sich entgegenstellten. Auf Anrathen Talleyrand's wendete Dohm sich endlich an den diensthabenden Adjudant, um von diesem sogleich unmittelbar, nebst seinen Begleitern, dem Kaiser angemeldet zu werden, wie es im Felde militairischer Gebrauch seyn sollte. Freundlich erwiederte der gefällige und artige General Lemarrois, der gerade den Dienst hatte, auf Dohm's dringendes Ansinnen: „der „Kaiser sey allerdings geneigt, der Deputation der Provinz „Eichsfeld-Erfurt eine Audienz zu bewilligen, und die Na„men der Abgeordneten wären bereits auf der Liste der „vorzustellenden Personen verzeichnet; aber ganz unmög„lich sey es, die Stunde, den Tag, ja — die Woche der „Audienz zu bestimmen;“ eine sehr beunruhigende, aber nur zu wahre Aeußerung. Endlich jedoch, am Abend des 27sten Januars, einige Tage vor der Abreise des Kaisers

zur Armee, fand die Vorstellung statt. Napoleon gab ziemlich günstige Versicherungen auf die Schilderungen und Mittheilungen von der Lage der Provinz, die ihm von Dohm gemacht wurden. Aber der General-Intendant Daru wollte von diesen mündlichen Aeußerungen nichts wissen, und weniger noch von Beachtung derselben, als deshalb am folgenden Tage in ihn gedrungen ward, und er sagte zu Dohm sogar, durch dessen Gründe und Bitten bestürmt: „Er habe als Verwaltungsbeamter ein ehernes „Herz (7).“ In einem über den Aufenthalt zu Warschau geführten Tagebuche ist, in Beziehung hierauf, gesagt: „Es ist zwar allgemein bekannt, daß Herr Daru heftig und unbescheiden seyn kann; allein in solchem Maaße „unfein und derb hatten wir uns den Uebersetzer des Horaz „nicht gedacht, und nun ist uns ganz deutlich geworden, war„um der General-Gouverneur Clarke am Schlusse seines

(7) „Comme administrateur j'ai un coeur d'airain“ — waren seine eigenen Worte, als Dohm in Begleitung der andern Abgeordneten, die Unerschwinglichkeit der gemachten Geld- und Natural-Forderungen ihm vorstellte und die günstigen Aeußerungen seines Kaisers geltend machen wollte. — Vielleicht war der von Andern als rechtlich und selbst als höflich geschilderte Mann gegen Dohm durch seinen Bruder, den Intendant zu Braunschweig, etwas eingenommen; wenigstens äußerte sich dieser gegen den Verfasser dieser Lebensbeschreibung, der bey dem Eintheilungsgeschäft des Königreichs Westphalen mit ihm in einige Berührung kam, zehn Monate später noch ziemlich empfindlich darüber, daß Dohm das Eichsfeld seiner Verwaltung zu entziehen gewußt habe.

„Empfehlungsschreibens an den General-Intendant gesagt „hatte: les lumières de Mr. de Dohm doivent lui „mériter Votre accueil et d'être mieux traité „que tout autre." — Bedeutende Männer, denen Dohm Mittheilung von dem Benehmen des General-Intendanten gegen ihn und von dessen harten Aeußerungen machte, misbilligten diese laut, und einer hatte sogar die ächt Französische Artigkeit, zu sagen: „Monsieur, je „Vous en prie pardon au nom du peuple fran„çois!" —

Der Rückweg von Warschau wurde im Anfang Februars angetreten, und über Posen und Meseritz genommen. Sowohl die Jahrszeit, als auch alle übrigen Umstände und die Gemüthsstimmung machten einen Genuß, wie man ihn sich mit einer Reise gewöhnlich verbunden denkt, unmöglich, obwohl es an wichtigen, aber freilich meistens unerfreulichen, Erfahrungen und Beobachtungen nicht fehlte. In Berlin nur fanden einige angenehme Berührungen statt, mitten in der dort herrschenden Trauer, zu denen vorzüglich das schon gegen Ende des vierten Abschnitts erwähnte Wiedersehen mit Alexander von Humboldt gehörte, dessen köstliche Mittheilungen aus dem Reichthum seiner Kenntnisse und genialischen Ideen, so wie seine schaffende, heitere Thätigkeit beruhigend und erhebend waren. Auch der öftere Verkehr mit Johannes von Müller, der von dem ersten betäubenden Eindruck sich erholt hatte, war zu vielfachen Betrachtungen anregend. Müller strebte durch neue Ansichten, die jedoch eigentlich der innersten Richtung seines wahre Freiheit liebenden Geistes und seinem deutschen Sinne nicht zusagten,

auch wol zu früh ausgesprochen wurden, zu großen Gedanken sich aufzurichten, und reizte dadurch zum prüfenden Blick in den eignen Busen, und zur ernsten Beleuchtung der Gegenwart. Dohm hat selbst in seinen Denkwürdigkeiten (Th. 5. S. 33 u. f.) von diesem Zusammentreffen mit dem Freunde und von dessen damaligen Ansichten und Bestrebungen, entschuldigend und rechtfertigend, Mehreres mitgetheilt. Wie sehr auch Müller sich des Wiedersehens mit ihm erfreute, davon zeugt eine Stelle in den Briefen an seinen Bruder, wo er sagt: „Dohm sahe ich auch wieder; bey schwächlicher Gesundheit, durch die männliche „Kraft seiner Seele einer der vortreflichsten Männer, so „ich gekannt (8).“

Am Ende Februars kam Dohm wieder zu Heiligenstadt an, wohin bald nachher auch der Französische Intendant, der bisher in Erfurt sich aufgehalten, seinen Wohnsitz verlegte. Dadurch, und auch durch andere Vorfälle, deren Erzählung zu sehr ins Einzelne und Kleinliche führen würde, entspann sich so viel Unangenehmes für Dohm, daß der lebhafte Wunsch bey ihm entstand, sich ins Privatleben zurückzuziehen; aber die Französischen Behörden traten der Ausführung desselben, einige sogar drohend, entgegen, und als sich inzwischen auch manches Andere wieder besser gestaltete, unterblieben die lezten schon völlig vorbereiteten Schritte. Johannes Müller schrieb in dieser Zeit, zur Erwiederung auf die Mittheilungen die Dohm ihm von seiner Lage und seinem Vorsatze gemacht hatte,

(8) S. Müller's sämmtliche Werke Th. VII. S. 252.

Folgendes: „Niemand kann Ihre Lage besser verstehen, „als ich, der bey dem reinsten Willen und dem unschuldig„sten Bestreben eben so, ich weiß nicht ob misverstanden, „oder verläumdet worden. — Unsre Zeitgenossen werden „durch das Unglück weder klüger noch besser; sie beurthei„len uns, als hätten wir die Zeiten gemacht, und wenn „einer etwa zeigt, wie man in denselben sich zu benehmen „habe, so wird ihm beigemessen, er halte sie für erwünscht, „für die besten. — Wer kann diese Menschenart beleh„ren? sie verschließt ihre Augen der Evidenz.“

Als durch den zu Tilsit geschlossenen Frieden alle Preußischen Provinzen am linken Elbufer abgetreten worden, und nun eine neue Ordnung der Dinge bevorstand, war es für Dohm, in dem Schmerz über die Trennung vom Preußischen Staat und bey der Gefährlichkeit des gänzlichen Zurückziehens aus dem öffentlichen Leben, ein tröstendes Ereigniß, daß ihm eine Aussicht zu einem angemessenen, bedeutenden Wirkungskreise in den Landen eines von ihm hochverehrten Deutschen Fürsten eröfnet war. Die schon früher begonnenen vorläufigen Verhandlungen deshalb kamen so weit, daß zu einer von beiden Seiten, insbesondere auch von Dohm gewünschten persönlichen Bekanntschaft nur eine bequeme Gelegenheit abgewartet werden sollte. Allein, noch ehe diese sich fand, traten im raschen Wechsel der Ereignisse solche Hindernisse ein, daß die Sache, bey der ganz unerwarteten Wendung die Dohm's Schicksal nahm, sich wieder zerschlug. Dohm erhielt nämlich schon um die Mitte des Augusts von einem berühmten Deutschen Manne aus Paris die Nachricht, daß der Historiker Koch, ehemals Professor zu Strasburg, damals

Mitglied des Tribunats und in der Hauptstadt Frankreichs lebend, in einer dem jungen Könige von Westphalen auf Verlangen übergebenen Liste verdienstvoller und brauchbarer Männer, vorzüglich auch ihn mit Auszeichnung genannt habe. „Und so baue ich denn — sezt der Mittheiler jener Nachricht hinzu — „auf die schöne Aussicht, Sie als den „Mann zu sehen, der unserm Vaterlande — denn das „bleibt es ja doch Ihnen und mir — in einem so kritischen „Zeitpunkte höchst wesentliche Dienste leisten kann. O! „mein theuerster Freund, kommt der Ruf an Sie, so bitte „ich, weisen Sie ihn nicht zurück, und lassen Sie uns dann „gemeinschaftlich wenigstens in einem Fache, das Ihnen „wie mir am Herzen liegt, noch wirken und arbeiten, so „lange es Tag bleibt.“ —

Um diese Zeit eilten aus den mehrsten der Lande, die das Königreich Westphalen bilden sollten, schon Abgeordnete nach Paris, um dort dem neuen Landesherrn sich vorzustellen, und, wo möglich, Wünsche für die Zukunft laut werden zu lassen. Dohm hielt eine solche Eile aus mehrern Gründen nicht angemessen, und ihm, wie auch andern Gliedern der Verwaltungsbehörde zu Heiligenstadt, schien rathsam, eine bestimmte Aufforderung abzuwarten. Diese erging von dem General-Intendant Daru, wahrscheinlich auf höhere Veranlassung, gegen Ende Augusts; und als nun auch die zu Kassel angelangten und mit Dohm bald in Berührung gekommenen Französischen Staatsräthe, die mit der vorbereitenden Gestaltung und einstweiligen Verwaltung des neuen Königreichs beauftragt waren, zur schleunigen Absendung einer Deputation nach Paris sehr anriethen, wurden Ständische Abgeordnete erwählt, denen

Dohm und der Kammerdirektor Borsche sich beigesellten, in der Hoffnung, für die neuen Einrichtungen in Beziehung auf Geschäftsführung einiges Gute bewirken zu können. Von Vielen wurde bedauert, daß Dohm nicht schon zu Paris gewesen sey, als den andern dort früher angelangten Abgeordneten der Verfassungs-Entwurf für das Königreich Westphalen mitgetheilt worden, um ihre gutachtlichen Bemerkungen darüber abzugeben. Vielleicht daß er, bey seiner genauen Kenntniß aller Verhältnisse, bey seinem Ueberblick und seinem durchaus nur auf das allgemeine Beste gerichteten Absichten, einige Bemerkungen gemacht hätte, die der Berücksichtigung werth gefunden wären. Dohm würde wenigstens dabey der oft geäußerten Ueberzeugung gefolgt seyn, daß bey großen, unvermeidlichen Umwälzungen ein starres, eigensinniges Festhalten am Bestehenden nicht der rechte Weg zum gedeihlichen Wirken und Schaffen, nicht einmal zum Erhalten sey; „es breche „dann leicht, — sagte er, — auch das, was sich, bey „rechter Behandlung des noch inwohnenden Lebens, hätte „biegen, und in eine neue Form bringen lassen.“ — Es kann zwar bey ungeheuern Ereignissen, überhaupt bey solchen die unsre Fassung übersteigen, ein ergebungsvoller Glaube und Beschränkung auf das Wohlbekannte für Manche sehr angemessen seyn; aber unmöglich ist es, oder doch sehr vermessen, hier allgemeine Bestimmungen feststellen zu wollen. Derjenige wird immer unsre Achtung verdienen, der in Allem nach bester, geprüfter Einsicht und mit dem ernsten Willen handelt, Gutes zu fördern wo und wie er es vermag.

Als zu Paris die Vorstellung der Abgeordneten in gewöhnlicher Art statt gefunden hatte, und Dohm im Begriff war mit jenen wieder nach Heiligenstadt zurückzukehren, ließ ihm der König Hieronymus, in Erwiederung auf die Anzeige von der bevorstehenden Abreise, schreiben: „Se. Majestät verlangt, daß Sie allein noch in Paris zu„rückbleiben, um ihre Befehle zu erwarten (9).“ Es vergingen indeß Tage und Wochen, ohne daß Dohm vorbeschieden, oder ihm irgend eine Eröfnung gemacht ward. Der Zustand der Ungewißheit wurde ihm lästig, der Anblick des unendlichen Gewirre, so wie des oft in die Augen fallenden selbstsüchtigen Treibens machte ihn mismuthig. In dieser Stimmung schrieb er den Seinigen: „So lehr„reich ich mir auch den hiesigen Aufenthalt zu machen suche, „so ist doch dies Leben auf die Dauer für mich nicht aus„zuhalten. Ich werde also Alles anwenden was möglich „ist, um die Erlaubniß zur Abreise zu erhalten. Es ist „unglaublich, wie schwer es hier ist die Menschen gewis„ser Art zu sehen. Eure Briefe sind das einzige Mittel, „mich zu erheben in einer Welt, die nicht die meine ist.“ Endlich hatte er eine Unterredung mit dem neuen Könige, der ihm allerley Schmeichelhaftes sagte, und zulezt äußerte: „j'ai besoin de Vous, Monsieur de Dohm, je Vous „parlerai en particulier.“ Dohm erfuhr dann, daß von mehrern Seiten gearbeitet werde, ihm einen bedeutenden Wirkungskreis in dem neuen Königreiche zu verschaf-

(9) Die Französischen Worte sind folgende: Sa Majesté désire, Monsieur, que Vous seul restiez à Paris en attendant ses ordres.

sen; aber er erschrack, als er vernahm, daß man ihm die Stelle des Minister-Staat-Sekretairs und der auswärtigen Angelegenheiten zugedacht habe, falls Johannes Müller diesen vom Kaiser selbst ihm bestimmten Posten, wie man vermuthete, ausschlage. „Ich habe hierauf geäußert — schreibt er den Seinigen —, daß diese Stelle „mir durchaus nicht conveniren könne, daß ich sie mir verbitten würde, und wünsche, sie möge mir nicht angetragen werden. Ich hoffe, daß der Mann, dem ich dieses „geäußert, diese meine Aeußerung bis zum Könige bringen werde." — Ein solches immer misliches Ablehnen war jedoch nicht nöthig, da Johannes Müller jenes Ministerium bekanntlich übernahm. In Betreff Dohm's kamen nun allerley andere Vorschläge auf die Bahn. Sein lebhafter Wunsch war, daß die Fremden möglichst entfernt werden möchten, aber die Klugheit gebot große Vorsicht; eine Entscheidung in Ansehung seiner künftigen Bestimmung erging nicht. In einem der lezten Briefe aus Paris schrieb er über seine Wünsche und Vorsätze: „Ich werde „dem folgen, was Pflicht ist; die Rechtschaffenen müssen „fest zusammenhalten. Ueber einige Punkte habe ich mich „hier überall, wo es möglich ist, deutlich genug erklärt. „Man weiß, daß ich persönliche Freiheit und häusliches „Glück nicht zum Opfer bringen will, durchaus keine Repräsentation wünsche, aber reelle Wirksamkeit verlange, „wenn ich dienen soll. Diese Bedingung, und daß ich sie „offen äußere, findet Beifall. Es fehlt nicht an Menschen, „denen mit Repräsentation gedient ist, und die häusliches „Glück gern dafür hingeben; mein Plan ist, nützlich zu „werden." Auch in einem auf dem Rückwege geschriebenen Briefe heißt es nochmals: „Nützlicher Wirkungskreis,

„Freiheit für uns und Sicherheit des Abgangs sind drey „Punkte, ohne welche ich mich nicht einlasse.“ —

Zu Paris war das endlose Treiben für Dohm so angreifend gewesen, daß er mehr als gewöhnlich kränkelnd von dort abreiste, so sehr auch sonst sich Manches vereinigt hatte, ihm den etwa sechswöchentlichen Aufenthalt daselbst angenehm und lehrreich zu machen. So fand er z. B. an dem Professor Leuchsenring, dessen schon oben (Abschnitt IV. S. 125) gedacht worden, einen alten ihm ergebenen Bekannten, der mit freundschaftlicher Gefälligkeit zu allen sehenswerthen und lehrreichen Merkwürdigkeiten von Paris begleitete, und manche Aufschlüsse über wichtige Begebenheiten aus der Revolutionszeit mittheilte, die er nebst seiner auch schon (Abschnitt V) als Fräulein von Bielefeld erwähnten Gattin fast ganz mit durchlebt hatte. Der Kriegsminister General Clarke gab ihm solche Beweise von wahrer Hochachtung und wahrhaft zutraulichen Gesinnungen, daß Dohm sich dieser abermaligen unter sehr veränderten Umständen und Verhältnissen statt gefundenen Berührungen mit dem edlen, wohldenkenden Manne stets mit Vergnügen erinnerte. Von Treilhard, dem ehemaligen Französischen Gesandten zu Rastadt, jezt Senateur, ward er mit ungemeiner Freundlichkeit sogar aufgesucht, und hatte mit ihm, in Erinnerung der ehemals zu Rastadt aufgestellten Grundsätze und geäußerten Lebenspläne, mehrere interessante Unterredungen. Sehr angenehm war es Dohm, von diesem leztern, wie auch von mehrern andern bedeutenden Männern, vortheilhafte Urtheile über den Staatsrath Simeon, den nachherigen Westphälischen Minister, der später, wie bekannt, auch

Königlich Französischer Staatsminister gewesen ist, zu vernehmen, die ihn Gutes von dem Manne hoffen ließen, und die sich auch wirklich bestätigt haben.

Der Rückweg wurde über Brüssel, Lüttich, Aachen, Cöln und Kassel genommen, Orte und Gegenden, die Dohm jezt unter ganz andern als den ehemaligen Verhältnissen wiedersahe, welche ihm zum Theil mannichfache und mühevolle Beschäftigungen verursacht hatten. Aus Lüttich schrieb er den Seinigen: „Ich bin diesen Abend spät in „dieser bey mir so viele Erinnerungen wieder belebenden „Stadt angekommen. Es ist mir eine ganz eigne Empfin„dung, nun in diesen mir so bekannten Gegenden wie„der zu wandeln, und so Manches wieder zurückzurufen, „was wir hier erlebten.“ — Zu Kassel wurden Dohm von den dortigen Französischen Staatsräthen Beugnot, Simeon und Jollivet manche schmeichelhafte Bezeugungen gemacht, aber er glaubte doch zu bemerken, daß man von den zu Paris statt gehabten Bemühungen, ihm in dem neu gebildeten Königreiche gleich anfangs einen bedeutenden Wirkungskreis zu verschaffen, unterrichtet und darüber nicht eben erfreut sey. Jene Männer wünschten übrigens, daß er bey der Ankunft des Königs Hieronymus in Kassel anwesend seyn möge, und mit dem deshalb gefaßten Entschlusse kam er, nach einer achtwöchentlichen Abwesenheit, zu Heiligenstadt wieder an.

Hier wandte er die kurze Zeit, die er verweilen konnte vorzüglich dazu an, um die Einwirkungen des Französischen Intendanten in die Verwaltungsgeschäfte möglichst zu beschränken, und insbesondere auch dem Einfluß

entgegenzuarbeiten, den dieser sich, aus eitlen sowohl als unlautern Absichten, auf die neuen Anstellungen der öffentlichen Beamten zu verschaffen suchte, deren Kenntnisse, Talente und Tüchtigkeit Dohm natürlich besser beurtheilen und würdigen konnte, als es dem Fremdling, bey seinen ohnehin sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, möglich war. — Noch gebietet auch die Dankbarkeit zu erwähnen, daß Dohm dem Verfasser dieser Lebensbeschreibung, der eben im Begriff stand eine Reise in die östlichen und nördlichen Provinzen des neuen Königreichs anzutreten, um in Gemeinschaft mit den noch bestehenden alten Landesbehörden die ihm theilweise übertragene geographisch-politische Eintheilung in Departemente, Distrikte und Communen zu bewirken, sehr heilsame Rathschläge zur zweckmäßigen Ausführung dieses Geschäfts gab. Er bestärkte ihn vorzüglich auch in der Ansicht, die Begränzung der neuen verschiedenartigen Bezirke, wo es irgend thunlich, den alten Verwaltungs- und Gerichts-Abtheilungen anzupassen, die nöthigen Veränderungen aber zugleich zu Verbesserungen zu benutzen. Insbesondere aber befestigte der väterliche Freund den jungen Mann in der bey mancherley Trübsal erheiternden Hoffnung, daß die engere, wenn auch durch äußere Gewalt bewirkte, Vereinigung mehrerer oft in unfreundlichen Berührungen gewesenen Deutschen Gebiete sich dereinst heilsam für das gemeinsame Vaterland erweisen werde. Sollten sich einige unsrer Leser noch der lebhaften Aeußerung jenes Gedankens in vertraulichen Unterredungen über die damalige Gegenwart erinnern, so erfahren sie nun, daß Dohm's Billigung dazu vorzüglich Muth gegeben hatte. Ueberaus nützlich waren Dohm's ausgebreitete Bekanntschaften, und seine nähere Verbindung mit mehrern bedeutenden Geschäft-

männern im neuen Königreiche dem jüngern Freunde auch bey Ausrichtung des etwas schwierigen Auftrages, solche Männer zu bezeichnen, welche sich vorzüglich zu höhern Verwaltungsposten eignen möchten. Es mag indeß hierbey nicht unerwähnt bleiben, daß der Erfolg den ängstlich gewissenhaften Bemühungen nur wenig entsprach, denn es wußten sich Empfehlungen und Vorschläge geltend zu machen, die auf andern Wegen und unter allerley Vorwänden zudringlicher und rücksichtloser waren, als die auf das allgemeine Beste gerichteten es seyn durften. — Nach Kassel begab sich Dohm am Ende Novembers auf die von der ganz nahe bevorstehenden Ankunft des Königs erhaltene Nachricht, mit welcher zugleich ihm aber Mittheilungen zukamen, die nicht geeignet waren, den gefaßten guten Hoffnungen Nahrung zu geben.

X.

Aufenthalt zu Kassel und Dresden, vom Ende des Jahrs 1807 bis Ende 1810.

Mit welchen Absichten und Hoffnungen Dohm sich nach Kassel begab, ist schon durch die vorhin mitgetheilten brieflichen Aeußerungen gegen die Seinigen angedeutet worden. — Es schien ihm möglich, — und diese Ansicht theilten damals mehrere einsichtvolle Männer mit ihm, — aus der Constitution des neuen Königreichs, bey sorgsamer, angemessener, vorsichtiger Ausführung und Handhabung derselben, ohnerachtet des mancherley Fremdartigen was eingemischt worden, viel Gutes hervorgehen zu lassen; wenigstens waren trefliche Anhalt- und Stützpunkte gegeben, von denen ausgegangen, und auf welche haltbar gebaut werden konnte. Nicht unbegründet erschien ferner die Erwartung, daß der junge König, bey schon von ihm selbst erklärtem guten Willen, bey unläugbaren Fähigkeiten und bey so vielfach anregenden Aufforderungen zu einer großen herrlichen Wirksamkeit, von seiner hohen Bestimmung erfüllt seyn, und sich ihr mit einem Eifer, der wahren lange dauernden Nachruhm erwarten lasse, widmen werde. Daß in dem neuen Reiche sich eine hinlängliche Anzahl wohlgesinnter, tüchtiger Männer zusammenfinden werde, die, der Nothwendigkeit sich fügend, dem Wohl des gemeinsamen

Vaterlandes ihre Kräfte widmen, und, fremden Einfluß mit Ernst abwehrend, in deutschem Sinne zu handeln und zu wirken sich angelegen seyn lassen würden; — wer hätte das nicht zuversichtlich annehmen sollen? Dohm hoffte es, seinen Sinn, seine Wünsche, sein Streben in dieser Hinsicht auch bey Andern voraussetzend, und er hat an seinem Platze, so lange ihm es möglich war, sich redlich bemüht, diese Hoffnung in Erfüllung gehen zu sehen. Denn so voll Wechsel und Veränderungen bisher auch sein öffentliches Leben gewesen war; im Innersten blieb er einem veränderlichen, unstäten Wesen immer abhold, ohne jedoch je diejenige geistige Empfänglichkeit und Beweglichkeit zu verlieren, die zum Erkennen sowohl, als zum Ergreifen und Ausführen des Bessern, auch in einer neuen, bisher unbekannten oder doch ungewöhnlichen Hülle durchaus erforderlich sind. Wenn solche innere Beständigkeit aber, in ihrer Verschiedenheit von einer gewissen starren Beharrlichkeit, die auf Altes und Gewohntes nicht blos gestüzt sondern darin, wie der Baum in dem Boden, festgewurzelt ist, nicht immer erkannt, ja oft unrichtig beurtheilt wird; so gehört dies zu den gewöhnlichen, leicht erklärlichen Erscheinungen, die jeder vorurtheilsfreye Beobachter gehörig zu würdigen weiß. Daß ein Mann aber sich selbst treu bleibe, und nie, so verschieden auch die äußern Eindrücke und Zustände bey ihm seyn mögen, seine Würde und eigenste Natur verläugne; — dies nur kann seinen wahren Werth bestimmen, gleich viel, ob der Spuren seines Wirkens nach Außen viele oder wenige sind. Im Uebrigen gehörte Dohm keinesweges zu denen, die durch ein starkes Selbstvertrauen, und durch leichten Sinn, verbunden mit einer gewissen hervorragenden, in der Ferne

oft als Größe und Erhabenheit erscheinenden Einseitigkeit, zum großen und durchgreifenden, obwol nicht immer gedeihlichen, Wirken in der Welt geschickt sind; er liebte mit reiflicher Ueberlegung, mit Besonnenheit und Umsicht zu Werke zu gehen. — Doch wir enthalten uns hier mit Absicht aller weitern allgemeinen Bemerkungen, und gehen lieber zur Darstellung einzelner Zustände und Ereignisse über, die Dohm näher oder entfernter betreffen.

Schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu Kassel sagte er den Französischen Staatsräthen freimüthig, daß die Menge fremder Ankömmlinge, die im Königreich Westphalen Wohnung machen wollten, einen nachtheiligen Eindruck verursache; — man behauptete damals, Anfang Decembers 1807, daß bereits gegen 500 Personen als zum Gefolge des noch nicht angekommenen Königs gehörig sich angegeben hätten —. Obwohl nun auf diese freimüthige Aeußerung versichert wurde, daß diese Zudringlichen zum größten Theil ungebetne Gäste seyen, und mehrere auch wirklich die Weisung bekamen, sich zu entfernen; so fand Dohm sich doch veranlaßt an Vertraute zu schreiben: „die „Art, wie man über diese Dinge, so wie über die Entlassung aller alten Hofbedienten hier spricht, ist uns Einländern anstößig.“ Und als bald nach der Ankunft des Königs die Französischen Staatsräthe zu Ministern ernannt worden waren, dem allgemeinen sehnlichen Wunsch entgegen, in diesen bedeutenden Stellen neben Johannes von Müller nur Deutsche zu sehen, äußerte Dohm in einem andern Briefe: „Es ist hier nur Eine laute Stimme „darüber, daß kein Redlicher sich jezt entziehen könne, „noch entziehen müsse, und über das Zusammenhalten der

„Männer von gutem Willen. Dies äußern jezt Menschen, „die es vor Kurzem noch Manchem verdacht hätten, wenn „er eine Anstellung n:cht ablehne. Aber das Herkom„men und Sehen mit eigenen Augen giebt hellere Ansich„ten. Wie Wenige sind sich freilich der Gründe ihres „Handelns bewußt, ohne darum gerade unrecht zu han„deln; — aber wie weit sicherer ist jenes.“ — Daß seine am 11ten December erfolgte Ernennung zum Staatsrath die allgemeinste Billigung fand und für erfreulich gehalten wurde, konnte Dohm nicht anders als angenehm seyn; aber er wünschte nun auch nützlich werden, und der auf ihn gesezten Hoffnung entsprechen zu können. Da mehrere ihm anhängende Deutsche Männer, sowohl öffentliche Beamte als auch Andere, und vorzüglich Landes-Abgeordnete die zu der bevorstehenden Huldigung in Kassel sich eingefunden hatten, gleiches Verlangen hegten, und sich gern mit ihm über die gemeinsamen Angelegenheiten besprachen; so fand sich, ohne alle Aufforderung und wie von selbst, in Dohm's Wohnung fast jeden Abend eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammen, in welcher über wichtige, das allgemeine Beste betreffende Einrichtungen verhandelt und dabey oft sehr frey und kräftig geredet wurde. Manche besorgliche Gemüther zogen sich jedoch bald zurück, und nach einiger Zeit wurden sogar misbilligende Aeußerungen von oben her zu Dohm's Kenntniß gebracht. Fast täglich sanken die gefaßten zu schönen Hoffnungen, und Dohm schrieb bereits am 18ten December einem treuen Freunde in innerm Unmuth: „Es geht „hier immer auf gleiche Weise so bunt durcheinander, daß „man sich beständig zurufen möchte, Muth! und daß Je„der, der nur zwey Tage die Dinge mit ansieht, einge-

„steht, sich so den Gang der Sachen nicht vorgestellt zu „haben. Eine schriftliche Relation kann das Eigentliche, „wo es fehlt, und was zu viel ist, nicht bezeichnen —.“

Große Hoffnung ward von Mehreren auf den sehnlich erwarteten Minister-Staats-Sekretair Johannes von Müller gesezt; aber Dohm konnte sie nicht ganz theilen. Es schien ihm schon das nicht gut zu seyn, daß der Freund versäumt hatte, mit dem jungen Könige zugleich anzukommen und sich auf die allerersten Beschlüsse und Anordnungen zu Kassel Einfluß zu verschaffen, wie ihm doch vor allem hätte wichtig seyn müssen. Als Müller endlich am 19ten December plötzlich ankam, eilte Dohm sogleich zu ihm, führte ihn in seinem Wagen zu der für ihn bestimmten Wohnung, und erfreute sich einigermaßen, jedoch nicht ohne Besorgniß, der fast zu muthvollen Entschlüsse und großen Vorsätze des alten Freundes, welche dieser, in ungeheizten Zimmern mit ihm auf- und abwandelnd, ihm mittheilte, und die auf nichts Geringeres hinausliefen, als auf baldige, gänzliche Entfernung aller Fremdlinge, insbesondere der Französischen Minister. Jene Besorgniß wuchs, als von mehrern Seiten verlautete, daß Müller über seine Vorsätze und innersten Wünsche gegen viele, ihm zum Theil unbekannte, Personen sich mit schweizerischer Treuherzigkeit geäußert habe. Die Folgen davon waren leicht vorauszusehen, und es überraschte sowohl Dohm als den Verfasser dieser Lebensbeschreibung nicht allzusehr, von Müller selbst, schon am dritten oder vierten Abend seiner Anwesenheit zu Kassel, in einer vertraulichen bey Dohm statt gefundenen Unterredung zu vernehmen, daß er sich dem Gewirre und den unendlichen, —

freilich durch eigne Schuld etwas vermehrten, Verdrieß-lichkeiten seines Postens nicht gewachsen fühle, und daher entschlossen sey, um Befreyung von der unerträglichen Bürde nachzusuchen. Aus den gedruckten Briefen Müller's an seinen Bruder (1) ist bekannt, daß er diesen Entschluß noch vor Ablauf des Jahrs (am 28sten December) mittelst einer Vorstellung an den König ausführte, und daß ihm hierauf vorerst Befreyung von den Geschäften des Minister-Postens, jedoch noch nicht völlige Entlassung, bewilligt, auch zugleich die Aussicht zu der, nach Müller's eigner Meinung „wenig beschäftigenden, Stelle „eines Generaldirektors der Studien im Kö-„nigreiche" eröfnet ward.

Für Dohm war inzwischen auch so viel Widerwärtiges eingetreten, und die Hoffnung zum gedeihlichen Wirken, überhaupt zum Besserwerden, war ihm so zusammengeschmolzen, daß er ernstlich daran dachte, sich gänzlich zurückzuziehen. Als er von dieser Absicht unter andern auch dem schon früher erwähnten Kammerdirektor Borsche Nachricht gab, welcher, nebst andern Mitgliedern der Verwaltungsbehörde zu Heiligenstadt, auf den Einfluß und die Wirksamkeit ihres ehemaligen Vorgesezten, sowohl für das allgemeine Beste, als auch für angemessene Anstellungen der Beamten mit Recht sehr rechnete, schrieb ihm dieser deutsch gesinnte Mann am 28sten December 1807: „Wenn nur der Staatsrath bald eröfnet wird, davon er-„warte ich viel. — Ich bitte daher auch Sie, theurer

(1) S. Joh. von Müller's sämmtliche Werke Theil 7. S. 524 u. f.

„Mann, recht dringend, Sich nicht sobald zum Zurückzie„hen zu bestimmen. Ich nach meiner eigenthümlichen „Denkart sehe auch Ihr jetziges Bleiben als ein Opfer an, „und ein längeres, als ein noch größeres; aber dennoch, „glaube ich, würde auch ich, in Ihrer übrigen äußern La„ge, mich überwinden zu bleiben, bis man vernünftiger„weise alle Hoffnung aufgeben müßte. Die Krisis wird „bald da seyn. Das ganze Unheil liegt in den Französi„schen Ministern; treten Deutsche an ihre Stelle, so wer„den diese auch bald die Hofintriguen unwirksam machen, „aber jene geben sich wahrscheinlich nicht einmal die Mühe, „das Hofgesindel zu bekämpfen.“ — Nach reiflicher Ueberlegung beschloß Dohm noch ferner auszuharren, besonders auch, um für Versorgung derer, die auf ihn ihre Hoffnung gesezt hatten, wirken zu können, und gewiß erinnert sich noch Mancher der theilnehmenden Freude, mit welcher Dohm selbst ihn von seiner gelungenen Bemühung für eine neue Anstellung benachrichtigte. Der Kammerdirektor Borsche, bekannt mit den nicht geringen Schwierigkeiten, welche sich seiner Anstellung in einem bedeutenden Posten entgegensezten, schrieb Dohm, als dieser für ihn endlich gesiegt hatte: „Ich danke Ihnen, mein verehrter Freund, „herzlich für die Nachricht von meiner Ernennung zum „Präfekten, und verdanke Ihnen gern dieselbe, da ohne „Sie ich wol nicht dazu gelangt seyn würde.“ — In Betreff eines eignen Wirkungskreises, war Dohm's lebhafter Wunsch, die Leitung des Schul- und Unterrichtwesens, so wie der Geistlichen Angelegenheiten im neuen Königreich zu erhalten. Johannes Müller hatte versprochen, dazu behülflich zu seyn, und behauptete sogar, als ihm bereits die vorhin erwähnte Zusicherung vom Könige

ertheilt worden, daß seiner Aufsicht nur die Universitäten und höhern Schulanstalten übergeben, das gesammte übrige Schulwesen aber, so wie die Geistlichen Angelegenheiten Dohm anvertrauet werden würden. Während noch Unentschiedenheit deshalb obwaltete, that sich plötzlich die größte Hoffnung hervor, daß Dohm's sehnlicher Wunsch im weitesten Umfange in Erfüllung gehen werde.

Johannes von Müller war aus seinem Ministerposten, wie schon vorhin erwähnt worden, noch nicht völlig entlassen. Der junge König hatte nicht gewagt, einem Manne, den der allgewaltige Bruder ihm zum Minister ernannt hatte, ohne dessen Genehmigung den Abschied zu ertheilen. Es war deshalb bey Napoleon angefragt; seine Erwiederung mußte abgewartet werden, ehe zu Kassel endliche Entscheidung auf Müller's Gesuch erfolgen konnte. Am vierzehnten Tage nach Müller's Eingabe ging die Bescheidung von Paris ein. — Was nun Seltsames sich ereignete, theilt der Verfasser im Folgenden so mit, wie er es theils zugleich mit Dohm, theils allein von Müller unmittelbar vernommen hat. „Er „sey — so erzählte dieser am 11ten Januar 1808, in Galla-Uniform vom Königlichen Schlosse kommend, und mit einem auffallend heitern Gesicht ganz unerwartet zu Dohm eintretend, — „er sey vor einigen Stunden aufgefordert, sogleich zum Könige sich einzufinden. Dieser sey „ihm beim Eintritt ins Kabinet mit einem Briefe in der „Hand entgegengekommen, habe darauf, nach freundlicher „Begrüßung, jedoch mit bemerkbarer Verlegenheit, im „Auf- und Abgehen ihm eröfnet, daß der Kaiser, sein

„Bruder, das plötzliche Entlassungsgesuch gerade desjeni„gen Ministers, den er ihm ausgewählt, mit Misfallen „vernommen habe, daß er andre Beweggründe als die an„gegebnen vermuthe, daß er überhaupt solchen schleunigen „Wechsel nicht billige, der das Vertrauen schwäche, und „daß er daher ihm, dem Könige, den Rath ertheile, den „Monsieur Müller zu behandeln, und behandeln zu „lassen, wie er es verdiene, und sich denselben zu erhalten. „Der König habe ihm hierauf selbst einige Stellen aus „dem Briefe des Kaisers vorgelesen und dann hinzugesezt: „Sie werden hieraus abnehmen, daß mein Bruder Ihre „Entlassung ungern sehen würde; Sie dürfen nun Ihre „Stelle nicht aufgeben; lassen Sie uns zusammenbleiben „und immer gute Freunde seyn. — Dieser Aeußerung „seyen noch andere Bezeigungen von Freundlichkeit ge„folgt, und er, Müller, habe nun, nicht ohne innere „Bewegung, und erfreut über die Herzlichkeit und Lie„benswürdigkeit des jungen Königs, gern versprochen, „seine Geschäfte sogleich wieder zu übernehmen und in sei„nem Posten treu auszuharren. Er werde nun dem näch„sten Minister-Conseil, der auf übermorgen bestimmt sey, „wieder beiwohnen, und in demselben wieder Vortrag hal„ten.“ — Dohm machte dem Freunde bemerklich, daß er, nach einem solchen Vorgange, sich jezt als recht fest in seinem Posten ansehen dürfe; man redete von beiden Seiten noch Manches über wieder auflebende Hoffnungen für das Besserwerden, und Müller versprach zulezt, schon beim nächsten Vortrage, wenn es irgend möglich sey, zu bewirken, daß die Leitung der gesammten Geistlichen- und Schul-Angelegenheiten Dohm übertragen werde.

Zu diesem nächsten Vortrage mußten die Minister, unter ihnen auch Müller, sich auf ein Lustschloß begeben, Katharinenruh damals genannt, wo der König für einige Tage seinen Aufenthalt genommen hatte. Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung ging am Morgen darauf, nach Dohm's Verlangen, zu Müller, um zu erfahren, ob gestern in Betreff des bekannten Wunsches etwas entschieden worden. Noch jezt denkt derselbe nicht ohne wehmüthige Empfindungen an dieses ihn, in mehr als einem Betracht, tief erschütternde Zusammenseyn mit dem vom ersten heftigen Schmerz über unwürdige Behandlung noch tief gebeugten, ja fast beherrschten Manne. Müller erzählte: „er „sey gestern nach beendigtem Vortrage zum Könige gerufen „worden, und dieser habe ihm mit einem ganz andern Ton, „und einer andern Haltung, als drey Tage zuvor, gesagt, „daß in dem Briefe des Kaisers auch noch die Aeußerung „enthalten sey, er werde ihm einen andern Mi„nister schicken, wenn etwa Mr. Müller durch„aus nicht in seinem Posten bleiben wolle. „Der König habe hierauf weiter geäußert: nun komme es „darauf an, ob er, Müller, noch bey seinem frühern „Entschlusse beharren, ob er den Minister-Posten nieder„legen, und die Stelle eines Staatsraths und Directeur „de l'instruction publique mit einem Gehalt von „30,000 Francs, der jedoch nur für ihn so hoch bestimmt „worden, annehmen wolle. Dem Kaiser werde man die „Sache in gehöriger Art vorzustellen wissen, um bey ihm „die gute Idee, die er von Müller habe, zu erhalten, „und dergl. mehr. — Ich würde hiernach — sagte Mül„ler — mit mir selbst in Widerspruch gerathen seyn, wenn „ich meinen frühern Wunsch, und meine in dem Entlas-

„sungs-Gesuch dafür angegebnen Gründe hätte verläug-
„nen wollen. Aber — fügte er hinzu — was wird man
„von mir denken! ich habe schon nach mehrern Seiten hin
„die Beibehaltung des Ministerpostens gemeldet; kann ich
„einen Jeden so, wie bey Dohm und Ihnen es möglich ist,
„von den einzelnen Umständen dieser neuen Wendung der
„Sache unterrichten!" — Der arglose Mann, der, wider
besser Wissen und Gewissen vielleicht im ganzen Leben nie
unwahr gewesen, auch bey Andern keine Falschheit und Un-
wahrheit voraussezte, theilte dann noch mit: „er sey, nach
„Beendigung der Unterredung mit dem Könige, sogleich
„zu dem Kabinets-Sekretair, Cousin de Marinville,
„gegangen, um von ihm zu vernehmen, daß und wo in
„dem Briefe des Kaisers wirklich die ihm so eben vom Kö-
„nige mitgetheilte Aeußerung in Betreff seiner Entlassung
„enthalten sey. Dieser habe hierauf alles vom Könige Ge-
„sagte bestätiget, ohne jedoch über den wörtlichen Inhalt
„des Briefs sich näher auszulassen." — Als Dohm einige
Tage nachher mit dem damaligen Finanz-Minister Beug-
not über Müller's gänzliche Entlassung aus dem Mini-
sterposten sprach, sagte dieser sehr bestimmt: „Mr. Mül-
„ler est trop savant pour un homme d'affaires" nicht
wissend, daß Müller ihn selbst für den gelehrtesten
und genialsten Mann in dem neuen Königreich halte (2).

(2) Müller hat am 16ten Februar an Herrn von Hammer zu Wien wörtlich geschrieben: „Eilf Cahiers „Deiner 1001 Nächte wurden von bey weitem dem „gelehrtesten und genialsten Mann in diesen Landen „dieser Tage mit größtem Enthusiasmus gelesen; es „ist derselbe der Französische Staatsrath und hier einst- „weiliger Finanz-Minister Beugnot." — S. Joh. von Müller's sämmtliche Werke Theil 18. S. 43.

Für Dohm war nun die Aussicht zur Erfüllung seines liebsten Wunsches verschwunden. Bey einem von dem Minister Beugnot ihm gemachten Vorschlage, die Direktion der indirekten Abgaben zu übernehmen, war sehr viel zu erinnern; aber Dohm nahm doch, weil er nicht blos durch Rath, sondern auch durch die That nützlich zu werden wünschte, die Sache in sehr ernstliche Ueberlegung. Er war schon mit Entwerfung eines von Beugnot gewünschten Memoire über die zweckmäßigste Einrichtung jenes Abgabenwesens beschäftigt, als ihn der König eines Tages, nach beendigter Sitzung des Staatsraths, zu sich rufen ließ, und ihm eröfnete, daß er ihn zu einem Gesandtschaftposten ausersehen habe. — Doch wir lassen hier besser Dohm selbst erzählen, mittelst Auszügen aus Briefen, die er an die Seinigen nach Heiligenstadt, theils vor der Entscheidung, unmittelbar nach dem vom Könige ihm gemachten Antrage, theils nach dem hierauf gefaßten Entschlusse, geschrieben hat. — „Nur mit wenigen Worten — so schrieb er am 11ten Februar — „kann ich Euch die große „Klemme schildern, in der ich mich befinde. — Vorgestern „trug mir Beugnot förmlich an, die Direktion der Accise „zu übernehmen, die ich mit allem von mir auszuwählenden Leuten, und auch ein Haus dazu, haben solle. „Vieux penseur, sagte er zu mir, nachdem er während „meiner Anwesenheit noch etwas diktirt und dann den „Schreiber entlassen hatte, que pensez vous? Pensez „vous l'accise? Als ich erwiederte, daß ich daran jezt nicht „gedacht habe, sagte er: Vous aurez la direction générale des Accises, — Vous êtes l'homme pour ça; „c'est la partie la plus importante u. s. w. —; ich „möchte nur so schnell als möglich einen Plan machen.

„Gestern beschäftigte ich mich damit. Um 2 Uhr war „Staatsrath; er war schon um 4 Uhr geendigt. Weil die „Wagen noch nicht da waren, blieben Minister und Staats„räthe noch alle zusammen. Plötzlich wurde ich zum Kö„nige gerufen. Er war allein, sagte sehr freundlich, er „habe einen Auftrag für mich, der mir sein Vertrauen be„weisen werde; er wolle mich an einen auswärtigen Hof „senden; dies würde mir doch wol conveniren? — Ich „verbat sofort mit gehörigem Dank, unter Anführung mei„nes Wunsches im Innern zu dienen, meines Alters und „dergl. mehr. Der König insistirte aber, und sagte: er „habe mich nach Dresden bestimmt; der König von Sach„sen sey ein sehr respektabler Herr, mit dem er sehr freund„schaftlich seyn wolle; ich würde dort sehr angenehm „seyn; — es sey ein sehr honorabler Posten, Minister „dort zu seyn; ich solle es überlegen. — Ich nahm Letz„teres an, und er sagte, ich möchte ihm morgen (indem „ich schreibe heute) in einigen Zeilen meinen Entschluß sa„gen. Ich habe nun drey Männer um Rath gefragt; alle „sind für die Annahme, aber meine Meinung ist dage„gen. Ich schreibe jezt, und bitte um einen hiesigen, „reellen Wirkungskreis. Insistirt aber der König doch, „so ergebe ich mich; dann ist es Wink der Vorsehung. „Die Sache hat auch ihr Gutes. Gronau und ich haben „die halbe Nacht überlegt.“ — Die Ansicht des jüngern Freundes neigte mehr für die Meinung der drey um Rath gefragten Männer, und er fügte, während Dohm die Vorstellung an den König noch etwas umarbeitete, dem eben mitgetheilten Briefe unter andern hinzu: „Hier ist, wie „auch Müller bestimmt sagt, keine Hoffnung zu einem „erwünschten Wirkungskreise. Warum bleiben, wo Alles

„wider Wunsch gehen wird? Auch ist wohl zu beach„ten, daß, wenn einst wieder von Dresden ab eine Aen„derung nöthig, entweder ein gewünschter Wirkungskreis, „oder eine entschiedne Zurückgezogenheit damit verbunden „seyn wird. Inzwischen ist aber mit festem, durch man„nichfache Erfahrung unterstüzten, Vorsatz ein genügendes „Leben möglich. Mit herzlicher Achtung, mit deutscher „Zutraulichkeit wird der Vater in Dresden aufgenommen „werden; — hier fehlt doch eigentlich Beides, und das „Gewohnte zu entbehren ist schmerzlich. — Das Schrei„ben an den König enthält Alles, was unter jetzigen Um„ständen mit Würde zu sagen ist. Bleibt es ohne Erfolg, „so ist das Beweis, es sey besser nicht hier zu blei„ben.“ — Johannes von Müller, einer der drey um Rath befragten Männer, hatte in seiner schriftlichen Erwiederung auf die bey ihm geschehene Anfrage gesagt: „Dresden ist ein guter Ort; Sie sind an Ordnung ge„wöhnt und werden auszukommen wissen. Dabey haben „Sie viele Muße und keinen Verdruß. Ich votire für das „Annehmen, theuerster Freund!“ — Als am 11ten Februar gegen Mittag, durch eine abermalige Unterredung mit dem Könige, Dohm's Bestimmung nach Dresden entschieden war, schrieb er am 12ten über den Hergang der Sache noch Folgendes: „„Ich gab meine Vorstellung einem „Kammerherrn, mit Bitte sie dem Könige zuzustellen, noch „ehe er zur Cour herauskäme. Dies geschah, und der „König ließ mir sagen, ich solle nach dem Lever im Saal „zurückbleiben. Wenige Minuten nach Beendigung der „Cour wurde ich durch den Grafen von Fürstenstein „ins Kabinet des Königs gerufen. Der König, sehr „freundlich, fing gleich an mit mir auf- und abzugehen.

„Eh bien! Vous irez à Dresde! — Ich bezog mich „auf meine Vorstellung, bemerkte aber bald, daß sie nicht „gelesen war. Ich wiederholte nun kurz deren Inhalt, „den aber der König widerlegte. Er wolle mich in den „auswärtigen Affairen gebrauchen; der Sächsische Hof sey „ihm vorzüglich wichtig; er müsse dort einen Mann von „Vertrauen haben, und hierzu habe er mich ausersehen. „Wenn er mir etwas Geringeres antragen wollte, so könnte „ich es mit Recht ausschlagen; aber dies sey der ange„nehmste und ehrenvollste Posten, den er mir anbieten „könne, und er sehe nicht ein, wie ich den refüsiren könne. „Es seyen Leute genug, die darum ansuchten. — Er sezte „noch hinzu: er habe mir von Anfang an eine Minister„stelle bestimmt; diese seyen jezt aber alle besezt; also biete „er mir nun eine Ministerstelle an einem Königlichen Hofe „an, wo ich ihn repräsentire. — Ich erwiederte hierauf „noch, wie diplomatische Stellen ihrer Natur nach sehr pre„kär wären; ich sey schon so oft umhergeworfen, jezt eben „im Begriff mich hier einzurichten; wenn ich nun bald wie„der von Dresden abgerufen würde, so würde mir dies viele „Kosten und Unruhe machen. — Der König sagte dar„auf: er sey versichert, daß er mit mir zufrieden seyn „werde, ich würde also gewiß immer in Dresden blei„ben und nie abgerufen werden, es sey denn hieher zu „einer mir convenirenden Stelle. Hierüber gebe er mir „sein Wort; ich könne sicher darauf rechnen, und er hoffe „also, ich werde annehmen. — Ich bat nun noch um „einen guten Legations-Sekretair in der Person von Gro„nau; der König bewilligte dies sehr gern, und sagte, ich „solle sogleich zu Simeon gehen (damals mit den Ge„schäften des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten

beauftragt) „und diesem sagen, daß ich ernannt sey, und „daß er Gronau (3) vorschlagen solle. — So ist also un„ser Schicksal abermals ganz anders entschieden, als wir „es gedacht hatten, und ohne unser mindestes Zuthun. „Wir konnten nicht widerstreben. Hier wider Willen des „Königs bleiben zu wollen, würde mir eine unangenehme „Lage bereitet haben; ganz abzugehen auf einen solchen „Antrag, welcher Beweis ganz besondern Vertrauen seyn „soll, würde höchst übel empfunden seyn.“

Dohm war nun plötzlich wieder in eine Laufbahn geworfen, die er so gern verlassen hatte, und in welche er jezt, im vorgerückten Alter, nur mit Sträuben zurückkehrte. Bey aller Geneigtheit das viele Gute zu erkennen, das mit der Bestimmung an einen solchen Hof und an einen Ort wie Dresden verbunden war, wäre er, dem bloßes Figuriren und ein lästiges Repräsentationswesen in hohem Grade zuwider war, doch lieber in Kassel geblieben, hätte sich hier nur einige Aussicht zu einem ihm zusagenden Wirkungskreise gezeigt. Seine Scheu vor der neuen Veränderung ging so weit, daß er dem Anerbieten des Ministers

(3) Dieser hatte zwar seit dem 1sten Februar eine Anstellung als Unterpräfekt zu Duderstadt im Harz-Departement, und von dem Minister Simeon selbst die Zusicherung einer recht baldigen Beförderung zu der Stelle eines Präfekten erhalten; er zog aber dem Allen die geringere Stelle zu Dresden, aus mehreren Gründen, vor. In Folge schleuniger Berufung zu Verhandlungen mit Königlich Sächsischen Kommissarien über Abtretungen an das Königreich Westphalen war er gerade damals zu Kassel anwesend.

Beugnot, seine Ernennung für Dresden, wo möglich, noch rückgängig zu machen, gern seine Beistimmung gab. Beugnot, sehr unzufrieden mit Vielem was geschahe, insbesondere auch mit Dohm's Wegsendung, und selbst schon entschlossen die Westphälischen Dienste zu verlassen, sprach in dem nächsten Minister-Rath über die Nutzlosigkeit mancher Westphälischen Gesandtschaften, vorzüglich auch der am Dresdner Hofe, so derbe und nachdrücklich, daß der König ihm Stillschweigen gebot, mit der Aeußerung: „er mache sich von den auswärtigen Verhältnissen „keine richtige Vorstellung, und habe sich darum überhaupt „als Finanz-Minister nicht zu bekümmern.“

Dohm's Abgang von Kassel hatte im Anfang März statt, und muß, wie er selbst später mit Dank gegen die Vorsehung oft geäußert hat, als eine günstige Fügung für ihn angesehen werden. Er hätte dort wahrscheinlich, wie Johann von Müller, sein Grab gefunden, denn mit nagendem stets sich erneuendem Kummer würde ihn der Anblick des leichtfertigen Verfahrens in manchen Dingen erfüllt haben — des wirklichen Leichtsinns und sichtbarer Verderbtheit andrer Art nicht einmal zu gedenken —; und eine unwürdige Behandlung, wie sie Müller erfahren, hätte ihn ohnfehlbar getödtet. In der Entfernung hingegen von manchen Gefährlichkeiten der neuen Königsstadt, so wie überhaupt von dem Zustande im Innern Westphalens weder berührt, noch auch nur genau unterrichtet, freute er sich zuweilen herzlich über manche zweckmäßige Gesetze und allgemeine Anordnungen im neuen Königreiche, die Ausführung derselben den eignen Wünschen gemäß annehmend, und machte so, im guten Glauben, oft

den Vertheidiger davon gegen Andersdenkende, besonders wenn ihr Tadel aus der verdächtigen Quelle einer leidenschaftlichen Abneigung gegen Veränderung des Alten und Bestehenden herzukommen schien. Daß es dazu in Sachsen, wo noch Vieles ächt altväterlich, in mehrfacher Beziehung, war, an öfterer Veranlassung nicht fehlen konnte, ist leicht zu denken; Dohm suchte sie aber nie geflissentlich hervor, sondern bemühte sich vielmehr ihr, wo es nur irgend möglich war, auszuweichen. Er sahe es ungern, wenn er in die Nothwendigkeit versezt wurde sich über schroff entgegenstehende Meinungen und Verhältnisse auszusprechen, wohl wissend, daß man dem Vermittelnden für seine Bemühungen gewöhnlich keinen Dank weiß, vielmehr ihn einseitig für sich zu gewinnen trachtet, und sich oft erlaubt nach eignem Belieben zu drehen und zu deuten, was geäußert worden.

Für Dohm's amtliche und gesellige Verhältnisse zu Dresden war es ein glücklicher Umstand, daß man dort, aus früher statt gefundenen besondern Veranlassungen, so wie durch Mittheilungen vertrauter Freunde, da wo es nützlich und wichtig seyn konnte, von seinen innersten Gesinnungen wohl unterrichtet war, welche leztere übrigens, wie sich von selbst versteht, einer treuen Erfüllung der Pflichten des Dieners und gehorsamen Unterthans der neuen, völkerrechtlich anerkannten Regierung keinen Eintrag thun konnten. Stets hat Dohm ein Zweifeln und Schwanken in dieser Hinsicht als Folge einer unseligen Verwirrung der Begriffe angesehen, ohne jedoch zu verkennen, welche triftige Veranlassungen von den Regierenden selbst, wie die Geschichte lehrt, hin und wieder dazu gegeben worden,

und daß ein solches Schwanken bey ganzen Klassen von Menschen auch nur ein natürliches Streben seyn könne, um, Sturm und Unwetter vergleichbar, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Er pflegte bey Unterredungen dieser Art, damals und auch in späterer Zeit, gegen einseitige Behauptungen zu äußern, wie noch von keinem denkenden Manne je in Zweifel gezogen worden sey, daß die Regierten mit Recht fordern könnten, vernünftig regiert zu werden, und daß für die Regierenden hieraus zugleich die Verpflichtung hervorgehe, in geistiger Ausbildung, in Erkenntniß und Ausübung des Bessern, überhaupt in vernunftgemäßen Fortschreiten nicht hinter den Regierten zurückzubleiben; denn das geistige Uebergewicht gebe doch, sagte er, zulezt immer den Ausschlag, und hange nie wesentlich von äußern Dingen ab. Dieser sehr klaren Ansicht ohnerachtet war jedoch Dohm zugleich sehr gemäßigt in seinen Anforderungen an die Wirklichkeit, wohl wissend, wie schwer Selbstbeschränkung ist, auch welche unendlichen Hindernisse sich dem besten Willen entgegenstellen, und der Verfasser erinnert sich noch jezt mit Rührung mancher freundlichen Belehrung, wenn er in jugendlichem Eifer die Forderungen höher spannte, und — ungeduldig war. —

Ungemein wohlthuend war für Dohm die sehr bemerkbare Achtung und das aufrichtige Vertrauen, mit denen man ihm zu Dresden entgegenkam, auch freute er sich, an dem dortigen Französischen Gesandten, dem auch in der litterarischen Welt rühmlich bekannten von Bourgoing, einen braven, wohlgesinnten Mann zu finden, der im Grunde des Herzens das hochfahrende, übermüthige Stre-

ben seines gewaltigen Kaisers dem wahren Wohl des geliebten Vaterlandes nicht zuträglich hielt, so laut er auch oft die großen Unternehmungen und Absichten Napoleons, auf Befehl, als heilsam preisen mußte. Zu einer engern Verbindung im höhern Sinne eignete sich jedoch Bourgoing für Dohm nicht, der über diesen Punkt an seine noch in Pustleben zurückgebliebene Gattin schrieb: „Der „Französische Gesandte ist ein sehr guter Mann, er paßt aber „nicht ganz zu mir, wie Du schon daraus schließen wirst, „daß er das Spiel sehr liebt.“ Dohm hatte die Eigenthümlichkeit gar nicht zu spielen, ja er kannte die Karten kaum, und scherzte oft selbst darüber, in einem diplomatischen Posten zu stehen, ohne diese im geselligen Leben, zumal in der sogenannten großen Welt für unerläßlich gehaltene Kenntniß zu besitzen, deren Werth er übrigens für gewisse Verhältnisse wohl zu schätzen wußte. Nie konnte er sich jedoch entschließen, auf Erlernung irgend eines Kartenspiels im vorgerückten Alter noch Zeit und Aufmerksamkeit zu wenden, und unterwarf sich lieber den kleinen Nachtheilen, die daraus für ihn sich zuweilen ergaben, gewiß aber auch eben so oft durch noch größere Vortheile aufgewogen wurden. — Unter den übrigen Gesandten schäzte Dohm, ihrer Kenntnisse und Gesinnungen wegen, vorzüglich den Russischen, General von Chanicof, und den Bayerschen, Freyherrn von Pfeffel, einen Verwandten des bekannten Schriftstellers.

Der eigentlichen Geschäfte, wie Dohm sie liebte, gab es in dem neuen Posten nicht viele; denn Hülfsleistungen bey dem gegenseitigen Austausch von Ordenszeichen, und Bemühungen für Ausmittlung des am Königl. Sächsischen

Hofe bestehenden Cerimoniels, von welchem man, seiner im Ruf stehenden Vollständigkeit wegen, an dem neuen Kasselschen Hofe genaue Kenntniß zu erhalten wünschte, wird Niemand als Arbeiten ansehen, die Dohm für wichtig und ihn würdig beschäftigend betrachten konnte. Ganz zuwider aber war ihm eine von der Neugier veranlaßte Aufforderung zur Abschilderung gewisser Personen und Gegenstände. Dohm ließ diese völlig unbeachtet, und kam jeder fernern Aufforderung solcher Art dadurch zuvor, daß er, den Eingang jener Verfügung gar nicht anzeigend, eine schickliche Gelegenheit benuzte, um seine Grundsätze in dieser Hinsicht mit wenigen Worten darzulegen. Von welcher Art diese waren, geht aus einer in der Vorrede zum ersten Theil seiner Denkwürdigkeiten (S. XXXII) enthaltenen Stelle hervor, wo er sagt: „Chronique scandaleuse zu schreiben habe ich im Geschäftsleben immer unter der Würde des rechtlichen Mannes gehalten.“ — Die wichtigste Angelegenheit, zu deren Betreibung Dohm selbst zuerst Veranlassung gab, war die eines Handels-Traktats zwischen Sachsen und Westphalen; es fanden deshalb wirklich mehrere Zusammenkünfte mit dem Sächsischen Minister Grafen von Langenau statt. Die Aufhebung der Stapel-Gerechtigkeit der Stadt Magdeburg war ein Hauptpunkt bey diesen Verhandlungen, die schon damals einen möglichst freien Verkehr auf dem Elbstrom zum Zweck hatten; aber gerade an diesem Punkt, dessen Ausführung selbst zwölf Jahre später, unter viel günstigern Umständen, nicht geringe Schwierigkeiten gefunden hat, scheiterte die ganze Sache, und Dohm hatte kaum die Genugthuung, seinen redlichen Willen bey den aufgestellten liberalen Grundsätzen anerkannt zu sehen. Auch in

seinen zwar nicht unmittelbaren, aber deshalb nicht minder eifrigen Bemühungen für das Interesse der Preußischen allgemeinen Wittwen-Verpflegungs-Anstalt, welches, so wie das einzelner Privatpersonen, durch die bekannte Bayonner Convention sehr gefährdet worden, war Dohm nicht nach Wunsch glücklich und mußte sich mit dem Bewußtseyn, das Möglichste gethan zu haben, begnügen. Ueberhaupt konnte er in seinem dem Aeußern nach glänzenden, gewiß Manchem beneidenswerth scheinenden Posten nicht so wirken und nützen, wie es zu seiner eignen Zufriedenheit erforderlich war, und es traf in dieser Hinsicht völlig ein, was er schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu Dresden (am 9ten April 1808) an die noch abwesende Gattin schrieb: „Angenehm, für uns selbst lehr„reich wird vielleicht unser Leben hier seyn; — aber „durch erfolgreiche Thätigkeit nützend nicht mehr.“ — Als er schon längere Zeit in Dresden gewesen war, schrieb er an einen vertrauten würdigen Freund in gleichem Sinn: „Gewiß hat meine Lage hier viel Gutes, das ich dankbar „erkenne und bestens zu benutzen strebe. Freilich ist das „Hofwesen, so wenig es auch hier vergleichungsweise ge„nirt, und mannichfache Zerstreuung ein Uebel, das ich „mehr als Andere für mich und meine Frau fühle. Auch „wäre ein Wirkungskreis im Innern allen meinen Neigun„gen gemäßer. Aber man muß den ungesuchten Fügun„gen der Vorsehung folgen, auch sich darin ergeben, daß „man jezt irgend einen dauernden Zustand nicht hof„fen darf.“

Zu den Annehmlichkeiten des Dresdner Aufenthalts gehörte für Dohm der in seiner Lage leicht mögliche öftere

Besuch der schönen Gegenden und Punkte, mit denen Dresden fast in verschwenderischer Fülle näher und entfernter umgeben ist, und welche zugleich auch sonst betrachtungswerthe und lehrreiche Gegenstände mannichfacher Art darbieten. In der günstigen Jahrszeit verging fast keine Woche, in welcher nicht nach irgend einem Punkt der reizenden Elbufer, stromabwärts nach Meißen, oder stromaufwärts nach dem Königlichen Lustschloß Pillnitz zu, eine Wanderung gemacht ward. In der lezten Richtung war das äußerste Ziel gewöhnlich der Borsberg, wo denn der unbeschreiblich reiche Ueberblick der herrlichen Umgegend oft den Vorsatz zu einer neuen Wanderung bewirkte. Häufig wurden auch die mahlerischen Thalschluchten besucht, die sich in wechselvollen Windungen, meistens von Bächen und kleinen Flüssen durchströmt, vom Erzgebürge her zum linken Elbufer hinabziehen, und von denen der Pläuensche Grund mit dem Badeort Tharand und dessen Merkwürdigkeiten am bekanntesten ist. Besonders angenehm und lehrreich waren für Dohm und seine Begleiter einige Reisen in das auf und unter der Erde vielfach gewerbreiche Erzgebürge, wo in Freyberg, Chemnitz, Plauen, Schneeberg und Annaberg kürzere und längere Zeit verweilt, auch manche interessante Bekanntschaft gemacht wurde, von denen die mit dem berühmten Mineralogen Werner zu Freyberg keine blos vorübergehende war, sondern öftere sehr erfreuliche Berührungen mit diesem seltnen, auch als Mensch höchst achtungswerthen, und nicht blos in seiner Wissenschaft gründlich und originell denkenden, Manne herbeiführte. Noch andere, ebenfalls etwas längere und sehr belehrende Ausflüge wurden in die hinter Pillnitz und der Veste Königstein belegene wild-romantische Gegend unter-

nommen, die unter dem Namen der Sächsischen Schweiz bekannt ist, und in einigen Hauptparthien bis nach Böhmen hinein sich erstreckt; auch blieb die einladende Nähe von Töplitz und Prag nicht unbenuzt. Die Hauptstadt Böhmens wurde im Spätsommer 1808 besucht, als dort schon sehr merkliche Vorbereitungen zu dem großen Kampfe getroffen wurden, der im folgenden Jahre gegen das mit Uebermacht drohende Frankreich wirklich unternommen ward, und dessen Ausgang bekanntlich nicht den Erwartungen entsprach, zu denen die großen Rüstungen und der gutwillige, mächtig aufgeregte Patriotismus fast aller Bewohner der Oesterreichischen Monarchie zu berechtigen schienen. Dohm überzeugte sich zugleich auf dieser Reise von den großen, noch fortdauernden Wirkungen, die von Joseph's II Anregungen ausgiengen, und freute sich der verständigen Aeußerungen, die er hin und wieder von denkenden, ihr Vaterland aufrichtig liebenden Männern über den hohen, eigentlichen Werth der Regierung jenes wohlgesinnten, wenn gleich oft zu unruhig thätigen Regenten vernahm.

Daß auch den in Dresden selbst befindlichen allbekannten reichen Sammlungen von Kunstschätzen, von Büchern und Merkwürdigkeiten vieler Art, gebührende Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet wurden, darf wol kaum ausdrücklich gesagt werden. Aber dennoch ergab sich hinterher oft Anlaß zu dem Wunsch, daß die Zeit in dieser Hinsicht noch besser genuzt seyn möchte, und es bestätigte sich auch hier die schon öfter gemachte Bemerkung, daß man zuweilen nahe liegender Dinge, eben weil sie so nahe sind um jeden Augenblick ergriffen werden zu können, im

unseligen Säumen sich nicht völlig bemächtigt, wie dies bey manchen Menschen sogar in Ansehung des ganzen Lebens der Fall ist. In sehr lebhafter Erinnerung blieb bey Dohm vorzüglich die freundliche, zum Theil freundschaftliche, stets mannichfach anregende und belehrende Berührung, in welche er zu Dresden mit mehrern ausgezeichneten und verdienstvollen Männern kam, von denen wir, als zu dem engern Kreise gehörig, nur die Conferenz-Minister Graf von Hohenthal-Königsbrück, von Nostiz und von Zedtwitz, die Geheimen Finanzräthe von Wagner, von Manteuffel, von Oppel, den Appellations-Rath, jetzigen Preußischen Geheimen Ober-Tribunals-Rath Günther, und von Gelehrten und frühern Bekannten Reinhardt, Becker, Daßdorf, Böttiger, Dr. Kapp und Wolke nennen, von denen die drey erstern, so wie auch mehrere der vorgenannten Geschäftmänner, bereits vor Dohm gestorben sind. Im kleinern Kreise kam hier zuweilen noch etwas von der frühern heitern Laune zum Vorschein, wie dies besonders bey einer von Dohm veranstalteten Nachfeyer von des ehrwürdigen Reinhardt's Geburtstage der Fall war, wo er eine kleine Rede hielt, die den Frohsinn der Gesellschaft sehr belebte. Schöne Tage und Stunden gewährte auch das in dem kunstreichen, vielbesuchten Dresden nicht seltene Zusammentreffen sowohl mit ältern Bekannten und Freunden, als auch mit vorher nicht persönlich gekannten ausgezeichneten Männern. Daß aber bey aller anscheinenden Muße es doch zu größern litterarischen Beschäftigungen an zusammenhängender Zeit fehlte, empfand Dohm oft schmerzlich.

Eine sehr große Störung in dem Dresdner Leben ward durch den im Frühjahr 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochenen Krieg verursacht. Die in dem Königreich Westphalen fast zu gleicher Zeit statt findenden Unruhen, vergrößert durch absichtlich verbreitete Erdichtungen, die durch Schill's kühnes aber übel berechnetes Unternehmen in der Nähe verursachten Bewegungen, und die fast überall in den Gemüthern bemerkbare leidenschaftliche Gährung, wobey, wie gewöhnlich, viel Unreines nach oben strebte; — dieß Alles zusammengenommen mußte besonnene Männer, die von anarchischer Verwirrung nie etwas gedeihlich Besseres erwarten, bey noch ungewissem Kriegsglück, für die nächste Zukunft mit Besorgniß erfüllen. Dohm fand sich einigemal veranlaßt, gegen phantastische Wünsche und Hoffnungen nachdrücklich, seiner Ueberzeugung gemäß, sich zu äußern; überdem gebot seine Stellung Vorsicht; — hatte man ihm doch selbst den Verfasser dieser Schrift wegen einiger Aeußerungen über das Französische Verfahren gegen Spanien verdächtig zu machen gesucht! — Im Anfang May mußte Dohm seinen Aufenthalt nach Leipzig verlegen, wohin der Königliche Hof schon früher sich begeben hatte. Wenn gleich große Eile hierbey nicht drängte, so waren doch die Unbequemlichkeiten dieser Versetzung fast nicht geringer, als die bey der Fluchtwanderung von Cöln nach Münster am Ende des Jahrs 1793. Fast alle Sachen mußten eingepackt und weggeschickt werden, und was davon an einem sicher geglaubten Ort in der Nähe zurückgelassen ward, erregte, wegen entstandener Gefahr dafür, nicht geringe Unruhe, die überdem noch durch die Unbesonnenheit eines etwas leichtsinnigen Freundes in andrer Art vermehrt wurde.

Dieser, ein Westphälischer Unterthan und Diener, der kurz vor dem Ausbruche des Krieges noch zu Wien gewesen war, gab Dohm Veranlassung ihm Folgendes (am zweiten May) zu schreiben: „Indem ich Ihnen einen an „Sie eingegangenen Brief hier mittheile, muß ich mich „zugleich über einen Punkt Ihres lezten Schreibens äu„ßern, der mich sehr beunruhigt. — Sie haben Fried„rich Schlegel aufgetragen, Ihnen unter meiner „Adresse die Oesterreichischen Armee-Bülletins „und Proklamationen zu senden. Ich gestehe, lieber „Freund, daß ich nicht begreife, wie Sie dieses haben thun „können! Sie haben nicht bedacht, wie leicht ein solches „Packet in fremde Hände fallen könne, und wie sehr als„dann Sie Selbst und ich durch solche Mittheilungen com„promittirt würden. Aber auch ohne alle nachtheilige Fol„gen ist es ja offenbar unrecht, bey wirklich ausgebroche„nem Kriege — für Sie als Unterthan und Diener des „Königs, und für mich, der in einem Posten steht, wel„cher den höchsten Grad des Vertrauens fordert — in „irgend einer Verbindung mit dem Feinde zu stehen. Ich „halte es für doppelte Pflicht jedes rechtschaffenen Mannes, „sich einer solchen Verbindung auch in der unschuldigsten „Absicht zu enthalten, da der Feind sich bemüht, in un„serm Lande Zwietracht und bürgerlichen Krieg zu ent„flammen, die ich für das größte Uebel halte, weshalb „auch der Schein, als billige man so etwas, vermieden „werden muß. Ich zweifle im Mindesten nicht, daß „Sie hierunter eben so denken, da kein anderes Mittel ist, „die Menschen zu einem bessern Zustande zu bringen, als „fest an Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu hal„ten, sich nicht von Leidenschaften umhertreiben, oder

„vielmehr nur zum Werkzeuge fremder Leidenschaften ma„chen zu lassen. — Ich bitte Sie also, wenn Sie irgend „sichere Gelegenheit haben, zu hindern, daß aus den Oe„sterreichischen Landen und Armeen irgend etwas der Art „an mich adressirt werde.“

Die großen, unerwarteten Unfälle, welche die Oesterreichischen Heere sogleich bey Eröfnung des Feldzuges betrafen, ließen diese und ähnliche Besorgnisse, die von einer andern Seite her erregt waren, nicht in Erfüllung gehen. Dohm mußte jedoch, in Folge des für die Oesterreichischen Waffen rühmlichen Kampfes bey Eßling, auch Leipzig im Anfang Juny verlassen. Er lebte nun einige Wochen zu Pustleben, und machte von hier aus eine Reise nach Kassel, wo er von dem dortigen zwangvollen, unheimlichen Zustande anschauliche Kenntniß erhielt; denn selbst ein Minister und mehrere Staatsräthe waren bey vertraulichen Mittheilungen nicht ohne Scheu vor den Ohren der geheimen Polizey, und suchten sich durch allerley Vorkehrungen gegen Lauscher zu sichern. Mit tief ergreifender Wehmuth erfuhr er hier auch die wahrscheinliche nähere Veranlassung zu dem Tode Johann von Müller's, dessen Erkrankung fast unmittelbar nach einigen Vorwürfen eingetreten war, die ihm in einer ziemlich zahlreichen Versammlung von dem jungen Könige gemacht worden, und in denen unweise, auch damals schon allgemein als hart und leidenschaftlich angesehene Aeußerungen über gelehrte Bildungs-Anstalten, so wie über Gelehrte und Gelehrsamkeit überhaupt, enthalten gewesen. Dohm verließ Kassel mit der Ueberzeugung, daß es für ihn dort nie ein erträgliches Loos geben könne, und das war schon ein gro-

ßer Gewinn, insbesondre aber den Entschlüssen förderlich, die nicht lange nachher für die Zukunft gefaßt werden mußten.

Gegen Ende Augusts ward nach Dresden zurückgekehrt, nachdem der Königliche Hof dort von Frankfurt am Mayn bereits wieder angelangt war. Durch den Zustand der allgemeinen Angelegenheiten wurde Dohm im Innersten sehr beunruhigt; denn bey der großen Spannung und Ueberspannung, die fast überall herrschte, schienen ihm fieberhafte, convulsivische Bewegungen, deren Ausgang — zu noch größerer Krankheit oder zu neuem Leben — ungewiß, in Kurzem fast unausbleiblich zu seyn. Er selbst war den Winter hindurch oft leidend; die meistens scharfe und durchdringende Luft in dem ziemlich engen Elbthal bey Dresden schien ihm nicht zuzusagen, und im beginnenden Frühjahr 1810 ward er plötzlich von einem lebensgefährlichen Uebel, einer sehr heftigen Lungenentzündung, befallen. Aerztliche Kunst, vereint mit der liebevollsten, sorgsamsten Pflege, retteten ihm zwar das Leben, allein er gelangte nie wieder zu einer nur etwas festen und dauerhaften Gesundheit. Nach der Genesung, während welcher ihm die vielfältigen, von mehrern Seiten erhaltenen Beweise aufrichtiger Theilnahme sehr wohlthuend waren, ging er auf einige Wochen nach Leipzig, wo ihn der tägliche Umgang mit dem treuen, biedern Freunde Dörrien, so wie mit mehrern andern treflichen Männern, ungemein erheiterte, und zu einer größern Erholungsreise in das Erzgebürge stärkte. Auf dieser leztern begriffen, wurde er von dem aus Holland vor dem gewaltigen Bruder entflohenen Könige Ludwig Bonaparte ersucht, ein Schreiben an dessen Mutter sicher über Kassel in deren Hände gelangen zu las-

sen. Dohm erfüllte diesen Wunsch so weit es ihm möglich war, hat aber nie in Erfahrung gebracht, ob der Brief zu seiner Bestimmung gelangt ist. Die Reise hatte übrigens für die Gesundheit nicht die davon erwarteten Folgen, und nun wurde die schon früher gehegte Idee des Abgangs aus dem Gesandtschaftposten immer lebhafter. Es schien, da überdem keine würdige Veranlassung zur Hintansetzung des Lebens und eines erträglichen Gesundheits=Zustandes vorhanden war, der rechte Zeitpunkt gekommen zu seyn, um von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens abzutreten. Zwar erweckte die gerade damals entstandene Hoffnung, daß die enge Verbindung zwischen dem mächtigen Beherrscher Frankreichs und dem Oesterreichischen Kaiserhause dem neuen Zustande der Dinge in Europa, und insbesondere in Deutschland, immer größere Festigkeit geben werde, auch bey Dohm wieder manche frühere Erwartungen und Wünsche, zu deren Erfüllung er selbst gern noch im thätigen Leben beigetragen hätte; allein die Gründe für das Zurückziehen, noch verstärkt durch die Wünsche der Seinigen, behielten die Oberhand. Indeß konnte er doch nicht unterlassen, sein brennendes Verlangen nach gemeinnütziger Wirksamkeit noch einmal zu bethätigen. Dohm glaubte nämlich, wenn er das Gute zeige, das in der Verfassung des neuen Königreichs liege und aus ihr sich fördern lasse, seine Ansichten als Wünsche und Erwartungen darlegend, auf diese Weise zur Beförderung und Entwickelung desselben etwas beitragen zu können, und entwarf in dieser Absicht einen Aufsatz, betitelt: „considérations sur l'état présent de la patrie „par un citoyen Westphalien," den er nach Kassel überschickte. Derselbe ist ihm von dort nie wieder zugekommen, und man kann wol annehmen, daß er ohne allen Nutzen geblieben ist.

Die Entlassung aus dem Gesandtschaftposten wurde erbeten und — bewilligt, aber in der Eigenschaft eines Mitgliedes des Westphälischen Staatsraths erhielt Dohm eigentlich nur einen unbestimmten Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit. Dresden, wo ihm und den Seinigen mancher höhere Lebensgenuß zu Theil geworden, und wo er zulezt noch viele wohlthuende Beweise von Achtung und Theilnahme erhalten hatte, verließ er gegen Ende Novembers, und begab sich über Leipzig und Halle nach seinem Guthe Pustleben, für ihn einem Hafen vergleichbar, in welchen der Seefahrer nach einer stürmischen Reise zur ersehnten Ruhe und Erholung einläuft.

XI.

Aufenthalt zu Pustleben vom Ende des Jahrs 1810 bis zum Tode (29sten May 1820).

Das Guth, auf welchem sich Dohm nun befand, liegt in dem Thal eines vom Eichsfelde herabkommenden kleinen Flusses, Wipper genannt, der sich meistens durch anmuthige Wiesengründe hinschlängelt. Die weitere Umgegend ist von Hügeln und kleinen Gebirgsarmen durchschnitten, die hin und wieder mit Waldung bedeckt sind, und im Sommer, zwischen den Saatfeldern und den freundlichen Dörfern mit rothen Dächern, einen sehr mahlerischen Anblick gewähren. Im Hintergrunde wird die Aussicht nordwärts durch den Harz begränzt, dessen ganze Gebürgskette, von Westen nach Osten, fast von jedem Hügel der Gegend zu übersehen ist, südlich aber ist ein mit dem Harz parallel laufendes Zwischengebürg nahe, die Haynleite oder Hageleide, dessen vorspringende Punkte nach drey Seiten hin sehr reizende Ansichten darbieten. In diesem Betracht gewährte der neue Aufenthaltsort einigen Ersatz für Dresden; aber in Betreff geistiger Bedürfnisse mußte schon für einen günstigen Umstand gehalten werden, daß Pustleben von Halle und Leipzig etwa 12 bis 14 Meilen, von Göttingen nur 7 Meilen entfernt, und in dem benachbarten Nord-

hausen eine, wenn auch nur sehr mittelmäßige, Buchhandlung vorhanden sey. Für leibliche Bedürfnisse konnte aus der nachbarlichen ehemaligen Reichsstadt, wo seit einigen Jahren Betriebsamkeit mannichfacher Art sehr zugenommen hatte, besser Rath geschaft werden.

Welche schöne Hoffnungen aber auch die Zukunft zu fassen erlaubte, — immer blieb die völlige und plötzliche Veränderung der ganzen Lage und aller frühern Verhältnisse zunächst sehr fühlbar. Und als gleich anfangs, mitten im Winter, häusliche Widerwärtigkeiten, Kranksejn der Kinder an sehr bösartigen Masern, und eignes Unwohlbefinden, eintraten, konnten Dohm's so wie aller Seinigen Genügsamkeit und entschiedener Sinn für Zurückgezogenheit und unabhängiges Leben sogleich in einer nicht geringen Prüfung sich bewähren. Um jedoch von der ungewohnten Einförmigkeit des ländlichen Aufenthalts, die noch nicht durch den Zauber einer bestimmten, erhebenden Beschäftigung versüßt und verdeckt wurde, etwas abzuziehen, und zugleich auch die neue Lage wie von selbst herankommen, gleichsam vor den eignen Augen als Erfüllung lange gehegter Wünsche entstehen zu lassen, bewog der kleine Familien-Kreis das theure Haupt, sein früheres Leben im Zusammenhange zu erzählen. Dohm sahe zu dem Ende die geführten Tagebücher und andre betreffende Papiere durch, die schon längst zu Pustleben waren, auch kam ihm sein umfassendes, für die frühern Zeiten noch sehr treues, Gedächtniß bey den Erinnerungen, die hervorgerufen werden mußten, treflich zu statten. Die ruhigen Abendstunden wurden zu diesen mündlichen Mittheilungen gewählt, die natürlich zu manchen sehr interessanten, ausführlichen Er-

örterungen Anlaß gaben, denen auch diese Lebensbeschreibung viel verdankt, wie denn überhaupt ihr Verfasser ohne diese Eröfnungen, die er durch gelegentliche Nachforschungen später noch zu ergänzen und aufzuklären bemüht gewesen ist, nicht so vollständig und auch im Kleinsten zuverläßig hätte schreiben können, als es ihm möglich gewesen, und zu einer wahrhaften Lebensbeschreibung nöthig ist. — Die langen Winterabende mehrerer Wochen verflossen auf diese Weise höchst lehrreich und erheiternd, und eine bessere Einleitung zu dem neuen und lezten Lebensabschnitt, als diese durch die Umstände, vorzüglich auch durch den richtigen Takt der Frauen herbeigeführten patriarchalischen Mittheilungen, wobey Entäußerung manches Unwesentlichen gleichsam von selbst sich ergab, hätte nicht erdacht werden können. In welcher Art Dohm selbst gegen entfernte Freunde sich über die freiwillig erwählte Lage geäußert hat, geht am besten aus deren Antworten auf seine Briefe hervor. So schrieb ihm unter andern der biedere Dörrien aus Leipzig: „Ich begreife es wohl, daß Ihnen nach dem unstäten Geschäftsleben, das Sie so viele „Jahre geführt haben, und selbst nach der lezten beschwerlichen Reise, die Ruhe in Ihrem ländlichen Eigenthum „und bey Ihren Lieben wohl thut. Das Beisammenseyn „mit Personen, die Ihnen die liebsten auf der Erde sind, „wird es Sie kaum fühlen lassen, daß Sie mit den Begebenheiten der großen Welt nur durch die Zeitungen und „den Briefwechsel mit einigen Freunden zusammenhängen." — Der erste Brief, den der alte Freund von Diez nach Pustleben schrieb, hebt mit den Worten an: „Ich muß heute mit tausend Glückwünschen zu Ihrer Ankunft im Hafen der Ruhe anfangen. Ihr Brief vom

„2ten Januar (1811), worin Sie mich davon unterrichten, „macht in unsrer Correspondenz Epoche, denn seit langer „Zeit habe ich von Ihnen nichts gehört, was mir so viel „wahre Freude verursacht hätte.“ — Dieser Freund wollte sogar in den Schriftzügen Dohm's eine Veränderung bemerkt haben, die er aus der größern Geistesruhe in der Zurückgezogenheit glaubte erklären zu können, — „denn — sagt er — „Ihrer bisherigen Handschrift konnte man gleichsam die öffentlichen Geschäfte, und die damit verbundene „Zerstreuung und Unruhe anmerken.“ —

Zu Kassel schien man in den ersten Wochen nach Dohm's Abgange von Dresden an sein gänzliches Zurückziehen aus dem Staatsdienst noch nicht recht zu glauben; wenigstens ließ die ganz unerwartete Ertheilung des Commandeur-Grades vom Orden der Westphälischen Krone im Anfange des Jahrs 1811, so wie die Beibehaltung von Dohm's Namen in der Liste der Staatsräthe für den außerordentlichen Dienst das Gegentheil nicht annehmen. Es entstand dadurch bey Dohm einige Unruhe, die jedoch um so mehr antrieb, kurze Zeit nach jener Gunstbezeigung die Gründe darzulegen, die es ihm unmöglich machten, dem öffentlichen Dienst sich ferner zu widmen. Seine Gründe wurden anerkannt, und man bewilligte ihm sogar, nach kaum dreijähriger Dienstzeit im neuen Königreiche, mit besonderer Berücksichtigung seiner frühern längern Geschäftslaufbahn, denjenigen Ruhestandsgehalt, den ein Staatsrath nur nach fünfjähriger Dienstzeit zu fordern berechtigt war.

Jezt erst war die gewünschte Unabhängigkeit als ganz entschieden anzusehen; es konnten nun mit Zuversicht

für die noch übrige Lebenszeit Plane gemacht, und bleibende Einrichtungen getroffen werden. In dem Familien=Kreise ergab sich von selbst mehr Rundung und Festigkeit durch die im Sommer 1811 statt gefundene Verheirathung von Dohm's einziger Tochter mit dem Verfasser dieser Lebensbeschreibung, der nun zu der längst gefühlten innern Verpflichtung auch eine vollgültige äußere erhielt, dem edlen, väterlichen Freunde sich aufs engste anzuschließen, und in Freude und Leid bey ihm auszuharren. Der sehr natürliche Wunsch, die wankende Gesundheit des theuern Familienhaupts einigermaßen gebessert und befestigt zu sehen, veranlaßte den Besuch des in diesem Sommer zuerst mit zweckmäßigen Einrichtungen versehenen Alexisbades ohnweit Ballenstedt, in einem der schönsten Thäler des Harzes, dem Selkethal. Dohm hatte jedoch gar keinen Nutzen davon, denn der oft schnelle Wechsel der Temperatur, und ein meistens starker Luftzug in dem engen Thal waren ihm nicht zuträglich, so daß die durch plötzliches Erkranken seiner Gattin beschleunigte Rückkehr nach Pustleben als eine günstige Fügung angesehen werden mußte. Hier wurde ihm nun der ländliche Aufenthalt, bey ungestörter Muße und einer würdigen Beschäftigung, von der bald die Rede seyn wird, immer angenehmer, obschon die frühern idyllischen Vorstellungen vom Landleben und von eigner unmittelbarer Wirksamkeit darin, bey aller Anerkennung des nützlichen und bedeutungsvollen Werths der gewöhnlichen ländlichen Thätigkeit, sich immer mehr herabstimmten. Dohm bemerkte bald, daß ihm wesentliche Eigenschaften fehlten, um auch nach dieser Seite hin gemeinnützig, nämlich tüchtig, nicht auf eine blos scheinbare, oberflächliche Weise, wirken zu können. Als gegen Ende des Jahrs 1811, zum ersten

Mal in bequemer häuslicher Einrichtung zu Pustleben, sein Geburtstag gefeyert wurde, erklärte er sich selbst über die abgelegten irrigen Vorstellungen vom Landleben mit heiterm Sinn, und machte zugleich für das Gymnasium der Vaterstadt Lemgo eine kleine Stiftung. Er schenkte nämlich jener Anstalt, die damals unter der Leitung des verdienstvollen Rektors Reinert blühete (1), zwey Hundert Thaler und bestimmte, daß die jährlichen Zinsen davon zu einer Preisvertheilung an Schüler der ersten Klasse, für die besten Ausarbeitungen über ein von den Lehrern aufgegebnes Thema, verwendet werden sollten. Die Aufgaben müssen immer einen Gegenstand aus der Geschichte, der Mathematik, überhaupt aus den zur gelehrten Bildung vorbereitenden eigentlichen Schulwissenschaften betreffen, die Preise in zweckmäßigen Büchern bestehen. Der Stifter hat von dem schönen Wetteifer, der dadurch befördert worden, und von dessen hoffnungerregenden Früchten selbst noch erfreuliche Beweise gesehen.

Die Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten ging indeß bey Dohm nicht so weit, daß er nun in stolzer Selbstgenügsamkeit dem äußern Treiben ohne Theilnahme zugesehen hätte. — Dies wäre, wie sich jeder

(1) Wer diesen in seiner Art seltnen Mann, der im Jahr 1820 als Direktor des Archigymnasiums zu Soest gestorben ist, näher kennen zu lernen wünscht, den verweisen wir auf dessen im Jahr 1822 von einem seiner ehemaligen Schüler erschienene Lebensbeschreibung, die den Titel führt: „Das Leben Joh. „Friedrich Reinert's ꝛc. beschrieben von Wil„helm Freyherrn von Blomberg.“

aufmerksame Leser schon selbst sagen wird, seiner Natur zuwider gewesen; es kehrte vielmehr sogar noch einmal einige Neigung zu einer öffentlichen Thätigkeit zurück. — Zunächst wurde er sehr lebhaft ergriffen durch die gewaltthätige Verbindung eines bedeutenden Theils von Norddeutschland mit dem Französischen Kaiserreich, insbesondere auch durch das Schicksal der alten Hansestädte, und unter diesen vornämlich des ihm so theuern Bremens. Er theilte seine Empfindungen darüber dortigen Freunden mit, von denen einer ihm erwiederte: „Herzlichsten Dank für Ihre „warme Theilnahme an unserm Schicksal, höchst verehrter „Freund des hingeschiedenen Bremens! — Sie wollen „wissen, unter welchen Umständen der furchtbare Schlag „uns traf, und wie er wirkte. Als Ehrenbürger Bremens „haben Sie ein Recht darnach zu fragen, und es freut mich, „Ihnen mit dem Stolze, welchen man Unglücklichen zu „Gute hält, erwiedern zu dürfen: — Sie haben Sich auch „in dieser Hinsicht unsrer nicht zu schämen.“ — Von einer andern Seite her wurde ihm, ganz in Uebereinstimmung mit seiner eignen Ansicht, geschrieben: „Dieser stete Wech„sel der Herrschaft ist ein großes moralisches Uebel, es „wird dadurch alle Liebe zum Vaterlande, aller Gemein„sinn getilgt, und der kälteste Egoismus herbeigeführt. „Lange kann dieses Wesen nicht bestehen.“ — Dohm suchte bey der Umkehrung durch jene Gewaltthat für Einzelne zu wirken, so viel ihm möglich war, denn im ganzen Leben hielt er fest an dem Grundsatz, *tüchtige, wohlgesinnte Männer an ihre rechten Stellen zu bringen*, weil dadurch, sagte er, mehr und besser, als es durch Vorschrift und Gesetz geschehen könne, Gutes

befördert und Uebles verhindert werde, zumal bey Verwirrung und plötzlicher Umwandlung.

Sehr aufmerksame und theilnehmende Blicke richtete er aus seiner Verborgenheit auch auf den Preußischen Staat, in welchem unter der weisen und umsichtigen Leitung des von Dohm stets hochgeachteten Staatskanzlers von Hardenberg, damals bedeutende Schritte zur gedeihlichen Begründnng einer bessern Zukunft geschahen. Als er nach einiger Zeit Anlaß hatte, dem Preußischen Staatskanzler aus seinem Ruhesitze zu schreiben, konnte er nicht unterlassen, ihm in altem Vertrauen zu sagen: „Mit innigster Theilnahme und mit Empfindungen, als „gehörte ich noch zum Preußischen Staat, sehe ich in der „Ferne zu, wie Ew. rc. mitten unter den schwierigsten „Umständen Ihr großes Werk der Wiederherstellung muthig fortsetzen, dem Staat Vertrauen und Liebe erwerben, und dadurch neue Kräfte wecken. Möge der glücklichste Erfolg Ihre verdienstvollen Arbeiten noch krönen!“ — Daß dieser damals (im Anfang des Jahrs 1812) etwas kühne Wunsch in der Art, wie es wirklich geschehen ist, in Erfüllung gehen werde, ahnete Dohm wol nicht, als er ihn, mehr zur Verstärkung seiner ungeheuchelten Anerkennung der Verdienste des gegen ihn stets wohlgesinnten Mannes, niederschrieb.

Eine gespannte Aufmerksamkeit widmete er dem Riesenkampfe Napoleon's gegen Rußland, dessen Ausbruch ihm schon seit der vorhin erwähnten Französischen Unterjochung eines Theils vom nördlichen Deutschland als unvermeidlich erschienen war. In lebhafte Erinnerung kam ihm dabey eine von dem Französischen Kaiser im Jahr 1806

gegen Johannes Müller zu Berlin gemachte Aeußerung, von der lezterer ihm, einige Wochen nach seiner merkwürdigen Unterredung mit dem gewaltigen Manne, in einer umständlichen mündlichen Erzählung, bey welcher der Verfasser dieser Lebensbeschreibung zugegen war, Mittheilung machte. Als Müller nämlich auf Napoleon's Frage: „Was Cäsar, wenn er länger gelebt hätte, wol noch gethan haben würde?“ erwiederte, „daß von seinem Edelmuth Herstellung der Republik, oder doch Gründung einer sehr gemäßigten Alleinherrschaft zu erwarten gewesen sey,“ sagte Napoleon, hastig einfallend: „je crois qu'il aurait fait la guerre aux Parthes,“ und sprach dann selbst viel über die Nothwendigkeit einer Vormauer gegen Asien hin, überhaupt gegen eine nicht Europäische Civilisation, die der höhern Bildung ermangele, und wie auch jezt ein solches Unternehmen an der Zeit seyn, und er sich dazu vielleicht berufen fühlen dürfte (2). — Die ungeheuern Rüstungen gegen Rußland ließen den Willen zur Ausführung jenes Gedankens im Jahr 1812 wol annehmen. Bey dieser Voraussetzung schien es Dohm um so mehr unbegreiflich, und höchst unpolitisch zu seyn, daß der Französische Kaiser, als die Heere bis zur Altrussischen Gränze vorgerückt waren, noch selbst weiter in das Herz des Russischen Reichs vordrang, und sich nicht mit der Herstel-

(2) In Johannes v. Müller's sämmtlichen Werken Theil VII. S. 243 u. f. findet man in einem Briefe Müller's an seinen Bruder eine ziemlich umständliche Nachricht von dieser Audienz bey Napoleon, doch ist jener besondern Aeußerung nicht gedacht, und überhaupt ist in dieser schriftlichen Mittheilung, wie es die Klugheit gebot, große Vorsicht beobachtet.

lung Polens und dessen zweckmäßiger Einrichtung zu einem kräftigen Widerstande beschäftigte, ja daß er sogar eine bestimmte Erklärung deshalb sichtbar vermied. Dennoch wurde auch Dohm durch das gänzliche Mislingen des ungeheuern Unternehmens überrascht, mit vielen Andern, die, gleich ihm, nachgedacht, nicht blos gehofft hatten, daß geschehen werde, was sie wünschten. Da er von Leipzig die Nachricht erhielt, daß Napoleon dort am 14ten December Abends im strengsten Incognito, wie auf der Flucht, durchgereist, und von der Umgebung Alles angewendet sey, um augenblickliche Kundwerdung dieses Ereignisses zu verhüten, ahnete er zuerst den zerrütteten Zustand des Französischen Heers, und er gab nun den noch geflissentlich verbreiteten Nachrichten von Sammlung und Aufstellung einer schützenden Macht an der Weichsel keinen Glauben mehr (3).

(3) Wir theilen hier aus der Leipziger Nachricht von Napoleon's schleuniger Durchreise noch folgendes Einzelne mit. „Gestern um Mittag kam eine Staffette „von Dresden, die für den Herzog von Vicenza „(Caulincourt) und dessen Gefolge 26 Pferde be„stellte. Um halb sieben Uhr traf der Reisende ein, „und stieg im Hotel de Prusse ab. Auf sein Zim„mer durfte Niemand von den Wirthsleuten kommen. „Während der Bereitung des Abendessens kommt ein „Officier (man glaubt es sey der Herzog von Vicen„za selbst gewesen) in die Küche, und läßt eine Bouillon „unter seinen Augen bereiten. Um 9 Uhr fährt man „wieder ab. Der Wirth und die Küper kommen mit „brennenden Lichtern, welche von der Umgebung so„gleich ausgeblasen werden. Doch erkennt man an „dem grün sammtnen mit Golde reich gestickten Pelze, „und an der Gestalt den Kaiser. Ein Tags zuvor

Es schien ihm jezt nicht mehr zweifelhaft, daß der Kriegsschauplatz bald an der Oder und Elbe seyn werde. Als jedoch, in Folge des kühnen Vordringens der verbündeten Preußischen und Russischen Streitkräfte, das Kriegsgetümmel bereits um Ostern 1813 bis in die Gegend von Nordhausen, vorzüglich durch Kosacken, verbreitet wurde, begab sich Dohm, dergleichen Unruhen und jede Zweideutigkeit scheuend, auf einige Wochen nach Göttingen, wohin er ohnedem auch in diesem Jahre, wie es schon im vorigen geschehen war, gehen wollte. Völlig beruhigenden Hoffnungen für den endlichen Ausgang des großen Kampfs überließ er sich erst, als Oesterreich dem Bunde gegen Frankreich sich anschloß, war dann aber auf harte Kriegs-Drangsale für Deutschland, und insbesondere auch für seine Gegend gefaßt, um so mehr aber froh, als der Sturm, nach der glorreichen Völkerschlacht bey Leipzig, seinem ruhigen Winkel schnell vorbeirauschte, ihn nur wenig berührend. Die Wiederherstellung Preußens, die Befreiung Deutschlands vom eigenwilligen und selbstsüchtigen Französischen Einfluß, waren nun sich hervordrängende, erhebende Gedanken, die, so wie der erwachte, durch Thaten sich kund gebende Gemeingeist, schöne Hoffnungen für die Zu-

„hier von der Armee angekommener Französischer Offi-
„cier, den vermuthlich Neugier dahin geführt hatte,
„steht an der Thür. Der Kaiser erblickt ihn sogleich
„und fragt: qui êtes Vous? — Votre nom? — Vous
„irez avec moi. Dann läßt er ihn in den zweiten
„Schlitten steigen, nimmt ihn bis auf die Hälfte des
„Weges nach Lützen mit, wo er ausgestiegen und zu
„Fuß zurückgegangen ist.“

kunft fassen ließen. Bey Dohm regte sich noch einmal mächtig das Verlangen zu werkthätiger Theilnahme an einer neuen, und, — so hoffte er —, bessern Gestaltung der Dinge. Er schrieb deshalb, schon im Anfange des Jahrs, an einen in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm stehenden Staatsmann in Berlin unter andern: „Ungleich „beruhigender würde es für mich seyn, dem Staate nicht „als ein Pensionair zur Last zu fallen, sondern was mir „bewilligt wird einigermaßen wenigstens durch meine Ar„beit verdienen zu können. Ohnerachtet meiner Kränklich„keit halte ich mich doch noch dazu fähig, insofern mir näm„lich Arbeiten aufgetragen würden, die nicht genau an „Zeit und Stunde gebunden sind, nicht äußere Repräsen„tation fordern, sondern in der Stube abgemacht werden „können. Dieses würde der Fall seyn, wenn von mir „Gutachten und Ausarbeitungen in auswärtigen Staats„geschäften verlangt würden. Durch diese hoffe ich, vor„züglich bey den jezt bevorstehenden so wichtigen neuen „Verhältnissen in Deutschland, nützliche Dienste leisten zu „können. Ich bin wol Willens, diese anzubieten, wün„sche aber es mit Ueberreichung des ersten Bandes der Ge„schichte meiner Zeit zu thun, der in einigen Monaten er„scheinen wird, weil ich mir schmeichle, dieses Werk werde „besser als eine bloße Versicherung beweisen, daß ich zu „Arbeiten dieser Art noch im Stande bin. — Ich ver„traue Ihnen dieses mein Vorhaben, doch mit der Bitte, „es für Sich zu behalten, und bin gewiß, daß Sie über „den Gedanken Sich freuen werden. Gelingt er, so wür„den wir noch wieder in dem Orte, wo wir uns in der „Jugendzeit zuerst fanden, für den Abend unsers Lebens „vereint werden, und gewiß uns freuen, diesen Abend

„durch das schöne Wiederauferstehen des Staats, dem wir „unsre Kräfte gewidmet, erheitert zu sehen.“ — Auch dem Schwiegersohn wünschte Dohm in dem wieder anziehend erscheinenden öffentlichen Leben einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen.

Bey dem raschen Laufe der Begebenheiten, und bey den so sehr veränderten und veränderlichen Umständen und Verhältnissen, die wol überall zu ganz festen Beschlüssen und Planen nicht kommen ließen, durfte es Dohm nicht sehr befremden, daß die Berücksichtigung seiner, ohnehin bedingten, Wünsche und Anerbietungen für eine sich in Zukunft ergebende Gelegenheit hinausgesezt wurde. Seine lebhafte Theilnahme an den großen Gegenständen, die zu Wien verhandelt werden sollten, ward jedoch dadurch nicht geschwächt, und er freute sich innig, als ihm von einem wohl unterrichteten, selbst in rechter Art theilnehmenden Freunde zu Berlin unter andern geschrieben wurde (am 15ten September 1814): „Am 13ten d. ist unser Fürst „Staatskanzler nach Wien abgegangen. Möge Gott ihm „seinen Segen zu dem großen Werke geben; er bringt Gesinnungen dahin, die ihn verdienen.“ — Die ersten zuverläßigen Nachrichten jedoch, die Dohm, etwa nach zwey Monaten, von dem Zustande der Angelegenheiten zu Wien zukamen, waren nichts weniger als erfreulich. „Man „sollte verzweifeln — sagte er — an dem Nutzen der Ge„schichte für das lebende Geschlecht, und daß wahrhaft „weise und zugleich ächt politische Grundsätze sich je wer„den geltend machen können.“ — Allerdings aber — möchte man hinzusetzen — ist das rechte Verstehen der Lehren, die im großen Buche der Geschichte enthalten sind,

insbesondere auch deren geschickte, gedeihliche Anwendung nicht leicht. Hängt nicht schon die richtige Auslegung sehr von der Welt in uns ab? Und welch ein Schritt ist noch vom rechten Wissen, zum — wirklichen Thun, bey der Menge der Hindernisse, die von eingewurzelter Gewohnheitsliebe, von schlauer Selbstsucht, blinder Leidenschaft, vom Mangel an Kraft, und von bösem, oder doch verkehrtem Willen entgegengesezt werden! — Die Ergebnisse des Wiener Congresses entsprachen Dohm's Erwartungen nicht. Von den edelmüthigen Gesinnungen des Kaisers Alexander hatte er für die künftige Ruhe Europa's durch freiwillige Beschränkung des ungeheuren übermächtigen Reichs bessere Gewährleistungen gehofft, als die der Charakter und das Leben eines Sterblichen geben können, auch schien ihm die Herstellung Polens zu einem unabhängigen Staat dem wohlverstandenen Interesse des Russischen Reichs selbst zuträglich, und der Werth des dadurch gegebnen Beispiels von Gerechtigkeit und Mäßigung über alle Schätzung erhaben zu seyn. Insbesondere hielt er auch die Deutsche Bundesakte für ein Werk der Eile, zu vielfacher Auslegung Stoff darbietend. „Ich kann mir sehr „wohl erklären, wie das Alles zugegangen ist, aber da„durch werden die Sachen selbst nicht besser.“ — Dies antwortete Dohm einem Freunde, der ihn geschrieben hatte: „Sie werden Vieles erfahren, was über und — unter Ih„rer Erwartung seyn wird.“

Als größere und besser begründete Ruhe nach der zweiten schnellen Besiegung Napoleons eintrat, hoffte Dohm, der übrigens nun einer eignen thätigen Mitwirkung entsagt hatte, auf merkliche Verbesserungen in der innern Ein-

richtung und Verfassung vorzüglich der Deutschen Staaten, damit der so schön erwachte Gemeingeist erhalten und gestärkt, überhaupt die fortgeschrittene Bildung anerkannt und befördert, so wie zugleich ihren Forderungen genügt werde. Nie zwar theilte er überspannte Erwartungen, aber wie von seinem Daseyn war er davon überzeugt, daß ein auf das Bessere in den Menschen gegründetes sich kund gebendes Vertrauen der Fürsten zu den Völkern, überhaupt der Regierenden zu den Regierten, sehr heilsame Folgen unfehlbar hervorbringen werde. Für die eigne Ruhe der guten, wohlgesinnten Fürsten, die sich selbst gestehen müßten, daß die jetzigen Erfordernisse der Regierungskunst ihre Kräfte, wie überhaupt die Kräfte Einzelner übersteigen, schien es ihm von der größten Wichtigkeit zu seyn, daß den Einsichten der Besseren im Volk, mit einem Worte der Intelligenz, gesetzliche Wege eröfnet würden, um sich mit Anstand, und zugleich mit der belebenden Hoffnung nützlichen Wirkens, freimüthig äußern zu können. Er verkannte die Schwierigkeiten der Ausführung nicht, war jedoch überzeugt, daß bey ernstlichem, redlichem Willen, und bey wohlbegründetem gegenseitigem Vertrauen, manche Anstöße leichter beseitiget werden würden, als eine von Mißtrauen eingegebne ängstliche Berechnung gewöhnlich glauben lasse. Nur wo gezwungen und mit sichtbarem Sträuben, also nicht mit gutem Willen, gehandelt werde, sey — sagte er — Gefahr zu besorgen, weil Schein und Trug, ihrer Natur nach, nie die Folgen der Aufrichtigkeit und Wahrheit auf die Dauer haben könnten; denn Verkehrung der ewigen Ordnung der Dinge sey nicht zu erwarten, oder vielmehr — nicht zu befürchten. — Dies mag genug seyn, um von Dohm's Ansichten und Ueberzeugungen in Betreff

dieser allgemein wichtigen Angelegenheiten eine richtige Vorstellung zu geben. Nur das Eine erwähnen wir noch, daß ihm im Jahr 1818 von einem bedeutenden, hochgesinnten Staatsmanne, auf Veranlassung einiger brieflichen Aeußerungen Dohm's über Verfassung und landständische Verhältnisse, geschrieben wurde: „Ich wünschte, Ew. rc. „wählten diese Materien zum Gegenstande Ihres Nachdenkens, und suchten verständige Ansichten in Ihrer Nähe zu „verbreiten, denn ich höre, daß man in Ihren Gegenden „unhaltbare aristokratische Principien aufstellt, die dann „die Gegenparthey zu eben so unhaltbaren demokratischen „verleiten." Dohm konnte bey schon immer mehr zunehmender Schwäche, und da er auf andere Weise hinlänglich beschäftiget war, dieser Aufforderung nicht genügen, so viel Anziehendes jene Gegenstände auch von jeher für ihn gehabt hatten, und so lebhaft noch vor etlichen Jahren der Wunsch bey ihm gewesen war, neben einem größern Werk auch kleinere Abhandlungen über verschiedene allgemein interessante Gegenstände auszuarbeiten. Zu solchen Gegenständen gehörte unter andern auch das Gesandschaftswesen, in welchem Dohm eine Beschränkung für sehr zweckmäßig hielt, indem er überzeugt war, daß diese kostbare zum Luxus der neuern Europäischen Staaten gehörende Sitte oft mehr Nachtheile verursache, als sie Nutzen stifte. Er hatte viele Beobachtungen darüber angestellt, und würde gewiß viel Beherzigungswerthes gesagt haben.

Die eigentliche Arbeit und Hauptbeschäftigung Dohm's in seiner Zurückgezogenheit zu Pustleben, welcher er mit innerer Freudigkeit, ja mit fast jugendlichem Enthusiasmus sich hingab, bestand in der Entwerfung eines

Geschichtwerks, von welchem unter dem Titel: „Denk„würdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur „Geschichte vom lezten Viertel des achtzehn„ten und vom Anfang des neunzehnten Jahr„hunderts 1778 bis 1806“ — die erste Abtheilung bis zum Tode Friedrich's II in fünf Bänden erschienen ist, und sich gewiß in den Händen vieler unsrer Leser befindet. Ueber den Plan und Zweck dieses Werks hat er in zwey ausführlichen Vorreden, zum ersten und vierten Bande, sich selbst umständlich erklärt, und sich darin zugleich über die Grundsätze ausgesprochen, die er als Geschichtschreiber zu befolgen bemüht gewesen ist. „Kein Ge„schichtschreiber — sagt er unter andern — auch nicht der „beste, der je Begebenheiten seiner Zeit beschrieb, hat sich „von dem Einfluß des Wohlwollens oder der Abneigung, „die ihn während der Handlung oder des Zuschauens be„lebten, vollkommen rein erhalten können. Auch ich theile „dieses allgemeine Loos der Menschheit, erlaube mir aber „die Bemerkung, daß ganz partheylose Geschichtschreiber „gerade um nichts seltner sind, als durchaus unpartheyische „Geschichtleser. — Auch ist Unpartheylichkeit nicht mit kal„ter Fühllosigkeit zu verwechseln; der Geschichtschreiber „will Theilnahme in dem Leser erregen; wie vermögte er „es, wenn er selbst sie nicht empfände? — Bey edlen, „großen Handlungen verweile ich mit Vorliebe, bey „schlechten und unwürdigen unterdrücke ich die Verach„tung und den Unwillen nicht, den sie mir einflößen. „Nie ist es mir Freude gewesen, edle Charaktere ge„flissentlich herabzusetzen, um nur etwas Neues, Auffal„lendes, und bisher nicht Gesagtes vorzubringen, oder „die Handlungen allgemein verehrter Menschen so lange

„durchzuwühlen, bis schlechte Triebfedern zu ihnen gefun=
„den sind.“

Dohm führte einen alten, lange gehegten Vorsatz aus, indem er die am Abend seines Lebens ihm gewordene Muße zu dieser Arbeit verwendete, wir dürfen hinzusetzen, mit einer Treue und mit einem so anhaltenden und gewissenhaften Fleiße, als ob er von jeder Stunde Rechenschaft zu geben hätte, fern jedoch von kleinlicher Aengstlichkeit, so wie von eilfertiger Hast. „Ich arbeite fleißig — schrieb er selbst, als etwa ein Jahr seit dem Beginn der Arbeit verflossen war — „aber ohne zu große Anstren=
„gung, und nie bis zur Ermüdung. Eben dies soll ein
„Vorzug seyn, daß mein Buch ein Werk der Muße und
„Freiheit, nicht um Lohns willen in Eile geschrieben ist.“ — Einem Lohn, in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, entsagte er fast ganz; das gering bestimmte Honorar sollte nur zum Ersatz der eignen baaren Auslagen dienen. Um aber Freunden und Bekannten eine Freude machen, und zugleich bald ihr Urtheil erfahren zu können, ließ er sich eine bedeutende Anzahl von Freyexemplaren zum Vertheilen geben, und war damit so freigebig, daß in seiner nachgelassenen Büchersammlung nicht einmal ein vollständiges Exemplar des eignen Werks auf Schreibpapier vorhanden ist. Welche höhere Belohnung Dohm bey seiner Arbeit vorschwebte und ihn zur Ausdauer stärkte, hat er selbst in der Vorrede zum vierten Bande in folgenden Worten gesagt: „Ich hoffe, künftige Regenten und Staatsmänner
„werden bey meinen Erzählungen gern weilen, durch die=
„selben sich zu edlen und großen Handlungen angefeuert,
„von Fehlern aber, deren Folgen oft sehr weit reichen, sich

„abgeschreckt finden. Die Hoffnung, vorzüglich unter dieser „erhabenen Klasse Leser zu finden, und auf sie nützlich zu „wirken, hat mich, ich gestehe es, am meisten bey der un„ternommenen Arbeit belebt, und bey aller körperlichen „Schwäche mich aufrecht erhalten, alle meine Kräfte die„ser Arbeit zu widmen. Doch hat die Rücksicht auf diese „Klasse von Lesern mich auch vorzüglich mit heiliger Scheu „erfüllt, die Wahrheit nie zu verletzen, und es ist dies wis„sentlich auch im Kleinsten nie geschehen." —

Ob jene Hoffnung in Erfüllung gehen werde, kann erst die Zukunft lehren. Aber sehr unerwartet war es Dohm, bey dem Bewußtseyn eifrigen Strebens nach Wahrheit und Unpartheylichkeit, sich gerade wegen deren Verletzung angefochten zu sehen, wie dies von dem Schauspieldichter von Kotzebue in dem berüchtigten litterarischen Wochenblatte, und von dem Major von Seidl in einer Schrift geschehen ist, die den doppelten Titel führt: „Friedrich der Große und seine Gegner rc. und — „nothwendiger Anhang zu Herrn von „Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit u. „s. w." — Der etwas hämische Angriff im litterarischen Wochenblatt, dessen eigentliche Tendenz nicht zu verkennen war, schmerzte Dohm zugleich durch Fassung und Inhalt, und er glaubte anfangs dazu nicht schweigen zu dürfen, zumal da auch ein gelehrter Freund diese Meinung theilte. Diesem schrieb er im ersten Verdruß: „Ich läugne nicht, „daß es mir unangenehm gewesen ist, zu sehen, wie dieser „Mann offenbar die boshafte Absicht hat, mein Buch in „den Augen seines Publikums herabzusetzen. Denn nur „als Bosheit kann ich es ansehen, wenn er mir eine ab-

„sichtliche Partheylichkeit, oder Ingrimm, wie er es nennt, „gegen Katharina II Schuld giebt, und zum Beweise da„von allerley kleine Umstände, aus Begebenheiten die ich „nur beiläufig angeführt, beibringt, dagegen mit keiner „Sylbe erwähnt, daß ich eine der ruhmwürdigsten Hand„lungen dieser Monarchin ausführlich in einem der stärksten „Abschnitte meines Buchs dargestellt (Band II. Kap. 12. „System der bewaffneten See-Neutralität), die Kaiserin „wegen derselben eine Wohlthäterin der Menschheit ge„nannt, und den ihr und Panin allein gebührenden Ruhm „gegen alle von Andern darauf gemachte Ansprüche ver„theidigt habe. — Jeder, denke ich, muß fühlen, daß „höchste Unpartheylichkeit gegen Personen und Sachen von „mir eifrigst angestrebt ist.“ — Wirklich entwarf Dohm eine ziemlich umständliche Widerlegung der unsaubern und unwürdigen Anschuldigungen Kotzebue's, zögerte jedoch, bey ruhigerer Ueberlegung, mit deren Bekanntmachung, und — unterließ sie gänzlich, als ein von ihm verehrter Staatsmann, dem er seine Empfindungen über die Schmähung, und zugleich auch seine Ansicht über die damals behauptete politische Thätigkeit Kotzebue's mitgetheilt hatte, Folgendes erwiederte: „Herr von Kotzebue ist als politischer „Schriftsteller und Geschichtschreiber höchst verächtlich und „nichtswürdig; sein Urtheil muß einem Manne, der mit „Wahrheitsliebe, Sachkenntniß, Bescheidenheit forscht und „darstellt, wie Ew. ꝛc., vollkommen gleichgültig seyn; Ihr „Werk wird von allen Freunden der Geschichte gelesen und „geschätzt werden, und Kotzebue's Wochenblatt beschließt „sein Leben mit dem Tage, wo es gedruckt worden. — „Seine Bülletins können dem Kaiser weder durch „Styl, noch durch die darin enthaltenen Urtheile und geäu-

„ßerten Gesinnungen gefallen, wenn sie denen ähnlich sind, „welche Herr Luden drucken ließ, und ich zweifle, daß „sie diesem großen Monarchen vorgelegt werden, dem der „kalte, spöttelnde, irreligiöse Kotzebue unmöglich gefal„len kann.“

Dem andern Gegner, dem Herrn von Seidl, sezte Dohm gleichfalls nur Stillschweigen entgegen. Sein Urtheil über die schriftstellerischen Bemühungen desselben für den Ruhm Friedrich's II war übrigens ziemlich gleich mit dem, welches ein unterrichteter geistvoller Mann bey der Anzeige einer neuern Seidl'schen Schrift, nach Dohm's Tode, öffentlich ausgesprochen hat. Dieser sagt nämlich: „So ehrlich der Verfasser es mit seiner Beleuchtung meint, „welche den großen König sogar wider von Dohm, dessen „innigsten Verehrer, vertheidigen soll; so schlimm spielt er „doch dadurch seinem Helden mit, indem er ihn aus dem „Hohlspiegel seiner submissest-absoluten Verehrung in wun„derlicher Großheit, ohne Ebenmaaß und überall verschoben „erscheinen läßt (4).“ Wenn aber in dieser Anzeige weiterhin noch gesagt wird: „als der 4te und 5te Theil des „Dohm'schen Werks erschienen, ohne alle Berücksichtigung „seiner Berichtigungen (in der vorhin erwähnten Schrift); „da ward der Verfasser von neuem zornig, und schrieb vor-

(4) S. Conversations-Blatt von 1821, Nr. 299. S. 1194. Der Titel der hier angezeigten Seidl'schen Schrift ist: „Beleuchtung manches Tadels Friedrich's des Großen, Königs von Preußen, veranlaßt durch den 4ten und 5ten „Theil der Denkwürdigkeiten des Herrn „von Dohm &c.“

„liegendes Buch von 574 engbedruckten Seiten ꝛc.“; — so glauben wir nicht unbemerkt lassen zu dürfen, daß Dohm, unsers Wissens, weder durch mündliche, noch durch briefliche Aeußerungen je zu einer solchen etwas bittern Bemerkung Veranlassung gegeben hat, wie denn überhaupt öffentliche moralische Anschuldigungen, ohne deren ganz feste Begründung, und Alles was zur Consequenzmacherey gehört, ihm stets sehr zuwider waren.

Ein wahres, würdiges Bild von Friedrich II und dessen Regierung zu geben, lag Dohm sehr am Herzen; er selbst glaubte, daß ihm dies einigermaßen gelungen sey, und ergreifend war die sich merklich äußernde innere Bewegung, in welcher er den Schluß des vierten Bandes der Denkwürdigkeiten diktirte. „Wenn Du, o Friedrich, — so lautet derselbe mit Weglassung einiger Uebergangsworte — „auch jezt, auf einer erhöhten Stufe des Daseyns, „noch Antheil an den Dingen dieser Erde, die Dich hier so „edel beschäftigten, nimmst; so wird, dessen können wir „gewiß seyn, Dein Blick gern bey dem Bestreben der Men„schen weilen, welche Deine Tugenden nachzuahmen, Dei„ne Fehler zu vermeiden wünschen. Mit besonderm Wohl„gefallen wirst Du auf die Regierer der Völker blicken, „welche, in einer durch Dich vorbereiteten Zeit, in der Thä„tigkeit und Kraft, und in dem innern Zusammenhange „ihrer Handlungen Dir zu gleichen, in Lösung der Fesseln „der Menschheit aber, in Erleichterung jedes Drucks der „bürgerlichen Gesellschaft, und in Beförderung der freyen „Entwickelung der Kräfte mündiger gewordenen Völker „Dich zu übertreffen streben. Auch auf dieses unser Bemü„hen, zu einer solchen Deiner allein würdigen Nachfolge

„durch ein mit reiner Wahrheitsliebe entworfenes Bild Dei„ner Tugenden zu ermuntern, wird, das wagen wir zu „hoffen, Dein edler Geist nicht misfällig herabsehen.“ — Eine große Freude war es Dohm, gerade diesen Theil seines Werks, den vierten, seinem verehrten Monarchen, dem Großneffen und ruhmvollen Nachfolger Friedrich's, widmen zu dürfen. Und fast bis zu Thränen wurde der durch Alter und körperliche Leiden gebeugte, leicht aufzuregende Greis gerührt, als der Preußische Thronerbe, für die Uebersendung dieses Theils dankend, und unter Bezeigung freundlicher Theilnahme an des Verfassers Gesundheitsumständen, zugleich ausdrücklich versicherte, „daß Er „seine ganze Aufmerksamkeit dieser Fortsetzung um so mehr „widmen werde, da solche einen großen Gegenstand betref„fe, der für Ihn das höchste Interesse habe.“ — Am schicklichsten scheint hier auch bemerkt werden zu können, daß Dohm dem Schriftsteller, und vom öffentlichen Leben geschiedenen Staatsmanne, zwey äußere Auszeichnungen zu Theil wurden, die ihm als Zeichen von wohlwollender und zugleich ehrender Anerkennung seiner Bemühungen nicht anders als angenehm seyn konnten. Er erhielt nämlich den Preußischen rothen Adler-Orden zweiter Klasse, und das Commandeur-Kreutz des Bayerschen Civil-Verdienst-Ordens; lezteres zuerst und mit der ausdrücklichen Versicherung, daß es ein sprechender Beweis wohlwollender Gesinnungen und der Würdigung seiner Verdienste seyn solle.

Ueber das, was Dohm als Geschichtforscher und Geschichtschreiber in seinen Denkwürdigkeiten wirklich geleistet hat, enthält sich sein Biograph, nach dem Wunsche

des Verewigten vielleicht selbst Fortsetzer des Werks, billig jedes eigenen Urtheils. Aber es wird ihm vergönnt seyn, von den Lob und Tadel aussprechenden, auch dem Fortsetzer beachtungswerthen Bemerkungen eines geistvollen Freundes, der Dohm und sein Werk genau kannte, Einiges hier mitzutheilen. — „Dohm — sagt dieser — hat „die Weihe zum Geschichtschreiber nicht von einem andern „Geschichtschreiber empfangen, sondern durch seinen Geist, „den ihm Gott gegeben. — Sein Werk ist, als Werk der „neuern Geschichte, im Geist dieser Geschichte, d. i. der „Idee derselben gemäß, aber keinesweges in der gewöhnli„chen Weise derselben. Es ist original und zugleich mu„sterhaft, mit Gemüth geschrieben, stets das Walten des „Gemüths offenbarend und nachweisend. Ueberall erscheint „Dohm als Anwald der Wahrheit, des Rechts und der „Tugend; so wird diese Geschichte, was jede Geschichte „seyn soll, ein Weltgericht; die Nemesis mit dem Richt„maaß ist in ihr. Die Eigenthümlichkeit der neuern Ge„schichte, wo der Ursprung und Zusammenhang vieler „Begebenheiten in den Kabinetten zu suchen, erscheint auch „hier; aber sie wird nicht eine Geschichte der Kabinette. „Mit Scharfsinn geht Dohm dem Ursprunge der Begeben„heiten nach, folgt der Entwickelung derselben in allen „Windungen und ebnet die Bahn und die Aussicht. Ue„berall erhellet, erleuchtet und — erquickt er zugleich mit „seinem Licht. Man forscht mit ihm, ohne sich belästigt „zu fühlen. Bey ihm ist, was den meisten Geschichtschrei„bern der alten Welt einen so hohen Werth giebt, die „thätige Theilnahme an Vielem, was er erzählt; dadurch „erhält das Werk ein so eigenthümliches frisches Leben, „als vielleicht wenige der neuern in diesem Fache; ein Le-

„ben des Geistes, nicht des Buchstabens, nicht durch die „Kunst der Darstellung. Von einer edlen und wahren „Freimüthigkeit zeugt das ganze Buch. — Zu wünschen „wäre, daß statt mancher fremden, obgleich vorlängst ein- „gebürgerten, Worte gute Deutsche Ausdrücke gewählt „worden. Auch sind im Styl manche Ungleichheiten; hin „und wieder hat die Vorliebe für Friedrich zur Weit- „schweifigkeit verleitet; es ist dann kaum noch Geschichte, „vielmehr Apologie; auch Wiederholungen kommen meh- „rere vor.“

Von den hier gerügten Mängeln und Unvollkommenheiten lag der Grund zum Theil in der Art, wie Dohm sein Werk, und überhaupt Geistesprodukte zu Papier brachte, zum Theil auch in der Abnahme seines Gedächtnisses. Seit langer Zeit war er nämlich gewohnt, mit eigner Hand nur die Hauptgedanken aufzuschreiben, nur den Umriß dessen zu entwerfen, was er ausarbeiten wollte. Die eigentliche Ausbildung und Gestaltung geschahe dann, ohne daß eine Feder dabey gebraucht wurde, gewöhnlich im Auf- und Abgehen, in der Stube oder im Freyen. Ehe es zum Diktiren kam, verflossen, bey wichtigen Sachen, oft Tage, nicht selten auch, wenn Störungen eintraten, ganze Wochen. Dohm verließ sich auf sein gutes Gedächtniß, welches früher so stark und treu war, daß die von den ersten Grundzügen oft sehr abweichende, in Gedanken geschehene Ausarbeitung längere Zeit, in der Anordnung, in den Uebergängen und selbst in den einzelnen Worten, ihm fest eingeprägt blieb. Dem Verfasser ist aus den ersten Jahren seiner Verbindung mit Dohm erinnerlich, daß dieser einen früher diktirten längern Aufsatz, der abhanden gekommen, nach eini-

ger Zeit fast mit denselben Worten wieder diktirte, wie eine Vergleichung des später wieder aufgefundenen ersten Entwurfs mit der zweiten Bearbeitung ergab. So sehr hatte Dohm sich im Geschäftleben an das Diktiren gewöhnt, daß ihm eignes Aufschreiben seiner Gedanken oft nicht nach Wunsch gelang. Auch bey der Ausarbeitung der Denkwürdigkeiten behielt er jene, einer gedrängten Darstellung wohl überhaupt nicht günstige, Gewohnheit bey; allein sein Gedächtniß, durch die lebensgefährliche Krankheit in Dresden sehr betroffen, hatte nicht mehr die vorige Stärke, besonders in Allem nicht was der nächsten Vergangenheit angehörte. So ergaben sich denn ganz natürlich, die öftern Störungen und Unterbrechungen nicht einmal in Anschlag gebracht, Wiederholungen und mancherley Ungleichheiten, die selbst eine genaue Durchsicht der zum Druck vorbereiteten Handschrift, so wie der einzelnen gedruckten Bogen in der lezten Correktur, bey Fortdauer und Zunahme der Ursach, nicht hat verwischen können. Dieser und andrer Mängel ohngeachtet wird jedoch auch der strengste Beurtheiler zugeben müssen, daß Dohm von dem Geist ächter Geschichtschreibung erfüllt gewesen, daß er redlich nur der eignen Ueberzeugung gefolgt ist, und diese mit Freimüthigkeit würdig ausgesprochen hat. Das Abwägen und Aufzählen einzelner Leistungen, insbesondere aber die scharfe Ausscheidung eines eigensten und alleinigen Verdienstes würde hier, wie bey allen höhern geistigen Bestrebungen, eine mißliche und — eitle Bemühung seyn. Einer unsrer berühmtesten Gelehrten, der nicht zu schmeicheln pflegt, schrieb ihm, als er den ersten Theil des Werks erhalten hatte: „Die Lesung hat mir um so mehr Vergnü„gen gewährt, da ich bey Beurtheilung von Sachen und

„Personen überall eine so eindringende und umsichtige hi„storische Kritik fand, wie ich sie sonst nur in meinem Fa„che (damit wir uns auch ein wenig rühmen) zu finden ge„wohnt bin." — Ohne Streit ist wol zu behaupten, daß Dohm der Aufgabe jedes edleren Gemüths, vorwärts zu streben, und redlich das Seinige beizutragen zum Besserwerden durch Bessermachen, auch in der lezten freyen Aeußerung seiner Kräfte würdig genügt hat.

Wir glauben hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß Dohm eine Zeit lang die Hoffnung hegen konnte, seine Denkwürdigkeiten ins Französische übersezt zu sehen. Der treffliche Villers, damals zu Göttingen lebend, und seit mehrern Jahren mit Dohm näher bekannt, hatte große Lust zu diesem Unternehmen. Das Werk sollte im Französischen nicht Theil nach Theil, sondern auf Einmal erscheinen, nach Sitte der Französischen Buchhändler, und Treutell und Würtz waren zu Verlegern ausersehen. Bey einem mehrtägigen Besuche, den Villers im Sommer 1814 zu Pustleben machte, wurde viel darüber geredet, zu sichtbarer Erheiterung des Gastes, der durch die ungebetene, plötzliche Entlassung aus seinem öffentlichen Lehramt zu Göttingen, in welchem er mit Deutschem Sinn und großem Eifer zu wirken gesucht hatte, im Innersten erschüttert war. In dem bevorstehenden Winter wollte Villers mit der Uebersetzung des bereits erschienenen ersten Theils den Anfang machen, und er schrieb Dohm im Oktober: „je me promets infiniment de plaisir à Vous habiller „à la françoise l'hiver prochain; les vraies beautés „sont belles sous tous les costumes." — Aber nach einigen Monaten war der kräftige und in vielem Betracht

ausgezeichnete Mann, welcher Deutsche gediegene Bildung mit Französischer Lebhaftigkeit und Gewandtheit in sich vereinigte, nicht mehr unter den Lebenden. — Zu einer Uebersetzung in der gewöhnlichen Art wäre nun zwar leicht ein tüchtiger Mann zu finden gewesen, wie sich bey einiger Nachforschung auch bald ergab; aber eine schlichte Umkleidung des Deutschen Buchs dürfte schwerlich Glück gemacht haben. Villers allein war der Mann, der es, wenn das überhaupt möglich war, für Französische Leser hätte zurichten können; mit ihm zugleich sank die Hoffnung dazu ins Grab.

Ein sehr lebhafter der Erwähnung werther Wunsch, der bey Ausarbeitung der Denkwürdigkeiten in Dohm entstand, war noch der, eine Auswahl von Friedrich's II Schriften für die Nachwelt selbst treffen, und dann auch eine würdige Ausgabe davon veranstalten zu können. Die umständlichen und zuverläßigen Nachrichten, welche ihm der verstorbene Bibliothekar Biester zu Berlin über das unverantwortlich nachläßige Verfahren bey der Herausgabe von Friedrich's litterarischem Nachlaß mittelst mündlicher Mittheilung an den Verfasser dieser Lebensbeschreibung hatte zukommen lassen (5), brachten diesen Gedanken, der ihn seit der Unterredung mit Gibbon zu Lausanne im Jahr 1791 (6) schon zuweilen beschäftiget hatte, wieder sehr in Anregung. Er gedachte, wenn der vierte und

(5) S. Denkwürdigkeiten Bd. 5. Beilage M. S. 42 bis 53.

(6) S. Abschnitt V. dieser Lebensbeschreibung, und Denkwürdigkeiten Bd. 5. S. 53. Note 18.

fünfte Band der Denkwürdigkeiten erschienen, einen Plan deshalb höchsten Orts vorzulegen, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, denselben nicht allein gebilligt zu sehen, sondern auch auf alle Weise bey dessen Ausführung unterstüzt zu werden, bey welcher er dann, in Ansehung der nöthigen Hülfleistung, vorzüglich auf den Schwiegersohn rechnete. Mit belebender Wärme sprach er oft von diesem Plan, und wie derselbe gerade in dieser Zeit zu Preußens Ruhm in eigenthümlicher Art beitragen könne. Aber die Schwäche und Hinfälligkeit des ehrwürdigen Mannes waren, bald nach dem Erscheinen der beiden lezten Bände der Denkwürdigkeiten, schon so groß, daß jener Gedanke nicht blos aufgegeben, sondern — fast vergessen wurde.

Dies wird hoffentlich hinreichend seyn, um deutlich zu machen, in welcher Art Dohm auch in seinen lezten Lebensjahren für Mit- und Nachwelt noch thätig und wirksam gewesen ist, oder doch es zu seyn gestrebt hat. Wir wenden uns nun wieder zu der chronologischen Erzählung, und zu manchen mehr äußern Lebens-Ereignissen, die neben dem besondern Interesse für die treue Schilderung des merkwürdigen Mannes zugleich auch ein allgemeineres haben. Zum Schluß werden dann einige charakteristische Züge und eine kurze Nachricht von den allerlezten Tagen des Verewigten schicklich folgen können.

So einfach und regelmäßig Dohm's Leben in dieser lezten Periode im Ganzen war, so blieb es doch nicht ohne manche, zum Theil absichtlich herbeigeführte, Wechsel und Veränderungen; denn dergleichen Erregungen waren ihm zum physischen und geistigen Wohlbefinden gewisser-

maaßen unentbehrlich. Nothgedrungene Beschränkung, so oft die Veranlassung dünkelvoller Einseitigkeit und eines schroffen, abstoßenden Wesens, war ihm eben so zuwider als ein unstetes Umherschweifen, und ein alle Selbstbeschauung hinderndes gewirrvolles Leben. In diesem Sinne verließ er zweimal, in den Jahren 1815 und 1818, den ländlichen Aufenthalt für die Wintermonate, um diese, das erste Mal in Halle, das zweite Mal in dem benachbarten Nordhausen zuzubringen. An beiden Orten fand er freundliche Aufnahme und solche gesellige Berührungen, wie er sie liebte. Ganz vorzüglich gehörten aber zu den selbstbeliebten Veränderungen öftere Reisen. Von jeher waren Dohm Anregungen und Zerstreuungen der Art lieb gewesen, wie sie durch Reisen, und durch die damit verbundene angenehme von den gewöhnlichen Beschäftigungen abweichende Thätigkeit gewährt werden; in der jetzigen Zurückgezogenheit machten sie einen wesentlichen Theil seiner Lebensordnung aus. Er sahe daher der bessern Jahrszeit gewöhnlich mit lebhaftem Verlangen entgegen; schon das Entwerfen von Reiseplanen erheiterte ihn. Unermüdlich war er im Aufsuchen und Anmerken aller zu beachtenden Gegenstände; selbst bey kleinen Reisen und solchen, die in bekannte Gegenden und Orte gemacht wurden, unterblieben diese Vorbereitungen nicht, wie sie denn überhaupt Jedem anzurathen sind, der mit dem möglichsten Nutzen reisen will. Zu den ganz unentbehrlichen Reisebedürfnissen, für deren Mitnehmen Dohm selbst Sorge trug, gehörten einige Landcharten und Bücher. In Hinsicht alles andern Reisebedarfs, Geld ausgenommen, konnte fast Niemand sorgloser seyn als er; leicht schien ihm der Bedacht für leibliche Bedürfnisse zu weit zu gehen, er wollte eben mög-

lichst unbelästigt seyn, um sich desto freyer in jedem Betracht bewegen zu können. Saß er einmal im Wagen, dann äußerte sich seine Zufriedenheit und Freude durch heitere Mittheilung alles dessen, was ihn erfüllte und bewegte, wobey für die jüngeren Reisegefährten oft sehr lehrreiche und anregende Bemerkungen zum Vorschein kamen, wie denn solche wol in jedem lebensfrohen, denkenden Menschen, beim leichten Dahinschweben, und bey einem eigenthümlichen Gefühl von Wohlbehagen und Entbundenheit, sich leichter und kräftiger hervorthun, als in dem gewöhnlichen Lebensgange. Gewiß ist schon manche freiere Ansicht, mancher edlere, dem Gewohnheitskreise fremder Entschluß in einem Reisewagen gefaßt und zur Reife gediehen.

In den ersten Jahren des Pustleber Aufenthalts wurden nur kleinere Reisen gemacht, unter andern nach Leipzig, Göttingen, Goslar, Braunschweig, Hannover, Lemgo, die mit kürzerm und längerm Aufenthalt an diesen Orten verbunden waren, in denen allen Dohm Freunde, oder doch nähere Bekannte hatte. — Göttingen wurde zweimal besucht, und beim ersten Mal hatte er die Freude, dort von seinen alten Lehrern noch den berühmtesten, nämlich Heyne zu finden, der ihn beim lezten Besuch durch Erzählung von seinen frühern wunderbaren Lebensumständen, mit deren Aufzeichnung er gerade beschäftigt war, sehr angenehm unterhielt und für das nächste Jahr noch Mehreres mitzutheilen versprach (7). Aber kaum drey

(7) In Heyne's Lebensbeschreibung von Herrn Hofrath Heeren ist zum Theil aufgenommen, was er selbst über sein früheres Leben aufgeschrieben hat. S. 5-28 und S. 48-63.

Wochen nachher (Jul. 1812) starb der ausgezeichnete Mann plötzlich, der bis ins hohe Alter, bey unablässigem Fleiß, eine so große Lebendigkeit und so frischen Muth sich erhalten hatte, wie beides nur selten bey jüngern Männern angetroffen wird. Dohm hatte vor Heyne's ausgebreiteten Kenntnissen, vor seinem richtigen Blick, insbesondere auch vor seiner Umsicht und geschäftskundigen Gewandtheit immer innige Achtung gehabt, und unterhielt in den lezten Jahren einen ziemlich lebhaften Briefwechsel mit ihm (8). — Von den andern kleinen Reisen erwähnen wir hier nur noch der im Jahr 1813 nach Goslar gemachten, die für Dohm dadurch ungemein erfreulich war, daß er dort schöne Früchte seines dasigen frühern Wirkens sahe (S. Abschnitt VIII) und ihm dankbare Anerkennung seiner Bemühungen ganz in der Art geäußert wurde, wie er es liebte, — sinnig und geräuschlos. Bey den damaligen Zeitumständen, die mit Unruhe und Umwälzungen schwanger gingen, waren solche Eindrücke ihm besonders wohlthuend.

(8) Als Dohm einst, bey einer besondern Veranlassung, ihm die Frage vorlegte: warum noch für keine gute Ausgabe der Historia naturalis des Plinius gesorgt sey? — antwortete Heyne: „daß wir bey so viel „unnütz verschwendeter Gelehrsamkeit an unbedeuten„de Classiker für des Plinius Naturgeschichte noch „nichts gethan haben, sehe ich immer als einen Vor„wurf für unser Zeitalter an; aber dazu gehören „mannichfaltige Kenntnisse von Sachen wissenschaftli„cher Art, die unsre Philologen nicht haben. Daher „war immer mein Rath sich in die Arbeit zu theilen.“ Der möglichen Anregung wegen glaubten wir diese Aeußerung des berühmten Mannes hier schicklich mittheilen zu dürfen.

Zu einer größern im Jahr 1817 gemachten Reise gab vorzüglich Dohm's lebhafter Wunsch Veranlassung, alte entfernte Freunde und Bekannte, so wie ihm liebe Gegenden und Orte noch einmal wieder zu sehen; zugleich sollte auch, wo möglich, ein Blick nach Italien gethan werden. Mit diesem doppelten Vorsatz wurde fast eine dreymonatliche Wanderung um die Mitte July's angetreten, auf welcher Dohm von seiner Tochter, deren Mann und dem ältesten Enkel begleitet wurde, so daß in dem geräumigen Reisewagen drey Geschlechter sich befanden. Da diese Reise für genauere Kenntniß von Dohm's eigenthümlichem Wesen und mancher Verhältnisse nicht unwichtig ist, so geben wir von ihr eine etwas umständliche, jedoch immer nur sehr gedrängte, Nachricht, die unsern Lesern auch in andern Beziehungen hoffentlich nicht uninteressant seyn wird. —

Das erste Hauptziel war München, wo einer der vertrautesten Freunde, der ehrwürdige Jacobi, lebte. Dort sollte dann wegen der weitern Richtung ein Entschluß gefaßt, in jedem Falle aber durch den Rheingau, und über Cöln, Düsseldorf und Lemgo der Rückweg in die Heimath genommen werden. Zu Ruhepunkten auf dem Wege nach München waren Naumburg, Jena, Bayreuth und Regensburg ausersehen. So viel möglich genoß Dohm an diesen Orten auch der Naturschönheiten, welche die Umgegend bey jedem in eigenthümlicher Art darbietet; jedoch war ihm das Gehen, auch selbst der zu rasche Wechsel der Eindrücke oft zu beschwerlich, und er beschränkte sich daher meistens auf den eigentlichen Zweck der Reise, das Aufsuchen alter Freunde und Bekann-

ten. So hatte er zu Jena mit Göthe, zum lezten Mal, eine erheiternde Unterhaltung, welche durch freundliche Mittheilung eines neuesten damals noch nicht in den Buchhandel gekommenen litterarischen Produkts des großen Dichters und Denkers, des ersten Hefts der inhaltreichen Zeitschrift „zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie“ noch auf einem Theil der weitern Reise fortgesezt wurde. Mit dem Historiker Luden ward dort eine sehr anziehende neue Bekanntschaft angeknüpft, die sogleich etliche reiche Abendstunden gewährte und zu einem Briefwechsel für einige Zeit Veranlassung gab. — Zwischen Neustadt an der Orla und Schleiz bemerkte Dohm mit Wohlgefallen, daß der vormals hier so überaus schlechte Weg, dessen Gefährlichkeit ihm einst selbst, von Rastadt heimkehrend, beinahe verderblich geworden, jezt zum großen Theil in eine gute Kunststraße umgewandelt war, wie denn überhaupt das mittlere und südliche Deutschland durch gute Wege, so wie in manchem andern Betracht, vor dem nördlichen sich auszeichnet. Der Eintritt in das Königreich Bayern gab hiervon gleichfalls einen Beweis durch die für die Bequemlichkeit der Reisenden sehr zweckmäßige Einrichtung, daß an der Gränze das Weggeld für die ganze zu durchreisende Strecke des Reichs auf Einmal erlegt, und so die verdrießliche und zögerliche öftere Zahlung von Groschen und Pfennigen vermieden werden kann.

Daß zu Bayreuth Jean Paul (Friedr. Richter) nicht angetroffen wurde, weil er selbst einen Ausflug nach Heidelberg und in die Rheingegenden machte, war eine Verringerung des dort erwarteten Genusses; nun

ward aber die für diesen Punkt bestimmte Zeit, bey günstiger Witterung, um so mehr zum Beschauen der schönen Umgegend verwendet. — Zu Regensburg suchte Dohm den ehrwürdigen Staatsminister Grafen von Görtz auf, mit welchem er bey der Lütticher Sache, insbesondere zu Rastadt, wie schon erzählt worden, in näheren Geschäftsverbindungen gestanden, aus denen sich ein auf gegenseitige Achtung gegründetes freundschaftliches Verhältniß entwickelt hatte, das bis zum Tode fortdauerte (9). Hier ward viel von der endlichen Auflösung der alten in sich selbst schon längst erstorben gewesenen Deutschen Reichsverfassung durch den Rheinbund geredet, auch von den lezten Tagen Karl von Dalberg's, des Reichserzkanzlers, Fürsten-Primas und Großherzogs, und wie dessen Kraft hinter seinem meist reinen Willen und den Anforderungen der schweren, verhängnißvollen Zeit oft weit zurückgeblieben sey, wodurch dann Mißverhältnisse entstanden, die zu Fehlgriffen, und öfter noch zu unrichtiger Beurtheilung Anlaß gegeben hätten. Mit unerfreulichen Empfindungen wurden hier auch die zum Theil in wüstem, verödetem Zustande sich befindenden Versammlungszimmer des ehemaligen Reichstages betrachtet, von denen der große Saal eine Zeit lang zum Lazareth und zum Exercier-Platz fremder Krieger gedient hatte, in einem der kleinern Zimmer aber noch jezt (1817) Lotterie-Loose gezogen und die Glücksräder, auf dem mit grünem Tuch belegten ehemali-

(9) Graf von Görtz, eigentlich Graf von Schlitz, genannt Görtz, geboren am 5ten April 1737 in der Hessischen Herrschaft Schlitz, ist am 7ten August 1821 zu Regensburg, 84 Jahre alt, gestorben.

gen, Sessionstisch stehend, aufbewahrt wurden. Wohlthuender waren Spaziergänge in den von Dalberg geschaffenen freundlichen Umgebungen der alten Stadt, deren Wälle abgetragen und in Gärten und öffentliche Anlagen verwandelt worden. Aus einem dieser Gärten, am nordwestlichen Ende der Stadt, gab ein Blick auf die tosend eilende Donau, von einer alten Bastey hinab, einen noch lange bleibenden Eindruck.

Zwischen Regensburg und München ward noch, obgleich die Entfernung nur Eine gute Tagereise beträgt, ein Anhalt zu Landshut gemacht, wohin der Weg zum Theil über die für die Oesterreichischen Heere im Jahr 1809 so unglücklichen Schlachtfelder, unter andern auch durch das Dorf Eggmühl führt, und fast immer in der Nähe merkwürdiger Punkte hinläuft. Nachmittag und Abend wurden hier in Gesellschaft einiger treflichen mit Jacobi befreundeten Männer, Hofrath Köppen, Professor Johann Michael Sailer, jezt Bischof, und Professor Siebenkees sehr angenehm, gleichsam wie in einer Vorhalle von München, zugebracht. Am folgenden Tage ward die Wanderung zu der schönen Königsstadt fortgesezt, wo die Reisenden, nach schneller Fahrt über Mosburg und Freysing, schon bey guter Zeit ankamen, nachdem, etwa drey Stunden vor München, die Tyroler Alpen mit ihren zackigen, weißen Gipfeln in täuschender Nähe, — Anzeichen bevorstehenden Regenwetters, — ihren staunenden Blicken erschienen waren.

Der vierzehntägige Aufenthalt zu München in der geräumigen, an das anmuthige Pempelfort erinnernden,

freundlichen Wohnung des alten, geliebten Freundes, ganz im Familien-Kreise, und bey aller nur wünschbaren Pflege und Aufmerksamkeit, war für Dohm überaus reich an lieblichen Eindrücken und Anregungen. Bey Jacobi pflegte fast jeden Abend ein geselliger Kreis von gebildeten, geistreichen, oder sonst ausgezeichneten, begabten Personen sich zusammen zu finden. In einem großen, hellen Saal, der zugleich den auserlesensten Theil der Bibliothek enthielt, und die Aussicht in den Garten gewährte, ging man auf und ab, oder sezte sich um einen runden Tisch; gewöhnlich war die Gesellschaft in lebhaftem Gespräch begriffen, welches der ehrwürdige Greis, noch wie sonst aufregend zu geistvollem Scherz und Ernst, mit sehr feinem Takt zu leiten verstand, so wie die jüngern, lebhaften Schwestern mit sinniger Gewandtheit überall Heiterkeit zu verbreiten wußten. — Diese Berührungen, und die anziehende Nähe von litterarischen Schätzen und Sammlungen der mannichfaltigsten Art, an denen München so überaus reich ist, gewährten Dohm einen seltenen, jedoch fast übergroßen, zu sehr anstrengenden Genuß; denn zuweilen konnte er sich des wehmüthigen Gefühls von unzureichender Kraft für leichte und heitere Bemächtigung einer solchen Fülle von herausforderndn Eindrücken nicht erwehren. Jacobi, von dem zerstreuenden und aufreibenden Gewirre des öffentlichen Lebens nie so berührt und bedrängt als Dohm, auch in sich selbst mehr abgeschlossen bey aller ihn auszeichnenden Empfänglichkeit für Großes und Ungemeines jeder Art, hatte in diesem Betracht noch Manches vor dem einige Jahre jüngern Freunde voraus; aber schön war bey beiden die gegenseitige liebevolle Anerkennung der eigenthümlichen Talente, und der in verschiedener Richtung ernstlichen und

eifrigen Bemühungen für Beförderung des Bessern in der Erkenntniß und im Handeln. In ihrem innersten Wesen waren die beiden ehrwürdigen Männer sich mehr befreundet, als auf den ersten Anblick der Fall zu seyn schien; nie hat ein auch nur kurzes Mißverständniß, oder gar ein Zwiespalt unter ihnen statt gefunden, und doch kannten beide ihre kleinen Eigenheiten recht gut, was vielleicht stets zur Herbeiführung jener schönen Erscheinung nöthig ist, wie der Schatten zur rechten Beleuchtung in einem Gemählde. — Von ältern Bekannten fand Dohm zu München noch den berühmten Anatom Sömmering, und den General-Sekretair der Akademie der Wissenschaften von Schlichtegroll. Von den mit Jacobi näher verbundenen Männern gewann er vorzüglich den Hausfreund, Ministerial-Rath Roth, lieb, Jacobi's Biograph und Herausgeber der lezten Theile seiner Werke, so wie außer diesem noch den Consistorial-Rath Niethammer und den Geschichtforscher Hofrath Breyer; überhaupt aber freute er sich des regen Lebens in Bayern und der Hoffnungen, die für die Zukunft dieses in der Geschichte Deutschlands stets merkwürdig gewesenen Landes sich fassen lassen.

Der Reichthum der vielen zu München befindlichen Sammlungen, und die würdigen, meistens prächtigen Aufbewahrungsorte derselben, insbesondere der fast 400,000 Bände enthaltenden Bibliothek, so wie fast aller in den Akademie-Gebäuden befindlichen Schätze, auch der Gemählde-Gallerie und des Antiken-Saals in und bey dem Königlichen Schlosse, sezten ihn in Verwunderung; die nach Beschreibungen und andern Nachrichten gehegten Erwartungen wurden weit übertroffen. Um nicht von der

Menge des Sehenswürdigen hin und hergelockt und wol gar beunruhigt zu werden, war Beschränkung nöthig; um so mehr, da dies Alles nur ein Nebenzweck der Reise war. Indeß gab Dohm doch die früher beabsichtigte Fahrt über die Alpen bis Verona, auf der über Inspruck und den Brenner führenden Straße, auf, und um so leichter, da dieses Weges kundige Männer versicherten, daß die Beschwerden dabey für ihn größer seyn würden als der Genuß.

Die jüngern Reisegefährten, zu denen jezt auch Dohm's Sohn gehörte, der von Mainz nach München gekommen war, entschädigten sich dafür durch einen kurzen Ausflug nach Salzburg, wohin sie, von einer der Jacobischen Schwestern begleitet; den ungewöhnlichern aber höchst interessanten Weg über die Bayerschen Salzwerke Rosenheim und Traunstein wählten, an dem großen Chiemsee vorbey, dann über Inzell und Reichenhall längs der merkwürdigen Sohle-Leitung, und ferner über Berchtolsgaden und Hallein. An den beiden lezten Orten wurde etwas verweilt, um wenigstens das Merkwürdigste der eigenthümlich schönen Umgegend zu sehen. So wurde von Berchtolsgaden aus, unter Leitung eines dortigen Freundes, des Salinen-Direktors von Schenk, Sohn des mehrmals erwähnten verdienstvollen Schenk's, eine Fahrt auf dem überaus romantischen Königs- oder Bartholomäus-See gemacht, der umschlossen von Bergen, die über 7000, ja über 9000 Fuß Höhe und schon ewige Schneefelder haben, den Anblick einer ächt schweizerischen Gegend gewährt, in welcher auch Alpenweiden mit Sennerhütten und Wasserfälle von 120 bis 500 Fuß Höhe nicht fehlen. Ueberhaupt ist das ehemalige Bisthum Berchtols-

gaben eine Schweiz im Kleinen, und pflegt auch so genannt zu werden. — Von Hallein aus wurde der im Jahr 1809, bey dem Aufstande der Tiroler, oft genannte Lueg-Paß an der Salza, und die schauerlich-schöne Gegend besucht, die unter dem Namen der „Oefen“ bekannt ist, wo nämlich über dem wild brausenden Strom zusammengestürzte, gegeneinander geklemmte Felsenmassen, in einer Höhe von 40 bis 50 Fuß, eine gewölbte Decke bilden, von welcher man, gefahrlos auf ihr wandelnd, in die schäumenden Wogen hinabblickt, zwischen Umgebungen, die der furchtbaren Veranlassung zu jenem Ereigniß angemessen sind. — In Salzburg selbst, welches, in einer überaus reizenden Gegend gelegen, durch seine meistens platten Dächer, so wie durch Milde des Klima's und die ringsum auffallend üppige Vegetation, schon Italien anzugehören scheint, wurden zwey Tage zugebracht; — eine zu kurze Zeit freilich, um zu allem Sehenswürdigen dieser von Alters her merkwürdigen Gegend, des Juvavium's der Römer, gelangen zu können. Doch betrachteten die Reisenden die vor Kurzem ohnweit Salzburg, in den Loigen- oder Walser-Feldern, aufgefundenen, wohlerhaltenen Mosaik-Fußboden-Reste einer Römischen Villa, die damals noch alle an Ort und Stelle waren; denn das kostbarste Stück derselben, den Mythos von Ariadne und Theseus nebst dem Labyrinth darstellend, ist seitdem nach Schönbrunn bey Wien abgeführt worden (10). Noch wurden

(10) Nach einer im Kunstblatt des Morgenblatt's von 1821 Nr. 105 enthaltenen Nachricht ist es dem Direktor des K. K. Antiken- und Kunst-Kabinets zu Wien,

auch, andrer genußvollen Beschauungen in Salzburg selbst nicht zu gedenken, die Roseneggersche Sammlung Römischer Alterthümer in einem Garten bey Salzburg, und der Fürstlich Schwarzenbergsche Park zu Aigen besucht.

Zu München fanden die frischen Mittheilungen der Reisenden von allen gehabten Eindrücken und gesehenen Herrlichkeiten, für deren hier gegebne kurze Andeutung wir auch von unsern Lesern gewiß Verzeihung hoffen dürfen, vielen Beifall; aber es mußten nun, bey dem nahen Ablauf der für den hiesigen Aufenthalt bestimmten Zeit, Entschlüsse für die weitere Richtung des Weges gefaßt werden. Dohm wünschte, da er Italien nicht begrüßen können, doch einen Blick in die Schweiz zu thun, und Schaafhausen schien dazu der bequemste Punkt, wo dann zugleich auch dem Professor Georg Müller dasjenige, was über den berühmten Bruder in den Denkwürdigkeiten gesagt werden sollte, im Entwurf, zur prüfenden Beurtheilung, mitgetheilt werden konnte. So ward denn Schaafhausen zum nächsten Reiseziel und kurzen Ruhepunkt ausersehen. — Nach einem Abschiede, der mit sehr ergreifenden, lange noch nachbebenden Gefühlen verbunden war, um so mehr, da zulezt noch von den wichtigsten Angelegenheiten beim Auf- und Abwandeln im Garten geredet worden und auf Wiedersehen in diesem Leben nicht zu hoffen stand, verließ Dohm nebst seinen Begleitern, Gästen ähnlich, die von einem reichen Mahl gesättigt zwar jedoch mit manchem

Herrn Steinbüchel, gelungen, dieses wirklich prachtvolle Kunstwerk unversehrt aufzunehmen und glücklich nach Schönbrunn zu bringen.

noch unbefriedigten Verlangen aufstehen, München am 16ten August Nachmittags, um zunächst nach Augsburg zu gehen.

Hier wurde, während eines etwa dreyßigstündigen Aufenthalts, von den Merkwürdigkeiten der reichen und schönen Handelsstadt, unter einsichtvoller freundlicher Führung, so viel als nur möglich, betrachtet, und es war dessen, von der Gemähldesammlung auf dem Rathhause an bis zu den Wasserwerken hinab, in der That nicht wenig. Ergötzlich ward bey Besichtigung der ziemlich ansehnlichen Stadt-Bibliothek, die jezt dem Gymnasium übergeben ist, vernommen, wie unter dem Reichsstädtischen Regiment ein starker Widerspruch der katholischen Rathsherren gegen den Ankauf der Prachtausgabe von Wieland's Werken endlich durch die Bemerkung beschwichtiget worden, „daß „Augsburg unmöglich hinter Biberach, Memmin„gen, Isny und andern kleinen Städten in Anschaffung „der Schriften des berühmten Landsmannes zurückbleiben „könne." — Ein lehrreiches Beispiel im Kleinen, wie verschieden oft die wirklichen Beweggründe von den anscheinenden und allgemein angenommenen, oder auch lügenhaft vorgegebnen, sind.

Der nähere Weg von Augsburg nach Schaafhausen geht über das Städtchen Mindelheim, einst ein Besitz des als Krieger und Unterhändler berühmten Englischen Feldherrn Marlborough, des Wellington seiner Zeit, in ganz westlicher Richtung auf Mörsburg am Bodensee. Um aber den Bergen und den abwechselnden Thalgegenden näher zu bleiben, auch um den Bodensee und das

ihn umgebende reizvolle Thurgau in seiner ganzen Ausdehnung bereisen und betrachten zu können, wurde von Mindelheim ab die südwestliche Richtung auf Lindau genommen. Diese Stadt, auf einer kleinen Insel im Bodensee, fast am süd-östlichen Ende desselben gelegen, ist die äußerste Bayersche Besitzung auf dieser Seite, und eine ziemlich wichtige, denn die Ausfuhr alles Bayerschen Salzes, das nach der Schweiz geht, geschieht über Lindau; auch führt von hier eine Handelsstraße nach Italien über Bregenz, Fussach, Chur, die freilich in der neuern Zeit sehr versperrt worden. — Die nach Lindau über einen Arm des See's führende Brücke war damals durch eine furchtbare Ueberschwemmung, die größte seit 1566, zerstört, und eine in Eil nur für Fußgänger und leichtes Fuhrwerk erbaute Nothbrücke wurde mit dem schweren Wagen nicht ohne Aengstlichkeit befahren. Der Wasserstand war jezt (am 20sten August) noch sechs Fuß über dem gewöhnlichen; — eine gute Aussicht für die zu schauende Größe des Rheinfalls. Dohm's Wunsch, den Weg nach Constanz zu Schiffe zu machen, mußte, der möglichen Gefährlichkeiten wegen bey oft plötzlich entstehendem Sturm, und um alle Zögerung zu vermeiden, aufgegeben werden; dagegen verwendete man einige Stunden sehr angenehm zu einer Wasserfahrt rund um Lindau und nach Bregenz hinwärts, gegen die Mündung der Ach, eines Flusses, der dem Rhein an Größe nicht viel nachsteht, und sich, wie jener, dessen Einfluß von Lindau aus mit bewaffnetem Auge sehr wohl zu sehen ist, in dem See spurlos verliert. Denn die Sage, daß der Lauf des Rheins im Bodensee bis zum Ausfluß wahrzunehmen sey, ist ungegründet. — Wie anziehend übrigens die Gegend am Bodensee ist, mag schon

daraus abgenommen werden, daß die vier größten Staaten des südlichen Deutschlands, bey den verschiedenen Theilungen und Umwandlungen, ihre Besitzungen, ausgestreckten Armen ähnlich, bis zu diesem Deutschen Binnenmeer ausgedehnt haben, denn in einer Zeit von 4 bis 5 Stunden kann man hier die an den See stoßenden Gebiete von Oesterreich, Bayern, Würtemberg und Baden bereisen.

Auf dem Wege von Lindau nach Mörsburg, an der östlichen oder Deutschen Seite des See's, erinnerte sich Dohm sehr lebhaft seiner vor 26 Jahren an der westlichen Seite desselben gemachten Reise, und erzählte seinen Begleitern in der Gegend von Buchhorn (jezt auch Friedrichshafen genannt), dem Schweizer-Flecken Rorschach gegenüber, daß er damals (1791) in dem lezten Orte für den fliehenden Ludwig XVI gehalten sey, wie er hinterher erfahren, und sich daraus die ihm abgeforderte königliche Bezahlung erklärt habe. — Von Mörsburg, dem Sitze des Bischofs von Constanz, damals des zum Nachfolger Dalberg's erwählten, aber bekanntlich vom Pabst nicht bestätigten, edlen Bisthumsverweser von Wessenberg, wurde die Reise nach Canstanz, am Westufer des See's, in einem Schiffe fortgesezt. Die Fahrt ging ziemlich nahe der Insel Mainau vorbey, und der Hinblick auf einige hohe Vorberge der Alpen, so wie, den See aufwärts, nach dem fast 14 Stunden entfernten Lindau, war mit einem Genuß verbunden, den keine Beschreibung, nur das eigne Schauen gewähren kann. — Als am folgenden Morgen zu Constanz der in dem sogenannten Kaufhause befindliche Saal, in welchem das berüchtigte Concilium im Jahr 1417 gehalten worden, und noch son-

stige Merkwürdigkeiten gesehen waren, ward die Reise nach Schaafhausen über Zell und Singen, unter der zerstörten Veste Hohentwyl hin, fortgesezt, und dieser neue Ruhepunkt mit einbrechender Nacht, bey stürmischer, regnichter Witterung erreicht.

Dohm, zum dritten Mal zu Schaafhausen anwesend, wünschte die Zeit mehr im geselligen Verkehr mit dem Professor Müller, als mit Umherfahren und mühsamen Wanderungen hinzubringen; jedoch wurde gemeinsam der Rheinfall besucht, und die etwas hoch gelegene Sommerwohnung, hier Villa genannt, eines Herrn von Manbach, Freundes von Dohm's Schwiegersohn, welche bey heiterm Wetter den Anblick einiger der höchsten Alpenhörner, als Jungfrau, Schreckhorn u. s. w., auch ewiger Schneefelder gewährt. Jezt aber bedeckte schwarzes Gewölk diese Herrlichkeiten, die in der Abendbeleuchtung geschaut werden sollten; der Rheinfall dagegen war Nachmittags bey einigen Sonnenblicken, und bey dem ungewöhnlich hohen Wasserstande, in seiner ganzen majestätischen Größe gesehen, oder vielmehr angestaunt worden. — Für Dohm waren die öftern Unterhaltungen mit Müller, der in der obern Hälfte des Gesichts mit seinem berühmteren Bruder auffallende Aehnlichkeit hatte, ungemein erheiternd. Die kurze Schilderung des leztern, von Dohm nach der Wahrheit und seiner innigsten Ueberzeugung entworfen, (Denkwürdigkeiten Theil V. S. 26=35) fand die völligste Billigung des, nun auch schon verstorbenen, verständigen Bruders, der zuweilen, wie aus mehrern Briefen des ältern Bruders an ihn leicht abzunehmen ist, mit der oft gar zu großen Beweglichkeit desselben in Furcht und Hoffnung,

und mit den danach gefaßten Ansichten nicht zufrieden gewesen. Er theilte noch Manches mit über die lezten Tage des geliebten Johannes, und über dessen Nachlaß an Büchern und handschriftlichen Papieren, besonders an Auszügen aus einer Menge von bedeutenden historischen Schriftstellern. Man hatte zu Kassel die Idee gehabt, Alles dem Kaiser Napoleon gegen zu übernehmende Bezahlung der Schulden anzubieten; aber Müller verweigerte die Einwilligung. Die Bücher sind nun bekanntlich von dem Canton Schaafhausen erkauft, und in einem besondern Zimmer der Stadt-Bibliothek aufgestellt. Die Auszüge aus mehr als 2000 Quellenschriften sind sehr unleserlich mit vielen Abkürzungen, fast hieroglyphisch, geschrieben, und darin von denjenigen Büchern, die der Verstorbene selbst besaß, nicht die Titel und Ausgaben, sondern nur Nummer und Buchstabe angegeben, mit denen sie, des leichtern Auffindens wegen, in der eignen Bibliothek bezeichnet waren. Professor Müller war eben beschäftiget, einen Schwestersohn Namens Meyer im Entziffern der Handschriften zu unterrichten, äußerte jedoch selbst, daß nicht Vieles sich eignen dürfte, um mit Nutzen durch den Druck bekannt gemacht zu werden. — Noch theilte Müller manches Interessante über Frau von Krüdener mit, die damals an den Gränzen umherziehend so viel Aufsehn machte, und mit welcher er selbst vor Kurzem eine Unterredung gehabt hatte. Er suchte Dohm die Meinung zu benehmen, daß absichtliche Täuschung, oder doch ein etwas fanatischer Eifer den frommen Bemühungen zum Grunde liege. „Die Frau „rede — sagte Müller — über moralische und religiöse „Gegenstände ziemlich ruhig, und mit einer aus dem In„nern kommenden Wärme; es sey ihr Ernst, zur Beförde-

„rung und Ausbreitung eines reinern Sinnes und Wan„dels beyzutragen, doch sey nicht zu läugnen, daß auch „schwärmerische Ideen zum Vorschein kämen, und daß „überhaupt ein Mißverhältniß zwischen dem Willen und „der Kraft vorhanden sey, welches alle bleibende, gedeih„liche Wirkung ihrer Bemühungen hindere." — Dohm, mehr mit der Welt und den Menschen bekannt, als der gute Müller, glaubte zur Erklärung des auffallenden Strebens und Treibens der Frau von Krüdener auch noch andre Gründe mit zu Hülfe nehmen zu müssen; indeß war es ihm doch lieb, die Meinung eines denkenden und vorurtheilsfreyen Mannes vernommen, und dadurch zugleich manches Gute von der ihm schon aus frühern Zeiten bekannten Dame erfahren zu haben. Im Allgemeinen war er allem frömmelnden Wesen, weil es so leicht verweichlicht, auch enge und einseitig macht, abhold, und jede Art von Ausstellung des Höhern und Heiligen, alles Prunken und Groß- oder gar Schönthun damit, war ihm durchaus zuwider.

Den weitern Weg von Schaafhausen über Stuttgard, Heidelberg, Mannheim und in der schönen Bergstraße über Darmstadt bis Frankfurt hatte Dohm früher, dem allergrößten Theil nach, schon mehrere Male gemacht. Nur die Gegend um Hechingen, Residenzstadt einer Linie des Hohenzollerschen Fürstenhauses, war ihm unbekannt, und der Anblick der in der Nähe belegenen alten Burg Hohenzollern — das gemeinsame Stammhaus des in der Preußischen Regenten-Familie und in zwey Fürstlichen Häusern noch blühenden edlen Herrscher-Geschlechts — regte ihn zu manchen angenehmen Betrach-

tungen auf. Unterrichtete Personen versicherten, daß die Ueberbleibsel des alten Schlosses, die damals von einigen Invaliden bewohnt und bewacht wurden, und für deren längere würdige Erhaltung später ganz besonders gesorgt worden, noch in ziemlich gutem Zustande sich befänden.

In Stuttgard wurde ein zweitägiger Aufenthalt durch die Freundschaft und sorgsame Aufmerksamkeit des dortigen Preußischen Gesandten Herrn von Küster, Dohm's schon früher erwähnten Zöglings, mit allen nur möglichen Annehmlichkeiten erfüllt. Es war demselben eine besondere Freude, seinen väterlichen Freund jezt in solchen Verhältnissen bey sich zu sehen, und für Dohm gehörte es zu den angenehmsten Begegnissen dieser Reise, — wie sogleich hier zu erwähnen am schicklichsten seyn wird — die beiden jungen Männer, die von ihm in die diplomatische Laufbahn eingeführt und darin geblieben sind, jezt in angesehenen Posten zu finden; denn etwa zehn Tage darauf traf er zu Frankfurt auch mit dem gleichfalls schon mehrmals erwähnten Herrn Himly zusammen, der jezt Preußischer Geheimer Legations-Rath und Minister-Resident bey jener freyen Stadt ist. Von Beiden erhielt er wohlthuende Beweise treuer Anhänglichkeit, so wie jenes höhern und besten Danks, der durch aufrichtige Anerkennung und Nacheiferung sich kund giebt. — Ungemein erfreulich war zu Stuttgard noch die nähere Bekanntschaft mit dem trefflichen, auch als Mensch in jedem Betracht ausgezeichneten Künstler Hofrath Dannecker, die mitten unter seinen Kunstwerken gemacht wurde, von denen die colossale Marmorbüste des unsterblichen Schiller's, eines Jugendfreundes von Dannecker, und das Modell zu einem mit

aufgehobener Hand segnenden Christus vorzüglich anziehend waren. Auch der Ueberblick, den die Besteigung des merkwürdigen rothen Berges am rechten Neckarufer über einen weiten Umkreis gewährte, trug zu den lieblichen Eindrücken des Stuttgardter Aufenthalts bey, der übrigens auch von dem Getreibe des diplomatischen Lebens wieder Einiges wahrnehmen ließ.

Daß die zu Heidelberg und Mannheim verlebten Tage sehr angenehm verflossen, dort im Verkehr mit einigen ausgezeichneten Gelehrten, von denen wir nur Paulus, Schwarz und den jüngern Voß (der Vater war abwesend) nennen, hier mit dem schon früher als Dohm's Freund erwähnten Herrn von Drais (Abschnitt VII. S. 328) darf wol nicht erst gesagt werden. Zu Heidelberg blieben auch insbesondere diejenigen litterarischen Schätze nicht ungesehen, die vor Kurzem erst aus Rom, unter Begünstigung und durch geschickte Benutzung der Zeitumstände, wieder herbeigeschaft waren, jedoch nicht so vollständig, als man gewünscht hatte.

Alle diese in mannichfacher Art erfreulichen Berührungen und Aufregungen waren jedoch für Dohm, weil sie schnell auf einander folgten, mit einiger Anstrengung verbunden. Er fühlte sich angegriffen; Sammlung und Stärkung zu neuem bevorstehenden Genuß schien rathsam; und so wurde denn in dem Städtchen Heppenheim an der Bergstraße ein ganz eigentlicher Erholungs-Aufenthalt von zwey Tagen gemacht, der zugleich sehr angenehme Erinnerungen in Dohm erweckte. „Du wirst Dich dieses Orts — schrieb er von hier aus an seine Gattin — „noch erin-

„nern.“ Er liegt in der freundlichsten Gegend der Berg„straße, wo wir auf unsrer schönen Schweizerreise auch „einen Tag verweilten, aus keinem andern Grunde, als „weil dieser stille Winkel uns so passend zum Ausruhen „schien. Aus eben der Ursach haben wir auch jezt hier „wieder angehalten. Die Kinder sind ausgegangen und „besteigen einen hohen Berg (den Mellibokus); ich aber bin „zu Hause geblieben, und befinde mich in dieser stillen Ru„he und im ungestörten Denken so unendlich glücklich, als „ich kaum an einem andern Orte war. Nicht das mindeste „Geräusch ist in dem abgesonderten Hause, in welchem „wir wohnen, — es ist eine wahre Pustkebische Stille — „und ich fühle mich so heiter, als ich es je ohne Dich seyn „kann.“ — Wirklich waren diese zugleich von der herrlichsten Witterung begünstigten Ruhetage, an denen Morgens die jüngern Reisegefährten weitere Ausflüge unternahmen, und Abends gemeinsame Spaziergänge gemacht, auch die Tagebücher völlig in Ordnung gebracht wurden, in ganz eigenthümlicher Art erheiternd und stärkend. Dohm bestieg sogar selbst noch die auf einem der Vorberge des Odenwaldes belegene nahe Ruine Starkenburg, von welcher der Lauf des Rheins in einer ziemlich weiten Strecke zu übersehen ist, und auch die in dessen Flußthal liegenden Städte Speyer, Mannheim und Worms mit dem hinter der leztern, am westlichen Horizont, sich erhebenden Donnersberge deutlich erblickt werden.

In dem gewirrvollen, jezt zugleich mit Meß-Geräusch erfüllten Frankfurt wurden nun einige für Dohm ungemein reiche, aber auch wieder etwas anstrengende Tage zugebracht. Zu den nähern dort sich aufhaltenden Freunden

und Bekannten gehörten der bereits erwähnte Geheime Legationsrath Himly, die Bundestags-Gesandten von Martens und Smidt, jener für Hannover, jezt auch schon gestorben, dieser für Bremen, und der Preußische Geheimerath, ehemalige Banquier Willemer, in deren Gesellschaft die Zeit, ergözlich und zugleich lehrreich, nur zu schnell verfloß. Ein zufälliges, und überaus erfreuliches Zusammentreffen hatte hier mit dem Preußischen Staats-Minister Freyherrn von Humboldt statt, den Dohm seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, so wie auch mit dem von Erlangen her ihm bekannten, vor Kurzem in Preußische Dienste getretenen Geheimen Legationsrath Klüber. Beide ausgezeichnete Männer machten sehr interessante Mittheilungen, durch die sich jedoch aufs neue bestätigte, daß dem allergrößten Theil des jezt lebenden Geschlechts die eigentlichen Triebfedern und Beweggründe von manchen wichtigen Ereignissen, hinsichtlich dessen sowohl was geschieht, als was unterbleibt, nicht bekannt werden, indem gerade die am besten unterrichteten Personen zu schriftlicher und öffentlicher Mittheilung nicht Zeit, nicht Lust, oder auch die sonst nöthige Vergünstigung nicht haben. — Um von dem Verfahren und der Wirksamkeit der Bundesversammlung eine richtige Vorstellung zu erlangen, war für Dohm zwar eine unmittelbare Kenntnißnahme nicht gerade erforderlich; indeß diente das eigne Schauen doch zur Befestigung in der schon gefaßten Ansicht, und in den Wünschen für das gemeinsame Vaterland.

Von Frankfurt ab ward die Reise, nach kurzem Anhalt zu Mainz bey dem schon erwähnten ältesten Sohn des Freundes Jacobi (Abschnitt V. am Ende), ganz dem ent-

worfenen Plane gemäß, durch das herrliche Rheingau zu Lande bis Rüdesheim, und dann zu Wasser bis Cöln fortgesezt. So oft auch Dohm diesen mahlerisch schönen, fast ununterbrochen zum Anschauen und zu Betrachtungen auffordernden Weg schon gemacht hatte, so ergözten ihn doch die unendlichen, reizvollen Abwechslungen jezt in ganz eigner Art, denn noch nie hatte er ihn abwärts auf dem Strom selbst, und mit so jugendlich frohen Theilnehmern gemacht, auch noch nie in solcher Muße und mit so völliger Ungebundenheit. Vergebens würden wir es versuchen, denen, die jene Gegenden noch nicht selbst sahen, den Genuß zu schildern, den sie bey heiterm Wetter dem gebildeten, gefühlvollen Wanderer gewähren, geschweige denn, wie sie jezt den Vater und Großvater Dohm erheiterten, bey dem eine Menge der bedeutendsten Erinnerungen aus dem frühern Leben gerade hier aufgeregt wurde.

In dem alten Cöln selbst, wo Dohm, eine Durchreise im Jahr 1807 ungerechnet, seit einigen zwanzig Jahren nicht wieder gewesen war, hatte sich durch die Verwandlungen, die von einer wechselvollen Zeit herbeigeführt worden, gar Vieles verändert; doch schienen ihm Sinn und Charakter der eigentlichen Cölner, troz der Verschiedenheit in manchen Aeußerlichkeiten, noch ziemlich die alten geblieben zu seyn. Eine sehr angenehme neue Erscheinung war ihm die ansehnliche Sammlung von Kunst- und Alterthums-Sachen, die der Professor und Canonikus Wallraff mit beharrlichem Eifer zusammengebracht hat, und die gerade jezt, wegen kurz vorher statt gefundener Anwesenheit des Königs und des Kronprinzen, bequemer beschauet werden konnte. Besonders interessant aber war die durch

jene gefeierte Anwesenheit veranlaßte Aufstellung der vorzüglichsten aus ganz Cöln zusammengebrachten Gemählde der altdeutschen Schule in einem großen Saal, so daß man, da die Anordnung in historischer Folge sinnig gemacht worden, eine sehr klare Vorstellung von den allmähligen Fortschritten der Kunst gewinnen konnte. Einen solchen Reichthum hatte Dohm, während seines frühern dortigen Aufenthalts, nicht geahnet; er pries die Gunst des Zufalls, die ihn jezt gleichsam Versäumtes nachholen lasse, und bemerkte scherzend, daß er in dem alten düstern Cöln eine solche Aufklärung zu finden nicht erwartet habe. — Von Umgangsgenossen und nähern Bekannten aus der alten Zeit wurden nur noch wenige angetroffen; dagegen erfreute er sich herzlich des Wiedersehens mit dem edlen, nun auch schon gestorbenen, Grafen von Solms-Laubach, den er zu Rastadt kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, und der jezt als Preußischer Oberpräsident zu Cöln allgemein geachtet und geschäzt wurde. Außerdem fand Dohm in der obern Verwaltungsbehörde noch einige ihm theure Männer; mit manchen war er früher, zu Halberstadt und zu Heiligenstadt, schon in näherer Berührung gewesen, und so verfloß der fünftägige Aufenthalt, während welchem auch für den in Cöln zurückbleibenden Sohn mancherley Vorkehrungen zu treffen waren, in abwechselnden Beschäftigungen sehr schnell.

Zunächst wurden nun in Düsseldorf wieder sehr wohlthuende Erinnerungen aufgeregt durch einen Besuch in dem lieben Pempelfort, jezt von dem zweiten Sohne des ehemaligen Besitzers, dem Preußischen Geheimen Regierungsrath Jacobi, bewohnt, der mit dem ehrwürdigen

Bäd zu Eilsen ohnweit Bückeburg begleitet hatte, wurde er durch die Trauer über diesen Verlust fast mehr als recht war gebeugt; aber zugleich zeigte sich dabey nur zu deutlich, wie sehr die eigne Lebenskraft gebrochen und im unaufhaltbaren Abnehmen sey. Jedoch auch in diesem Zustande bewährte sich seine ungemeine Empfänglichkeit für Alles, was ihm groß, rühmlich und nützlich für das Leben und die Wissenschaft erschien, einige Male noch auf eine recht auffallende Weise. So erfüllte ihn z. B. die von dem Staatsminister Freyherrn von Stein unmittelbar erhaltene Benachrichtigung von dem großen Unternehmen einer Gesammtausgabe der Quellenschriftsteller für die ältere Deutsche Geschichte mit einer solchen Freude, daß er sich, in aufflammender Begeisterung für den ruhmwürdigen Gegenstand, zu Arbeiten erbot, die einen Gelehrten vom Fach und noch jugendlich rüstigen Mann Jahre lang zu beschäftigen geeignet waren. Von dem kundigen Verfasser der in der allgemeinen Litteratur-Zeitung enthaltenen Anzeige des Archiv's für ältere Deutsche Geschichtskunde (Jahrgang 1820. Nr. 256. S. 297 u. f.) ist darauf hingedeutet, indem er am Schlusse sagt: „Von den Mitgliedern ist der „verehrte von Dohm, der noch voll guten Willens, für „das Unternehmen thätig zu seyn, aufglühte, nun leider „auch schon dem Reiche der Lebenden entschwunden.“

Weniger zusagend war Dohm eine an ihn ergangene Aufforderung zur gänzlichen Umarbeitung seiner schon früher (Abschnitt IV) erwähnten Schrift: „über die bürgerliche „Verbesserung der Juden,“ wobey dann auf alle über diese Angelegenheit erschienenen nur zu zahlreichen Schriften hätte Rücksicht genommen werden müssen. Dieser Umstand

und die leidenschaftliche Heftigkeit, der man sich bey der Behandlung des Gegenstandes, besonders in der neuern Zeit, nicht selten hingegeben hatte, schreckten Dohm ab; aber dennoch lautete seine Ablehnung nur bedingt, und man mag auch hieraus abnehmen, wie lebendig seine Liebe zur Arbeit, wie groß sein Muth noch war. Sollte vielleicht Ueberschreitung des Maaßes in Planen und Hoffnungen, wie sie allerdings wol zuweilen statt fand, hierin erblickt werden, so wird man doch immer den zum Grunde liegenden Sinn ehren müssen. — Mit jener Aufforderung traf sonderbar zusammen, daß Dohm noch von einer ganz andern Seite her um thätige Mitwirkung für Verbesserung der äußern Verhältnisse der Juden dringend ersucht wurde. Der bekannte Engländer Levis Way nämlich, der seit dem Jahr 1813, mit einem fast bis zur Sonderbarkeit und zur Uebertreibung gehenden Eifer, der Juden sich sehr angenommen hat, bat ihn im Jahr 1818 von dem Congreßort Aachen her, wohin er sich zur Bethätigung jenes Eifers begeben hatte, um Mittheilung von Nachrichten über die Verhältnisse der Juden in Deutschland und Preußen, besonders über die zu Gunsten der Israeliten erlassenen Verordnungen und deren Wirkungen. Dohm ersahe aus der Abfassung des Schreibens, daß der wohlgesinnte Mann, bey allem unverkennbaren Eifer, der Sache nicht gewachsen sey, und zu Vieles auf Einmal umfassen wolle. Uebrigens stand die Ertheilung solcher ins Einzelne gehenden Nachrichten nicht in seinen Kräften, und völlig unmöglich war es, dieselben dem Herrn Way so schnell zukommen zu lassen, daß er davon, wie er in seinem am 16ten Oktober zu Aachen geschriebenen Briefe gewünscht hatte, zu einer am 30sten Oktober dort zu übergebenden Denkschrift

noch hätte Gebrauch machen können. Dohm antwortete jedoch auf die schmeichelhafte Zuschrift schleunigst, einige Hauptgrundsätze andeutend, deren Feststellung zu bewirken ihm vorzüglich wichtig schien, und ersuchte den menschenfreundlichen Engländer, ihm von dem Erfolge seiner Bemühungen demnächst einige Nachricht zukommen zu lassen. Dies geschah im Anfang des Jahrs 1819 von England aus in einem ausführlichen Schreiben, welches von dem Sekretair der Londoner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthum's unter den Juden, Herrn Treschow, in Deutscher Sprache, nach Way's Auftrage, abgefaßt war, und welchem der lezte selbst einige Zeilen in Französischer Sprache beigefügt hatte. Zugleich ward auch in Abschrift mitgetheilt, was in der Sitzung der berathschlagenden Minister der fünf großen Mächte am 21sten November über die von dem Herrn Way dem Kaiser Alexander überreichte Denkschrift im Protokoll bemerkt worden war. Hiernach beschränkte sich die den Anträgen des Herrn Way gewidmete Aufmerksamkeit auf die Aeußerung, daß man der Absicht und dem lobenswürdigen Ziele seiner Vorschläge im Allgemeinen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, ohne jedoch auf alle seine Ansichten näher einzugehen, und daß die Minister von Oesterreich und Preußen sich, in Betreff ihrer Monarchien, zur Ertheilung von Nachrichten und Aufklärungen über eine solche den Staatsmann und Menschenfreund zugleich interessirende Angelegenheit erboten (11). — Dohm konnte die großen Hoffnungen nicht

(11) Diese Stelle des Protokolls ist wörtlich folgende: „Messieurs les S. S. de Russie ont communiqué l'im-„primé ci-joint, relatif à une réforme dans la legisla-

theilen, zu denen Herr Way sich durch dieses Ergebniß seiner Bemühungen berechtigt hielt, und da überdem in dem Schreiben des Herrn Treschow Aeußerungen wie folgende: „Herr Way betrachtet Sie, wie er mir diesen „Morgen sagte, als einen zweiten Moses, der 40 Jahre „lang an der Wohlfahrt Israels gearbeitet hat, und sein „Wunsch und Gebet zum Herrn ist dieser, daß auch Sie „noch vor Ihrem Ende von einem Berge Pispa das mo„ralische Canaan erblicken mögen, in dem es zur Ruhe ge„bracht wird" — da solche Aeußerungen überhaupt keine sonderlichen Hoffnungen für fernere glücklichere Bestrebungen des Herrn Way bey ihm zu erregen vermogten, so brach er einen Briefwechsel ab, der zu nichts Ersprießlichem führen konnte, und wartete in Geduld, ob Herr Way sein Versprechen, ihn auf seiner nächsten Reise nach dem Continent aufzusuchen um mündlich über die große Angelegenheit mit ihm zu reden, erfüllen werde.

Wie groß Dohm's Neigung für ein Leben im Kreise der Seinen stets gewesen, ist bey manchen Veranlassungen schon bemerkt worden. Bey seinem Bedürfniß sich über

„tion civile et politique en ce qui concerne la nation „juive. La conférence sans entrer absolument dans „toutes les vues de l'auteur de cette pieçe, a rendu ju„stice à la tendance générale et au but louable de ses „propositions, M. M. les S. S. d'Autriche et de Prusse „se sont déclarés prêts à donner sur l'état de la question „dans les deux monarchies tous les éclaircissemens qui „pourraient servir à la solution d'un problême qui doit „également occuper l'homme d'état et l'ami de l'huma„nité."

Alles, was in ihm vorging, mitzutheilen, und Ansichten, Beobachtungen, Gedanken, die ihm selbst noch nicht ganz bestimmt und deutlich schienen, durch lebendige Besprechung zu läutern und auszuprägen, konnte nur mit den nächsten, vertrautesten Umgebungen eine leichte Verständigung statt finden, weil diesen, in Folge eines schönen, erfreulichen Zusammenlebens, Richtung und Sinn seiner Aeußerungen, selbst in den leisesten Andeutungen, bald erkennbar waren. So war Bedürfniß auch hier, wie es seyn soll, und genaue Beobachtung es überall in der Natur wahrnehmen läßt, ein würdiges Band, und wenn jenes leichte geistig-fördernde Verstehen überhaupt wichtig ist, so muß die Beförderung desselben durch ein Familien-Leben der rechten Art auch als ein großer Segen des leztern angesehen werden. Für Dohm wurden jezt die Erheiterungen des häuslichen Kreises auch noch durch Enkel vermehrt, von denen der älteste, lebhaft und früh schon wißbegierig, vorzüglich die Freude des Großvaters war. In Mußestunden zeigte er dem Kinde, es auf den Knien habend, oft Bilder und freute sich sehr, als der noch nicht dreyjährige Knabe die in den Memoires von Robert und Horatio Walpole befindlichen Abbildungen dieser und andrer Englischen Staatsmänner zu unterscheiden, und jedem Bilde den rechten Namen zu geben wußte.

War die gewöhnliche Ordnung des häuslichen Lebens nicht durch irgend Etwas gestört, so wurden die Abendstunden zur gemeinschaftlichen Lektüre deutscher klassischer Schriften, auch guter Uebersetzungen der Alten verwendet, — Französisch ward nur zuweilen gelesen —, und Dohm sahe es gern, wenn besuchende Freunde, besonders

jüngere, an dieser Unterhaltung Theil nahmen. Sehr lieb war ihm auch, wenn ein Freund von eignen Geistes-Arbeiten, noch ehe sie öffentlich erschienen waren, Mittheilung machte, so wie er selbst auch leicht bereit war, durch Vorlesen aus seinem Manuscript Stoff zur Unterhaltung zu geben.

Von rauschenden Vergnügungen, und selbst von zu lauter Fröhlichkeit, war Dohm kein Freund. Sinnlicher Genuß war bey ihm, wie es seyn soll, nur dienend und förderlich dem höhern geistigen. Auch Vermögen und äußeres Ansehen schäzte er vorzüglich nur in diesem Sinn. Beide waren ihm blos Mittel für höhere Zwecke, aber Mittel, deren sorgliche Beachtung im wirklichen Leben er für wichtig hielt, der nachtheiligen Folgen wegen, die ihre Vernachläßigung fast unausbleiblich mit sich führt. Gleichgültigkeit, oder gar verkehrte, wunderliche Ansichten über diese Gegenstände waren ihm zuwider, eben so sehr aber auch, und noch mehr, ein Sinn, der nur sie als das Ziel und den würdigen Preis aller Bestrebungen betrachtet. Dohm hatte in seinen vielfachen Lebensverhältnissen diesen Sinn, und zugleich das damit oft verbundene, leicht erklärliche Bestreben, dem wahren Verdienst von jenen Aeußerlichkeiten nur möglichst Weniges, ja, im Verhältniß zu der eignen meistens leichten Verdienstlichkeit, spöttisch Weniges zukommen zu lassen, häufig angetroffen, und er hielt ihn mit allen seinen Folgen für ein sehr großes Uebel, für die, oft verborgene, Quelle vieler schädlichen Ausflüsse.

Gegenseitiger, traulicher Austausch der eigensten Gedanken und Ansichten gehörte stets zu seinen liebsten Erhei-

terungen; er selbst hatte im vielbewegten Leben sein ernstliches Nachdenken auf eine Menge der wichtigsten Gegenstände gerichtet. Zwar kein Philosoph in der Schulbedeutung des Worts, war doch sein ganzes Sinnen und Trachten wahrhaft philosophisch, denn ihn belebte ein unvertilgbarer Glaube an das Höhere, und gern forschte er den, allen äußern Erscheinungen zum Grunde liegenden eigentlichen Ursachen nach. Folgerecht und unermüdlich in seinen Bemühungen für Beförderung des Bessern, leitete ihn dabey jedoch vorzüglich die Ueberzeugung, daß dies zweckmäßiger durch zeitgemäßes Wegräumen von hinderlichen und einzwängenden Schranken, als durch anmaaßliche, misliche Aufstellung und Durchführung allgemein gültiger Lehren und Vorschriften geschehen könne. Gegen Abgeschlossenheit und alleinige Weisheit hatte er einen innigen Widerwillen, und wenn er selbstsüchtigen Ursprung und Richtung dabey entdeckte, konnte er sich sehr abgewandt äußern. Im Uebrigen schloß er sich gern an; mußte er aber widersprechen, so geschahe es auf eine so sanfte Weise, mit so vielen Zugeständnissen und so bedingt, oder auch mit solchem treffenden Witz und einer so scherzhaften Wendung, daß fast nie unangenehme Gefühle erregt werden konnten. Von den in unsre Erzählung eingewebten brieflichen und mündlichen Aeußerungen Dohm's können manche zum Beweise dieser Eigenthümlichkeit dienen. Nur in den lezten Lebensjahren veranlaßte ihn sein reizbarer Zustand, wenn er etwa schielende, flache, gehaltlose Bemerkungen hören mußte, leicht zu Aeußerungen, die wehe thun konnten. So sagte er z. B. einem Manne, der in gutmüthiger Einfalt und großer Beschränktheit ihm einst, seine Hinfälligkeit bemerkend, den Rath ertheilte, „sich nun auszuruhen und — gar

„nicht mehr zu denken," rasch ins Gesicht, daß derjenige nie viel gedacht haben müsse, der einen solchen Rath geben könne.

Mit vertrauteren Freunden, vorzüglich wenn sichtliche Theilnahme dazu anregte, sprach er in dieser Zeit gern von überirrdischen Gegenständen. Durch die gewöhnlichen Ansichten nicht befriedigt, strebte er auch hier zum Erkennen, zum Wissen zu gelangen, und bemühte sich, die eigenste Ueberzeugung Andrer zu erforschen. Selbst in brieflichen Mittheilungen äußerte er sich zuweilen über solche Gegenstände, und über das Resultat seines ihnen gewidmeten Nachdenkens. So schrieb er unter andern im Herbst 1819 an eine Jugendfreundin, welcher er die Aussicht auf eine von ihr vorgeschlagene Zusammenkunft hatte benehmen müssen: „Ich lebe der Hoffnung, daß wir in einem bessern „Zustande uns wiederfinden, und dann nicht nochmals „getrennt werden. Dieser Gedanke, in welchem ich mich, „je mehr und je tiefer ich nachdenke, immer mehr befestige, „ist die Hauptquelle der Heiterkeit, mit welcher ich alle Leiden „dieses Lebens ertrage, und der Zukunft entgegenhoffe. „Ich wünsche, daß auch Sie, theure Freundin, durch denselben „erheitert werden, und daß keine Zweifel, die uns „in frühern Jahren zuweilen befielen, Sie jezt in beruhigenden „Ueberzeugungen mehr stören mögen." — Noch im März 1820 sprach er, in einer Unterredung mit dem ältesten seiner Freunde, dem früher schon erwähnten Kammer-Direktor Helwing in Detmold, der ihn zu Pustleben besuchte, seinen Glauben an Unsterblichkeit mit Zuversicht aus.

In diesem Frühjahre jedoch (1820) sanken die physischen und geistigen Kräfte des ehrwürdigen Greises nach und nach so tief, daß ihm selbst, wenn er bey besondern Veranlassungen seine Schwäche inne ward, das Leben als eine Last erschien. — Die großen, blauen Augen, die sonst so durchdringend und bedeutend blickten, hatten ihren Glanz verloren, die freundliche, heitere Miene, und der leicht hervortretende lächelnde Zug um den Mund, eigne Annäherung andeutend und zugleich ungemein anziehend, waren gänzlich verschwunden. Die ganze Gestalt des Körpers, der vordem von mehr als mittlerer Größe und von ziemlich stattlicher Haltung gewesen, war, wegen merklicher Krümmung des Rückens, zusammengesunken, und das Haupt der Brust zugeneigt. In allen Bewegungen und kleinen mechanischen Behendigkeiten, in denen Dohm übrigens nie eine besondere Gewandtheit gehabt hat, war die Unbehülflichkeit auf einen sehr hohen Grad gestiegen. Dieser Zustand war vorzüglich durch eine schon lange vorhanden gewesene Schlaflosigkeit herbeigeführt und beschleunigt, welche in der lezten Zeit das äußerste Ziel erreicht hatte, und mit einer Unruhe verbunden war, die den Leidenden des Nachts zu mehreren Malen, oft in Einer Stunde bis zehnmal, aus dem Bette trieb, und zum Auf- und Abwandeln nöthigte. — Die warme Witterung im May jenes Jahrs vermehrte noch, der gehegten Erwartung entgegen, die ohnedem schon große Hinfälligkeit; der geschickte Arzt hoffte jedoch das schwache Leben noch bis zum Herbst fristen zu können, obgleich schon einigemal bedenkliche Lähmungen, wahrscheinlich in Folge von schwachen Nervenschlägen, vorhanden gewesen waren. Der linke Schenkel hatte dadurch vorzüglich gelitten, das Gehen war beschwerlich. Am

25sten May fand ein stärkerer Schlagfluß statt; der vor einem Tische stehende Greis sank, indem er sich umdrehen wollte, nieder, und mußte ins Bett gebracht werden, in welchem er jedoch, der vorhin erwähnten Unruhe wegen, nur mit Mühe zu erhalten war. Die Zunge schien jezt mitbetroffen, denn die Sprache war etwas unverständlich, und die allgemeine Schwäche wurde noch durch ein ziemlich heftiges Nervenfieber vermehrt. Am dritten Tage nach jenem Zufall ward der Kranke ruhiger; er kannte jezt kaum noch die Seinigen, wenn sie zu ihm hinantraten, und nur zu der Gattin, als sie mit dem Blick der Liebe ihn fragte: „kennst Du mich noch?“ sagte er mit schwacher Stimme: „Du bist — meine liebe — gute“ — der Name entschwand ihm. Dies waren seine lezten verständlichen Worte. Am vierten Tage, den 29sten May Abends, entschlummerte er im 69sten Lebensjahre sanft, um zu höherer Ausbildung in ein besseres Daseyn überzugehen. — Die irrdischen Ueberreste mußten, der sehr warmen Witterung wegen, schon am 31sten May gegen Abend schleunigst in das in der Kirche zu Pustleben befindliche Erbbegräbniß gebracht werden, so daß ein feyerliches Leichenbegängniß nicht statt finden konnte.

Es sind von dem Verstorbenen mehrere Bildnisse vorhanden, meistens Oehlgemählde, aber, so viel uns bekannt ist, nur ein einziger Kupferstich, in dem 5ten Heft des „Recueil des Portraits des Ministres et Députés au Congrès de Rastadt (Basle et Darmstadt 1801).“ Keine einzige dieser Abbildungen ist aber ganz treu und die eigenthümliche Physionomie des Mannes genugsam ausdrückend, weshalb auch dieser Lebensbeschrei-

bung kein Kupferstich von ihm beigefügt ist. Indeß wird hoffentlich jeder aufmerksame Leser, auch ohne Versinnlichung der äußern Gestalt, sich jezt selbst sagen können: ob Dohm den merkwürdigen Männern seiner Zeit, und zugleich den guten und liebenswürdigen Menschen beigezählt zu werden verdiene.

Beilagen.

I. (zu S. 64.)

Bestallung für Dohm als Kriegsrath und Geheimer-Archivar.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König von Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Ertzkämmerer und Chur Fürst, Souverainer und Oberster Hertzog von Schlesien, Souverainer Printz von Oranien, Neufchatel und Valengin, wie auch der Grafschaft Glatz; in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Caßuben und Wenden, zu Mecklenburg und Croßen Hertzog; Burggraf zu Nürnberg; Fürst zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg, Ost Friesland und Meurs; Graf zu Hohenzollern, Ruppin, der Mark, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Schwerin, Lingen, Bühren und Leerdam; Herr zu Ravenstein, der Lande Rostock, Stargard, Lauenburg, Bütow, Arlay und Breda 2c. 2c. 2c. Thun kund und fügen hiemit zu wissen, nachdem Unser Haupt-Archiv zu Berlin, durch die von Uns geschehene Acquisitionen der Provinzen Schlesien, West Preußen und Ost Friesland ansehnlich vermehret worden, Wir daher gut und nöthig gefunden haben, noch einen Geheimen Archivarium bey gedachtem Unserm Geheimen Haupt-Archiv in Berlin anzustellen, und Uns dazu der bisher zu Cassel gestandene Professor.

Dohm, als ein fleißiger, gelehrter und dazu geschickter Mann angerühmt worden, er Uns auch schon persönlich bekannt ist; So haben Wir gedachten

Dohm zu Unserm Geheimen Archivario bey Unserm Haupt-Archiv zu Berlin mit dem Charakter Unseres Krieges Raths denominiret, bestellet und angenommen; Wir thun auch solches hiemit und in Kraft dieses, dergestalt und also, daß Uns und Unserm Königl. Hause gedl. ꝛc. Dohm allerunterthänigst getreu, gehorsam und gewärtig seyn, Unsern Nutzen und Bestes suchen und befördern, Schaden und Nachtheil dahingegen nach allen Kräften verhüten, warnen und abwenden, insonderheit aber in Unserm Geheimen Archiv sich täglich zu gehöriger Zeit einfinden, was darinn zu thun und zu verrichten vorfällt, mit gebührender Application und unverdroßenem Fleiße exequiren und werckstellig machen helfen, die zu seinem Departement gehörige Acta sorgfältig und mit aller ersinnlichen Exactitude registriren, beylegen und in guter Ordnung halten, wenn von Unseren Würcklichen Geheimen Räthen ein und andere Sachen abgefordert werden, solche gegen auszustellende Zettel jedesmal abfolgen lassen, und daß solche wiederum zum Archiv zurückkommen, und nicht verloren werden mögen Sorge tragen; was er von Unsern Staats-Geheimnissen und Affairen bey Gelegenheit dieser Bedienung hören, sehen und in Erfahrung bringen wird, niemanden ohne Unsern Befehl und Vorwissen offenbaren, sondern bis in seine Sterbegrube verschwiegen halten, sich dabey von den Rechten und Verfassungen Unseres Hauses und Staats eine genaue Kenntniß zu erwerben, und sich in den Stand zu setzen suche, daß er, wenn es erfordert wird, von den Acten gute Auszüge, auch Aufsätze in Staats- und andern Sachen machen, und dasjenige, was ihm von Unsern Würcklich Geheimen Räthen aufgetragen werden möchte, in der Geheimen Staats-Canzeley ausarbeiten, aufsetzen und expediren könne, auch im übrigen, in allen Stücken, sich dergestalt erweisen und betragen solle, wie es einem Königl. Krieges Rath, Geheimen Archivario und Secretario wohl anstehet, und seine Uns deshalb abzulegende Pflichte von ihm erfordern werden.

Dahingegen soll er nicht allein Unseren Krieges Räthen, Geheimen Archivariis und Secretariis zukommenden Prärogativen sich zu erfreuen, sondern auch eine jährliche Besoldung von Fünf Hundert Reichsthalern, welche ihm besonders angewiesen werden wird, zu genießen haben. Uhrkundlich unter Unserer Höchst Eigenhändigen Unterschrift

und beygedrucktem Königl. Insiegel. So geschehen und Gegeben Berlin den 28sten September 1779.

Friedrich.

(L. S.)

Bestallung
als Krieges Rath und Geheimer
Archivarius für den ꝛc. Dohm.

v. Finkenstein. v. Hertzberg.

II. (zu S. 91.)

Dohm's Erklärung über die Befugniß eines Censor's.

Da durch höchsten Befehl die Censur dieses Wochenblatts und sämmtlicher in Berlin gedruckten Schriften des Herrn Kriegsrath Kranz mir übertragen ist; so finde ich nöthig, dem Publikum hier ein Wort über die Befugniß eines Censors (eine oft sehr mißverstandene Sache) zu sagen. Nach den Gesetzen und unmittelbaren Vorschriften unsers auch hierin so großen und erhabenen Monarchen, soll die Censur der Freyheit zu denken, und das, was man denkt, öffentlich zu sagen, — diesem großen Rechte der Menschheit und wesentlichen Bedingung der Aufklärung und Glückseligkeit — nur den mindestmöglichsten Eintrag thun. Nur was auf eine oder die andere Art den Staat angreift; was andern Mächten Anlaß zu gegründeten Beschwerden geben kann; was wahre Tugend beleidigt, und das Laster entweder — falls es möglich wäre — geradezu vertheidigt, oder, welches schlimmer, die Einbildungskraft zu Begehung desselben reizt, was die allgemeine und vernünftige Religion angreift, oder die dem größern Theil der

Staatsbürger heiligste Wahrheiten nicht sowohl ernsthaft widerlegt, als dem Spott und Gelächter der Unwissenden überliefert, und dadurch den richtigsten und einzigen Grund der Moralität vieler erschüttert; was gute Sitten und den allgemein eingeführten Wohlstand verletzet; endlich, was die Ehre und den guten Namen eines dritten beleidigt: — nur dieses darf ein Censor in Friedrichs Staaten ausstreichen, alles übrige muß er unberührt lassen, es mag ihm nun übrigens wahr oder falsch, klug oder ungereimt, witzig oder abgeschmackt scheinen. Zu den natürlichen Rechten, welche die bürgerliche Gesellschaft nicht einschränkt, gehört auch dieses, daß Jeder befugt ist, seine Mitbürger nach seiner Weise zu unterhalten, oder ihnen Langeweile zu machen — so lange sie es erdulden wollen. Kein Censor darf in dieses kostbare Recht einen Eingrif thun.

Hieraus folgt aber, daß zwischen der Billigung eines Censors, als Censors, und der Billigung seines eigenen Verstandes, Herzens und Geschmacks oft ein sehr großer Unterschied seyn, und man eine nie nach der andern beurtheilen müsse. Nach seiner Privatmeynung kann eine Schrift ungereimt, niedrig und eben so schlecht gedacht als geschrieben seyn, aber, so lange sie gegen jene große Grundsätze nicht anstößt, darf er sein Imprimatur nicht versagen; und so kann auch der Fall eintreten, daß er als Censor verdammen muß, was nach seiner eigenen Meynung nicht unwahr ist. Es wäre gut, wenn das Publikum diesen wichtigen Unterschied zwischen Urtheil des Censors und des Privatmannes nie vergäße; und ich ersuche insonderheit alle darum, welchen gefallen sollte, meine Censur der Kranzischen Schriften wieder zu recensiren.

Christ. Wilhelm Dohm,

Kön. Kriegsrath und Geh. Archivarius.

III. (zu S. 160.)

Vorrede zu dem Entwurf einer verbesserten Constitution der Kaiserl. freyen Reichsstadt Aachen.

(Motto: Ubi ad optima emergere non possumus inter meliora subsistere fas est).

Die Aufträge der hier durch das Kaiserl. und Reichs-Kammergericht bestellten Kreis-Directorial-Commission waren dreyfach: Erstlich rechtliche Untersuchung der im Jahr 1786 ausgebrochenen Unruhen, welche zuletzt bis zu gewaltsamem Angrif des in Ausübung seiner Amtspflichten versammleten Raths gingen; Zweytens gleichmäßige Untersuchung der bürgerlichen Beschwerden über üble Verwaltung des städtischen Vermögens, welche das Volk in die Gährung brachten, wovon jene Unruhen letzte Folgen wurden; Drittens Untersuchung und Verbesserung der in die Verfassung dieser Reichsstadt eingeschlichenen Misbräuche, durch welche allein zu solchen Beschwerden und ihren traurigen Folgen der Anlaß gegeben werden können.

Jeder dieser Gegenstände war sehr wichtig, jeder derselben foderte eine mühvolle Untersuchung, viele Zeit und viele Kräfte. Ihre Anwendung war bey jedem nützlich und nothwendig, aber doch konnte sie bey den beyden ersten nur dann einen bleibend wohlthätigen Werth für dieses gemeine Wesen erhalten, wenn auch dem dritten ein möglichst vollkommenes Genüge geschah. Allerdings durfte die gewaltsame Erschütterung, welche das obrigkeitliche Ansehn, worauf Sicherheit und Freyheit jedes Bürgers beruhen, im Jahr 1786 erlitten, nicht ohne ernstliche Ahndung, Beschwerden, welche solche Ausschweifungen veranlassen können, durften nicht ohne richterliche Würdigung, und wenn sie gegründet befunden, nicht ohne verdiente Strafe bleiben. Aber so nothwendig dieses auch war, so wurde hiedurch allein doch der Stadt nicht gründlich geholfen. Die Urhe-

der der Unthaten des unglücklichen Johannis-Tages 1786, die gewissenlosen Verwalter des gemeinen Wohls konnten entdeckt und gerecht bestraft werden, aber doch wurde dadurch nicht gehindert, daß künftige Verwalter sich gleicher Vergehungen schuldig machten, und das Volk abermals in die traurige Alternative setzten, entweder ewig Unrecht zu dulden, oder Unrecht zu thun.

Unmöglich hätten je solche Klagen, als die bekannten 80 bürgerlichen Beschwerden enthalten, gegen die Verweser des gemeinen Wohls, sey es mit oder ohne Grund, entstehen, unmöglich hätte das Volk in einer Anwandlung von Verzweiflung zu einer tumultuarischen Selbsthülfe gereitzt werden können, wären in die Verfassung nicht Misbräuche, welche Jahre lang fortdaurende Malversationen wenigstens möglich machten, eingeschlichen, und hätte diese Verfassung schon in sich selbst die Kräfte und Mittel enthalten, um entweder durch klaren Beweiß der Unschuld der mit Unrecht, oder durch gerechte Bestrafung der mit Recht Angeklagten dem Volke die Befriedigung zu geben, die es in dem einen, wie in dem andern Fall zu fodern berechtiget war.

Bis auf die Quelle der Uebel muste also zurückgegangen, und diese für immer verstopft werden; die wohlthätigste Folge der itzigen Untersuchung muste seyn, für die Zukunft jede ähnliche Herstellung von Ruhe und Ordnung durch höhere Mitwirkung entbehrlich zu machen. Dies war ein des Kreis-Directorii würdiges, ewig bleibendes Denkmal seiner Thätigkeit. Gelingt es demselben dieses zu hinterlassen, so sind dreyfach grössere Kosten, als die, welche die Commission auch in ihrer längsten Dauer wirklich erfodern kann, wohl und nützlich angewandt; so wird selbst der Ersatz dieser Kosten leicht und dem Bürger nicht einmal fühlbar werden. Aber würde jenes große Ziel einer gründlichen Verbesserung der Constitution nicht erreicht, so wäre es leicht möglich, daß die bloße Befriedigung der Gerechtigkeit wegen des Vergangenen, so wichtig und nothwendig auch diese an sich immer ist, doch keine hinlängliche Entschädigung für die beträchtlichen Kosten lieferte, welche die unvermeidlich lange Dauer der Commission und Aufenthalt der Truppen verursachen mußten.

So wie das höchste Reichsgericht dieses schon richtig vorausgesehen, so wurde auch die Commission, je mehr sie

sich Localkenntnisse erwarb, immer lebhafter überzeugt, daß nur eine gründliche Verbesserung der Constitution allen ihren übrigen Bemühungen wahren und bleibenden Werth geben könne. Sobald nur die überhäuften dringenden Arbeiten es erlaubten, fieng daher die Commission an sich mit dieser wichtigen Angelegenheit ernstlich zu beschäftigen. Sie wollte dieselbe mit den Zünften durch besonders hierzu ernannte Deputirte behandeln, und bey einem Geschäft, welches das Wohl Aller angeht, auch soviel möglich die Einsicht Aller benutzen. Es wurden deshalb Alle und Jede aufgefodert, der Commission ihre Gedanken und Vorschläge mitzutheilen, deren dieselbe auch sehr viele, und darunter mehrere von vorzüglichem Werth erhalten hat.

Um die Vollendung dieses Geschäfts möglichst zu beschleunigen, hat die Commission den bey ihrem Verfahren überall, wo es nur immer thunlich war, befolgten Weg der Vertheilung der Arbeiten auch hier beobachtet, welches hier um so nöthiger war, da die Verbesserung des Mangelhaften der Verfassung nicht Stückweise und ohne Rücksicht auf das Ganze geschehen konnte, und ein dieses Ganze umfassender Entwurf nothwendig von einer Hand kommen mußte. Ich habe deshalb mit Einverständniß der beyden hohen Condirectorien diesen Gegenstand zur besondern Bearbeitung und die Anfertigung eines solchen Entwurfs übernommen. Durchdrungen von der Wichtigkeit dieses Geschäfts habe ich demselben seit Ende des Jahrs 1788 alle Zeit gewidmet, die mir von überhäuften currenten Arbeiten übrig geblieben. Ich habe mich bemüht den Geist und die innere Natur der hiesigen Verfassung genau kennen zu lernen; alle eingereichte Plane habe ich reiflich erwogen, und auch das Gute aus den Constitutionen anderer Reichsstädte und democratischer Staaten, welche mit der hiesigen Aehnlichkeit haben, zu benutzen gesucht. Ich würde etwas Vollkommeneres geliefert haben, wäre es mir vergönnt gewesen, dieser Arbeit, welcher beständige Unterbrechung nachtheiliger, ist, wie jeder andern, mich mit mehr Ruhe widmen zu können. Ich hoffe indeß wenigstens einen Leitfaden zu liefern, nach welchem es weniger schwer seyn wird, etwas Besseres zu machen. Gewiß werden patriotische Bürger dieses Bessere finden, wenn sie nur allein von ihrem Eifer für das Wohl ihrer Vaterstadt sich leiten lassen, und der große Gedanke sie ganz belebt, daß das Glück künftiger Generationen itzt gegründet werden müsse. Die Commission wird sie bey

diesen Bemühungen bestens unterstützen, und es ist nicht zu zweifeln, daß ein so vollkommenes Werk, als es nur immer die Umstände erlauben, die Frucht derselben seyn werde.

Um die Menge der Abschriften entbehrlich zu machen, und noch mehr um den Misverständnissen und unrechten Auslegungen vorzukommen, welche bey der Mittheilung an Einzelne und bey dem nur auf Hörensagen beruhenden Urtheilen unvermeidlich gewesen wären, habe ich mich zur öffentlichen Bekanntmachung dieses Entwurfs entschlossen, um jeden Bürger in den Stand zu setzen, ihn nach eigner bester Einsicht zu prüfen, und durch seine Erinnerungen mitzuwirken, etwas Vollkommneres hervorzubringen. So willig ich in dieser Absicht meine Arbeit dem öffentlichen Urtheil unterwerfe, und sie selbst von nun an als ein fremdes Werk ohne Vorliebe betrachten werde, so muß ich doch freilich um der Sache willen wünschen, daß einzelne Theile nie ohne Rücksicht auf das Ganze beurtheilt und überhaupt bey der Prüfung mit derjenigen Aufmerksamkeit und Ueberlegung verfahren werden möge, die die Wichtigkeit des Gegenstandes, und der Verfasser darf hinzusetzen, auch die Mühe, die er selbst angewandt, zu fodern berechtigen. Denn in der That liefere ich hier das Werk der reifsten Erwägung, deren ich bey so vielen sich durchkreuzenden andern Geschäften fähig gewesen. Kein Satz in diesem Entwurfe ist, so wie er da steht, ohne sehr gute Gründe abgefaßt, kein Abschnitt findet sich in demselben, der nicht mehr als einmal umgearbeitet wäre.

Bey den einzelnen Theilen die Gründe anzuführen, warum gerade diese und keine andere Vorschläge gethan worden, würde ohne große Weitläuftigkeit unmöglich, und für Jeden, der selbst denkt (und der Verfasser kann nur solche Beurtheiler sich wünschen) unnöthig gewesen seyn.

Einige allgemeine Bemerkungen finde ich indeß hier vorauszuschicken nöthig, um den prüfenden Leser in den Standpunkt zu stellen, aus dem dieser Entwurf allein richtig beurtheilt werden kann. Nur allein von Verbesserung der in die Constitution eingeschlichenen Misbräuche war in dem Reichsgerichtlichen Auftrage die Rede, und konnte es auch nur seyn. Der Grund der Verfassung konnte und durfte in rechtlicher und politischer Rücksicht im mindsten nicht berührt werden. Eine gänzliche Umformung einer lange bestandenen politischen Verfassung ist selten, vielleicht nie gut. Die größten Gesetzgeber haben nie das Werk reiner Specula-

tion aus ihrem Kopf in die wirkliche Welt zu versetzen gesucht, sie haben fast immer auf schon vorhandne unvollkommnere Formen, Herkommen, Sitten, Meinungen gebauet, sie haben nicht sowohl etwas Neues geschaffen, als dasjenige, was schon vor ihnen durch Umstände und Situation geschaffen war, besser geordnet, ihm mehr Bestimmtheit und Vollkommenheit gegeben.

Dies allein ist wenigstens die Absicht des gegenwärtigen Entwurfs, in welchem die Grundverfassung dieser Reichsstadt auf das genaueste beybehalten ist und nur noch mehr befestigt, in allen ihren Folgen näher entwickelt und von den eingeschlichenen Misbräuchen gereinigt werden soll. Es wird Euch nicht befremden, gute Bürger von Aachen, daß auch Eure Verfassung Mängel und Misbräuche habe. Die Verfassung aller großern und kleinern Staaten sind durch diese Spuren menschlicher Eingeschränktheit bezeichnet. Wann wurde man mehr an diese Wahrheit erinnert, als in dem itzigen Zeitpunkt, wo man in so vielen europäischen Landen sich so ernstlich beschäftigt, diese Spuren wegzuwischen, wo die gereiftere Einsicht des menschlichen Geschlechts überall sich nicht länger zurückhalten lassen will, das Glück der Völker dieser Einsicht würdig zu machen.

Auch ist es gewiß kein Tadel der Vorfahren und Urheber einer Constitution, wenn man sagt, daß sie etwas Menschliches und Verbesserliches geliefert haben. Jede bürgerliche Einrichtung muß der Zeit und den Umständen, worin sie gemacht war, angemessen seyn; so wie die Zeit fortrückt, die Umstände sich verändern, wird auch eine Veränderung jener nothwendig. Zu oft, zu früh verändern kann große Nachtheile haben, aber sich unter allen Umständen unverbesserlich halten, ist die gefährlichste aller Krankheiten für den Staat, wie für den einzelnen Menschen. So wie dieser, wenn er weise ist, von der lange gewohnten Lebensart nur dann abweicht, wenn auffallende Mängel ihn erinnern, daß die Gesundheit auf dem bisherigen Wege nicht länger erhalten werden könne; so muß auch in der bürgerlichen Gesellschaft nicht eher an Veränderung gedacht werden, bis die Umstände an ihre Nothwendigkeit erinnert, die Begebenheiten das Bedürfniß derselben allgemein und lebhaft fühlbar gemacht haben. Dieses allgemeine Gefühl trügt nie. Auch für Aachen ist durch dasselbe der Zeitpunkt richtig bestimmt, in welchem Revision und Ver-

besserung seiner Constitution nothwendig geworden. Jeder hiesige Bürger, der sich mit der Geschichte seiner Vaterstadt etwas bekannt gemacht, weiß, wie diese Constitution durch mannichfache Revolutionen und Begebenheiten dasjenige geworden, was sie itzt ist. Bis 1450 war ein Erbrath, der aus lebenslänglich bleibenden Bürgermeistern, Beamten, Schöffen, und Deputirten der neun Grafschaften der Stadt bestand. In jenem Jahre wurde nach langdaurenden vorhergegangenen Unruhen an die Stelle jenes bleibenden ein abwechselnder Rath gesetzt, der alle Jahre zur Hälfte aus den damaligen eilf Gaffeln oder Zünften *) der Bürgerschaft neu ersetzt wurde, und der dann auch die gleichfalls abwechselnden Beamten erwählte. Diese Verfassung bestand nur bis 1477, da der vorige bleibende Rath wieder eingeführt, den Deputirten der Grafschaften die schon vorhin wieder eingetretenen Schöffen beygefügt, bey den Beamten aber die jährliche Abwechselung beybehalten wurde. Neue tumultuarische Bewegungen nöthigten indeß 1513 den Gaffelbrief von 1450 wieder einzuführen, der dann auch noch bis itzt das Haupt-Grundgesetz der Aachenschen Verfassung geblieben ist. Da in demselben indeß über sehr viele Fälle die bestimmten Vorschriften gänzlich fehlen, so mußten diese durch das Herkommen bestimmt werden, auf welchem in der That mehr als auf dem geschriebenem Gesetz beruhte. Man suchte dieses Herkommen durch neue Gaffelbriefe vom Jahr 1552 und 1681 zu fixiren, die aber wieder abgeschaft wurden. Indeß sind wirklich die Vorschriften des letztern, unstreitig weil sie nur das frühere Herkommen enthalten, noch bis itzt befolgt und nähere Bestimmungen, wenn es nöthig, durch einzelne Verordnun-

*) Nicht nur sind in der Folge zu diesen ursprünglichen elf Gaffeln noch drey hinzugekommen, sondern es finden sich in dem Gaffelbrief von 1450 auch einige genannt, welche nachher, man weiß nicht wann und aus welchen Gründen, ganz eingegangen, als der Levenberg, (an deren Stelle die itzige Boekzunft gekommen) Schwarz Ahre (Acker) Pontort und alte Stern, dagegen sind sechs der itzigen Zünfte im Gaffelbrief von 1450 gar nicht erwähnt. Die hiesige Constitution hat mannichfache und sehr wesentliche Veränderungen erlitten, von deren Veranlassung die Nachrichten verlohren gegangen, wahrscheinlich durch den großen Brand von 1656, der vom Raths-Archiv nur das, was im Granusthurm verwahrt war, übrig gelassen.

gen zugesetzt, die dann fast immer nur nach dem besondern Interesse der jedesmal herrschenden Parthey abgemessen waren *). Natürlich muste eine Verfassung, die nur für einfache Sitten und Verhältnisse paßte, immer weniger passend werden, je mehr die Sitten sich änderten, die Verhältnisse sich verwickelten. Bey jeder Constitution, auch wenn sie auf einem schriftlichen, eine Menge von Fällen bestimmenden Grundvertrage beruhet, ist dieses nothwendig; ganz unvermeidlich aber, wenn Observanz und eine sie erklärende Willkühr Hauptvorschrift seyn muß.

So veränderte auch in Aachen die Verfassung allmählig ganz ihre Natur. Man sagte, daß das Volk die Regierung habe, aber Jeder wuste, daß es dieselbe nur einige Wochen im Jahr besitze, um sie an einen Mann zu überlassen, der die Mittel zu finden wußte, oft 20 — 30 Jahre hintereinander (nämlich immer ein Jahr unter eignem und ein Jahr unter dem Nahmen dessen, der gut genug war nur den Nahmen zu geben) diese Regierung zu behaupten und sie eben so unumschränkt, wie nur immer ein monarchischer Regent, zu verwalten **). Diese Oberherrschaft dauerte so lange, als es dem Chef gelang, die Mehrheit seiner Parthey unter den Beamten und im Rath zu behaupten. Um diese Mehrheit gegen die jährliche Erschütterung durch die Abwechselung des halben Raths fest zu erhalten, musten denn alle die Mittel angewandt werden, die jeder Aachner unter

*) Der Verfasser hat eine Menge älterer Verordnungen über die bey den Raths- und Zunftwahlen erfoderlichen Fähigkeiten nachgesehn und gefunden, daß sie fast immer in der der Umwechselung des halben Raths vorhergehenden Zeit (May und Junius) erlassen sind und immer nur den Zweck haben, die jedesmal herrschende Parthey noch ferner oben zu erhalten. Man findet deshalb auch in denselben beständige Widersprüche.

**) Daher sagt man in Aachen unter der Regierung von Bürgermeister Kahr, Lonneux u. s. w. um eine Reihe oft von vielen Jahren zu bezeichnen, so gut wie man in Frankreich sagt unter Ludwig XIV und XV, und wenn man sagt unter der vorigen Regierung versteht man keineswegs, wie es nach der Constitution seyn sollte, die Regierung des nächstvorhergehenden Jahrs, sondern derjenigen Parthey, welche vor der itzigen die herrschende war. Dieser Sprachgebrauch ist ein Beweis, wie tief die Misbräuche hier gewurzelt und die Grundverfassung ganz verderbt haben.

dem Nahmen Mäkeley nur zu gut kennt und jeder Rechtschafne verabscheuet. Die Parthey, welche die Regierung für sich zu erhalten wünschte, muste natürlich dieselben Mittel anwenden und so währte ein innerer Krieg so lange fort, bis endlich eine herrschende Parthey verdrängt war, welches selten ohne tumultuarische Bewegung geschah, bey der auch Menschen das Leben verlohren, und dann die eingedrungene Parthey gerade dieselbe Rolle wieder zu spielen anhub *). Die Gewohnheit verderbte den Bürger immer mehr, aber die vervielfältigten Bedürfnisse neuerer Zeit erhöhten den Preis, für den er sein edelstes Recht hingab und machten auch die Entschädigung größer, die der, welcher den Preis anwandte, aus dem gemeinen Wohl wieder nehmen mußte. Ueble Verwaltung desselben in jeder Rücksicht, begünstigte oder geduldete Vergehungen und Nachläßigkeiten aller Art, Unmöglichkeit einer guten Justiz und Polizey waren schlechterdings unvermeidliche Folgen dieses Verderbens. Ich enthalte mich hierüber eines nähern Details. Wir kennen das Uebel Alle genug, um die Nothwendigkeit der Verbesserung zu fühlen, und wer den nachfolgenden Entwurf mit Aufmerksamkeit lieset, wird finden, daß der Verfasser die Misbräuche, welche allmählig sich eingeschlichen, genau studirt habe. Er schmeichelt sich wenigstens den Weg gezeigt zu haben, ihnen für die Zukunft abzuhelfen, die Constitution von olicharchischem Despotismus befreyet, wieder zu ihrer ursprünglichen Reinigkeit zurückzuführen und ihr diejenige Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben, die im funfzehnten Jahrhundert nicht so dringendes Bedürfniß war, als sie jetzt auch unfehlbar von den Urhebern des Gaffelsbriefs von 1450 würde befunden seyn.

Jede bürgerliche Gesellschaft ist in dem Maaße vollkommener, je mehr in ihr die Gesetze über die Menschen und nicht die Menschen über die Gesetze regieren. Um aber den Gesetzen diese Herrschaft dauerhaft zu sichern, müssen sie

*) Zuweilen verglichen sich auch wohl zwey streitende Partheyen, sich in die Herrschaft zu theilen. So wurde 1732 ein Vergleich geschlossen, nach welchem die Raths- und Beamten-Stellen jährlich zu gleichen Theilen aus beiden Partheyen erwählet und die Chefs im Bürgermeister-Amt alterniren sollten. Dieser Vergleich bestand wirklich über 20 Jahr und doch hatten die Zünfte jährlich freye Wahl!

äußerst deutlich und bestimmt seyn, der willkührlichen Deutung so wenig, wie immer möglich, überlassen, und diese Deutlichkeit und Bestimmtheit muß mit der erhöhten Cultur und den erweiterten Bedürfnissen der Menschen immer gleichen Schritt halten. Dieser Vollkommenheit sich zu nähern, ist in jeder Form von politischer Verfassung möglich, und wenn dieses geschieht, so können auch die verschiedensten Formen sich gleich wohlthätig für das Glück der Menschen beweisen. Dieses Ziel mit Beybehaltung der Grundverfassung möglichst zu erreichen, ist denn auch Haupt-Absicht dieses Entwurfs, und die Mittel, die zu ihm führen: genaue Begränzung der verschiedenen Theile der zum gemeinen Wohl anvertrauten Gewalt, richtiges Verhältniß derselben gegen einander, um keinen Theil in seiner Thätigkeit zu stöhren, aber auch keinem zu erlauben, seine Schranken zu überschreiten; Ordnung, bestimmter Gang und Publicität der Geschäftsführung. Eine genaue, bestimmte Vorschrift, nach welcher Jedes zu seiner Zeit und in einer gewissen Art geschehen muß, nach welcher Jeder weiß, was von ihm allein gefordert werde oder wo und in wiefern auch Andere verantwortlich sind, — eine solche Vorschrift ist nicht nur an sich ausnehmend wichtig, weil sie Verwirrungen und Mißhelligkeiten zuvorkömmt und alles auf die kürzeste Art beendigen macht, sondern genaue Ordnung ist auch für viele Menschen die Mutter, wenigstens starke Stütze der Ehrlichkeit. Eben so und vielleicht in noch höherm Grade die Publicität. Wenn Menschen, denen Gewalt anvertrauet ist, lange Zeit nur allein sich selbst überlassen bleiben und ganz unbeobachtet handeln; so werden Misbräuche aller Art ganz unvermeidlich. Aber vor den Augen aller seiner Mitbürger und bey der gewissen Gefahr der Entdeckung schlecht handeln, dazu gehört schon ein seltnerer Grad der Nichtswürdigkeit.

Genaueste Ordnung und offenste Verwaltung sind also die Seele meines Entwurfs. Jeder Leser wird fühlen, daß manche Vorschrift darin enthalten sey, nicht als ob es nicht sehr gleichgültig wäre, daß eine Sache gerade auf diese Art geschehe, sondern weil es sehr wichtig ist, daß sie auf irgend eine bestimmte Art geschehe. So wie die Misbräuche der Constitution den Charakter verderbt haben, so wird sicher die Verbesserung jener auch diesen wieder veredeln. Aber auch noch ehe diese wohlthätige Wirkung sich in ihrer ganzen Kraft äußern kann, wozu ein gewisser Zeitraum erfodert wird, soll doch nun die Möglichkeit aufhören, bey Anvertrauung der

öffentlichen Gewalt und ihrem Gebrauch ein anderes Interesse zu haben, als das, seiner besten Einsicht zu folgen. Und diese Einsicht soll möglichst gebildet, das Interesse für das Vaterland, das ich so oft mit innigem Vergnügen auch dann bey den Aachnern bemerkte, wenn es durch die Leidenschaften des Partheygeistes verdunkelt war, soll zu ächtem Patriotismus erhöhet werden, weil der Bürger immer veranlaßt werden wird für das Vaterland zu handeln, mit seinem Wohl sich zu beschäftigen. Um die Mittel zu finden, die zu diesem Wohl am sichersten führen, muß jeder seine Kräfte ohne mechanisches Nachbeten anderer selbst gebrauchen. Der Aachner ist durch vorzügliche Geistes-Anlagen ausgezeichnet, dies wird noch stärker sich äußern, wenn ihre Ausbildung nicht mehr durch die Fehler der Verfassung gehemmt ist. Der gemeine Wille wird sicher immer der beßte seyn. Die Gesetze müssen nur Ausdrücke dieses gemeinen Willens seyn, aber ihre Vollziehung muß mit Leichtigkeit und Stärke ohne Zögerung und Stöhruug fortgehn. Viele müssen Rath geben, Wenige ausführen. Jeder Mann muß sein Geschäft, jedes Geschäft seinen Mann haben. Nie muß gefehlt werden können, ohne daß man wisse, an wen man sich zu halten habe. Jeder muß in dem ihm vertrauten Kreise alles Gute thun können, was von ihm erfodert wird. Kein Kreis darf regellos in den andern eingreifen, einer muß den andern in seinen Schranken halten und alle müssen in einem Mittelpunkt der Repräsentanten gesammter zünftiger Bürgerschaft zusammentreffen und aus ihm ihre Richtung erhalten. Aber auch selbst dieser Mittelpunkt der vollziehenden Gewalt muß einen beständigen Wächter zur Seite haben, dessen immer gleiche, aber stille Aufmerksamkeit Alles in Ordnung hält, ohne diese Ordnung je zu unterbrechen. Die ganze Bürgerschaft muß sehen, aber nur ein kleiner Ausschuß derselben, dem das höchste Vertrauen, das im Staate gegeben werden kann, edelster Lohn ist, muß im Nahmen Aller handeln *).

*) Einem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß der Bürger-Ausschuß einer der wichtigsten Theile meines Entwurfs sey, auf dessen möglichst vollkommenste Ausführung sehr Vieles ankommen wird. Man findet in mehrern demokratischen Staaten etwas Aehnliches, aber die erste Idee davon verdanke ich dem Gaffelbriefe von 1450. Nach ihm sollen in treflichen Nothsachen die Rathsglieder die Einsicht der besten und standhaftigsten Bürger aus

So muß Aachen in der That werden, was es nach seiner ursprünglichen Verfassung seyn sollte, aber bisher nur dem Nahmen nach war, ein wahrer Freystaat, und seine Bürger, was sie bisher nicht waren, wahre freye, Niemand als den Gesetzen unterworfene Männer, die zum Wohl des Ganzen mitzuwirken nicht nur das Recht, sondern auch die Gelegenheit und Fähigkeit haben.

So eine Verfassung Euren Nachkommen zu überliefern, muß nun das Ziel Eurer Bemühung seyn, edle und patriotische Bürger; es ist der äußersten Anstrengung Eurer Kräfte und jeder Aufopferung werth. Sicher werdet Ihr es erreichen; ewiger Ruhm und das Bewußtseyn, künftige Generationen glücklicher, als Ihr und Eure Vorfahren waren, gemacht zu haben, wird dafür Euer hoher Lohn werden; dem Verfasser dieses Entwurfs, der von Eurer prüfenden Einsicht seine Vollkommenheit erwartet, aber wird hierzu mitgewirkt zu haben, immer eine der angenehmsten Erinnerungen seines Lebens bleiben.

IV. (zu S. 203.)

1. Lettre de Mr. de Dohm aux Etats de Liège.

Je n'ai reçu qu'hier la lettre dont Vous m'avez honoré en date du 28 du mois passé pour me communiquer celle que Vous avez écrite à S. E. Mr. le Grand-Juge, qui contient Votre déclaration d'être prêts à

den Gaffeln zu Hülfe nehmen. Diese Idee habe ich nur weiter ausgebildet und näher bestimmt. Gesammte zünftige Bürgerschaft soll künftig an der Besorgung des gemeinen Wohls Theil nehmen, aber ohne Unordnung und Verwirrung, welches bisher unmöglich war, da (wie Noppius in der Chronik pag. 100 sagt) eine Sache nunquam absque tumultus periculo an die Zünfte verwiesen werden konnte. In gleicher Art wird man noch in mehrern Fällen finden, daß ich nicht nur alles Gute der bisherigen Verfassung bestens zu benutzen gesucht, sondern auch das meiste Gute meines Plans aus dieser Verfassung entlehnt habe, daß es Frucht des eignen Bodens sey.

la soumission la plus absolue. Vous connoissez, Messieurs, l'intérêt le plus vif, que j'ai toujours pris en conséquence des instructions du Roi, mon Maître, au bonheur de Votre patrie. Vous jugerez donc de la satisfaction que j'ai éprouvée d'une nouvelle qui promet le retour désiré de la paix et de la tranquillité, qui ont été depuis si long-tems le but de tout ce que le Roi a fait pour Votre cause.

Dans l'état où elle se trouve dans ce moment je dois regarder la soumission entière, que Vous m'annoncez comme déclaration que Vous voulez remplir tout ce qu'on Vous a demandé, et que les difficultés, qui subsistaient encore en conséquence des négociations entamées à Francfort, et qui ont occasioné l'envoi de Vos Députés à Berlin, sont entièrement levées autant que cela dépend de Vous. J'en ferai mon rapport au Roi; et comme Vous me dites d'avoir présenté Vous-mêmes cette soumission à S. M. je ne manquerai pas de reçevoir Ses ordres sur la part qu'Elle daignera prendre en Sa qualité du Co-Directeur du Cercle, et en conséquence de Vos dispositions actuelles salutaires à la pacification parfaite de Votre pays.

Vous avez au reste, bien repondu au zèle respectueux qui doit animer tous les Membres de l'Empire pour Son Auguste Chef en présentant à S. M. I. et R. même Votre soumission. Ce Grand Monarque apprendra avec satisfaction la fin de la désunion qui a desolé Votre pays, et si Sa Majesté daigne gracieusement Vous accorder une réponse, elle Vous indiquera la voie légale et constitutionelle qui seule peut méner à ce but salutaire. Je suis assuré d'ailleurs que Vous ne pourriez la méconnaitre, et que Vous n'oublierez le grand point de notre constitution, dont j'ai fait toujours mention quand on témoignait le désir que le Roi mon Maître pourrait être le seul arbitre de Vos différends, savoir, que dans l'Empire, auquel le pays de Liège appartient, il n'existe aucune volonté absolue qui puisse décider le sort de Ses provinces.

J'ai l'honneur d'être etc.

Aix-la-Chapelle ce 2 Janv. 1791.

(signé) Dohm.

2. Lettre de Mr. de Dohm, à Mr. le Marechal Baron de Bender.

Monsieur le Maréchal!

J'apprends que Votre Excellence a fait entrer dans le Pays et la Ville de Liège une partie des Troupes Impériales qui se trouvent sous ses ordres, et qu'elles y ont amené en même temps celles de L. A. E. de Mayence et de Cologne. Je dois envisager cette démarche comme une suite de la réquisition faite au Gouvernement Belgique par la Sacrée Chambre de Wetzlaer; je me vois donc obligé de m'adresser là dessus à Votre Excellence.

Si les occupations importantes dont vous étiez chargé, M. le Maréchal, dans ces derniers temps, vous ont permis de suivre la marche de l'affaire de Liège; Votre Excellence n'ignorera pas que la diversité d'avis sur la manière de pacifier les Troubles de ce Pays a cessé enfin dans le mois de Septembre dernier, et que tous les Princes Electeurs qui y furent appelés par le Tribunal de Wetzlaer, ont été d'accord avec le Roi mon Maître, que l'Exécution littérale de ses Décrets ne pourroit mener au but salutaire, et qu'on est convenu à Francfort entre les Ambassadeurs des six Electeurs y assemblés pour l'Election de Sa Maj. l'Empereur, de certains Points, selon lesquels les Différens devroient être arrangés amiablement. Un oubli parfait du passé, le rétablissement de Son Altesse le Prince-Evêque dans tous ses Droits Constitutionnels, et le redressement des Griefs nationaux, en sont la base. Les Etats de Liège ont accepté ces Points, sous la demande, qu'on devroit leur donner une assurance plus positive sur ce redressement promis, et surtout par rapport au principal Grief, qui est, que la Nation ne pût être représentée que par des Députés choisis par elle-même. Les Cours étant d'accord entre elles sur la nécessité de rendre la Justice due à la Nation, on a cru de notre côté, qu'on pourroit aussi bien l'en assurer d'avance. Les explications que cela a amenées, ont fait différer

la conduite que le Roi mon Maître a conseillée toujours à Mgr. le Prince-Evêque de Liège, que le Général qui s'est immortalisé en donnant l'exemple éclatant à l'Europe, combien cette même conduite, mais aussi elle seule, est capable de conquérir non seulement les Villes, mais les Coeurs des Sujets mêmes du plus Grand Monarque. Permettez, M. le Maréchal, que je saisisse cette occasion pour vous témoigner mes félicitations de cès beaux exploits, et en même temps les sentimens qu'ils m'ont inspirés Ceux, etc.

(signé) Dohm.

Aix-la-Chapelle, le 13 Janv. 1791.

V. (zu S. 292.)

Ueber Volkskalender und Volksschriften überhaupt.

Beim Durchblättern der diesjährigen Berliner Kalender ist mir in dem sogenannten historisch-geographischen eine Erzählung, das bestrafte Verbrechen überschrieben, besonders auffallend gewesen. Ein Unmensch erdichtet den Tod seines Vaters, und indem er ihn fälschlich begraben läßt, sperrt er den unglücklichen Greis in einen elenden Kerker und hält ihn zwanzig Jahre in Fesseln. Ein Zufall entdeckt das scheußliche Verbrechen, aber in dem Augenblick, da man voll Abscheu gegen den unnatürlichen Sohn, den abgehärmten Leidenden mit Theilnehmung umfassen, ihn retten und rächen will — wird unser Mitleid auf einmal in Grauen und Entsetzen gewandelt. Er selbst, der durch zwanzigjährigen Kerker tausendfach gemordete Vater — ist Vatermörder. — Diese Geschichte soll zu Anfang des Jahrhunderts in Frankreich sich zugetragen haben. Eine Quelle derselben wird nicht angegeben, aber durch die Bemerkung, daß die Namen der Personen verändert worden, scheint der Redacteur anzudeuten, daß er uns keine Erdichtung vorlege. Jedes menschliche Gefühl empört sich

indeß, eine Verruchtheit dieser Art als Wahrheit anzuerkennen. Würden uns aber auch die Beweise derselben aufgedrungen, wie verirrt sich ihre Erzählung in einen Kalender und zwar in einen von der Gattung, die mehr für die mittlern und untern, als die gebildetern Klassen bestimmt sind? Mit schönem, die Menschheit ehrenden Unglauben wollte Romulus kein Gesetz wider den Vatermord machen, weil er ihn unmöglich hielt, und wirklich, sezt Plutarch hinzu, schien Roms Sittlichkeit lange ihm Recht zu geben. Denn erst fast sechs Jahrhunderte nach seinem Stifter wurde Rom durch einen Vatermord befleckt. Der Umstand, daß man dieses und den Namen des ersten Vatermörders, als eines seltenen Ungeheuers, sorgfältig bemerkt hat, giebt uns einen hohen Begriff von dem feinen sittlichen Gefühl und der ächten politischen Weisheit der Römer in ihrer ältern Zeit. Züge dieser Art in den alten Geschichtschreibern beweisen ihre Aufmerksamkeit auf den Gang der Sittlichkeit, ihre Achtung, wenn ich so sagen darf, für das Gefühl eines Volks. Sie erregen so viel Vergnügen, daß ich bey diesem Anlaß auch noch an einen andern ähnlichen, auch von Plutarch aufbehaltenen, erinnern darf. Man fand es in Rom der Bemerkung werth, daß in 230 Jahren kein Mann seine Frau, keine Frau ihren Mann verließ. Vielleicht werden die in so mannichfacher Rücksicht lehrreichen Begebenheiten, deren Zeitgenossen wir sind, auch hierin wieder auf den Pfad der weisesten Staaten des Alterthums zurückführen, und die große Wahrheit recht anschaulich machen, daß Sitten es sind, welche vorzüglich Staatsformen und Gesetzen Leben und Kraft geben müssen.

Aber was bey den Alten selbst Gesetzgeber für ihre Pflicht hielten, können wir wenigstens von denen erwarten, die unser Volk belehren und bilden wollen. Diese müssen durchaus Alles vermeiden, was dem gemeinen Mann die Ideen von Unmoralität und gar von groben Verbrechen geläufig machen könnte. Erzählungen, wie die vorerwähnte, müßten eigentlich durchaus nie, und in keiner Art Schriften, zur Unterhaltung gegeben werden. Wo es nöthig ist, ihrer zu erwähnen, geschehe es nie ohne tiefen Abscheu, ohne die Trauer des Mittheilers auszudrücken, daß die Menschheit so tief versinken können, — aber nur mit wenigen Worten. Warnung hinzuzufügen, wäre Beleidigung eines sittlichen und christlichen Volks. Der Psycholog und der Ge-

durch keine bessere und tiefere Philosophie aufgehaltene Atheismus hat natürlich alles das Böse gestiftet, das selbst Voltaire *) von ihm vorausgesagt, und die sehr mit Unrecht sogenannten Philosophen haben sich völlig so unmenschlich, so klein, so im niedrigsten Egoismus versunken gezeigt, als Rousseau, der sie kannte, es geweißagt. Aber wer kann es verkennen, daß alles das Gute, welches neben diesen Verirrungen in der Französischen Revolution liegt, und selbst das itzige, verhältnißmäßig gewiß schnelle Emporarbeiten der Nation aus dem Abgrunde, worin sie versunken war, hauptsächlich Folge ihrer wissenschaftlichen Kultur sey; Mit Recht kann man sagen, daß nicht die Größe, sondern der Mangel, die durch verderbte Regierung und Luxus bewirkte Unterdrückung und Mißleitung der Aufklärung jenes Böse hervorgebracht, daß auch hier Leibnitzens bekanntes Wort: halbe Philosophie führt zu Atheismus, ganze zu Gott, wahr geworden, — ein Wort, das man vielleicht noch in weiterm Sinn anwenden und behaupten könnte, nicht, (wie oft geglaubt worden) zu weit getriebene Metaphysik der Politik habe zu den mannichfachen Mißgriffen der Französischen Reformatoren bürgerlicher Ordnung, sondern vielmehr dieses den Anlaß gegeben, daß ihre politische Theorie nicht tief genug eingedrungen, und daß bey deren bessern Kunde, verbunden mit ächter Kenntniß des Menschen, und den in der Geschichte aufbehaltenen Erfahrungen Rousseau's Contract social nie zu den groben Mißdeutungen hätte können gemißbraucht werden, wovon wir die lehrreich warnenden Folgen gesehn.

Doch welchen Schaden auch immer die Schriftsteller in den höhern Französischen Ständen hervorgebracht haben mögen, gewiß sind die niedern von denselben unerreicht geblieben. Wäre vielmehr der gemeine Mann in Frankreich nur um eine Stufe mehr gebildet gewesen, es hätte wahrscheinlich die Revolution dieses Landes einen andern und bessern Gang genommen. Es ist bekannt, daß der Französische Bauer zum großen Theile, nicht lesen und schreiben kann. Ein Volk, das auch nur diese Fähigkeit in erträglichem Grade besitzt, ist schon weit weniger in Gefahr durch

*) S. unter andern im Dictionnaire philosophique den Artikel *Dieu*.

ehrsüchtige Demagogen misleitet, mit falschen Schreckbildern, mit Verdacht und Mistrauen aller Art getäuscht, von einem Extrem ins andere gestürzt zu werden. Man fand den Nachtheil hiervon schon bald bey der Eintheilung des Landes in vier und vierzig tausend Municipalitäten, da bey weitem nicht für jede ein Maire, der lesen und schreiben konnte, zu finden war, und also derjenige, der die seltene Kunst verstand, die neuen Gesetze, Verordnungen und Pässe zu dolmetschen, der wahre Beherrscher oft mehrerer Gemeinen wurde. In der neuesten Constitution hat man daher auch vom 9ten Jahr der Republik angerechnet, zur Bedingung des Bürgerrechts die Fähigkeit des Lesens und Schreibens gemacht, weil sie, nach Boissy d'Anglas Ausdruck, seit Erfindung der Buchdruckerey ein sechster Sinn genannt werden könne.

In dem größern Theil von Deutschland, besonders dem protestantischen, dürfte diese Benennung schon itzt als passend gebraucht werden können. Es kann bey uns keine Frage mehr darüber seyn, ob der gemeine Mann überall lesen solle? Er liest; — und alles kömmt also nur darauf an, soviel möglich zu bewirken, daß er nicht thörichte und schädliche, sondern wahre und ihm nützliche Sachen lese. Die Volkskalender scheinen in dieser Rücksicht vorzüglich wichtig und einer großen Aufmerksamkeit werth. Bey keiner Gattung dieser Schriften ist man so gewiß, daß sie in die Hände derer kommen, für welche sie entworfen sind, und noch weniger, daß sie von ihnen mit der Aufmerksamkeit gelesen werden, die dem Kalender seine einmal erworbene, auf Alterthum gegründete Autorität sichert, und die auch der weiseste und populärste Schriftsteller sich nicht versprechen, auf die selbst Becker's Noth- und Hülfs-Büchlein erst nach einer Reihe von Jahren rechnen darf. Auch der Umstand, daß der Almanach zu der Zeit des Jahrs in die Hände des Landmanns gelangt, wenn dieser gerade am ersten Muße zum Lesen hat, begünstigt seinen Einfluß. Mit großem Recht hat man daher in unsrer Zeit in vielen Ländern angefangen, die mancherley thörichten und schädlichen Dinge, welche bisher die Volkskalender entstellen, aus ihnen zu verbannen, und sie vielmehr zum Vehikul nützlicher Wahrheit zu gebrauchen. Indeß ist hierauf doch noch immer nicht die Aufmerksamkeit gewandt, deren diese Sache so sehr werth ist; und ungern muß ich hinzu-

setzen, daß unser Staat, in dem es doch so leicht wäre, auch hierin Muster zu geben, in diesem wichtigen Punkt noch sehr zurück ist, und mehrere deutsche Lande schon seit geraumer Zeit zweckmäßigere Kalender haben, wie die unsrigen. Ein würdiges Glied dieser Gesellschaft, Hr. Rector Fischer, hat in einem schon 1783 gedruckten Aufsatz *) mit ausnehmender Kenntniß, Fleiß und richtiger Beurtheilung die mannichfachen Mängel und den zum Theil höchst albernen und schädlichen Inhalt der in Berlin herauskommenden Kalender freymüthig gerügt, und der Aufmerksamkeit gewiß würdige, in einem Staat, wie der unsrige, leicht ausführbare Vorschläge zur Verbesserung gethan. Man hat diesen Aufsatz damals gelesen und gelobt, — aber von der Benutzung in den seitdem schon verflossenen 13 Jahren finden sich wenig Spuren. Wirklich kaum sollte man es glauben, daß in den Kalendern auf das Jahr 1796 noch immer die Tage bemerkt sind, die zum Bauholzfällen, Purgiren, Aderlassen, Säen und Pflanzen vor anderen wählbar seyn sollen; welcher offenbar ungereimt und schädliche Aberglaube doch aus so vielen anderen deutschen Kalendern, die nicht, wie die Berliner, die Genehmigung einer Akademie der Wissenschaften auf dem Titel verkündigen, schon seit mehreren Jahrzehenden verbannt ist. Insofern es hiebey auf den Pächter der Kalender ankömmt, darf man wohl mit Recht von demjenigen, der mit gegenwärtigem Jahre eingetreten ist, erwarten, daß er nicht nur mit seinem ausgezeichneten Kunsttalent für die Bildung des Geschmacks sorgen **), und sich die Verbesserung der für das feinere Publikum bestimmten Kalender angelegen seyn lassen, sondern auch vorzüglich der zweckmäßigeren Einrichtung der Volks-Almanache seine Aufmerksamkeit widmen werde. Auch jenes ist allerdings ein Verdienst. Indeß gestehe ich, daß ich eher eine Verminderung als Vermehrung dieser Taschenbücher wünschte. Sie haben unstreitig den Nutzen, wissenschaftliche Ideen mehr in Umlauf auch unter dem Publikum zu bringen, zu welchem diese auf andern Wegen nicht so leicht kommen würden. Die Gothaer,

*) In den fliegenden Blättern. Dessau 1783. Zweites Stück.

**) Wie es durch die auch den gemeinen Kalendern beigefügten schönen Holzschnitte des Hrn. Unger geschehen ist.

Göttinger und Lauenburger Taschenbücher haben hier unstreitig viel gewirkt *). Aber die übertriebene Menge dieser Versuche, jede Art Kenntnisse in engen Raum zusammenzupressen, hat vielleicht itzt mehr Nachtheil als Gutes, da so viele sich mit dieser und der Journal-Lektüre begnügen, dadurch vom Erwerben gründlicher, Anstrengung fordernder Kenntnisse abgeleitet, und wohl gar zu der Eitelkeit, die ärger als alle Unwissenheit ist, verführt werden, durch geschicktes Vorzeigen einer oberflächlich gefaßten Almanachs-Kenntniß glauben zu machen, was in der Tasche herumgetragen werde, sey auch in den Kopf gegangen. Die Konkurrenz dieser Art Schriften scheint itzt aufs höchste gestiegen, und wird sie wahrscheinlich auch wieder in das gehörige Verhältniß bringen, da ein halbes Dutzend derselben vielleicht für ganz Deutschland völlig hinreichend wäre.

In aller Absicht sind diese Almanache bey weitem nicht so wichtig für ihr Publikum, als der Hauskalender für das seinige. Jenem fließen hundert andere Quellen des Unterrichts; und die feinere Welt pflegt diese Taschenbücher oft nur zum Bildersehen, oder zum Nachschlagen über die genealogischen Verhältnisse fürstlicher Häuser zu gebrauchen. Ganz anders der Landmann, der seinen Kalender am stillen Abend liest, und dem glaubt, was er in gewohnter Form vorgetragen sieht. Ihm ist der Kalender nach Bibel, Gebet- und Gesangbuch die wichtigste, und in den nicht Religion betreffenden Gegenständen oft einzige Erkenntnißquelle. Sicher ist also möglichst vollkommne Einrichtung dieser Schriften ein der Aufmerksamkeit jeder

*) Sie sollten, dünkt mich, auch hierin Muster, und es Bestimmung solcher Taschenbücher bleiben, Resultate mannichfacher gemeinnütziger, besonders physischer und historischer Kenntnisse aufzubewahren, nicht aber ausschließlich einen Gegenstand behandeln. Bey letzterem muß auch der geübteste Schriftsteller sich durch Form und engen Raum zum Nachtheil der Materie beschränkt finden. Und warum soll z. B. der, welcher über die polnische Geschichte sich unterrichten will, diese Belehrung in einem Kalender suchen, und mitten in einer wirklich so interessanten, als der diesjährige Berliner historisch-genealogische enthält, sich unterbrochen und bis auf das künftige Jahr verwiesen sehen?

Regierung werther Gegenstand. Man weiß, wie viel einer der weisesten Männer unsers Jahrhunderts, und der sicher sich darauf verstand, wie und durch welche Mittel ein Volk zu leiten sey, Franklin, bey dem seinigen durch kleine Almanachsaufsätze gewirkt hat. Auch in Deutschland war es einer der größten Regenten, (nicht durch den Umfang seines Landes, aber sicher durch den seines Geistes verdient er diesen Namen), der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der zuerst auf Verbesserung der Volkskalender dachte. In einer Zeit, wie die unsrige, dürfte diese um so mehr erheblich scheinen, da die Erfahrung über die Wichtigkeit der Volksmeinungen so vielfach belehrt hat.

Es ist hier nicht meine Absicht über diesen Gegenstand bestimmtere Vorschläge zu thun. Wenn die Wichtigkeit desselben nur erst einmal erkannt ist, wird man gewiß, so wie alle in der angeführten Fischerschen Abhandlung enthaltene Ideen, besonders auch diese befolgen, daß dieses Geschäft einem ihm völlig gewachsenen Manne, (dessen Eigenschaften ich schon vorhin angedeutet,) übertragen, und ihm überlassen werden müsse, aus dem unermeßlichen Umfang von Materialien das gerade für seinen Kreis und seine Zeit brauchbarste auszuwählen. Indeß will ich doch einige allgemeine Grundsätze bemerklich machen, die, so wie insbesondere bey Volkskalendern, bey allen für die zahlreicheren Klassen bestimmten Schriften mir sehr wichtig scheinen.

Zuvörderst ist hier, wie in allen menschlichen Dingen schon das negative Gute von großem Werth. Man merze nur erst, mit der freilich hiebey nöthigen Vorsicht und Schonung, alles Falsche, Halbwahre, Schiefe in Sachen und Ausdruck, alles den gesunden Verstand und das sittliche Gefühl Verwirrende aus den Volksschriften aus, und man wird schon viel gewonnen haben. Ich rechne hieher aber nicht nur ganz grobe Vorurtheile, wie die vorerwähnten Tagwählungen, und andern astrologischen Unsinn, sondern auch alle Unsittlichkeiten, niedrige Possen, kurz Alles, was nicht in irgend einer Beziehung lehrreich ist. In einem Volksbuche ist, wie ich schon bemerkte, nichts gleichgültig. Das auch nicht Schädliche, sondern nur nicht Nützliche, verdrängt wenigstens das Bessere; und dieses ist bey dem beschränkten Raum dieser Art Schriften, und der we-

nigen Zeit, die ihr Publikum ihnen widmen kann, schon ein wichtiger Fehler. Die vorsichtigste Auswahl ist also durchaus nöthig. Was in andern Büchern gut seyn kann, ist es deshalb nicht auch hier. So finde ich z. B. eine Erzählung der Kriegsbegebenheiten des lezteren Jahres in den Kalendern nicht zweckmäßig. Das Publikum, für welches diese bestimmt sind, hat davon schon genug, oder eigentlich mehr als genug, in den Zeitungen gelesen. Wer aus den mehr gebildeten Klassen eine an sich allerdings ihren Werth habende Uebersicht in den Zusammenhang der politischen Begebenheiten einer gewissen Periode wünscht, darf sie nicht in Kalendern suchen, da unsere Journale Aufsätze dieser Art in Menge und in mannichfacher Abstufung für die Bedürfnisse jeder Art von Lesern darbieten. So würde ich auch die an sich ganz interessanten Anekdoten von Peter dem Großen in einem Russischen Kalender noch eher, als im Preußischen, an ihrem Platz finden, überhaupt aber glauben, daß der Raum zu zweckmäßigerem Inhalt für den gemeinen Mann genüzt werden könnte.

Eine zweite Anmerkung ist, daß die Sprache in Volksschriften zwar durchaus nicht gemein, sondern edel und würdig, dabey aber in hohem Grade verständlich seyn müsse. Das erste, weil der Schriftsteller des Volks nicht sich nach diesem bilden, zu ihm nur insoweit sich herablassen soll, um von ihm gefaßt zu werden; und weil Veredlung und Bestimmtheit der Sprache das wirksamste Mittel der Erweiterung und Berichtigung der Begriffe und Empfindungen ist. Das zweite, weil Unverständlichkeit nicht allein dem Hauptzweck dieser Schriften geradezu widerspricht, sondern auch den positiven Nachtheil hat, daß der gemeine Mann in die Gewohnheit kommt, ohne Verstand zu lesen, welche der bessere Jugendunterricht in den Landschulen schon mit Erfolg bekämpft hat, oder daß, wenn er halb versteht, seine Begriffe verwirrt, seine Gefühle mißleitet werden. Jeder, wer Kinder und Menschen nicht eben aus den unteren Klassen, aber von oberflächlicher Bildung beobachtet hat, muß Erfahrungen darüber gemacht haben, wie sonderbare Folgerungen und Combinationen aus halb verstandenen Begriffen sich erzeugen; und allenfalls können wir Alle, denen Selbstbeobachtung nicht fremd ist, schon aus eigener Erfahrung wissen, wie so manche falsche Vorstellung aus irgend einem zufällig genommenen schiefen Gesichtspunkt, einem unrecht gefaßten Urtheil unserer früheren

Jahre herrührt, und bis in die reiferen, oft uns selbst unbewußt, uns verfolgt. Ungleich mehr muß dieses bey Menschen der Fall seyn, deren enger Kreis von Ideen sie der Misdeutung nicht ganz geläufiger um so mehr aussezt, und denen gewählter Ausdruck und Büchersprache fremd sind.

Drittens. Die Wichtigkeit der Form des Unterrichts. Die ungebildeteren Klassen des Publikums sind dem größeren Theil nach nicht fähig, einer langen Reihe von Ideen zu folgen. Die Weisheit der früheren Völker war in Sprüchwörtern gefaßt, welche Resultate langer Erfahrungen einschlossen. Auch auf unsern gemeinen Mann machen kurze sententiöse Sätze den meisten Eindruck. Die dem Volke schon bekannten Sprüche Salomo's und Sirachs, mit kurzen Anwendungen auf itzige Sitten und Verhältnisse können hiezu mit Nutzen gebraucht werden. Mehrere alte und neue Schriften, auch unsere Dichter, (denn die gebundene Rede hat den Vorzug, sich dem Gedächtniß zu empfehlen,) liefern hiezu Stoff genug. Erzählungen sind unstreitig auch ein vortreffliches Vehikel. Sie werden vorzüglich dann viel Gutes wirken, wenn die zum Muster vorgestellten Personen aus den niederen Klassen genommen sind, um zu zeigen, wie diese unter denselben Verhältnissen, worin sich die meisten Leser befinden, vernünftige, zufriedene, die Mühseligkeiten und das Glück des Lebens gleich gut ertragende Menschen, gute Väter, Ehegatten, Nachbarn und Bürger gewesen; und wie sie durch Ueberwindung der den Lesern wohlbekannten Schwierigkeiten es geworden sind. Es giebt der Muster dieser Art in den niederen Ständen noch immer genug; und es versteht sich von selbst, daß bey ihrer Aufstellung nicht, wie es in Volksschriften wohl zu geschehen pflegt, eine Verwunderung darüber bezeugt werden dürfe, daß Größe und Güte der Seele auch in niedern Ständen sich finden. Dies ist eben so unphilosophisch, als zweckwidrig. Der gemeine Mann weiß sehr wohl — und sicher wird der Mann von Erfahrung und Weltkenntniß ihm darin beistimmen, — daß, wenn man sich überall darüber wundern dürfte, noch Tugend unter den Menschen zu finden, dies mehr bey derjenigen, die uns in den Pallästen begegnet, als der der niedern Hütten, der Fall seyn müßte. Doch jeder Stand, jedes Land und jede Zeit hat noch immer der Menschen, die so sehr sich emporarbeiten, daß sie andern zur Nachfolge aufgestellt zu werden verdienen. Halberstadt ist so glücklich gewesen, noch ganz neuer-

lich, und zwar in der niedrigsten Klasse, einen solchen Mann zu besitzen, und ein Glied dieser Gesellschaft hat sich das Verdienst erworben, sein Plutarch zu werden. Gern benutze ich diesen Anlaß, um das Vergnügen, oder vielmehr die Erbauung auszudrücken, mit der ich die Nachrichten von David Klaus gelesen habe *). Dieser alle Pflichten seines Berufs so treu erfüllende, in seinem engen Kreise ächte Menschenliebe übende, durch seltene Genügsamkeit und Selbstbeherrschung sich zu wahrer Unabhängigkeit erhebende, eifrig nach Wahrheit forschende und obgleich er sie gefunden zu haben glaubte, doch durchaus duldsame Mann war sicher einer der edelsten Menschen, die in irgend einer Zeit lebten. Er übertraf an wahrer sittlicher Größe die meisten der berühmten Helden des nur genannten griechischen Biographen, der selbst nur an einem derselben (an Timoleon nämlich) das gefunden zu haben bemerkte, was an dem guten Klaus so auszeichnend war, Einheit und Zusammenhang des ganzen Lebens. Die Nachricht, welche Hr. Consistorialrath Streithorst uns über diesen treflichen Mann gegeben, ist seinem Zweck gemäß für schon gebildetere Leser abgefaßt. Eine neue Behandlung derselben mit einigen Bemerkungen über das, worin Klaus als Genie seinen eignen Weg gieng, und worin er wegen seines beschaulichen Lebens nicht Muster allgemeiner Nachfolge seyn kann, nebst einer Auswahl der von ihm hinterlassenen Sprüche, würde ein vortreffliches Volksbuch seyn, und ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß unser Freund auch dieses Verdienst dem schon erworbnen beifügen möge.

*) David Klaus, von J. W. Streithorst. Halberstadt 1793. Auch im Nekrolog von 1793 abgedruckt. Ein zuverlässiger Mann versichert mich, ihn auch bereits in einem Pfälzischen Kalender gefunden zu haben. Billig hätte der hiesige sich hierin von dem eines so fernen Landes nicht vorgreifen lassen. d. V. — Was den Wunsch des Herrn Gesandten betrifft, diesen David Klaus, durch einige Veränderungen und eine Auswahl von seinen gesammelten Sprüchen, recht eigentlich zum Volksbuch umzuarbeiten: so traf derselbe mit der Idee seines Verfassers gerade zusammen, die so eben bis zur Ausführung reif war, und wovon sich unter den Anzeigen des März-Stücks der deutschen Monatsschrift die Ankündigung befindet. d. H.

Viertens. Der Inhalt der Schriften, welche man dem Volk in die Hände giebt, muß natürlich nach den wechselnden Bedürfnissen von Zeit und Land verschieden berechnet werden. Erweckung und Belebung ächter Religiosität und Sittlichkeit, Frohsinn in diesem Leben gestärkt durch den Blick in ein höheres, Nahrung und Uebung des geraden Menschenverstandes und Biedersinns, Ermuntерung zum Umsichsehn und zur Aufmerksamkeit, zu jeder häuslichen Tugend, vor Allem der Ordnung, dem Fleiß im Beruf, der guten Eintheilung der Zeit, der Reinlichkeit, Wirthschaftlichkeit, dem Sinn für Natur- und Familien-Freuden, der überlegten Wohlthätigkeit, die auch der Dürftigste üben kann, zur Liebe des Vaterlandes, auf Kenntniß seiner wahren Vorzüge gegründet, Belehrung über Kinderzucht, über die in den gewöhnlichsten Krankheiten zu vermeidende Fehler, durch Erfahrung bewährte ökonomische Rathschläge — Dieses und überhaupt Alles, was den Menschen bildet und bessert, gehört natürlich für alle Zeiten und Lande. Aber was meinem Urtheil nach vorzüglich, und vielleicht in unsrer Zeit mehr, wie in andern, ein Ziel der Bestrebung der Schriftsteller für ungebildete (und wohl auch gebildetere) Klassen seyn müßte, wäre — Verbreitung des Geistes wahrer Humanität, Arbeiten gegen die alten und neuen Vorurtheile, welche die Menschen auf eine so traurige Art trennen und unter ihnen, ohne weitern Anlaß, ja ohne daß sie sich kennen, Entfernung und wohl gar Feindseligkeit in mehrerm oder minderm Grade hervorbringen. Ich halte diese Sache wichtig genug, um über diejenigen dieser Vorurtheile, welche auf so gemeinschädliche Art von jeher am meisten unter den Menschen gewirkt haben und noch wirken, noch einige Anmerkungen beizufügen.

Die Liebe des Vaterlandes und der bürgerlichen Gesellschaft, zu der wir gehören, ist eine der edelsten Empfindungen, und kann eine fruchtbare Mutter von Tugenden werden. Aber um es zu seyn, muß diese Neigung, wie jede andre, weise geordnet werden. Sonst wird sie nur Erweiterung unsers Egoismus, Nahrung unsers Stolzes und unsrer Eitelkeit, und artet zulezt in Verachtung und Haß aller Menschen aus, die nicht zu unserm Kreise gehören. Bey den rohern Nationen sind diese trennenden Empfindungen am lebhaftesten, und man weiß, wie sehr die glänzende Vaterlandsliebe der Griechen und Römer mit ihnen gemischt war, und wie diese feindselige Gesinnung selbst in ihre al-

gemeine Benennung der Fremden, **Barbaren**, übergieng. In neuerer Zeit hat Milderung der Sitten, vorzüglich Vereinigung in der christlichen Religion, mehr Verbindung, wenigstens unter den europäischen Nationen, hervorgebracht. Auch ausgebreiteter Handel und Schiffahrt haben die Menschen genähert, sie unter einander bekannter gemacht und viele der vorgefaßten Meinungen weggeschliffen, mit denen sie aus der Ferne sich ansahen. Indeß ist die Trennung unter den verschiedenen Nationen, selbst Deutscher von Deutschen, noch immer groß genug. Vorzüglich ist dieses der Fall bey denen, welche das Unglück gehabt, durch ihre politischen Verhältnisse mit einander in Kriege verwickelt zu werden; und folgten sich mehrere derselben binnen einigen Generationen, so pflanzten Haß und Abneigung sich auch während des Friedens auf eine oft schwer zu tilgende Weise besonders unter den niedern Volksklassen fort. Es hat Politiker gegeben, die dieses billigten und zu unterhalten suchten, weil, meinten sie, die Vaterlandsliebe dadurch belebt würde. Aber obgleich dieser Gedanke vorzüglich wohl unter einer Nation geäußert ist, der sicher Aufklärung nicht abzusprechen ist, der brittischen: so trage ich doch kein Bedenken, zu sagen, daß dieser Grundsatz mehr des Anführers einer rohen Bande, als eines gebildeten und christlichen Volks würdig ist. Dieses muß sein Vaterland lieben, Gut und Blut zu dessen Vertheidigung aufopfern können, ohne dazu durch Menschenhaß befeuert zu werden; es muß selbst im Kriege nur den das gemeine Wohl bedrohenden Angriff abwenden, ohne die zu hassen, welche meist wider ihren Willen zu Werkzeugen dieses Angriffs gebraucht werden. Dies wäre wenigstens die Höhe sittlicher Vollkommenheit, der uns zu nähern, wir um so weniger den Muth verliehren dürfen, da in neuerer Zeit der Krieg selbst mehr das Werk des Verstandes und der Kunst, als wilder Leidenschaft geworden ist. Das Interesse der Staaten wird immer verschieden bleiben, und Kollisionen veranlassen, die so lange, bis die Menschheit sich so weit erhoben hat, sie auf eine vernünftiger Wesen würdigere Art auszugleichen, (wir wollen dieser Aussicht, sey sie auch noch so entfernt, nicht entsagen!) von Zeit zu Zeit Kriege hervorbringen. Hoffentlich werden in den künftigen Vernunft und Menschlichkeit ihre Rechte besser behaupten, als es die Natur des gegenwärtigen, der nicht ein Krieg zwischen Staaten, sondern zwischen Meinungen und Leidenschaften war, erlaubte,

und alle Nationen werden allmählig mildere und menschlichere Grundsätze annehmen, wie sie zuerst in dem Kommerz-Traktat zwischen Preußen und Nord-Amerika *) öffentlich anerkannt worden. Bis dahin bestrebe man sich wenigstens den unseligen Folgen der Kriege die engsten Schranken zu setzen, und vor Allem zu hindern, daß von den feindseligen Leidenschaften, welche sie angefacht, etwas in den Herzen der Menschen zurückbleibe. Dahin zu arbeiten ist edelstes Geschäft des Weisen; er lehre das Volk, daß der Charakter des Menschen, mit welchen Nebenbestimmungen er auch begleitet sey, uns nur zu Wohlwollen und Liebe auffodern müsse, daß so wie im Physischen unter jedem Himmelsstrich, so auch im Sittlichen unter jedem Volk sich Gutes findet, daß Nationalhaß Ausartung von dem natürlichsten aller Gefühle, und daß es wahre Ungereimtheit sey, wenn der Bewohner der Mittelelbe den der Oberelbe mit Abneigung und Entfremdung betrachtet, weil jener Magdeburger und dieser Böhme genannt wird. Sicher kann diese Lehre des Menschenverstandes und der Moral mit ächter Vaterlandsliebe vollkommen bestehn, mit derjenigen nämlich, die auf Kenntniß und Gefühl seiner wahren Vorzüge sich gründet. Freilich erfodert die Verbindung und das gehörige Ebenmaaß unter diesen verschiednen Verhältnissen und Gesinnungen allerdings Kunst, und weise Ueberlegung; aber ich habe es auch schon bemerklich gemacht, daß das Geschäft des Volkslehrers kein leichtes sey.

Mehr als durch Himmelsstrich und Boden sind die Menschen durch Meinungen geschieden. Die Trennung der religiösen hat Jahrhunderte hindurch bittern Haß, blutige

*) In diesem Traktat vom 10ten Sept. 1785 (s. denselben im Herzbergschen Recueil T. I. p. 465. und im Martensschen Recueil Vol. 2. p. 566.), dem letzten, den Friedrich II schloß, sind die Folgen des Krieges auf die durchaus unvermeidlichen beschränkt, und der Grundsatz ist anerkannt, daß der Krieg alle friedliche nicht bewaffnete Unterthanen nicht angehe, diese ihr Verkehr möglichst ungestört fortsetzen, und wegen nicht abzuwendenden Verlustes entschädigt werden müssen. Im 24sten Artikel ist ausdrücklich festgesezt, daß diese Stipulationen von immerwährender Gültigkeit seyn, und den allgemein anerkanntesten Grundsätzen des Natur- und Völkerrechts gleich gehalten werden sollen.

Kriege und Verfolgungen zu traurigen Folgen gehabt. Die zunehmende Vernunft hat hierin fast überall wichtige Fortschritte gemacht und die Sitten gemildert, vorzüglich in den Preußischen Staaten, deren Regenten seit schon länger als einem Jahrhundert, vom großen Churfürsten an vorzüglich auch dadurch vor ihren Zeitgenossen sich auszeichneten, daß sie weise Duldung übten. Indeß ist die religiöse Verträglichkeit noch nicht das, was sie seyn sollte. Katholiken und Protestanten haben sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, allmählig auf den Fuß gesezt, daß sie ihren Besitzstand gegenseitig anerkennen. Aber es fehlt noch die Schonung, die Achtung der Meinungen; ohne welche eine über ihre Verschiedenheiten sich erhebende, ächte Vereinigung unter den Menschen nicht bestehn kann. Unsre katholische Brüder können selten, auch bey noch so sehr von ihnen geschätzten Protestanten, sich des leisen Seufzers enthalten: Schade um die schöne Seele; und mit einem obgleich bey Vielen wirklich wohlwollenden Mitlied auf uns herabzusehn, das, wenn es bemerkt wird, einen unangenehmen Eindruck macht und das Vertrauen schwächt. Wir Protestanten sehn dagegen nur zu oft mit einem Bedauern auf Katholiken herab, das noch mehr beleidigen und entfernen muß, da es mit einem stolzen Bewußtseyn unsers höhern Lichts verbunden ist, zum Theil aber auch daher rührt, weil wir die katholischen Gebräuche und ihren wahren Sinn wenig kennen, und Alles mit dem Vorurtheil ansehn, das uns von Jugend auf gegen dieselben, (so wie den Katholiken gegen unsere Begriffe,) eingeflößt ist. Nur mit Mühe können wir uns eines leichtsinnigen Spottes, einer Verwunderung enthalten, wie man noch in so groben Vorurtheilen, in so finsterm Aberglauben versunken seyn könne, über den wir, Dank sey es unserm Catechismus! von Kindheit an erhaben waren. Das schöne Wort: Wir irren allesammt, nur jeder irret anders — ist so selten, da wo es sollte, recht im Sinn, und der große Mann, der es zuerst gesagt, Haller, hat es selbst zuweilen vergessen.

Für diese Verträglichkeit im höhern und reinen Sinn zu arbeiten, ist noch ein edles Geschäft des Volksschriftstellers. Die große Gabe Alles zu tragen und Alles zu dulden, in den Gesichtspunkt Andrer hineinzugehn, ohne deshalb in dem von uns für wahr erkannten irre zu werden, ist das hohe Ziel, nach dem wir streben müssen. Religiosität muß immer uns ehrwürdig bleiben, unter welchen äußern For-

men und Modificationen sie sich uns darstelle; und der Mensch, der Gebräuche beobachtet, Enthaltsamkeit übt, wo es uns entbehrlich dünkt, — ihm aber Vorschrift ist, muß uns nie des Bedauerns, wohl aber eben deshalb der Achtung und des Vertrauens würdig scheinen. In unserm Staat dürfte diese Betrachtung in moralischer und politischer Rücksicht um so mehr wichtig scheinen, da die Zahl unsrer katholischen Mitbürger neuerlich so beträchtlich vermehrt ist.

Noch dringender ist vielleicht im itzigen Zeitalter das Bedürfniß, dem Zwist über politische Meinungen, der gerade in dem Augenblicke, da die Fackel des Religionshasses zu verlöschen begann, die Menschen von neuem zu trennen droht, mit aller Kraft, aber auch mit weiser Vorsicht entgegenzuarbeiten. Daß die gewaltsame Zersprengung aller bisherigen Einrichtungen bürgerlicher Gesellschaften, eine Erschütterung hervorbrachte, die außerhalb des Landes, in dem sie vorgieng, sich mittheilte, war natürlich. Das Versprechen einer völligen Gleichheit unter den Menschen, eines Aufhörens aller Unterscheidungen unter Hohen und Niedern, unter Reichen und Armen, mußte großen Eindruck machen, und überall Wünsche erregen, in die verheißene neue Ordnung der Dinge einzutreten, deren Glückseligkeit zu beschreiben, selbst die Sprache zu arm war. Ueberall mußte die neue Lehre Anhänger finden, weil es überall Unzufriedne mit den bestehenden Einrichtungen giebt, weil diese Einrichtungen auch wirklich ihre von allen Dingen der Menschen unzertrennbare Unvollkommenheiten haben, weil die Regierten überall das Regieren und die Hebung ihrer Beschwerden so leicht finden, weil der Unterschied der Stände und noch mehr der des Vermögens von dem größeren Theil überall so ungern empfunden wird, so unumgänglich nothwendige Folge der bürgerlichen Vereinigung er auch ist, und so furchtbar die Aufhebung dieses Unterschiedes auch gerade denen seyn würde, die sie wünschen. Die Erfahrung hat itzt schon manche dieser Vorstellungen berichtigt. Um so leichter wird es also itzt, den gefürchteten Folgen dieser großen Begebenheiten mit Erfolg zu begegnen, da ihre Betrachtung selbst schon so lehrreiche Warnungen giebt. Eine sehr wichtige Regel scheint mir hiebey diese zu seyn, daß durchaus alles Uebertriebne vermieden, daß dem Guten und Wahren, so wie dem Bösen und Falschen, an welcher Seite man es auch findet, immer volle Gerechtigkeit wieder=

fahre. Wer die Leidenschaften des Partheygeistes will, muß selbst an keine Parthey sich anschließen. Ein Schmeichler der bestehenden Verfassungen ist ihr schlechtester Vertheidiger. Denn aus seinem Munde wird auch selbst der Wahrheit nicht geglaubt. Theorien von Staatsverfassungen und politische Polemik gehören nicht in Volksschriften *). Aber, was hineingehört, ist: auf faßliche und einfache Art den gemeinen Mann zu belehren, nicht, daß sein Zustand vollkommen, von Beschwerden und Lasten frey sey, sondern, daß er viel Gutes habe; daß bürgerliche Gesellschaft und Regierung nothwendig sey, weil ohne sie das menschliche Geschlecht bald verwildern und untergehn würde; daß die Einrichtung dieser Gesellschaft mannichfacher Formen fähig sey, deren jede ihr Gutes, aber auch jede ihre Mängel habe; daß die allmählige Besserung der leztern von der steigenden Vernunft und Sittlichkeit der Menschen zu hoffen, ein Versuch plötzlicher und gewaltsamer Reform aber fast immer größere Uebel hervorgebracht, als er zu heben suchte; daß die ganze Natur völlige Gleichheit unter keiner Klasse von Wesen kenne und daß diese auch unter den Menschen eine Chimäre sey; daß Unterschied des Vermögens ewig nothwendige Folge der ungleichen geistigen und körperlichen Kräfte und Thätigkeit der Menschen, Sicherheit des Eigenthums aber dem Armen, so wichtig, wie dem Reichen, daß Achtung der Obrigkeit für den Unterthan selbst am wichtigsten sey; daß Menschen- und Bürgerrechte nur da gedacht werden können, aber dann auch müssen, wo Menschen- und Bürgerpflichten anerkannt und geübt werden; daß endlich man diejenigen, die über diese Dinge anders denken, nicht hassen und feindselig ansehn, sondern der Erfahrung und reiferm Nachdenken die Berichtigung ihrer irrigen Meinungen überlassen müsse, deren Entstehung und Verbreitung bey dem größern Theile in der äußern Lage wichtige Entschuldigungsgründe findet. Diese unmittelbar in der Natur

*) Hr. Prof. Eberhard hat in seiner Schrift: Ueber Staatsverfassungen und ihre Verbesserung eine den gebildetern Ständen, (welchen sie bestimmt ist,) sehr nützliche und zu rechter Zeit gegebne Belehrung ertheilt, deren ungemein faßlicher Ton in gehöriger Abstufung auch dem Schriftsteller für die eigentlichen Volksklassen zum Muster dienen kann.

des Menschen liegende, auch dem beschränktesten Verstande sich durch alltägliche Erfahrungen bewährende Wahrheiten recht faßlich und klar zu machen, dadurch auf Einsicht gegründete Zufriedenheit und Ruhe des Staats zu befördern, ist sicher ein Verdienst, das schon Abbt in die erste Klasse unter den von Schriftstellern zu erwerbenden sezte, ein Verdienst, das auf den edelsten Namen, den eines Wohlthäters seiner Zeit und seines Volks, gerechten Anspruch giebt.

VI. (zu S. 301.)

Schreiben des ꝛc. v. Dohm an den Münsterschen Direktorial-Gesandten v. Druffel d. d. Halberstadt den 19ten April 1796.

In Beziehung auf dasjenige, was von dem Königl. hohen Cabinets-Ministerio bereits vor einigen Wochen einer Hochlöbl. Hochfürstl. Regierung wegen der fortdaurenden Fürsorge Sr. Königl. Majestät für die Sicherung der Neutralität des nördlichen Deutschlands eröfnet worden, habe ich itzt die Ehre Ew. ꝛc. ferner nach den allerhöchsten Befehlen zu benachrichtigen, wie des Königs Majestät zu desto vollkommner Erreichung dieses so äußerst wichtigen Zwecks itzt solche Entschließungen zu fassen geruht haben, welche von Ihren reinen und großmüthigen auf die unverrückte Erhaltung des nördlichen Deutschlands gerichteten Absichten einen neuen unverkennbaren Beweis geben werden. Allerhöchst-Dieselben wollen nämlich ein beträchtliches Corps Ihrer Truppen nach Westphalen marschiren lassen, um in Verbindung mit den zu ihm stoßenden Truppen von Chur-Hannover und Braunschweig die vollkommne Neutralität sämmtlicher innerhalb der neuerdings dem Französischen Gouvernement proponirten Demarcations-Linie belegenen Lande würksamst zu schützen. Zu ganz besonderm Vergnügen gereicht es mir, hiebey zugleich Ew. ꝛc. melden zu können, daß diese neue Linie das ganze Hochstift Münster umfaßt. Die einzige, aber auch unumgängliche Bedingung, welche des Königs Majestät bey dieser Sicherung der Existenz und Verfassung des nördlichen

Deutschlands machen, ist, daß die Verpflegung der zu diesem wichtigen Zweck bestimmten Truppen, wovon ich die Liste nebst ihrem monatlichen Bedarf an Lebensmitteln und Fourage beifüge, von den geschützten Landen übernommen werde. Die offenbare Billigkeit oder vielmehr strenge Gerechtigkeit dieser Bedingung ist gewiß so einleuchtend, daß es sehr überflüssig seyn würde, hierüber etwas Mehreres sagen zu wollen. Des Königs Majestät thun bey dieser Angelegenheit offenbar bey weitem mehr, als irgend ein andrer Ihrer Mitstände auch bey den größten Aufopferungen, welche nicht in Anschlag kommen können, wenn von Erhaltung der Existenz die Rede ist. Die Königl. Provinzen befinden sich in diesem Augenblick in völligem Ruhestand und haben von dem Französischen Gouvernement nichts zu besorgen, welches vielmehr, wenn es die itzigen Maasregeln nicht hinderten, seine Absichten gegen das übrige nördliche Deutschland sehr wohl ausführen könnten, ohne einmal die Königl. Lande zu berühren. Se. Königl. Majestät könnten also den Folgen hievon ganz ruhig zusehn, wenn Ihre aufrichtigste Theilnahme an dem Schicksal Ihrer Mitstände diese Ruhe nicht unmöglich machte. Zu noch vollkommnerer Bethätigung dieser Ihrer Gesinnungen wollen des Königs Majest. auch die Last der Verpflegung Ihrer herzugebenden Truppen mit den interessirten Mitständen gleich theilen und hiezu von wegen Ihrer Lande im Niedersächsischen und dem innerhalb der Demarcationslinie belegenen Theile des Westphälischen Kreises pro rata beitragen.

Um dieses Geschäft auf dem kürzesten Wege zu reguliren, haben des Königs Majestät dafür gehalten, daß eine Zusammentretung sämmtlicher innerhalb der Demarcationslinie belegenen Stände das zweckmäßigste Mittel seyn würde, zu welchem Hildesheim wohl der für die meisten interessirten Stände gelegenste Ort, die Erofnung aber so schleunig als möglich unumgänglich nöthig seyn dürfte, und Se. Königl. Majestät deshalb auf den 22sten May festgesezt wünschen.

Den allerhöchsten Befehlen gemäß soll ich nun bey Ew. rc. dahin antragen, die Convocation der in dem Niederrheinisch-Westphälischen Kreise innerhalb der Demarcations-Linie belegenen Stände, wovon die Liste hiebeigeht, mit mir baldmöglichst gemeinschaftlich zu besorgen. Außerhalb unsers Kreises werden noch sämmtliche Stände

des niedersächsischen Kreises zu dieser Zusammentretung in diesen Tagen vom Directorio dieses Kreises berufen, auch noch Se. Hochf. Durchl. zu Cölln wegen des Herzogthums Westphalen und Vest Recklinghausen, Churmaynz wegen Eichsfeld, Fulda, Waldeck eingeladen.

Daß ein hohes Jülichsches Condirectorium zu dieser Ausschreibung nicht mit concurriren, dieses aber seinen Gerechtsamen auf keine Weise präjudicirlich seyn könne, ermessen Ew. ꝛc. von selbst, da sämmtliche Jülichsche Lande außerhalb der Demarcations-Linie liegen und bey der Lage der Umstände zu diesem Geschäft nicht concurriren könne, übrigens auch hier von keinem eigentlichen Kreistage, sondern nur einer Zusammentretung mehrerer gleiches Interesse habenden Stände die Rede ist. Einige Bedenklichkeit hierüber darf also im Mindesten nicht aufhalten, und kann jede etwa noch nöthig erachtete Verwahrung der hohen Jülichschen Directorial-Gerechtsame, woran dem Clevischen Directorio ebenmäßig gelegen, immer noch verabredet werden. In dem zu erlassenden Ausschreiben würde das einzige deliberandum dahin zu fassen seyn, die Verpflegung der die benannten Lande schützenden Königl. so wie auch Churhannöverschen und Herzogl. Braunschweig. Truppen zu übernehmen und unter sich nach einem festzusetzenden Regulativ zu repartiren, wobey auch die Stände zu ersuchen wären, ihre Deputirten zur Zusammentretung mit den außerhalb des Kreises belegnen Ständen zu bevollmächtigen, um mit diesen zusammen einen Convent auszumachen.

Wie unumgänglich nothwendig hiebey die Umgehung aller Weitläuftigkeiten sey, darf ich nicht bemerklich machen, da Ew. ꝛc. von selbst fühlen, wie nahe besonders das Hochstift Münster von der Gefahr bedroht werde. Im gewohnten Vertrauen kann ich Ew. ꝛc. versichern, daß die Gefahr wirklich groß und wahrscheinlich sey, des Königs Majestät aber, so sehr Sie wünschen, dieselbe abzuwenden und dazu die wirksamsten Maasregeln anzuwenden, doch auch Ihren Schutz nicht aufdringen wollen, und vielmehr alle diejenigen Lande ihrem Schicksal überlassen und sofort aus der Demarcationslinie ausschließen würden, welche Ihrem großmüthigen Anerbieten nicht mit dem willigsten, alle etwaige Schwierigkeiten überwindenden Eifer entgegen kommen sollten. Da

indeß auch bey dem besten Willen das Resultat der Berathungen der vereinigten Stände zu spät kommen dürfte, die Ausmarschirung der schon bereit stehenden Truppen aber, ehe für die Verpflegung wenigstens auf einige Monat gesorgt worden, unmöglich ist, so haben Se. Königl. Maj. von Hannover verlangt, daß dasselbe seine Magazine zu diesem Behuf hergeben, und das Königl. Truppen-Corps provisorisch auf 3 Monat verpflegen möge, da unter dieser Zeit von dem zu Hildesheim zusammengetretenen Convent alles regulirt seyn kann. Ich begebe mich in dieser Absicht morgen nach Hannover und habe alle Hoffnung eines baldigen erwünschten Erfolgs meiner dortigen Unterhandlung. Sobald ich denselben erhalten habe, gehe ich nach Münster, um mit Ew. ꝛc. die Convocations-Schreiben der zum Westphälischen Kreise gehörigen Stände zu bewirken und alles sonst Nöthige zu verabreden. Ich bitte also, daß Ew. ꝛc. Sich baldmöglichst die erforderliche Instruktion Ihres höchsten Hofes verschaffen, und wenn dieselbe, wie nicht zu zweifeln, gewierig ausfällt, das Convocationsschreiben gefälligst ausfertigen lassen und mir, wenn ich indeß noch nicht das Vergnügen habe, bey Ihnen zu seyn, nach Hannover übermachen wollen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Dohm.

VII. (zu S. 309.)

Lateinische Poesien des Chur-Cölnischen Geh. Raths Pape.

Am 12ten July 1796.

Hac hodie sermo Germanus fertur in aula
In qua clamabat quondam Jesuita Latinum.

13ten July 1796.

Sermo blandus erat, dum Dohm dixisse placebat:
Ite domum, vacuum stomachum replere studete!

Ast hodie, timeo, nobis est longior hora
Saxo et non Saxo quoniam simul esse loquaces
Debent, ut citius loculi vacuentur et omnis
Miles conscriptus melius subsistere possit.

Dortmund et Goslar nunc paupertate reguntur
Efficit haec illis hodie mirabile scutum.

Mi Cicero, prudens Director et alme Legate,
Vir sapiens, permitte tuas mihi dicere laudes.
Miror naturae quae sunt tibi dona benigna;
Discipulus dignus magni es Doctoris ab Hertzberg.
Juris Consultus, quo non est doctior alter,
Publica qui novit qui scit privataque jura
Quolibet intuitu tu magnus jure vocaris:
Nil tibi difficile est captu, cito perspicis omne,
Est tibi judicium maturum, grandeque lumen,
Ingenii miri reliquos praecellis in omni.
O vir perpetuis ut talis viveret annis!

Donet Rex superûm tibi Nestoris annos
Omnes laetanter transigas, opto, dies;
Hi maneant fausti grata dulcedine pleni,
Majestas semper sit veneranda tibi.

Vir tremulans semper protocollum poscit apertum
Cum proprios loculos non vacuare velit.

O qualis terror te nunc Westphalia tangit
Dum partem rumpit Gallus, partemque Borussus
Aere gravet, cujus solutio viribus impar.

Ad discessum omnium legatorum.

Cari fratres, mihi si sic dicere fas sit
Quos vidi multis semper sudare diebus
In commune bonum, nullos fugiendo labores,
Qui lineae notae fortissima fulcra dedistis
Auro et argento, facto non ore studentes
Hanc ne transcendat stolidi versutia Galli;
Qui fertis sumtus pro rata militis omnes

Communem causam gladio vitaque tuentis.
O fratres, inquam, Germano foedere juncti
Advenit, ecce, dies, quo nobis mandat abire
Hinc nutus superûm, jam dulci pace gregatos
Omnes in partem terrae discedimus omnem,
Et fors continget posthac vidisse nec ullum.
Ergo valete! Deus vestros in tramite recto
Disponat passus, sit cynosura viae.
Pergite felices, attingite Nestoris annos,
Multum lassatis nunc sit amoena quies,
Cum Dohm, cum Reden, Münchhausen atque legati
Omnes laetantes, ite, redite domum.
Hoc vobis Pape sincero corde peroptat
Qui socii socius, qui quoque servus erat.

VIII. (zu S. 328.)

Idee zu einem Denkmal des Congresses zu Rastadt.

Wenn in Münster oder Osnabrück der Reisende fragt, ob von dem Friedenscongresse, der diese beiden Orte berühmt gemacht, kein Denkmal, keine Localspur zurückgeblieben sey, so führt man ihn auf das Rathhaus, und zeigt ihm die Bilder der Männer, welche vor 150 Jahren der Politik von Europa eine neue Basis gaben. Der hier abzuschließende Friede wird sicher einen eben so bedeutenden Abschnitt in der Geschichte machen, als der Westphälische, und auch in Rastadt wird einst eine ähnliche Frage geschehen. Wie, wenn man sie, statt Hinweisung auf todte, doch wohl meist trügende Gemählde, damit erwiedern könnte, daß man zu einem stets wohlthätig fortlebendem Denkmal edler und menschenliebender Gesinnung der Männer führte, die mit den größten Sorgen ihrer Zeit beladen, doch des kleinen Guten, das an ihrem Wege sich zu thun fand, nicht vergaßen? — Wie sehr dies wirklich Geist der Mehrheit unsers hiesigen diplomatischen

Corps sey, beweißt die Wohlthätigkeit, die sich bey verschiednen Fällen gezeigt hat. Es ist durch dieselbe schon viel zu Linderung des Elendes und der Armuth in hiesiger Stadt und Gegend geschehen. Die in Nr. 59. des Congreßblattes gegebene Nachweisung zeigt zugleich, daß die Gaben der Milde und Menschenliebe von der hiesigen Behörde würdig vertheilt und weise verwaltet werden. Indeß ist der Gedanke natürlich, daß eine blos momentane Unterstützung der Hülflosen, welchen jetzt dadurch aufgeholfen wird, das nachherige Gefühl ihres Zustandes noch drückender machen möchte, und wenn vielleicht weise Fürsorge noch einigen Fond auch nach dem Ende des Congresses aufgespart hätte, würde derselbe doch bald aufhören. Linderung augenblicklichen Elends ist schön, aber noch schöner und würdiger des Menschenfreundes, dem Elend zuvorzukommen, die kommende Generation dadurch vor Armuth und Betteley zu bewahren, daß man sie zur Arbeit gewöhnt. **Fortgehende Gelegenheit zu nützlicher Beschäftigung** ist die beste Gabe, die den Dürftigen, aber der Arbeit Fähigen, die besonders Kindern gegeben werden kann, und sonach

eine **Indüstrie-Schule**

das edelste, würdigste Denkmal, das der Congreß sich in Rastadt stiften kann. Es würde Beleidigung seyn, den Männern, für welche dieses bestimmt ist, die große, auf lange Folgezeit sich verbreitende Nützlichkeit einer solchen Anstalt weitläuftig auseinandersetzen zu wollen. Sie ist in vielen deutschen Landen schon durch den glücklichsten Erfolg bewährt; sie greift das Elend an der Wurzel an, indem sie nicht nur dem physischen Mangel abhilft, sondern auch die Sittlichkeit der untersten Volksklasse verbessert, die bürgerliche Gesellschaft nicht nur von jetzt lästigen Gliedern befreyet, sondern ihr für die Zukunft nützliche bildet. Die Nothwendigkeit eines solchen Instituts in Rastadt ist von der hiesigen Behörde (in der erwähnten Nachweisuug) bereits angedeutet, und die Behelligung von Bettelkindern, der man aller Polizeyfürsorge ungeachtet, noch immer in und bey hiesiger Stadt ausgesezt ist, muß jeden davon überzeugen.

Doch die Idee ist zu natürlich, ihre Ausführung zu leicht, daß es, um sie zu sichern, mehr als dieser Anregung bedürfte. Wenn nur jedes zum hiesigen Corps diplomati-

que gehörige Individuum einen nach jedes Gefühl und Verhältnissen bestimmten Beitrag giebt, so ist ein Fond da, mit dem die Sache angefangen werden kann. Bey der zweckmäßigen Leitung der Behörde ist am Gelingen nicht zu zweifeln, und wenn die hiesigen Einwohner das Wohlthätige der Anstalt durch Erfahrung kennen gelernt, werden sie schon selbst für unverrückten Fortgang desto mehr sorgen, da sie in zwey Städten ihres Landes schon einen so rühmlichen Vorgang haben. Dann führt man einst den Reisenden, der nach des berühmten Friedens-Congresses in Rastadt Denkmal forscht, unter einen Haufen bey nützlicher Arbeit gesunder, munterer Kinder, die neben körperlicher Beschäftigung auch in ihre Geisteskraft übenden, ihrer Bestimmung angemessenen Kenntnissen unterrichtet werden. Erheitert giebt der Forscher auch seinen Beitrag, oder kauft von den Produkten des Fleißes der Kleinen, und sichert damit die Dauer eines Denkmals, dessen Anblick nicht blos seine Neugierde befriedigt, vielleicht auch gute Gedanken in ihm geweckt hat.

In der festen Ueberzeugung, daß die Ausführung dieses Gedankens, wenn er einmal angeregt ist, nicht fehlen könne, fügt der Verfasser dieses Aufsatzes einen kleinen Beitrag bey, den er in dem unverhofften Fall, daß sein Vertrauen getäuscht würde, zu anderer wohlthätiger Bestimmung der Hochfürstl. Polizey-Commission und Oberamts überläßt. Rastadt den 29 May 1798.

IX. (zu S. 348.)

Gemeinschaftlicher Bericht der Gesandtschaften Deutscher Höfe, über den an der Französischen Gesandtschaft in der Nähe von Rastadt verübten Meuchelmord.

Nachdem Se. Kais. Majestät allerhöchst Ihren Plenipotentiarius von dem Friedens-Congreß in Rastadt abberufen, und derselbe am 13ten dieses, diese Stadt verlassen, die Reichsdeputation aber in ihrer Sitzung vom 23sten sich

als suspendirt erklärt, und dieses unter Mittheilung des die Gründe ihres Entschlusses enthaltenden Protokolls der Französ. Gesandtschaft bekannt gemacht hatte, declarirte diese durch ihre Note, vom 25sten, daß sie in drey Tagen gleichfalls abgehen werde. Am Abend dieses Tages wurde indeß der mit einem Passe und Schilde versehene Courier der Französ. Gesandtschaft, welcher die Depeschen derselben nach Straßburg bringen und bey dem nah gelegenen Badischen Dorf Plittersdorf nach Selz über den Rhein fahren sollte, zwischen Rastadt und Plittersdorf von K. K. Husaren gefangen genommen, und nachdem man ihm alle bey sich gehabte Papiere abgenommen, mit denselben nach dem Standquartiere des K. K. Obrist von Barbaczy nach Gernsbach abgeführt. Auf geschehene Requisition der Französ. Gesandtschaft verwandte sich der Churmainzische Directorialgesandte Namens sämmtlich anwesenden Subdelegirten der Reichsdeputation und auch die Königl. Preuß. Churbrandenburgische Gesandtschaft mittelst der in Anlage 1. 2. abschriftlich beigefügten Schreiben bey dem Obrist von Barbaczy dahin:

> daß den allgemein angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts gemäß, der arretirte Courier nebst den Depeschen zurückgegeben und die Sicherheit der Correspondenz der Französ. Mission für die noch kurze Zeit ihres Hierseyns, so wie ihre binnen drey Tagen bestimmte Abreise auf keine Weise möchte behindert werden.

Das Schreiben des Churmainzischen Ministers wurde noch in der Nacht vom 25sten durch einen Courier nach Gernsbach befördert, der eine kurze Antwort des Obrist von Barbaczy zurückbrachte, nach welcher derselbe, s. Anlage 3. meldete, wie er den Vorgang des arretirten Couriers bey höherer Behörde angezeigt habe und bis zu erhaltener Weisung die ihm geäußerten Wünsche nicht erfüllen könne. Mit dem Schreiben der Königlich Preußischen Minister wurde am 26sten Morgens um 5 Uhr der Königliche Legationsrath von Bernstorf abgesandt, um dessen Inhalt noch mündlich näher zu unterstützen. Da auch die Französische Mission sich vorzüglich an den Markgräflich Badischen Staatsminister Freyherrn von Edelsheim gewandt, und den landesherrlichen Schutz reclamirt hatte, so hielt dieser Minister für nöthig, selbst den Grafen von Bernstorf zu begleiten, und dem K. K. Obrist alle die-

jenige Vorstellungen zu thun, die er den Verhältnissen und Umständen angemessen fand. Die mündliche Antwort des Obrist war, daß er von diesen Vorstellungen an die höhern Behörden berichten, und das Schreiben der Königlich Preußischen Minister einsenden, und, so bald er dazu im Stande, antworten werde; bis dahin aber sich durchaus über nichts erklären könne. Die von dem Graf Bernsdorf Anlage 4. übergebene Relation zeigt, wie bestimmt diese Weigerung jeder Art von Aeußerung gewesen sey.

Indeß wollten die Französ. Minister an dem, von ihnen angekündigten dritten Tage, den 28sten Morgens 8 Uhr über Selz abreisen. Alle Anstalten waren gemacht, ihre Wagen standen völlig gepackt im Hofe des Schlosses, wo sie wohnten. Unter den obwaltenden Umständen jedoch, da die K. K. Husaren-Patrouillen die Gegenden von Rastadt, besonders nach dem Rhein hin, durchstreiften, da bereits am 19ten dieses, mehrere Deutsche Gesandten auf ihren Spazierritten von derselben angehalten, und einem derselben, dem Fürstl. Würzburgischen sogar seine bey sich habende Papiere abgenommen waren, und da die Erklärung des Obrist von Barbaczy so wohl über diese Vorgänge als über die Arretirung des Französ. Couriers so wenig Beruhigung wegen der Sicherheit der von den Französ. Ministern anzustellenden Reise gaben, unter diesen Umständen konnte man nichts anders als diese Reise für bedenklich halten, da es wenigstens möglich schien, daß diese Minister aus Mißverstande von Husaren-Patrouillen angehalten, und dadurch äußerst unangenehme Differenzien veranlaßt würden. Alle diplomatische Personen, welche daher noch Gelegenheit hatten, die Französ. Minister zu sehen, riethen ihnen angelegentlich, ihre Abreise noch vielleicht um wenige Stunden oder bis zum folgenden Tag aufzuschieben, da die Antwort des Obristen von Barbaczy auf die Verwendungen der Königl. Preuß., Churmainz. und Badischen Minister jeden Augenblick erwartet wurde. Die Französ. Gesandte gaben diesen Vorstellungen obgleich ungern nach, vorzüglich aus der Betrachtung, daß es anständig sey, den Erfolg der von ihnen mit besonderem Dank erkannten Theilnahme der benannten Gesandten abzuwarten. Wie noch gegen 11 Uhr Morgens keine Antwort gekommen war, schrieb der Churmainzische Minister Freyherr von Albini nochmals an den Obrist von Barbaczy und erbat sich

Corps sey, beweißt die Wohlthätigkeit, die sich bey verschiednen Fällen gezeigt hat. Es ist durch dieselbe schon viel zu Linderung des Elendes und der Armuth in hiesiger Stadt und Gegend geschehen. Die in Nr. 59. des Congreßblattes gegebene Nachweisung zeigt zugleich, daß die Gaben der Milde und Menschenliebe von der hiesigen Behörde würdig vertheilt und weise verwaltet werden. Indeß ist der Gedanke natürlich, daß eine blos momentane Unterstützung der Hülflosen, welchen jezt dadurch aufgeholfen wird, das nachherige Gefühl ihres Zustandes noch drückender machen möchte, und wenn vielleicht weise Fürsorge noch einigen Fond auch nach dem Ende des Congresses aufgespart hätte, würde derselbé doch bald aufhören. Linderung augenblicklichen Elends ist schön, aber noch schöner und würdiger des Menschenfreundes, dem Elend zuvorzukommen, die kommende Generation dadurch vor Armuth und Betteley zu bewahren, daß man sie zur Arbeit gewöhnt. Fortgehende Gelegenheit zu nützlicher Beschäftigung ist die beste Gabe, die den Dürftigen, aber der Arbeit Fähigen, die besonders Kindern gegeben werden kann, und sonach

eine Indüstrie-Schule

das edelste, würdigste Denkmal, das der Congreß sich in Rastadt stiften kann. Es würde Beleidigung seyn, den Männern, für welche dieses bestimmt ist, die große, auf lange Folgezeit sich verbreitende Nützlichkeit einer solchen Anstalt weitläuftig auseinandersetzen zu wollen. Sie ist in vielen deutschen Landen schon durch den glücklichsten Erfolg bewährt; sie greift das Elend an der Wurzel an, indem sie nicht nur dem physischen Mangel abhilft, sondern auch die Sittlichkeit der untersten Volksklasse verbessert, die bürgerliche Gesellschaft nicht nur von jezt lästigen Gliedern befreyet, sondern ihr für die Zukunft nützliche bildet. Die Nothwendigkeit eines solchen Instituts in Rastadt ist von der hiesigen Behörde (in der erwähnten Nachweisuug) bereits angedeutet, und die Behelligung von Bettelkindern, der man aller Polizeyfürsorge ungeachtet, noch immer in und bey hiesiger Stadt ausgesezt ist, muß jeden davon überzeugen.

Doch die Idee ist zu natürlich, ihre Ausführung zu leicht, daß es, um sie zu sichern, mehr als dieser Anregung bedürfte. Wenn nur jedes zum hiesigen Corps diplomati-

duldet werden können. — Sie werden es mir daher nicht misdeuten, wenn ich mich genöthigt sehe, Ihnen Ministern anzudeuten, Rastadt binnen 24 Stunden zu verlassen. Gernspach den 28ten April 1799.

Barbaczy, Obrist.

Die Französ. Minister entschlossen sich, sofort abzureisen, und waren von diesem Entschlusse auch durch die Vorstellungen nicht abzubringen, daß sie erst nach eingebrochener Nacht am Rhein seyn könnten, und alsdann die Ueberfahrt doch immer etwas bedenklich sey. Diese Gesandte fuhren wirklich gegen 8 Uhr, eine halbe Stunde nach dem erhaltenen Schreiben, in acht Wagen ab, welche größtentheils von denen dazu aus dem Stalle des Markgrafen hergegebenen Kutschern und Pferden geführt wurden. Zugleich mit dem das Schreiben überbringenden Offizier waren etwan 50 Mann K. K. Szekler Husaren in die Stadt gekommen, hatten sich vor dem Landwärts belegenen Etlinger Thor gelagert, und es wurden von ihnen sämmtliche Thore der Stadt zugleich mit den auf ihren Posten bleibenden Markgräflich Badischen Soldaten besezt. Man erfuhr bald, daß der Befehl ertheilt sey, keine zum Congreß gehörige Personen heraus oder herein zu lassen, und der die K. K. Husaren kommandirende Rittmeister sagte dem Markgräflich Badischen Commandanten, Major von Harrant, wie er das Verbleiben seiner Wachen an den Thoren um deshalb verlange, damit diese der K. K. Wache alle diplomatische nicht heraus oder herein zu lassende Personen anzeigten. Ohngeachtet dieser Einschränkungen des Befehls auf zum Congreß gehörige Personen, wurde doch schlechterdings niemand, auch nicht einmal über die Communications-Brücken zwischen Stadt und Vorstädten, durchgelassen. Selbst der nur genannte Badische Stadt-Commandant konnte die Erlaubniß herauszureuten nicht erhalten, welches er auf das erste Gerücht von dem bald folgenden Vorgang verlangte. Der mit unterzeichnete K. Dänische Herzogl. Holsteinische Gesandte hatte seine Abreise auf denselben Tag festgesezt, und erwartete nur den Augenblick, da die von dem Obrist von Barbaczy zu hoffende Antwort die Abreise der Französ. Minister würde entschieden haben. So wie er also diese auf dem Schloß mit den meisten andern Gliedern des diplomatischen Corps erfahren, gieng er in der Absicht zu Hause, um Anstalten zu

als suspendirt erklärt, und dieses unter Mittheilung des die Gründe ihres Entschlusses enthaltenden Protokolls der Französ. Gesandtschaft bekannt gemacht hatte, declarirte diese durch ihre Note, vom 25sten, daß sie in drey Tagen gleichfalls abgehen werde. Am Abend dieses Tages wurde indeß der mit einem Passe und Schilde versehene Courier der Französ. Gesandtschaft, welcher die Depeschen derselben nach Straßburg bringen und bey dem nah gelegenen Badischen Dorf Plittersdorf nach Selz über den Rhein fahren sollte, zwischen Rastadt und Plittersdorf von K. K. Husaren gefangen genommen, und nachdem man ihm alle bey sich gehabte Papiere abgenommen, mit denselben nach dem Standquartiere des K. K. Obrist von Barbaczy nach Gernsbach abgeführt. Auf geschehene Requisition der Französ. Gesandtschaft verwandte sich der Churmainzische Directorialgesandte Namens sämmtlich anwesenden Subdelegirten der Reichsdeputation und auch die Königl. Preuß. Churbrandenburgische Gesandtschaft mittelst der in Anlage 1. 2. abschriftlich beigefügten Schreiben bey dem Obrist von Barbaczy dahin:

daß den allgemein angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts gemäß, der arretirte Courier nebst den Depeschen zurückgegeben und die Sicherheit der Correspondenz der Französ. Mission für die noch kurze Zeit ihres Hierseyns, so wie ihre binnen drey Tagen bestimmte Abreise auf keine Weise möchte behindert werden.

Das Schreiben des Churmainzischen Ministers wurde noch in der Nacht vom 25sten durch einen Courier nach Gernsbach befördert, der eine kurze Antwort des Obrist von Barbaczy zurückbrachte, nach welcher derselbe, s. Anlage 3. meldete, wie er den Vorgang des arretirten Couriers bey höherer Behörde angezeigt habe und bis zu erhaltener Weisung die ihm geäußerten Wünsche nicht erfüllen könne. Mit dem Schreiben der Königlich Preußischen Minister wurde am 26sten Morgens um 5 Uhr der Königliche Legationsrath von Bernstorf abgesandt, um dessen Inhalt noch mündlich näher zu unterstützen. Da auch die Französische Mission sich vorzüglich an den Markgräflich Badischen Staatsminister Freyherrn von Edelsheim gewandt, und den landesherrlichen Schutz reclamirt hatte, so hielt dieser Minister für nöthig, selbst den Grafen von Bernstorf zu begleiten, und dem K. K. Obrist alle die-

ihrem Wege nach Plittersdorf vielleicht befindliche Patrouillen abermals angehalten zu werden, um eine militairische Eskorte anzusuchen. Der Churmainzische Legations-Secretair übernahm dieses, dem Rittmeister vorzutragen, und die Französischen Gesandten fuhren nun wieder in einem Markgräflichen Wagen nach dem Thore zu den Ihrigen. Sie mußten hier sehr lange auf die Antwort warten, welche endlich der Markgräflich Badische Major von Harrant überbrachte. Sie war folgende: „Der Rittmeister könne eine Eskorte nicht geben, weil „er dazu keine Ordre habe; die Französischen Gesandten würden aber kein Obstacle „in ihrem Wege finden.“ Auf die hierauf von dem Major von Harrant gethane Frage: ob dieses so zu verstehen, daß die Franzöf. Minister mit Sicherheit über den Rhein gehen könnten, und er, der von Harrant, dieses den Französ. Ministern sagen könne? bejate es der Rittmeister. Die Französ. Gesandten entschlossen sich nach einigem Ueberlegen lieber ohne Eskorte abzureisen, als wieder auf das Schloß zurückzufahren, und den Anbruch des Tages abzuwarten, wie verschiedene riethen, und selbst die Frauen der Gesandten wünschten. Zwischen 9-10 Uhr fuhren also die Französischen Minister wirklich zum Thor hinaus. Es war stockfinster. Eine Fackel wurde vorgetragen.

Etwa eine gute viertel Stunde nachher entstand von mehreren Seiten das Gerücht, die Wagen der Französischen Gesandten seyen dicht vor dem Thore von Oesterreichischen Husaren gewaltsam angefallen und mit Säbel auf die Kutscher und den Fackelträger gehauen worden. Die meisten diplomatischen Personen befanden sich in dem Gesellschafts-Cassino versammlet. Der Ligurische Gesandte Boccardi nebst seinem Bruder, welche in dem lezten Wagen gefahren waren, brachten hiehin flüchtend die erste Nachricht. Man beschloß einmüthig insgesammt sofort zum Rittmeister zu gehen, von ihm Aufklärung, und vor allem schleunige Hülfe zu begehren, wenig Minuten nachher kam die betäubende Nachricht, es sey ein — es seyen zwey — es seyen alle drey Französische Minister von dem K. K. Militair ermordet! — Keine Vernunft konnte eine solche Gräuelthat denkbar, kein Herz konnte sie möglich finden. — Nein, nein, war der allgemeine Ruf, es

ist falsch. Aber das Verlangen, irgend ein unglückliches Mißverständniß so schnell als möglich zu heben, beschleunigte die Schritte zum kommandirenden Offizier. Er hatte sein Quartier etwa 20 Schritte vor dem Etlinger Thore, in dem Wirthshause, die Laterne; die Wache am Thor weigerte sich, die Gesellschaft durchzulassen, welche sich doch als Gesandten von Königlichen und Fürstlichen Höfen ankündigte, nur mit äußerster Mühe erhielt man, daß ein Unteroffizier uns meldete, nochmalen wurde gefragt: welche Gesandte es wären? mit ängstlicher Genauigkeit vorgeschlagen, daß nur 3—4—6 zum Rittmeister gehen möchten. Dieses währte fast eine halbe Stunde. Endlich zeigte sich dieser Offizier. Der Mitunterschriebene Königl. Preuß. Minister Graf von Görz that im Namen Aller den kurzen Vortrag: „wir verlangen zu wissen, welche Maas„regeln er auf die ihm ohne Zweifel bereits gemeldete „schreckliche Nacht genommen?“ Er erwiederte, daß er auf Verlangen des schon bey ihm gewesenen Churmainzischen Ministers einen Offizier mit zwey Husaren abgeschickt habe. Wir glaubten, daß dieses nicht hinlänglich, wir beschworen ihn bey allen Gefühlen der Menschheit, bey dem Wohl von Europa, bey der Ehre der Deutschen Nation, die durch ein Verbrechen ohne gleichen in den Annalen gesitteter Völker befleckt zu werden gedrohet sey — bey der Ehre Seines Allerhöchsten Monarchen, bey der Ehre des K. K. Dienstes, bey Seiner persönlichen Ehre, bey seinem Leben — alles, alles aufs schnellste zu thun, um noch zu retten was zu retten sey. Der Rittmeister antwortete: „es sey ein „unglückliches Mißverständniß, bey der Nacht „schweiften freilich die Patrouillen umher, „und da könne dergleichen leicht geschehen; „die Französischen Ministers hätten nicht „bey Nacht reisen sollen.“ Man hielt ihm vor, daß er die Eskorte abgeschlagen und dem Markgräflichen Major von Harrant gesagt, es seye für die Französischen Gesandten nichts zu befürchten. Er versezte: „er „habe keinen Befehl gehabt, die Eskorte zu „geben, man hätte sie bey dem kommandi„renden Obrist suchen müssen.“ Der Königl. Preußische Legations-Rath, Herr von Bernstorf, sagte, er selbst habe den Obrist bey seiner Sendung an demselbigen Tage gefragt, ob er eine Eskorte geben wolle? „Hatte er sie Ihnen zugesagt?“ war die Antwort des

Rittmeisters. Wie der mitunterzeichnete Königl. Dänische Gesandte ihm die mit ihm gehabte vorerwähnte Unterredung vorhielt, sagte er: „Wollen Sie hier mit „mir eine Inquisition anstellen?“ — Als wir über jede andere Betrachtung, welche die Begegnung, die wir erdulden mußten, uns eingeben konnte, uns wegsetzend, inständigst in ihn drangen, baten, flehten, doch keinen Augenblick zu versäumen, um vielleicht noch das Leben von Menschen, die Ehre seines Dienstes zu retten, verlangte er Nachricht, wo denn die Wagen der Gesandten seyen? und andere nähere Aufklärungen von uns, die seine Befehle in der Stadt einsperrten, von uns, die wir zu ihm kamen, um zu hören, welche Nachrichten er habe, welche Maasregeln er getroffen, um eine Unthat wo möglich noch aufzuhalten, die das Gefühl aller Menschen, aber zunächst seine und seines Dienstes Ehre interessirte. Endlich erlangten wir, daß er noch einen Offizier mit sechs Husaren zugleich nebst dem Badischen Major von Harrant und zwey Badische Husaren auf die Landstraße nach Plittersdorf abzusenden versprach. Nun kamen indeß schon mehrere vom Mordplatz Geflüchtete, die es bestätigten, daß wirklich alle drey Minister von Szeculy Husaren mörderisch angefallen, und aus dem Wagen gerissen worden. Die Ermordung des Bonnier wurde von einem Augenzeugen, dem, der die Fackel bey seinem Wagen getragen, berichtet.

Der Markgräfliche Major von Harrant, dem indeß statt des zugesicherten K. K. Offiziers nur ein Wachtmeister mitgegeben war, fand die Wagen noch auf dem Platze der Gräuelthat von etwa funfzig Szeculy Husaren, die mit Fackeln versehen waren, umringt, (wobey er keinen Offizier bemerken konnte) die im Begriff waren, dieselben mit allen darin befindlichen Unglücklichen, meistens in der Betäubung sinnlos liegenden Menschen um die Stadt herum abzuführen. Wie der von Harrant ihnen ankündigte, daß die Wagen wieder nach der Stadt müßten, wollten dieses die K. K. Husaren anfangs nicht zugeben, und behaupteten, die Wagen seyen ihre Beute. Nur mit Anwendung von starken Drohungen behauptete der Major von Harrant, daß er im Namen des Rittmeisters als der einzige Offizier itzt hier kommandire, und allein über die Wagen zu disponiren habe. Er fand die

seiner Abreise zu machen; auf die im Vorbeigehen am Stadt-Thore von denen dasselbe so eben besetzenden Szekler Husaren erhaltene Nachricht, daß niemand herausgelassen werde, begab er sich durch den Schloßgarten zu dem auf der Chaussée mit seinem Trupp haltenden kommandirenden Offiziet, einem Rittmeister, und befragte ihn, ob er nicht diesen Abend noch abreisen könnte? Dieser Offizier antwortete: „er habe Befehl, niemand heraus„zulassen.“ Auf die Erwiederung, daß aber den Französ. Ministern die Abreise von seinem Chef dem Obrist angedeutet sey, und diese im itzigen Augenblick aus dem Rheinauerthor abführen, versezte der Rittmeister: „Die Ab„reise der Französ. Gesandtschaft zu hindern, „habe er keinen Befehl;“ und wie jener ihn dringend vorstellte, wie die Ehre Deutscher Nation erfodere, doch alles anzuwenden, damit keine Unordnungen bey dieser Abreise vorfielen, erwiederte der Rittmeister: „er ha„be für nichts als seine eigene Sicherheit zu „sorgen,“ machte auch noch die Bemerkung, der Kaiserliche Plenipotentiarius sey schon so lange fort, daß die Deutschen Gesandten wohl bereits Zeit gehabt, abzureisen.

Wie die Französ. Gesandtschaft ans Thor kam, wurde ihr das Herausfahren verweigert. Die drey Minister stiegen sogleich aus, und giengen mit Zurücklassung der Wagen, worin sich ihre Familie und Suite befand, aufs Schloß zu dem Churmainzischen Minister. Kein Mensch konnte diesen Widerspruch zwischen der Einleitung, binnen 24 Stunden abzureisen, und dieses Anhalten am Thore begreifen. Der Mit-Unterzeichnete Kön. Dönische Gesandte, welcher mit vielen andern sich auf dieses neue Ereigniß zugleich zu dem Churmainzischen begeben, gab nach seinen nur erwähnten Unterredungen mit dem Rittmeister hierüber die Aufklärungen, welche der von Freyherrn von Albini an diesen Offizier abgesandte Legations-Secretair Freyherr von Mönch, auch bald officiell dahin bestätigte, daß bey Besetzung der Thore der Befehl, niemand herauszulassen, ertheilt, die Ausnahme wegen der Französischen Gesandtschaft aber zuzusetzen vergessen sey. Dieses, versicherte der Freyherr von Mönch, sey nun geschehen, und die Französischen Minister könnten ohne Hinderniß reisen. Diese fanden indeß jezt nöthig, um nicht durch andere auf

derselbe Französisch gesagt, ja, mit Vorzeigung seines Passes vom Churmainzischen Directorial-Gesandten; die Husaren haben diesen Paß zerrissen, den Minister gewaltsam aus dem Wagen genommen, auf ihn stark losgehauen, und wie der Unglückliche noch einige Zeichen des Lebens gegeben, und seiner Gattin gerufen: O Sauvez, Sauvez! noch stärker zugehauen. Die Gattin habe sich auf ihn stürzen und auch zerhauen lassen wollen, aber der Kammerdiener habe sie umschlungen, und ihr die Ohren zugehalten, damit sie das schreckliche Todesröcheln nicht höre. Ihn, den Kammerdiener, habe ein Husar aus dem Wagen geworfen, gefragt: Domestique? und wie er es bejate, ihm mit Zeichen zu bedeuten gesucht, daß ihm nichts geschehen werde, doch habe man ihm die bey sich gehabten Uhren und Gelder abgenommen, auch die Madame Roberjot sey der bey sich gehabten beraubt worden. Doch haben einige von uns bemerkt, daß der Wagen noch nicht ganz ausgeplündert war, sondern auf dem Boden verschiedene Beutel und Sachen von Werth lagen, wie die Unglückliche aus demselben gehoben wurde. Sie fiel von einer Ohnmacht in die andere, doch hörte man mehrmalen unter schrecklichem Schluchzen die Worte: On l'a haché devant mes yeux!

Der Legations-Secretair Rosenstiel hatte sich, weil er in einem der hintern Wagen, und also der Stadt nahe war *), vermuthlich durch die Gärten noch gleich bey Anfang des Angrifs in dieselbe geflüchtet, und man erfuhr, daß er im Badischen Gesandtschafts-Quartier in einem Zustande gänzlicher Geistes-Verwirrung sey. Alle übrige zu der Französischen Mission gehörige Personen kamen gleichfalls einzeln geflüchtet, oder mit dem Wagen an; der Minister Jean Debry allein wurde noch vermißt, und die Gewißheit seiner Ermordung wurde wenigstens von keinem Augenzeugen bestätigt. Bey der Möglichkeit, ihn noch zu retten, wurde für das Dringendste von allen gehalten, deshalb wenigstens zu thun, was in menschlichen Kräften sey. Einige von uns giengen zum Rittmeister, und baten ihn um eine Eskorte für den Badischen Major von Har-

*) Der Mordplatz ist, nach der localen Anzeige des Rastadter Oberamts, etwa zweihundert Schritte vor der Vorstadt entfernt.

rant, der mit einigen Badischen Husaren den vielleicht noch lebenden Jean Debry aufsuchen wollte. Der Mit-Unterschriebene Reichsgraf von Solms-Laubach erbot sich, ihn zu begleiten, und mit seiner, dem Französischen Minister bekannten, Stimme dessen Namen zu rufen. Der Rittmeister bewilligte die Eskorte, und gegen Anbruch des Tages, Morgens um 4 Uhr, ritten der Graf Solms, der Major von Harrant nebst zwey Badischen Husaren, unter Eskorte von einem Kaiserlichen Corporal und vier Gemeinen Kaiserlicher Husaren ab, und durchsuchten die ganze Gegend und besonders das Holz bis nach Steinmauren und Plittersdorf. Sie hatten nicht das Glück, den Minister Jean Debry zu finden, aber sie erfuhren einige zur Aufklärung dieser Geschichte höchst erhebliche Umstände. Wie nämlich der Major von Harrant sich bey dem Schulzen in dem Dorfe Rheinau nach irgend einer Spur erkundigte, und dessen Nachforschung aufgab, erfuhr er, daß auch die Kaiserlichen Husaren dort bereits eben diese Erkundigung nach einem sich geflüchteten blessirten Franzosen, an dessen Wiedereinbringung ihnen alles gelegen, angestellt, dabey aber ausdrücklich und angelegentlichst verlangt hätten, wenn man diesen von ihnen nach seinem Aeußern und Kleidung beschriebenen Franzosen fände, solle man ihn ja nicht nach Rastadt, sondern um die Stadt herum durch einen bezeichneten Weg zu ihnen nach Mückensturm bringen, oder ihn nur sicher verwahren, und melden, daß sie ihn abholen könnten.

Es war nun zur Milderung des schrecklichen Vorfalls alles geschehen, was die Umstände möglich machten; jetzt war die nächste Sorge für die Sicherheit sämmtlicher noch in Rastadt befindlichen diplomatischen Personen, ihre Familien und Gefolgen, so wie für die sichere Ueberführung der geretteten Personen der Französischen und Ligurischen Gesandtschaften. Die Unterzeichneten erließen deshalb das in Anlage 5. beigefügte Schreiben an den Obristen von Barbaczy, womit sie unter Begleitung einer von dem Kaiserl. Königlichen Rittmeister mitgegebenen Ordonnanz den Königlich Preußischen Legations-Secretair von Jordan nach Gernsbach den 29sten Morgens um 4 Uhr absendeten. — Um 7 Uhr Morgens kam der Französische Minister Jean Debry in das Haus des Königlich Preußischen Ministers Grafen von Görz. So fürchterlich sein

Aussehen war, so entzückend war für alle, die das Glück hatten Zeuge zu seyn, seine Erscheinung, und die Theilnahme an den ersten Ergießungen seines dankvollen Herzens, die er auf die Nachricht, daß auch seine Gattin und Kinder leben, niederknieend gegen Gott, der ihn durch Wunder gerettet, ausdrückte. Seine Kleidung war ganz zerhauen. Er war am linken Arm, an der Schulter und über der Nase verwundet, ein Hieb auf den Kopf hatte wegen Hut und Perücke nur eine Contusion veranlaßt. Man wandte sofort alle nöthige Fürsorge an, und nun hörte man die rührende Geschichte seiner Rettung. Auch er war zuerst von einem Husar und zwar in Französischer Sprache mit den Worten: Est-ce que tu es Jean Debry? gefragt, und auf seine Bejaung und Vorzeigung des Passes, wird dieser zerrissen; er, so wie die Frau und Töchtern mit aus dem Wagen gewaltsam herausgezogen und auf ihn gehauen. Er war in den Graben am Wege geworfen, und hatte die Geistesgegenwart, sich sofort todt zu stellen und als solchen ausplündern zu lassen; dieses errettete ihn. Wie die Husaren weg waren, stand er auf und eilte in den Wald. Da er im Regen sich nicht auf die nasse Erde legen wollte, kletterte er, ohngeachtet des stark verwundeten linken Arms, auf einen Baum, wo er sich zuweilen vor Mattigkeit halb schlummernd bis zum anbrechenden Tage erhielt, und dann den Weg nach der Stadt suchte. Wie er dieser näher kam, verbarg er sich unter dem zusammengedrängten Volke, das aus der Stadt zur Besichtigung der Leichnamen gekommen war, kam so neben Kaiserlichen Patrouillen ohnbemerkt vorbey, und endlich durch das Thor, ohne von der Oesterreichischen Wache angehalten zu werden. Der entsetzlichste Anblick für ihn war der, — der Leichname seiner zwey Collegen, bey welchen er dicht vorbeigehen mußte.

Noch war die Antwort des Obrist nicht gekommen. Man wünschte, und es dringend, wo möglich noch heute die nun sämmtlich vereinigte Gerettete der Französischen Gesandtschaft bald möglichst über den Rhein zu bringen, und wegen dieser bewirkten Uebereinkunft noch bey Tage unterrichtet zu seyn, um alsdann selbst abreisen, und noch vor einbrechender Nacht Carlsruhe erreichen zu können. Gegen 9 Uhr giengen deshalb die Mit-Unterzeichneten, von Dohm, von Rosenkranz und von Gemming zu

dem Rittmeister, und erklärten ihm, daß, sobald der Zustand des verwundeten Jean Debry und der Wittwe des ermordeten Roberjot es erlauben würden, sämmtlich gerettete Individuen mit ihren Effecten, unter Badisch-militairischer Bedeckung und in Begleitung mehrerer Personen des diplomatischen Corps nach Plittersdorf an den Rhein gebracht werden sollen, wenn er für die Sicherheit, mit seiner Ehre und Leben reponbire, und eine Eskorte von einem Offizier und zwey Husaren geben wolle. Nach einigen gemachten Schwierigkeiten, besonders wegen der Begleitung vom diplomatischen Corps gestand es der Rittmeister zu, verlangte aber, man solle ihm den Antrag schriftlich geben. Dies geschahe nach Anlage 6. Es entfielen bey dieser Unterredung dem Rittmeister noch einige Bemerkungen, die erwähnt zu werden verdienen. „Es sey ein „Unglück, aber wer dafür könne? Auf Befehl „sey es nicht geschehen.“ Man gab ihm das Entsetzen zu erkennen, das die Aeußerung nur der Möglichkeit eines solchen Verdachts in jedem ehrliebenden Manne erregen müsse. Er suchte die Größe des Verbrechens dadurch zu mindern, daß er sagte: „auch ihnen seyen wohl „Generäle todt geschossen worden.“

Auf die Empfindungen, welche Aeußerungen dieser Art in dem Munde eines Offiziers, dem jetzt die Sicherheit unserer aller anvertraut war, in uns erregen mußten, war das Schreiben des Obrist von Barbaczy eine Aufrichtung, welches endlich der von Jordan gegen 11 Uhr überbrachte. Er hatte den Obrist nicht selbst sprechen können, und obgleich er demselben sagen lassen, daß er Namens nicht nur der Königl. Preußischen Gesandtschaft, sondern sämmtlich in Rastadt befindlichen Gesandten komme, so wurde ihm gesagt, der Obrist könne ihn nicht sprechen, und wenn er von Gott dem Vater und dem Sohn käme. Der von Jordan hatte auch alle Mühe, den Rittmeister, welchen er in Rothenfels traf, zu bewegen, nur das Schreiben an den Obrist gelangen zu lassen, da derselbe, wie er sagte, schon Couriers und Estaffetten genug diese Nacht bekommen hätte. Der von Jordan war so lange aufgehalten, weil man zu Gernsbach ein falsches Gerücht gehabt, die Franzosen seyen schon bey Rastadt. Das Schreiben des Obrist Anlage 7. ist eines Mannes von Ehre und Herz würdig; er verspricht sicheres Geleit für die Ge-

retteten der Französischen Gesandtschaft, und erklärte dies für uns Uebrige nicht thunlich, aber auch ganz unnöthig. Nun wurden sogleich alle Anstalten getroffen, um die Fahrt nach dem Rhein bald möglichst anzustellen. Arzt und Chirurgus hielten sie bey der Verwundung des Jean Debry weniger bedenklich, als die Fortdauer des hiesigen angstvollen Zustandes, und er selbst, so wie die Madame Roberjot wünschten sehnlichst, keinen Augenblick länger, als es unumgänglich nöthig, zu bleiben. Wir alle theilten ihre Empfindung.

Der Rittmeister hatte zugleich mit unserm Schreiben die nöthigen Befehle wegen dieser Abführung erhalten, unter denen aber, wie er sagte, ihm auch ausdrücklich aufgegeben sey, keine Begleitung von diplomatischen Personen zu gestatten, da die Deutschen Gesandtschaften ihre Rückreise antreten, nicht aber an den Rhein gehen könnten. So auffallend diese Behandlung war, so würde doch jede Vorstellung hierüber bis Morgen aufgehalten haben, und dies war Beweggrund genug, sie zu unterlassen. Der Mit-Unterzeichnete Freyherr von Gemming verabredete nun alle Bedingungen der Abreise. Der Badische Major von Harrant sollte mit sechs Mann Badischer Husaren, einem Kaiserlichen Offizier und acht Mann Szeculy Husaren sie decken. Nur der Königl. Preußische Legations-Secretair von Jordan, welcher durch die Sendung nach Gernsbach mit dem Militair näher bekannt geworden, erhielt von allen diplomatischen Personen allein die Erlaubniß, den Zug zu begleiten, welches denn den unglücklichen Hauptpersonen desselben sichtbar zum Trost gereichte. Um 1 Uhr Nachmittags begann also endlich zum drittenmale dieser Zug. Wer kann es den aus so schrecklicher Gefahr des zweiten erst Geretteten verübeln, wenn sie zitternd und todtenblaß ihn antraten? — wenn es uns allen unendlich schwer wurde, das feste Vertrauen: es sey jetzt jede Gefahr ganz undenkbar, in ihr geängstetes Herz überzutragen? Sie sagten, daß sie unsern Versicherungen glaubten, aber unter sich, und denen, die ihnen am nächsten waren, lispelten sie die Worte zu: wir gehen in den Tod, wir werden gemordet. Jean Debry nahm von Frau (sie ist hoch schwanger) und Töchtern den rührendsten Abschied, Rosenstiel empfahl die Seinen, welche schon längst in Strasburg waren, seinem Schwager, dem Herzoglichen Sachsen-Wei-

marischen Legations-Rath Weiland. Unsere Vernunft gab ihnen Unrecht, aber welch Herz konnte sie tadeln, nach dem Vergangenen und bey dem Anblick der militairischen Bedeckung in derselben Uniform, welche auch die Mörder der Ihrigen getragen! — Gottlob diese fürchterlichen Ahnungen waren umsonst, die Reise war von irgend einem widrigen Zufalle nicht begleitet. Die Eskorte der K. K. Husaren vermehrte sich unterwegens bis an 30 Mann, man wußte nicht mit Gewißheit, ob Plittersdorf noch von Kaiserlichen Husaren, oder schon von Franzosen besezt sey. Es fand sich das erstere —. In einer Viertelstunde war man dort, das Ueberfahrt-Schiff ward vom Französischen Ufer durch den mitgenommenen Trompeter herübergerufen. Sämmtliche Personen gingen sofort hinein. Der Uebergang der noch immer gehabten Todesangst in den Ausdruck des Glaubens der Rettung auf ihren Gesichtern ist unbeschreibbar! — Auch die Aeußerung ihres Dankes gegen den Major von Harrant und den von Jordan waren nicht durch Worte zu fassen. Jean Debry dankte auch dem Kais. Offizier, der die Eskorte geführt, in wenigen Worten, die der Major von Harrant diesem übersezte. „Obgleich, sagte er, was vorgegangen zu vergessen unmög„lich sey, so werde er doch diese nun bewirkte sichere Lei„tung nie vergessen, und wenn je einige von dem Regi„mente durch das Kriegsglück in die Hände seiner Nation „fielen, so werde er, Jean Debry, alles thun, damit „nur dieser lezten Handlung gedacht, durch sie jede Em„pfindung von Rache verdrängt würde.“ — Er gab der Eskorte noch ein Doceur, so wie seine Gattin beim Abfahren aus der Stadt dem Staats-Minister Freyherrn von Edelsheim eine Rolle mit hundert Louisd'or für die Armen von Rastadt eingehändigt hat. — In einer halben Stunde waren sie am Französischen Ufer; noch war die Gräuelthat dort unbekannt, und nach den Aussagen der zurückgekommenen Kutscher schien es, daß Jean Debry selbst ihre Bekanntmachung noch zu verhindern bemüht war. Die Wagen wurden nun auch nach einander über den Rhein gebracht, und erst wie dieses vollständig geschehen, kehrten der Major von Harrant und der Legations-Secretair von Jordan nach Rastadt zurück, aus welcher Stadt indeß um 5 Uhr — wie man aus dem Umstande, daß gar keine Nachricht gekommen, gewiß war, daß die Ueberfahrt ohne widrigen Zufall geschehen sey — die Deutschen Gesandtschaften nach Carlsruhe abgefahren waren.

Die vollkommenste Wahrheit aller hier vorgelegten Thatsachen bekräftigen und versichern wir sämmtlich Unterschriebene auf Ehre und Pflicht, wir sind von einem Theile desselben Augenzeugen gewesen, die andern haben wir von den handelnden Personen und Zeugen mit gewissenhafter Genauigkeit erforscht. Wir haben nur die Facta rein und treu darstellen, vor aller Verfälschung sie möglichst bald sichern wollen. Jedes Urtheil, jede Aeußerung von Empfindung haben wir, in so fern es möglich war, unterdrückt. Carlsruh den 1sten May 1799.

Königlich Preußische, Chur-Brandenburgische Gesandtschaft, Graf von Görz, Freyh. von Jacobi, von Dohm.

Königl. Dänischer, Herzoglich Holsteinischer Gesandter, von Rosenkranz.

Chur-Pfalz-Bayerscher Gesandter, Freyherr von Rechberg.

Königl. Großbrittanische, Chur-Braunschw. Lüneburgische Gesandtschaft, Freyherr von Reden.

Hessen-Darmstädt'scher Gesandter, Freyherr von Gatzert.

Abgeordneter der Wetteranischen und Westphälisch-protestantischen Grafen Graf zu Solms-Laubach.

Bevollmächtigter der drey Kreise der unmittelbaren Reichsritterschaft, Otto von Gemmingen.

Gesandter der Fürstl. Nassauischen Häuser, Freyherr von Cruse.

Hessen-Casselscher Geschäftsträger, Graf Taube.

Beilagen.

Nro. 1.

Schreiben der Königlich Preußischen Gesandtschaft an den Kaiserl. Königl. Herrn Obrist von Barbaczy in Gernspach d. d. 25 April 1799.

Von dem hier befindlichen Französischen Gesandten wird uns unterzeichneten bevollmächtigten Ministern Sr. Königlichen Majestät von Preußen angezeigt, daß ein von ihnen abgesandter Courier zwischen hier und Plittersdorf von Kaiserl. Königl. Husaren angehalten, und nachdem ihm die bey sich gehabte Depechen abgenommen, gefänglich weggeführt sey, wobey dieselben uns als die Bevollmächtigte eines mit beiden kriegführenden Mächten im freundschaftlichen Verhältniß stehenden Hofes ersucht haben, uns bey Ew. ꝛc. dahin zu verwenden, daß sowohl der Courier wieder frey gelassen und die Depechen zurückgegeben, als auch für die kurze Zeit des Hierseyns gedachter Minister die Correspondenz mit ihrem Gouvernement, so wie ihre über Selz habende Rückreise nicht behindert werden möchte. Wir glauben, diesem Ersuchen uns nicht entziehen zu können, und vertrauen zuversichtlich, auch Ew. ꝛc. werden die Wünsche der gedachten Französischen Minister den allgemein angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts gemäß und bey deren Erfüllung keinen Anstand finden. In dieser Erwartung und mit Bezug auf die Gründe, welche der bey unsrer Mission angestellte Königl. Legations-Rath Herr Gr. von Bernstorf Ew. bey Ueberreichung dieses Schreibens mündlich zu eröffnen die Ehre haben wird, beharren wir ꝛc. Rastadt den 25sten April 1799.

Görtz. Jacobi K. Dohm.

Königl. Preuß. bevollmächtigte Minister.

Nro. 2.

Abschrift-Schreibens des Herrn von Albini an den K. K. Obersten von Barbaczy in Gernspach. d. d. Rastadt den 25 April 1799.

Die Französische Gesandtschaft, welche heute officiellement schriftlich erklärt hat, in Zeit von drey Tagen Rastadt verlassen zu wollen, hat mir so eben einen Vorfall angezeigt, der sich mit einem ihrer diesen Nachmittag von hier über Plittersdorf und Selz nach Frankreich abgeschickten Courier durch K. K. unter Ew. Regiments-Commando stehenden Husaren zugetragen hat; die Husaren sollen nämlich diesem Courier die bey sich gehabten Ministerial- und andere Briefschaften abgenommen, in einen Sack geworfen, denselben versiegelt haben, und ein Husar also mit denselben abgeritten, der Courier selbst aber mit seinem Wagen und Effecten nach Rothenfels geführt worden seyn. Die gedachte Französische Gesandtschaft hat mich dringend ersucht, mich bey Ew. in dieser Sache baldmöglich nachdrücklich zu verwenden.

Unmöglich kann ich glauben, daß diese Handlung der Husaren auf Ew. Befehl geschehen sey, ich darf daher nicht zweiflen, daß Ew. keinen Anstand nehmen werden, alsbald zu befehlen, daß dieser Courier mit all jenem, was er bey sich geführt, freygestellt, und nach Frankreich zu gehen nicht weiter abgehalten werde, überhaupt aber der Französischen Gesandtschaft, während der wenigen Tage ihres Aufenthalts in Deutschland, diejenige ungestörte Sicherheit noch angedeihe, deren sich alle gesandtschaftliche Personen ohne Ausnahme bis zu ihrer Rückkehr in ihr Vaterland zu erfreuen haben.

Ich finde mich zu diesem meinem sehr angelegentlichen Ersuchen durch meine Pflicht sowohl, als durch sämmtliche Herren Subdelegirte aufgefodert, und füge nur noch die Versicherung bey, daß ich mit vollkommenster Hochachtung bin ꝛc.

Albini,

Churmainzischer Directorial-Gesandter.

Nro. 3.

Antwort des K. K. Obristen von Barbaczy. Stabsquartier Gernsbach den 26 April 1799.

Euer Excellenz,

Da Unterzeichneter die Arretirung des Französischen Couriers sowohl, als auch dessen Briefschaften seiner höheren Militair-Behörde als einen Vorpostens-Vorfall anzeigen mußte, so findet er sich in dem Augenblick außer Stand, dem diesfalls gnädigst geäußerten hochverehrlichen Wunsche Ew. befriedigende Folge leisten zu können, und verharret mit tiefster Ehrfurcht ꝛc.

Barbaczy,
Kaiſ. Königl. Obrist.

Nro. 4.

Abschrift der Relation des Hern Grafen von Bernstorf über seine Absendung nach Gernspach. d. d. Rastadt den 26 April 1799.

Dem mir gestern Abend von den Königl. bevollmächtigten Ministern ertheilten Auftrage zu Folge, fuhr ich heute Morgens um 5 Uhr in der Gesellschaft des Markgräflich Badischen Staatsministers Freyherrn von Edelsheim, zu dem in Gernspach cantonirenden K. K. Obristen von Barbaczy, und übergab ihm das mir mitgegebene Schreiben der genannten Königl. Herren Ministers, nachdem sowohl der Freyherr von Edelsheim im Namen des Markgrafen von Baden als Landesherrn der Congreß-Stadt Rastadt, als auch ich von Seiten der dortigen Königlichen Gesandtschaft dem Herrn Obristen verschiedentlich vorgestellt hatten, wie äußerst beunruhigend für die Französischen Minister es sey, einen ihrer Couriere arretirt und seiner Depechen beraubt zu sehen, und wie sehr sie wünschen müßten, über die Sicherheit ihrer Correspondenz sowohl als ihrer auf übermorgen (den 28sten dieses) festgesetzten Abreise, etwas befriedigendes zu erfahren; so begnügte sich demohngeachtet der Herr Obrist schlechterdings damit, seiner in dieser Nacht an den Freyherrn von Albini ertheilten Ant-

wort zu adhäriren, mit dem Zusatz, er werde alles an ihn gebrachte sofort an die Behörde befördern, und die zu erhaltende Antwort nach Rastadt einschicken.

Ich hielte nunmehr für nöthig, ihm noch einige Fragen über die von ihm an seine Vorposten und Patrouillen etwa ertheilten Befehle zu thun, um zu erfahren, ob wenigstens bis zum Eingange der oben erwähnten Antwort Sicherheit für die Correspondenz oder die Person der Französischen Minister statt finden werde, oder welcher Art von Pässen oder Eskorte sie bedürfen würden; allein der Herr Obrist von Barbaczy erwiederte lediglich mit sichtbarer Laune: er könne und werde auf nichts antworten, sondern blos den Brief der Königlich Preußischen Herrn Minister an die Behörde einschicken. Die dem Französischen Courier abgenommenen Depechen habe er gleichfalls eingesandt, und könne daher nichts weiter sagen. Etwas weiteres war auf keine Weise zu erlangen, und der Herr Staatsminister von Edelsheim vermochte gleichfalls nicht mehr über die Verschlossenheit des Herrn Obristen, worauf wir ihn nach einer etwa viertelstündigen Unterredung verließen.

Bernstorf,

Königl. Preuß. Legations-Rath.

Nro. 5.

Abschrift-Schreibens mehrerer Deutschen Gesandten an den K. K. Obrist von Barbaczy in Gernspach. d. d. Rastadt den 29 April 1799.

Morgens 3 Uhr.

Ew. ist ohne Zweifel bereits der schreckliche Vorfall einberichtet, daß die Französischen Minister, nachdem sie auf Ew. Ankündigung diesen Abend von hier a gereist, die verlangte Eskorte ihnen aber abgeschlagen w rden, dicht an hiesiger Stadt angefallen und zwey derselbe ermordet sind. Wir Unterzeichnete sind sämmtlich Gesandte Deutscher Reichsstände und zum Theil von den ansehnlichsten Europäischen mit Sr. Kais. Majestät freundschaftlich verbundenen Höfen.

Als solche und als Menschen fühlen wir tief den gerechten Schmerz, den ein so unglücklicher Vorfall Ew. als Commandirender der hier eingerückten K. K. Truppen verursachen muß. Wir sind auf diesen von des Kaisers Majestät convocirten Friedens-Congreß abgeordnet, waren itzt sämmtlich von unsern Committenten abberufen, und im Begriff unsere Abreise in den nächsten Tagen anzutreten, können aber dieselbe nunmehr eben so wenig verschieben, als ohne ein, uns und unseres Gefolge Leben sichernde, Eskorte antreten, müssen also Ew. ersuchen, uns eine solche militairische Eskorte zu bewilligen. Wir reisen diesen Morgen so bald als möglich und wir die nöthigen Pferde erhalten können, in zwey Abtheilungen, müssen aber Ew. ersuchen, uns durch den Ueberbringer dieses, den Königl. Preuß. Legationssecretair Herrn von Jordan eine uns vollkommen beruhigende Antwort zu geben, indem wir auf allen Fall sowohl für die noch nöthige Dauer unsers Hierseyns als für unsere Abreise Ew. Namens unserer höchsten Höfe bey Sr. Kais. Majestät Allerhöchst selbst hiemit für uns und der Unsrigen Sicherheit responsable machen. Da auch von der Französischen Gesandtschaft sich mehrere Personen, so wie auch die Ligurische Gesandtschaft noch durch die Flucht gerettet, und wieder hieher gebracht sind, so halten wir auf das höchste uns verpflichtet, Ew. zu ersuchen, auch diese nebst ihren Effecten durch eine sichere Eskorte über den Rhein führen zu lassen.

Wir haben die Ehre, mit Hochachtung zu seyn rc.

Königlich Preußische, Chur-Brandenburgische Gesandtschaft, Graf von Görz, Freyherr von Jacobi, von Dohm.

Königlich Großbritannische, Chur-Braunschw. Lüneburgische Gesandtschaft, Freyherr von Reden.

Königlich Dänischer, Herzoglich Holsteinischer Gesandter, Freyherr von Rosenkranz.

Chur-Pfalzbayerscher Gesandter, Freyherr von Rechberg.

Hessen-Darmstädt'scher Gesandter, Freyherr von Gatzert.

Hessen-Casselscher Geschäftsträger, Graf Taube.

Abgeordneter der Wetterauischen und Westphälisch-protestantischen Grafen, Graf zu Solms-Laubach.

Gesandter der Fürstl. Nassauischen Häuser, Freyherr von Cruse.

Subdelegatus der freyen Reichsstadt Frankfurt, Schweitzer.

Nro. 6.

Antwort des K. K. Herrn Obristen von Barbaczy auf vorstehendes Schreiben (Nro. 5.) d. d. Stabsquartier Gernspach den 29 April 1799.

Euere Excellenzen!

Auch ich fühle mich tief gebeugt durch den Schmerz, den mir die Nachricht jener schrecklichen That verursachet, die, wie ich erst aus Höchstderenselben Erlasse mit Gewißheit wahrnehmen muß, an den Gesandtschaftspersonen der Französischen Nation durch einige raubsüchtige Gemeinen unter dem Schutze der Nacht begangen worden sey. — Seyen Euere Excellenzen überzeugt, daß in meinem ungeachtet durch manche mitgemachte Schlacht abgehärteten Busen dennoch ein Herz sich reget, welches über derley Gräuelthaten sich entsetzet, und zu eben so unnatürlicher Rache, wie das Verbrechen jener Raubsüchtigen war, im höchsten Grade gereizt wird. — Ich gebe in dem Augenblick den Befehl, daß ein Offizier mit einem Commando der sich glücklich geretteten Französischen Gesandtschaft bis an den Rhein Sicherheits-Geleit leisten, so wie ich unverzüglich jene Verbrecher gefänglich einziehen lasse, die ich unter meinem Commando jemals gehabt zu haben Zeit meines Lebens mit innigster Wehmuth fühlen muß. — Was die Begleitung der übrigen hochansehnlichen Gesandtschaften betrift, so erlaubet mir meine Lage nicht, von dieser Gegend meine Truppen zu zerstreuen, und ich bin überzeugt, daß niemand etwas zu befürchten haben wird, so wie auch zu dieser Gräuelthat nie jene von Plünderungssucht geblendete Verbrecher sich herbey gelassen haben würden, wenn die Französische Gesandtschaft, welche 24stündige Frist zur Abreise bekam, beim Tage abgereiset wäre. —

Ich bitte daher, geruhen Euere Excellenzen eben so von meinem bieder denkenden und tief gekränktem Herzen über- zeugt zu seyn, als ich unaufhörlich in tiefster Ehrfurcht verharre

Euer Excellenzen

unterthäniger Diener,
Barbaczy, Obrist.

Nro. 7.

Schreiben der Gesandtschaften an den K. K. zu Rastadt commandirenden Rittmeister Burchard. d. d. 29 April 1799.

Da die Familien und Gefolge der Französischen Minister sich von dem unglücklichen mörderischen Anfall dieser Nacht noch wieder in die Stadt geflüchtet, auch diesen Morgen der dritte Französische Minister, Jean Debry selbst, obgleich in einem höchst traurigen Zustande ganz verwundet hier angekommen, so halten Unterzeichnete sich verpflichtet, so lange hier zu bleiben, bis gedachter Minister und alle übrige zur Französischen und Ligurischen Gesandtschaft gehörige Personen sicher über den Rhein gebracht sind. Sie ersuchen also den hier commandirenden K. K. Herrn Rittmeister um eine Versicherung, daß, sobald der Zustand des blessirten Ministers, Jean Debry, und der Gattin des ermordeten Ministers Roberjot es erlaubt, sämmtliche zur Französischen Gesandtschaft gehörige Personen unter militairischer Bedeckung von Badischen Truppen nach Plittersdorf gebracht werden können, wobey es, wie sich von selbst versteht, allen und jeden hier befindlichen Gesandten der mit dem K. K. befreundeten Höfe frey steht, sie zu begleiten, auch zugleich ein K. K. Officier und zwey Mann mitgegeben würden.

Unterzeichnete haben auf Verlangen des Herrn Rittmeisters diesen schon mündlich vorgetragenen Antrag hiemit schriftlich wiederholen wollen, und ersuchen den Herrn Rittmeister, die hierüber mündlich gegebene Zusage eben-

mäßig schriftlich zu wiederhalen. Rastadt den 29sten April 1799.

Königlich Preußische bevollmächtigte Minister, Graf Görtz, von Jacobi Klöst, von Dohm.

Königl. Dänisch-Holstein-Glückstadtscher Gesandter, von Rosenkranz.

Königlich Großbrittannischer Churbraunschweigischer Gesandter, von Reden.

Chur-Pfalz-Baierischer Gesandter, Freyherr von Rechberg.

Badenscher Staatsminister, Freyherr von Edelsheim.

Begleitungs-Schreiben des gesandtschaftlichen Berichts an des Erzherzogs Carl Königl. Hoheit. d. d. Carlsruh den 1 May 1799.

Wir Unterzeichnete zu dem Friedens-Congreß in Rastadt bevollmächtigt gewesene Gesandte und Abgeordnete Deutscher Reichs-Stände haben es für unsere Pflicht gehalten, von dem höchsttraurigen Vorgang, dessen handelnde und leidende Zeugen zu seyn wir das Unglück gehabt, mit gewissenhafter Genauigkeit eine Darstellung zu entwerfen, die wir unsern höchsten Höfen und Committenten, so wie auch des Herrn Markgrafen von Baden Hochfürstl. Durchl., als Landesherrn, als durchaus wahr verbürgen könnten.

So sehr wir es empfinden, in wie hohem Grade diese Nachricht Euer Königl. Hoheit großem und edlem Herzen schmerzhaft seyn werde, so glauben wir doch die Ehrfurcht, die wir Höchstdenenselben schuldig sind, verpflichte uns vorzüglich Euer Königl. Hoheit, als commandirenden General der K. K. Armee, diese unsere Darstellung so schnell wie möglich unterthänigst vorzulegen, weshalb wir den bey der Königl. Dänischen Gesandtschaft angestellten Kammerjunker Freyherrn von Euben abgesandt, um die Gnade zu haben dieses Euer Königl. Hoheit unterthänigst zu überreichen. Wir ersterben mit tief gebeugten Herzen und in tiefster Ehrfurcht ꝛc. ꝛc.

Begleitungs-Schreiben des gesandtschaftlichen Berichts, an den Markgrafen von Baden Hochfürstl. Durchlaucht. d. d. Carlsruh den 1 May 1799.

Wir Unterzeichnete zu dem Friedens-Congreß in Rastadt bevollmächtigt gewesene Gesandte und Abgeordnete Deutscher Reichsstände haben es für unsere Pflicht gehalten, von dem höchst traurigen Vorgang, dessen handelnde und leidende Zeugen zu seyn wir das Unglück gehabt, mit gewissenhafter Genauigkeit eine Darstellung zu entwerfen, die wir unsern höchsten Höfen und Committenten, so wie auch des Herrn Erzherzogs Carl Königl. Hoheit, als commandirenden General der K. K. Armee, als durchaus wahr verbürgen könnten.

Obgleich wir Euer Hochfürstl. Durchlaucht durch Höchst-Dero Behörden von dieser schrecklichen Begebenheit bereits unterrichtet voraussetzen dürfen, so glauben wir doch Höchstdenselben als Landesherrn, dieses unser Zeugniß, das zum Theil Thatsachen befaßt, welche außer dem Bemerkungs-Kreise der Rastadter Local-Obrigkeit liegen, ehrerbietigst darlegen zu müssen.

Zu den mannichfach schmerzhaften Empfindungen dieses Augenblicks gehört auch diese, daß wir eine so traurige Veranlassung erhalten, Euer Hochfürstl. Durchlaucht nochmals vereint unsern unterthänigsten Dank für alle während unsers Aufenthalts in Höchst-Dero Landen uns bezeugte Huld, so wie die tiefste Ehrfurcht zu bezeugen, mit der wir ꝛc.

X. (zu S. 349.)

Summarisches Protokoll über die vorläufige Aussage der Kutscher, welche die Französischen Minister gefahren. Actum Rastadt den 29sten April 1799 vor dem Markgräflich Badischen Hofrath und Geh. Sekretair Posselt.

Aus Auftrag der Markgräfl. Badenschen Subdelegation bey dem hiesigen Reichs-Friedens-Congreß hat Ne=benstehender diejenigen vier herrschaftlichen Postillons, welche die bevollmächtigten Französischen Minister gestern Abends über Plittersdorf nach Selz führen sollten, summarisch und vorläufig vernommen, was sie von dem — ersagten Französischen Ministern auf solcher Reise zugestoßenen Unglück anzugeben wissen, und sie ermahnet, ihre Aussagen gewissenhaft und der Wahrheit gemäß einzurichten.

1) Andres Kaspar, herrschaftlicher Postillon in dem Fürstl. Marstall zu Karlsruhe, von da gebürtig, 33 Jahr alt, evangelischer Religion, deponirt: Er habe in der ersten Chaise den Minister Jean Debry mit seinen Frauenzimmern geführt. Beim Abfahren aus dem Schloß sey ihm vom Minister Bonnier der Befehl gegeben worden, auf etwaiges Anhalten und Befragen: wen er führe? zu sagen, daß er und seine Cameraden die Französischen Gesandten führten. Dieses Anhalten sey, wie sie am Rheinauer Thor hätten fortfahren dürfen, von sechs K. K. Husaren am Anfange der nach der Rheinau führenden Allee geschehen, auch das Anfragen erfolgt; worauf er das Obbefohlene angegeben, und auf weiteres Befragen, wo der Minister Bonnier sey? und wen er fahre? — geantwortet habe: daß Bonnier in der zweiten Chaise folge, in seiner aber der Minister Jean Debry mit seinen Frauenzimmern sey. Auf dieses hin seyen weit mehr Husaren, die sich immer vermehrt hätten, gleich an die Chaise gesprungen, hätten an der einen Seite den Minister Jean Debry, auf der andern aber seine Damen herausgerissen, — ersteren sogleich mit Säbelhieben behandelt, zurückgeschleppt, leztere aber herumgerissen und durchaus ausgesucht, und er selbst habe von einem Husaren einen Säbelschlag über die Schul=

tern bekommen, und sich darauf zwischen seinem Sattel- und Handgaul herabgelassen. Dabey sey er befragt worden, wem er angehöre? und auf die Antwort, daß sie, die Kutscher, dem Herrn Markgrafen von Baden zugehörten, versichert worden, daß ihm nichts geschehen werde. Wie es nachher dem Minister Jean Debry ergangen sey, wisse er nicht. Die Damen seyen aber wieder in die Chaise gebracht worden, die er dann erst, nachdem die Geschichte vorbey gewesen, habe zurückführen dürfen.

2) Jacob Ohnweiler, herrschaftlicher Vorreiter in dem Fürstl. Marstall, in Carlsruhe und von da gebürtig, 24 Jahre alt, evangel. Religion, sagt aus: Den Vorgang mit dem Hauen auf den Minister Jean Debry habe er gesehen; in der Zeit seyen aber mehrere Husaren auch auf seine Chaise (die eigentlich die dritte gewesen, indem nach des Kaspers Fuhr der Hoppas mit dem Koch des Ministers Bonnier gefolgt sey) losgesprengt und ihn gefragt, wer in der Chaise sey? Er habe nach der Wahrheit erwiedert, daß er den Minister Bonnier führe; worauf mehrere Husaren, deren Anzahl er nicht bestimmen könne, auf beide Seiten des Schlags geritten und gerufen hätten: Bonnier, steig aus! Zugleich die Fenster zusammengeschlagen, den Minister herausgerissen, und neben seinem Sattelgaul vor seinen Augen zusammengehauen und todt daniedergestreckt haben; sie hätten ihn, den Minister, nachher ganz ausgeplündert, auch an dem Wagen desselben Plünderungen vorgenommen. Er glaube übrigens von dem Minister Bonnier, der Französisch lamentirt habe, das Wort — Pardon — mehrmals gehört zu haben, welches aber, nach dem Angezeigten, keine Wirkung gehabt habe; dann habe er halten müssen, bis er mit der Chaise zurückfahren dürfe, welches dann, wie bey den andern, ans Ettlinger Thor dahier geschehen müssen. Von den Vorgängen bey den Fuhren hinter ihm wisse er nichts, da in seiner Lage er kaum auf sich selbst denken können.

3) Jacob Weiß, herrschaftlicher Baufuhrknecht, im Gotsau, von da gebürtig, 34 Jahr alt, evangelischer Religion, deponirt: er habe in der vierten Chaise den Secretair Rosenstiel geführt, habe das Anhalten der vordern Chaisen durch die K. K. Husaren und dann auch das Herausreißen der Minister Jean Debry und Bonnier deutlich gesehen. Die Mishandlung des ersteren sey etwas

zu weit von ihm entfernt gewesen, als daß er etwas bestimmtes hätte bemerken können, deutlich aber habe er gehört, daß die Husaren herangesprengt seyen und geschrieen hätten, wo ist Bonnier? auch eben so gesehen, wie der Minister Bonnier aus seinem Wagen herausgerissen, und schon während des Herausreißens an den Beinen mit Säbelhieben behandelt, auch endlich, nachdem er gleich anfangs zu Boden gestürzt, ganz zusammengehauen worden sey. — An seine Chaise sey übrigens kein Husar gekommen, auch keine Frage an ihn erfolgt, wen er führe? wie er denn erst bey gelegentlichem Umschauen nach des Roberjot Chaise und dem Vorgang des Ministers Bonnier gesehen, daß er niemand mehr in seinem Fuhrwerk habe. — Was den Minister Roberjot betreffe, so seyen die Husaren, nachdem sie die That an dem Minister Bonnier vollbracht gehabt, an dessen Chaise losgesprengt, und hätten ihn an dem Sattelgaul des Kutschers Glaßner zusammengehauen; wobey er bemerkt habe, daß, nachdem Roberjot schon zu Boden gestreckt, und in seinem Blute gelegen, aber noch einige Anzeigen des Lebens von sich gegeben hätte, ein Husar, zu Fuß, ihm noch wenigstens sechs Säbelhiebe gegeben, und ihm das lezte Lebenslicht vollends ausgelöscht habe. Bey welcher Gelegenheit dem Glaßner ein Strang an seinem Pferde abgehauen worden sey.

4) Jacob Glaßner, herrschaftlicher Postillon im Fürstl. Marstall in Karlsruhe, 41 Jahr alt, evangelischer Religion, ließ sich vernehmen: Von den Vorgängen an den vordern Chaisen wisse er nichts; aber seine Chaise sey zu gleicher Zeit, wie er glaube, von den K. K. Husaren angegriffen, auch er zuerst gefragt worden, wen er führe? Den Namen des Herrn in seiner Chaise habe er nicht gewußt, und also seine Unwissenheit vorgeschüzt, worauf die Husaren an den Bedienten auf dem Bock sich gewendet, und von solchem den Namen seines Herrn, des Ministers Roberjot, erfahren hätten. Dann habe es geheißen: So — das ist der! hätten darauf den Schlag auf- und den Minister herausgerissen, hervorgeschleppt, sofort auf Ungarischen Befehl eines Wachtmeisters oder Corporals an seinem Sattelpferde mit unzähligen Säbelhieben gräulich darniedergestreckt, ihm alles, was er bey sich gehabt, genommen, unter andern einen Ring vom Finger gezogen, und jenes Hauen, bey nachher noch verspürter Lebensbe-

wegung bis zum Ausgang wiederholt. Ihm seyen mehrere Säbelhiebe aus diesem Anlaß dicht am Leibe heruntergefahren, auch durch einen derselben ein Strang an dem Pferde abgehauen worden. Die Rückkehr sey nachher mit den andern erfolgt. — Die Madame Roberjot hätten die Husaren auch herausgerissen, die auf gebrochen Deutsch öfters gebeten habe, sie mit ihrem Manne auch todt zu hauen. — Ob sie sonst mishandelt worden seye, wisse er nicht, denn seine eigene Angst, und der Vorfall an seinem Sattelgaul seye natürlich so groß gewesen, daß er seine Besinnungskraft unmöglich beibehalten können.

Actum ut supra.

T. J. C. Müller, qua Actuarius.

XI. (zu S. 367.)

Handschreiben Königs Friedrich Wilhelm III an Dohm.

Je suis charmé d'apprendre que votre santé commence à se rétablir, mais bien éloigné de permettre que ces premiers fruits du repos soient encore perdus pour vous, comme ils le seroient infailliblement si vous repreniez dès-à-présent les fonctions de votre poste Les premières difficultés sont vaincues pour le travail qui concerne la neutralité du nord de l'Allemagne, et j'espère que le service ne souffrira point du repos que je vous accorde encore. Je sais que l'inactivité pèse à votre zèle. Condamnez-vous y cependant pour six mois et voyez dans l'ordre que je vous en donne une preuve de l'estime et de la bienveillance que vous avez tant meritée. Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde. Potsdam le 1 Novembre 1799.

Frédéric Guillaume.

XII. (zu S. 374.)

Denkschrift über die politischen Verhältnisse in Deutschland (im Jahr 1800).

La Convention concluë entre l'Autriche et la France le 20 Sept. dernier a été un événement bien inattendu. Après avoir refufé la ratification des préliminaires signés à Paris le 28 Juillet, qui confirment à l'Autriche tous les avantages obtenus par les articles secrets de Campo-Formio, l'Empereur, à la tête de son armée, livre à l'ennemi les trois places fortes, qui lui restent encore en Allemagne, comme le prix d'une prolongation d'armistice de 45 jours. Pour trouver conséquente cette démarche on est presque forçé de supposer, que le Cabinet autrichien doit être sûr de conclure une paix très avantageuse. Sans en avoir la certitude, il s'est exposé à la nécessicité de récommencer la guerre sous des conditions infiniment plus désavantageuses tant par la perte des places mêmes, qui auraient occupé au moins pendant quelque tems l'ennemi, que par le découragement de l'armée et la diminution de la considération, suites inévitables de cette convention. si elle n'est pas justifiée par une paix brillante et solidement établie.

La Cour de Vienne s'est trompée plus d'une fois dans ses calculs; il est possible que ce serait encore le cas Mais le grand besoin, que tant l'Autriche que la France ont de la paix, et la facilité des moyens pour concilier les interêts de ces deux Puissances aux dépens d'autres Etats, rendent probable que la paix sera faite.

On pourra la conclure sur la base des Préliminaires de Paris, ou retourner à celle convenuë à Campo-Formio. Dans l'un ou l'autre cas l'Autriche aura un arrondissement très important de ses Etats, soit en Bavière, soit en Italie. C'est une idée de Bonaparte lui-même, que les intérêts de la France permettent de consentir l'aggrandissement de cette Puissance en l'éloignant des fron-

tières françoises, et en nourrissant la jalousie entre elle et ses voisins du côté de l'Est et du Nord. Cette idée l'a guidé dans les négociations d'Udine et de Paris; il a declaré son intention de vouloir toujours offrir les mêmes conditions même après avoir obtenu encore de nouveaux succès. Il est donc probable que Bonaparte s'y tiendra, et qu'il cédera peut-être même à l'Autriche quelques avantages de plus, pour prix de son consentement qu'une partie de la Suabe soit incorporée à la République helvetique.

Mais supposé qu'on se tient strictement aux stipulations, soit des Préliminaires de Paris, soit des Articles secrets de Campo-Formio, l'Autriche fera toujours une paix très avantageuse. Je me permets quelques développements sur ce point en me référant à des faits bien constatés.

L'échange des Pays-Bas a été de tout tems un projet favori de la politique autrichienne. Elle a saisie la guerre actuelle pour l'accomplir, comme on a pu s'en convaincre au moins dès l'abandon militairement pas nécessaire, des Pays-Bas fait en 1794. La paix de Campo-Formio a rempli ce voeu de la manière la plus avantageuse. Les nouvelles acquisitions qu'elle assigne à l'Autriche sont à peu près égales aux Pays-Bas et à la Lombardie par rapport à l'étendue, à la population et aux révenus, mais elles les surpassent infiniment à l'égard de l'arrondissement et de tous les avantages que leur situation procurera dans la suite. La Cour de Vienne a aussi reconnuë formellement par les Articles secrets (Art. 4), qu'elle a reçu par ses nouvelles acquisitions la compensation des pays cédés.

Mais cette Puissance ne s'arrête pas là. Pour prix de son abandon de l'Empire forçé de céder toute la rive gauche du Rhin, l'Autriche a stipulé dans les Articles secrets de Campo-Formio l'acquisition des pays de Salzbourg, de Berchtolsgaden et d'une partie du Duché de la Bavière; les préliminaires de Paris confirment cet aggrandissement, mais en assignent l'équivalent en Italie. Selon les éstimations les plus exactes la partie indiquée du Cercle de

Bavière contient sur une étendue de 320 milles qu. 480 milles ames et donne un revenu de 14 millions de florins, susceptible encore d'une très forte augmentation par le monopole du sel dans l'Allemagne meridionale, la Suisse et une partie de l'Italie.

C'est donc au moins ce surcroît des forces que l'Autriche obtiendra soit en Bavière soit en Italie outre le dédommagement entier de toutes ses pertes et l'échange avantageux de ses possessions éloignées et onéreuses. Dans l'une ou l'autre supposition cette Puissance sera rendue beaucoup plus forte, plus arrondie et plus indépendante qu'elle l'étoit avant cette guerre.

Les avantages, que la paix procurera à la France sont à peine susceptibles d'un calcul exact. Toute la Belgique, et une des meilleures parties de l'Allemagne seront incorporées à ses Domaines; la Hollande, la Suisse et une partie d'Italie resteront dans la dépendance la plus absolue et ajouteront par-là autant à la puissance de la France, comme si ces pays en étaient des parties intégrantes. La France ayant le Rhin, la mer, les Alpes pour limites, étant garnie par plusieurs lignes des meilleures forteresses, est vraiment inaccessible à toute attaque des Puissances continentales, mais elle a toutes les facilités pour une guerre offensive. Le repos de ses Voisins n'a d'autre garantie que la modération et la convenance de son Gouvernement. La Puissance réelle et rélative de la France République surpasse infiniment tout ce que l'ambition démesurée de Louis XIV. a fait craindre à l'Europe. Il faut y joindre encore une considération très importante, c'est que la France a acquis par la révolution des armes inconnus jusqu'içi et dont une experience funeste nous a montré la force. On a vu bouleversés les plus anciens Etats et, ce qui mérite surtout l'attention, contre la volonté du plus grand nombre des peuples très attachés à leur Gouvernement. On aime à se persuader, que la France, après avoir obtenu par une guerre qui a épuisé ses forces, des limites naturelles et la sûreté

la plus complette contre toute attaque étrangère, ne désirera elle même qu'une paix non interrompue, dont elle a le plus grand besoin pour se rétablir, et pour consolider sa nouvelle forme de constitution. Il se peut à la verité que le Gouvernement actuel se laisse guider par ces principes de la sagesse et des vrays intérêts de son pays. Mais c'est toujours une situation bien précaire d'un Etat de faire dépendre son repos de la sagesse d'un Voisin. Les Gouvernements et leurs maximes changent dans tous les pays, on doit s'y attendre d'autant plus dans les circonstances, où la France se trouvera encore pour long-tems. L'ésprit remuant et inquiet d'un peuple, élevé depuis onze ans dans les secousses de la révolution, enflé par ses succès guerriers, obligera peut-être les Gouvernants de la Françe, malgré eux, de troubler la tranquillité des états voisins pour garantir leur propre existence. La guerre extérieure peut malheureusement être la condition de la paix intérieure; la guerre peut devenir — un besoin des François.

Cette situation nouvelle de l'Europe demande sans doute des mesures nouvelles, pour garantir l'existence sociale. Mais quelles que soient ces mesures que l'intérêt commun dictera aux différentes puissances, la situation de l'Allemagne sera toujours si exposée, qu'elle ne peut trouver que dans l'employ et dans l'organisation de ses propres forces, les meilleurs moyens pour se sauver du bouleversement dont elle est menacée.

Toutes les guerres, dans lesquelles l'Empire germanique a été entrainé depuis deux siècles, ont finies pour lui par la perte de quelques de ses parties. C'est la suite naturelle de sa constitution, faite dans des circonstances qui n'existent plus. Cette constitution n'a pas permis au Corps germanique d'agir comme Puissance indépendante et pour ses propres interêts. Il a été toujours l'instrument des vues de ses voisins et surtout des Princes, qui étant les Chefs électifs de ce Corps, n'ont fait souvent d'autre usage des droits, donnés par cette qualité que de ménager les interêts de leurs Etats héré-

ditaires. La guèrre actuelle a fait voir plus qu'aucune autre, cette triste situation de l'Empire. Ravagé et épuisé tant par ses ennemis que par ses protecteurs, il n'a pas été appelé aux négociations de la paix, que pour signer la perte énorme, qu'il devait faire comme prix du consentement de la France à l'aggrandissement que l'Autriche veut faire encore aux dépens de ce même Corps Germanique. Les traités conclus entre ces deux Puissances sont la preuve la plus évidente de l'incompatibilité des intérêts, autrichiens et germaniques. Une partie de l'Allemagne n'a été préservée des malheurs de la guerre par la protection d'une Puissance, dont les intérêts se trouvent d'accord avec les siens, qu'en se séparant du Corps, auquel elle appartient, et en sacrifiant une constitution, qui ne donne plus de sûreté.

C'est la situation de l'Allemagne dans ce moment. Sa constitution ancienne n'éxiste plus, elle est dissoute par le fait. Il faut donc la remplacer par une autre ou se livrer aux horreurs de l'anarchie intérieure et des envahissements étrangers. Étant dépourvue de toutes places, et n'ayant ni les moyens ni l'esprit d'une défense, l'Allemagne offre plutôt un exercice qu'une conquête aux armes de ses voisins prépondérants. La partie du Sud sera ou le théatre des combats que l'Autriche et la France se livreront, ou le butin, que ces puissances partageront pour accomplir leur arrondissement respectif. La partie du Nord sera exposée aux mêmes vexations, dès ce que l'interêt ou les passions des Gouvernans de la France le demanderont. L'époque en sera plus ou moins éloignée selon la solidité des liaisons, que la paix future fera naitre entre l'Autriche et la France. Dans ce cas la Prusse n'aura d'autre alternative que de permettre le libre passage aux armes et aux principes révolutionnaires des François pour les combattre sur ses frontières, ou de se charger de la défense de ces pays intermédiaires, qui ne pourra qu'être très onéreuse et pour laquelle leur organisation intérieure, telle qu'elle existe aujourd'hui, présente beaucoup de difficultés.

Pour sortir de cette situation infiniment dangereuse pour l'Allemagne et très embarassante pour la Prusse on pourrait peut-être croire que le premier pays, incapable de continuer une existence indépendante, devrait être partagé entre les grandes puissances qui l'entourent, et que la Prusse, en obtenant sa part, y trouverait de nouveaux moyens pour s'arrondir et de nouvelles forces pour faire résistance à toute attaque.

Sans examiner si les circonstances pourraient excuser ce qu'il serait difficile de justifier à l'égard du droit, j'ose avouer que cet expédient, envisagé seulement sous le point de la politique, présente des inconvenients très gravos, et qu'il ne peut jamais être de l'intérêt de la Prusse de se déclarer en sa faveur. Il est possible, peut-être même probable, que le Sud de l'Allemagne, pour se sauver des horreurs d'un bouleversement anarchique ou des guerres continuées entre l'Autriche et la France, pourrait s'offrir lui-même à être incorporé dans l'un ou l'autre de ces Etats. Mais le cas est bien différent par rapport au Nord. Là on ne se croit pas menacé de si près du danger, et les Etats plus grands, qui s'y trouvent, les Gouvernements mieux organisés, l'esprit militaire des habitans sont des circonstances qui éloignent en effêt ce danger et inspirent plus d'attachement aux peuples pour l'état actuel des choses. Une tentative de le changer par la force et de disposer arbitrairement de ces peuples pourrait éveiller leur énergie et les unir sous l'étendard de la défense commune. Cette opposition ne manquerait pas d'être nourrie, et si on parvenait à la vaincre, ce ne serait qu'après avoir devasté tous ces pays et en inspirant une haine et une méfiance aux habitans, qui ne laisseraient pas de troubler tôt ou tard la tranquillité de l'Etat.

Selon toutes ces considérations susceptibles encore de développements intéressants il n'y a qu'un seul moyen pour donner à l'Allemagne la sûreté dont elle est capable dans la situation actuelle, et pour en faire un boulevard solide de la Prusse. Ce moyen est, que les Etats isolés par la disso-

lution effective de la constitution ancienne, devraient être unis dans une Confédération nouvelle, dont la Prusse seroit le Chef. Toute association politique, dont on veut assurer la durée, ne doit pas être le résultat de la force ou des persuasions trompeuses, mais celui d'un besoin réciproque; elle doit être le fruit du simple bonsens réfléchissant sur les conjonctures existantes. Ce sera le cas d'une telle Confédération germanique, si on s'y prend bien. La Prusse en tirera tous les avantages, qu'un grand Etat trouve toujours, quand il accorde sa protection à plusieurs petits Etats. Mais ces avantages seront d'autant plus importans et solides, que la protection de la Prusse est désintéressée et qu'elle s'élève au dessus de toutes ces petites prétentions, dont la poursuite nuit beaucoup plus qu'elle peut être utile, en détruisant la confiance, qui doit être la base de tout ce système. Le caractère personel du Roi, que nous avons le bonheur de posséder, inspirera cette confiance et sera d'un grand secours. En ne voulant que ce qui est noble, grand et juste on obtiendra tout ce que la politique peut désirer. Un tel procédé, et l'identité parfaite des intérêts feront de la Prusse et de l'Allemagne confédérée un corps uni pour la défense commune. Pour prévenir toutes les inquiétudes, que la supposition d'autres circonstances dans l'avenir pourrait faire naître, on conviendrait des principes pour garantir les Confédérés du danger d'être entrainés un jour dans des guerres offensives et dans des querelles étrangères à leur intérêt.

Je me permets actuellement quelques idées sur la formation de ce nouveau Corps politique.

On a toujours regardé comme le moyen le plus sûr, pour sauver un état chancelant, le retour aux principes de sa première institution. Ces principes et les réglemens pour la défense commune de l'Allemagne étaient anciennement très sages, puis qu'ils étaient conformes à la situation et aux besoins de leur tems. Il ne s'agit donc que de faire revivre la vraye constitution ancienne, qui était celle d'un bon Système fédératif en l'adaptant à la situation et aux besoins de notre tems.

Le partage des droits de souveraineté, poussé trop loin dans les deux derniers siècles, a été une des causes principales de l'affoiblissement du Corps germanique. Il est opposé à tout bon système d'une défense commune. Il faut donc concentrer ces droits. Les petits Etats d'Allemagne ne balançeront pas pour avoir leurs propriétés et l'existence assurées, d'en faire le facrifice, si on peut appeller sacrifice l'abandon de ce, que ces Etats doivent perdre dans toutes les suppositions, y comprise encore probablement la perte de toute leur existence.

La limite entre les droits à remettre à la Confédération et ceux qui seraient réservés aux Etats particuliers, devrait être determinée avec précision pour prévenir toutes les entraves et toutes collisions nuisibles. La règle devrait être que tout droit, toute disposition des forces nécessaires pour la défense commune appartiennent à la Confédération, tout ce qui n'y est pas nécessaire reste aux Etats particuliers.

La réunion de toute l'Allemagne, serait sûrement bien à désirer, mais la partie méridionale pourroit peut-être présenter des difficultés insurmontables. Si on se croyait obligé de la laisser à son sort et de lui permettre même de s'attacher à l'Autriche, il ne resterait à peu-près que cette partie d'Allemagne enclavée dans notre ligne de démarcation actuelle qu'on devrait étendre, s'il est possible, jusqu'au Meyn et en tout cas il faudrait y joindre la Hesse-Cassel.

Dans cette étendue des pays on distingue trois Etats, qui s'élèvent par leurs forces au dessus des autres, la Saxe, le Hannover, et la Hesse-Cassel. Quoiqu'ils ayent un besoin égal de la confédération projettée, ils y demanderaient des prérogatives. Pour les satisfaire d'une manière qui les rendrait encore plus utiles à la cause commune, et pour faciliter la simplicité et la promptitude des arrangements nécessaires, on pourrait subdiviser l'Allemagne confédérée en quatre Sections. La Prusse serait le Chef et le Directeur général mais elle se chargerait en même tems en particulier

de la direction des forces des petits Etats, les plus voisins qui formeraient une Section. La Saxe, le Hannover et la Hesse se trouveraient de la même manière à la tête des Etats le plus à leur portée. La situation géographique, les liaisons dejà existantes entre les différens pays et les maisons regnantes devraient guider dans cette division.

Les droits et les devoirs tant de la Direction générale que des Directions particulières de chaque section, la liaison étroite de toutes les parties, l'égalité dans la jouissance des avantages et dans la concurrence aux charges nécessaires, — tout cela devrait être fixé avec la plus grande précision. Cet ouvrage rencontrerait sans doute beaucoup de difficultés causées par la localité et par le conflict des prétentions discordantes, inspirées par l'égoisme. J'aime cependant à me persuader que ces difficultés ne seront pas insurmontables. On réussit presque toujours quand on ne veut réellement que ce dont tous doivent sentir la nécessité. La Prusse élevée elle-même au dessus des petites vanités menagerait autant que possible, celles des autres; elle ne demanderait que des droits, dont elle aurait un bésoin absolu, pour rendre efficace sa protection. Elle demanderait ces droits clairement, et après les avoir obtenus par le consentement commun elle s'interdirait toute tentative d'outrepasser les limites convenues. Les trois autres Etats prépondérants seraient obligés de suivre cet exemple. Le plus petit membre devrait être sûr que ses droits réservés par le pacte de l'union seraient respectés, et qu'en observant les loix de cette union il serait garanti contre toute disposition arbitraire. Un tel procédé inspirerait de la confiance, qui serait la base la plus solide de l'association.

Il serait essentiellement nécessaire, de rendre disponibles toutes les forces de la Confédération pour être toujours à même de repousser une attaque étrangère. Chaque pays devrait y contribuer non seulement de l'argent, mais aussi des hommes. On suivrait dans leur levée les mêmes règles dans tous les pays. Les différens contingens de chaque section seraient réunis et pour y introduire plus d'unifor-

dans le plan de la première organisation, devrait faire les propositions nécessaires à tous lés membres associés soit par écrit, soit dans une Diète.

La dissolution des Tribunaux de l'Empire étant une suite nécessaire des changemens arrivés, l'administration de la justice est un des objets essentiels auquel devrait être pourvu. En la rendant meilleure et plus prompte, qu'elle a été jusqu'içi, on rendrait tous ces pays plus heureux. Le plus simple serait peut-être de faire juger les procès des particuliers en dernier ressort par les Tribunaux superieurs des Princes-Chefs des quatre sections. Les différents entre les Etats-mêmes seraient réservés à un Tribunal composé des juges nommés par eux, et établi dans un lieu convenable au Centre de la Confédération. Ce Corps devrait jouir de la plus grande indépendance et ces sentences seraient exécutées sans délai et avec la plus grande impartialité.

On s'appliquerait en général de resserrer les liens des différens Etats de toutes les manières, d'amalgamer leurs intérêts réciproques, et de faire sentir aux sujets les avantages du nouvel ordre des choses qui trouverait dans leur satisfaction et dans leur attachement un appui puissant.

Ce n'est qu'une première esquisse, que j'ai voulu tracer. Elle a besoin encore de beaucoup de développements ulterieurs, mais elle suffira, j'ose m'en flatter, pour montrer la possibilité de son exécution. Notre Système actuel de la neutralité du Nord d'Allemagne en a dejà fourni l'exemple sous des conditions beaucoup moins favorables. Il a frayé le chemin pour un Système plus étendu et permanent.

La paix future changera beaucoup la situation et les possessions des Etats d'Allemagne. Il serait très important de donner à ces changements la direction la plus favorable au nouvel Système Je n'entre pas dans des détails sur ce sujet qui doit être traité particulièrement. Je me permettrai seulement deux observations:

1) Les sécularisations devraient être envisagées moins comme un moyen pour procurer des indemni-

Ces derniers Généraux auraient l'inspection particulière des troupes, chacun dans sa section.

Les frais de la solde et de la subsistance des troupes, de l'établissement et de l'entretien des forteresses comme aussi des magazins de vivres et de munitions de guerre bien pourvus en tems de paix et de guerre, devraient être payés d'une manière égale par tous les pays enclavés dans la ligne de la confédération. Outre les fonds nécessaires pour toutes ces dépenses ordinaires, on devrait aussi avoir toujours prêts des fonds nécessaires pour entrer en campagne.

Toutes ces dépenses seront sûrement très considérables, mais il s'agit de la conservation de l'existence. Il serait essentiel d'y subvenir de la manière la moins onereuse pour les peuples, et il s'entend qu'on ne demanderait rien au-delà du nécessaire et que toute l'économie compatible avec le but, serait faite.

La répartition serait faite selon une regle plus juste, que celle de la matricule de l'Empire et des Cercles, qui n'est plus dans aucune proportion avec les forces actuelles. Dans tous les pays allemands les contributions ordinaires ont été destinées originairement aux frais de la défense. On devrait les y ramener et les assigner par-tout à la Confédération. Mais il s'entend que les classes privilegiées et les Princes à raison de leurs Domaines devraient y concourir également. Aucune exemption ne serait faite.

Chaque section aurait une Caisse; il serait rendu compte de son administration à des Deputés de la Confédération.

L'inspection générale de cette administration, la répartition des frais et tout ce qui regarde les besoins communs de chaque section serait confiée à un Conseil composé des Députés de ses membres. Tout ce qui a rapport aux liens politiques de toute la Confédération en général, serait confié à un Ministre Prussien qui se concerterait avec ceux des trois Princes-Chefs des Sections, et qui dans les cas indiqués

d'incorporer le Hollstein à ses autres Etats, on pourrait conclure avec cette puissance une alliance perpetuelle, également avantageuse aux deux parties. L'éloignement de la Suède et la possibilité de ses conflicts avec la Russie ne permettrait guères de prendre les mêmes arrangements avec cette Puissance. Si on pourrait trouver des moyens pour la dédommager, elle devrait céder ce petit district qu'elle possède en Pomeranie à la Prusse, et Wismar serait restitué au pays de Mecklenbourg. Faute des moyens pour y disposer la Suède, elle devrait concourir proportionellement aux charges de la Confédération, qui lui garantirait ses possessions allemandes.

Tous les intérêts de l'Angleterre demandent, qu'elle contribue autant que cela peut dépendre d'elle, à l'établissement d'un système, qui présente le seul boulevard aux progrès ulterieurs des François sur le Continent. Une liaison plus étroite avec cette Puissance ne serait peut-être convenable dans les conjonctures qui suivront la paix, mais elle est l'allié naturel de la Confédération Germanique en cas d'une guerre future.

La Russie a souhaité le rétablissement parfait de l'état des choses avant la guerre actuelle. Mais sans doute cette Puissance a voulu ce rétablissement moins comme but définitif, que comme moyen pour arrêter les progrés de la révolution. Si on lui montre que ce rétablissement absolu est impossible en lui même, et que, supposé comme possible, il ne remplirait ce qu'on en attend; qu'enfin pour l'Allemagne il n'existe pas du choix que parmi l'anarchie, le partage ou un nouveau système fédératif, (et il paraît très facile de convaincre de ces vérités) la décision ne pourrait pas être douteuse.

Pour ce qui regarde les deux Puissances pacificatrices, toutes les deux n'auront pas des dispositions favorables à notre plan, et elles aimeront mieux laisser subsister l'ancien état des choses et voir l'Allemagne divisée en beaucoup de petits Etats isolés, dont elles pourraient se servir selon leur convenance.

Il y a cependant des raisons pour les ramener. On appaiserait l'Autriche en lui abandonnant la partie méridionale plus ou moins limitée de l'Allemagne, et il serait aisé de convaincre la France, que l'état, dans lequel on veut laisser l'Allemagne, doit mener à l'anarchie et finir par le partage entre les deux Puissances de la Prusse et de l'Autriche, et que la France devrait ou consentir à cet agrandissement, ou faire la guerre pour l'empêcher, peut-être dans un moment, ou cela ne lui conviendrait pas. Elle préfererait sûrement à l'une ou à l'autre de ces deux alternatives d'avoir pour voisin un Etat dont l'organisation toute défensive ne lui pourrait inspirer aucune méfiance. Ces raisons feraient d'autant plus d'impression, si la Prusse et l'Allemagne confédérée montraient une disposition energiquement prononcée, de vouloir régler eux-mêmes leurs affaires intérieures. Ni la France ni l'Autriche risqueront de s'exposer à une guerre, pour s'opposer à ce principe d'indépendance nationale. Dans l'un et l'autre pays l'esprit public et l'épuisement des forces le défendent imperieusement.

Notre système une fois bien établi gagnera en peu, j'ose m'en flatter, assez de forces pour résister avec succès à toute attaque injuste. La conservation serait l'affaire de toute l'Europe.

XIII. (zu S. 377.)

Schreiben wegen der Rechnungs-Ablegung in der Neutralitäts- und Verpflegungs-Angelegenheit des nördlichen Deutschlands.

Die Vornahme der Rechnungs-Ablage über die von den associirten höchst und hohen Ständen des nördlichen Deutschlands bewirkte Verpflegung der dessen Ruhestand sichernden Truppen, welche bekanntlich von Unterzeichnetem bereits völlig vorbereitet war, ist durch verschiedene eingetretene Hindernisse bisher verzögert worden, und da in

der dermaligen Lage der öffentlichen Angelegenheiten eine Zusammentretung der ständischen Bevollmächtigten, oder einer Deputation derselben, aus andern Gründen, nicht erforderlich ist; so haben des Königs Majestät dafür gehalten, es werde sämmtlichen Gliedern der Association angenehmer seyn, den Zweck, ohne die Belästigung und Kosten eines blos der Rechnungs-Revision gewidmeten Convents, zu erreichen. Allerhöchst Dieselben haben deshalb zu verordnen geruhet, daß von einer dazu besonders niedergesetzten und aus Mitgliedern sämmtlicher bey dem Geschäfte concurrirenden Behörden, nämlich dem Auswärtigen-, dem Rechnungs-, dem Feld-Verpflegungs- und dem Justiz-Departement bestehenden Immediat-Commission das gesammte Rechnungs-Wesen, wegen der ständischen Verpflegung des Observations-Corps, insofern sie von dem Königlichen Feld-Kriegs-Commissariat verwaltet worden, auf das Genaueste untersucht, alle dahin gehörige Rechnungen revidirt und abgenommen, und demnächst gedachtes rc. Commissariat mit der nöthigen Décharge versehen werden solle. Sr. Königlichen Majestät haben dieser rc. Commission dabey die Instruction ertheilt, nicht nur nach den diesseitigen die größte Ordnung und Genauigkeit bezielenden Rechnungs-Principien, sondern auch mit vollkommenster Rücksicht auf alle vorgewesene besondere Verhältnisse und Verhandlungen der ständischen Association zu Werke zu gehen.

Bey dem Vertrauen, welches sämmtliche höchst und hohe associirte Stände zu dem Preußischen Rechnungs-Wesen immer bewiesen haben, und welches durch die im Jahr 1797 bereits geschehene Rechnungs-Ablage über das erste Semester der ständischen Verpflegung noch mehr begründet worden, wird es einer weitern Versicherung nicht bedürfen, daß die itzt angeordnete Revision mit aller möglichen Ordnung und Pünktlichkeit um so mehr werde vorgenommen werden, da Sr. Königlichen Majestät Selbst sehr daran gelegen, über die richtige Verwendung sämmtlicher Verpflegungs-Beiträge, zu welchen Allerhöchst Dieselben so beträchtlich concurriret haben, die beruhigendste Gewißheit zu erhalten. Sollten indeß einige der associirten Stände nöthig erachten, auch Ihrerseits Bevollmächtigte zu dieser Rechnungs-Revision nach Berlin abzuordnen, so wird Denenselben die Einsicht der, die Association angehenden, Rechnungen vollständig offen gelegt werden.

So wie Unterzeichneter, dem Allerhöchsten Auftrage gemäß, dieses sämmtlichen vortreflichen Herren Bevollmächtigten bekannt zu machen die Ehre hat, so wird von demselben zugleich dem Churbraunschweigischen Hofe anheim gegeben, wegen Revision und Abnahme der das Hannöversche Verpflegungs-Werk betreffenden Rechnungen eine ähnliche Einleitung zu treffen und die bekannten rechtliebenden Grundsätze dieses allerhöchsten Hofes lassen nicht zweifeln, daß hierunter gleichfalls für die vollständige Beruhigung sämmtlicher höchst und hohen Stände, werde gesorgt werden. Hornburg den 12ten April 1802.

Dohm.

XIV. (zu S. 388.)

Bericht (vom 21sten April 1800) über die Schwierigkeiten, welche, im Fall der Churcöllnisch-Münsterschen Erledigung, den Preußischen Absichten entgegenstehen, und über die Mittel ihnen zu begegnen.

Aus EKM. allergnädigstem Rescript vom 5. d. habe ich Allerhöchst-Dero Absichten und Wünsche im Fall des vielleicht bevorstehenden Abgangs des Churfürsten von Cölln zu ersehen die Gnade gehabt. Ein Theil derselben, nämlich Verhinderung einer Coadjutorwahl, wird keiner weitern Bemühung bedürfen, so lange die von mir unterthänigst einberichtete Gesinnung des Wiener Hofes dieselbe bleibt, und der Churfürst, dessen Einwilligung unumgänglich nothwendig ist, einen Coadjutor anzunehmen weigert. Die Beharrlichkeit in dieser Gesinnung ist um so wahrscheinlicher, da, nach mir von mehrern Seiten zukommenden Nachrichten, die Gesundheit des Churfürsten sich merklich gebessert haben soll und man diesen Fürsten sogar als völlig hergestellt angiebt. Nach der Natur der Krankheit ist indeß dieses nicht wahrscheinlich und ein noch langes Leben schwerlich zu hoffen. Wenigstens hält die Aussicht solcher

Hoffnung eine Parthey im Münsterschen Domkapitul nicht ab, ihre in meinem unterthänigen Bericht vom 4. bereits angezeigten Bemühungen eifrigst fortzusetzen, um ein festes engagement der Mehrheit für den v. Droste von Vischering dahin zu Stande zu bringen, damit dessen Wahl, im Fall der Erledigung, sofort vorgenommen werden könne. Wie ich höre, schmeichelt man sich sogar, EKM. hätten einer solchen Wahl Allerhöchst=Dero Protection bewilligt, welches indeß, nach den mir gnädigst bekannt gemachten Absichten, entweder nur von den Drostischen Anhängern verbreitet wird, um einen Rival abzuschrecken, oder auch nur eine auf den Umstand, daß der von Droste Domprobst in Minden ist, gegründete Vermuthung seyn mag.

Sollte eine solche Verbindung wegen eines Nachfolgers noch bey dem Leben des Churfürsten zu Stande kommen, so würde dies gewiß ein EKM. Wunsch, die Wahl suspendirt zu halten, höchst nachtheiliger Umstand seyn. Indeß ist zu dessen Abwendung, meiner ohnmaßgeblichen Einsicht nach, schlechterdings nichts, wenigstens nicht directe zu thun. Denn da eine Unterhandlung dieser Art natürlich äußerst geheim betrieben wird, so würde jede diesseitige Aeußerung darüber nur Verdacht erregen und die Sache beschleunigen. Nur dürfte es nützlich seyn, bey ganz natürlich sich ergebender Gelegenheit und mit aller nöthigen Vorsicht, dem Gerücht, als wenn EKM. Sich bereits für irgend ein Individuum geneigt erklärt hätten, zu widersprechen und zu versichern, wie Allerhöchst=Dieselben vor dem Fall der Erledigung, den Sie noch weit entfernt hoffen, keine Meinung hierüber fassen und äußern würden. In dieser Art werde ich, unter EKM. verhoffter Billigung, mich, wo ich schickliche Gelegenheit habe, in nach Verhältniß der Personen gehörig menagirten Ausdrücken, erklären. Ich kann dieses aber nur schriftlich thun, obgleich nach der Natur der Sache solche Aeußerungen besser mündlich geschehen. Indeß würde meine Erscheinung in Münster, unter itzigen Umständen und noch beim Leben des Churfürsten (ohne durch einen andern ganz natürlichen und einleuchtenden Grund veranlaßt zu seyn) sehr viel Aufsehn machen, und könnte gerade das befördern, was man verhindern will. Dagegen stelle ich anheim, ob EKM. gnädigst gut finden, ein und andern der höhern itzt in Mün=

ster befindlichen Militairpersonen aufzugeben, sich mit aller möglichen Klugheit und Vorsicht in der von mir angedeuteten Art gelegentlich zu erklären. Ich halte dieses auch besonders um deshalb wichtig, weil das beste und einzige Mittel um eine Vereinbarung für eine künftige Wahl zu verhindern, die Erhaltung mehrerer sich ohngefähr gleicher Partheyen im Domkapitul seyn wird, diese aber leiden würde, wenn eine Parthey dadurch, daß man glaubte, sie sey EKM. Protection versichert, ein Uebergewicht erhielte.

Wenn indeß die Vereinbarung zu einer künftigen Wahl auch vor der eintretenden Erledigung nicht zu Stande kömmt; so halte ich es doch meiner Pflicht gemäß, ehrerbietigst zu bemerken, wie der Absicht, diese Wahl bis zur Entwickelung der allgemeinen Umstände und also auf eine ganz unbestimmte Zeit suspendirt zu halten, immer ganz ungemeine Schwierigkeiten im Wege stehen dürften. Ueberzeugt, daß dieselben EKM. tiefsten Einsicht nicht entgehen, glaube ich jedoch die Resultate meines diesem wichtigen Gegenstande gewidmeten Nachdenkens ehrerbietigst vorlegen zu müssen.

Eine Suspension auf unbestimmte Zeit wird natürlich als Vorbereitung der im allgemeinen Frieden zu bewirkenden Säcularisation angesehn werden, und alle Vorstellungen, daß die Sache nicht so gemeint sey, würden nicht den mindesten Eindruck machen. Der Säcularisation aber aus allen möglichen Kräften entgegen zu arbeiten, ist heiligste, erste Pflicht aller Glieder eines Domkapituls und die Erfüllung dieser Pflicht wird durch jedes eigne und Familien-Interesse, durch jede Anhänglichkeit an religiöse und politische Meinung aufs höchste belebt und verstärkt. Mit Gewißheit kann man annehmen, daß kein Domkapitul in Deutschland (seltene einzelne Ausnahmen von Individuen verändern hierunter nichts) durch irgend einige Vorstellungen oder Vortheile werde zu bewegen seyn, gutwillig eine unbestimmte Suspension der Wahl eines neuen Haupts seiner Kirche zuzugeben, und vielleicht dürfte die Zahl derer nicht klein seyn, welche, auch ohne politische Rücksicht, es für eine Sache der Ehre und des Gewissens hielten, eine solche Wahl auf das schleunigste in geheim zu Stande zu bringen, und sich dabey jeder Unannehmlichkeit und jedem Verlust

der dermaligen Lage der öffentlichen Angelegenheiten eine Zusammentretung der ständischen Bevollmächtigten, oder einer Deputation derselben, aus andern Gründen, nicht erforderlich ist; so haben des Königs Majestät dafür gehalten, es werde sämmtlichen Gliedern der Association angenehmer seyn, den Zweck, ohne die Belästigung und Kosten eines blos der Rechnungs-Revision gewidmeten Convents, zu erreichen. Allerhöchst Dieselben haben deshalb zu verordnen geruhet, daß von einer dazu besonders niedergesetzten und aus Mitgliedern sämmtlicher bey dem Geschäfte concurrirenden Behörden, nämlich dem Auswärtigen-, dem Rechnungs-, dem Feld-Verpflegungs- und dem Justiz-Departement bestehenden Immediat-Commission das gesammte Rechnungs-Wesen, wegen der ständischen Verpflegung des Observations-Corps, insofern sie von dem Königlichen Feld-Kriegs-Commissariat verwaltet worden, auf das Genaueste untersucht, alle dahin gehörige Rechnungen revidirt und abgenommen, und demnächst gedachtes rc. Commissariat mit der nöthigen Décharge versehen werden solle. Sr. Königlichen Majestät haben dieser rc. Commission dabey die Instruction ertheilt, nicht nur nach den diesseitigen die größte Ordnung und Genauigkeit bezielenden Rechnungs-Principien, sondern auch mit vollkommenster Rücksicht auf alle vorgewesene besondere Verhältnisse und Verhandlungen der ständischen Association zu Werke zu gehen.

Bey dem Vertrauen, welches sämmtliche höchst und hohe associirte Stände zu dem Preußischen Rechnungs-Wesen immer bewiesen haben, und welches durch die im Jahr 1797 bereits geschehene Rechnungs-Ablage über das erste Semester der ständischen Verpflegung noch mehr begründet worden, wird es einer weitern Versicherung nicht bedürfen, daß die itzt angeordnete Revision mit aller möglichen Ordnung und Pünktlichkeit um so mehr werde vorgenommen werden, da Sr. Königlichen Majestät Selbst sehr daran gelegen, über die richtige Verwendung sämmtlicher Verpflegungs-Beiträge, zu welchen Allerhöchst Dieselben so beträchtlich concurriret haben, die beruhigendste Gewißheit zu erhalten. Sollten indeß einige der associirten Stände nöthig erachten, auch Ihrerseits Bevollmächtigte zu dieser Rechnungs-Revision nach Berlin abzuordnen, so wird Denenselben die Einsicht der, die Association angehenden, Rechnungen vollständig offen gelegt werden.

Kaiserl. Hofe getroffenes und öffentlich zu avouirendes Einverständniß. Es wird aber natürlich darauf ankommen, ob in dem Zeitpunkt der Erledigung die Entwickelung der allgemeinen Angelegenheiten schon der Reife so nahe gekommen seyn werde, um ein solches Einverständniß, wegen anderer Rücksichten, rathsam zu machen? Sollte dieses der Fall nicht seyn, so wäre der so vielseitige Einfluß des Kaiserl. Hofes immer eine sehr wichtige Gegenwirkung mehr, und da derselbe gewiß Alles benutzen würde, um das diesseitige Verfahren in das gehässigste Licht zu stellen, so dürfte er vielleicht in die immer unangenehme Verlegenheit setzen, den Commissarius des Reichsoberhaupts, welcher jeder Bischofswahl beiwohnt, gewaltsam abweisen zu müssen. Noch ein anderes sehr leichtes Mittel, die Suspension, wenn er es sonst gut findet, zu vereiteln, bietet sich dem Wiener Hofe durch das Recht des dermalen von ihm ganz abhängigen Pabstes dar, wenn das Domkapitul binnen drey Monaten nach dem Tode seines Bischofs nicht einen Nachfolger erwählt und nicht Verlängerung des Termins erhalten hat, ex jure devoluto einen Bischof zu ernennen, dessen Recht auch als Fürst, sobald ihn der Kaiser mit den weltlichen Regalien beliehe, nach bisheriger Verfassung gar nicht bezweifelt werden könnte. Ein auf diese Weise, oder auch durch die nicht leicht zu verhindernde geheime Wahl des Capituls entstandener neuer Regent würde immer, auch wenn man ihn von der Besitznahme abhielte, äußerst unangenehme Verhältnisse hervorbringen. Denn natürlich würde bey weitem der größte Theil der Unterthanen, aus religiösen und politischen Grundsätzen, einen solchen Regenten als den rechtmäßigen betrachten, nur mit Gewalt würde diese Gesinnung von öffentlichen Ausbrüchen rückgehalten werden können, und in dem weitläuftigen Münsterischen Lande dürfte hiezu wenigstens eine große Vertheilung des Militairs erfodert werden.

Wenn indeß die Suspension der Wahl auch wirklich zu Stande gebracht werden könnte, so würde dieselbe immer mit zwey äußerst unangenehmen Umständen begleitet seyn. Erstlich, während der Sedisvacanz steht bekanntlich in den geistlichen Deutschen Staaten dem Domkapitul die Landesregierung mit allen Hoheitsrechten zu, und

Hoffnung eine Parthey im Münsterschen Domkapitel nicht ab, ihre in meinem unterthänigen Bericht vom 4. bereits angezeigten Bemühungen eifrigst fortzusetzen, um ein festes engagement der Mehrheit für den v. Droste von Vischering dahin zu Stande zu bringen, damit dessen Wahl, im Fall der Erledigung, sofort vorgenommen werden könne. Wie ich höre, schmeichelt man sich sogar, E.K.M. hätten einer solchen Wahl Allerhöchst-Dero Protection bewilligt, welches indeß, nach den mir gnädigst bekannt gemachten Absichten, entweder nur von den Drostischen Anhängern verbreitet wird, um einen Rival abzuschrecken, oder auch nur eine auf den Umstand, daß der von Droste Dompropst in Minden ist, gegründete Vermuthung seyn mag.

Sollte eine solche Verbindung wegen eines Nachfolgers noch bey dem Leben des Churfürsten zu Stande kommen, so würde dies gewiß ein E.K.M. Wunsch, die Wahl suspendirt zu halten, höchst nachtheiliger Umstand seyn. Indeß ist zu dessen Abwendung, meiner ohnmaßgeblichen Einsicht nach, schlechterdings nichts, wenigstens nicht directe zu thun. Denn da eine Unterhandlung dieser Art natürlich äußerst geheim betrieben wird, so würde jede diesseitige Aeußerung darüber nur Verdacht erregen und die Sache beschleunigen. Nur dürfte es nützlich seyn, bey ganz natürlich sich ergebender Gelegenheit und mit aller nöthigen Vorsicht, dem Gerücht, als wenn E.K.M. Sich bereits für irgend ein Individuum geneigt erklärt hätten, zu widersprechen und zu versichern, wie Allerhöchst-Dieselben vor dem Fall der Erledigung, den Sie noch weit entfernt hoffen, keine Meinung hierüber fassen und äußern würden. In dieser Art werde ich, unter E.K.M. verhoffter Billigung, mich, wo ich schickliche Gelegenheit habe, in nach Verhältniß der Personen gehörig menagirten Ausdrücken, erklären. Ich kann dieses aber nur schriftlich thun, obgleich nach der Natur der Sache solche Aeußerungen besser mündlich geschehen. Indeß würde meine Erscheinung in Münster, unter itzigen Umständen und noch beim Leben des Churfürsten (ohne durch einen andern ganz natürlichen und einleuchtenden Grund veranlaßt zu seyn) sehr viel Aufsehn machen, und könnte gerade das befördern, was man verhindern will. Dagegen stelle ich anheim, ob E.K.M. gnädigst gut finden, ein und andern der höhern itzt in Mün-

ster befindlichen Militairpersonen aufzugeben, sich mit aller möglichen Klugheit und Vorsicht in der von mir angedeuteten Art gelegentlich zu erklären. Ich halte dieses auch besonders um deshalb wichtig, weil das beste und einzige Mittel um eine Vereinbarung für eine künftige Wahl zu verhindern, die Erhaltung mehrerer sich ohngefähr gleicher Partheyen im Domkapitul seyn wird, diese aber leiden würde, wenn eine Parthey dadurch, daß man glaubte, sie sey EKM. Protection versichert, ein Uebergewicht erhielte.

Wenn indeß die Vereinbarung zu einer künftigen Wahl auch vor der eintretenden Erledigung nicht zu Stande kömmt; so halte ich es doch meiner Pflicht gemäß, ehrerbietigst zu bemerken, wie der Absicht, diese Wahl bis zur Entwickelung der allgemeinen Umstände und also auf eine ganz unbestimmte Zeit suspendirt zu halten, immer ganz ungemeine Schwierigkeiten im Wege stehen dürften. Ueberzeugt, daß dieselben EKM. tiefsten Einsicht nicht entgehen, glaube ich jedoch die Resultate meines diesem wichtigen Gegenstande gewidmeten Nachdenkens ehrerbietigst vorlegen zu müssen.

Eine Suspension auf unbestimmte Zeit wird natürlich als Vorbereitung der im allgemeinen Frieden zu bewirkenden Säcularisation angesehn werden, und alle Vorstellungen, daß die Sache nicht so gemeint sey, würden nicht den mindesten Eindruck machen. Der Säcularisation aber aus allen möglichen Kräften entgegen zu arbeiten, ist heiligste, erste Pflicht aller Glieder eines Domkapituls und die Erfüllung dieser Pflicht wird durch jedes eigne und Familien-Interesse, durch jede Anhänglichkeit an religiöse und politische Meinung aufs höchste belebt und verstärkt. Mit Gewißheit kann man annehmen, daß kein Domkapitul in Deutschland (seltene einzelne Ausnahmen von Individuen verändern hierunter nichts) durch irgend einige Vorstellungen oder Vortheile werde zu bewegen seyn, gutwillig eine unbestimmte Suspension der Wahl eines neuen Haupts seiner Kirche zuzugeben, und vielleicht dürfte die Zahl derer nicht klein seyn, welche, auch ohne politische Rücksicht, es für eine Sache der Ehre und des Gewissens hielten, eine solche Wahl auf das schleunigste in geheim zu Stande zu bringen, und sich dabey jeder Unannehmlichkeit und jedem Verlust

EKM. tiefste Einsicht wird entscheiden, ob diese Vorstellung gegründet sey?

Welche Entschließungen aber hierunter gefaßt werden dürften; — so scheint mir auf alle Fälle zu Erreichung EKM. Absicht durchaus nothwendig, daß der größere Theil der jenseit der Weser befindlichen Truppen baldmöglichst im Hochstift Münster und Herzogthum Westphalen concentrirt, und die Hauptorte, vorzüglich die Städte Münster und Arensberg, besetzt würden, wo die Capitul sind. Erfolgte das Einrücken mehrerer Truppen erst nach dem Tode, oder bey wieder sehr bedenklichen Gesundheitsumständen des Churfürsten, so würde dieses ein großes Aufsehn erregen und könnte die Beschleunigung einer Wahl oder fester Vereinbarung für dieselbe zur Folge haben. Itzt aber würde die Vermehrung der schon in diesen Landen befindlichen Truppen nur als eine gewöhnliche militairische Dislocation betrachtet werden. Es versteht sich, daß meine Meinung sich nur auf diesseitige Truppen beschränkt, da Hannöverische in möglichen Fällen Collisionen veranlassen könnten. Soviel nur immer möglich, müßte dahin gesehen werden, daß den Unterthanen die Last der Einquartierung möglichst erleichtert würde, welches durch gute Einrichtungen und, bey längerer Dauer, durch Wechsel der Quartierstände auch wohl zu erreichen wäre. Alle billigen Wünsche der Regierung und Landstände müßten hierin möglichst erfüllt und die dem Preuß. Militaire eigne gute Disciplin ganz vorzüglich empfohlen werden. Auf die Art würde der Unterthan mit demselben familiarisirt und das Daseyn der Truppen würde doch immer den Capituln imponiren, sie in ihren Schritten vorsichtig machen, und EKM. Absichten würden durch dasselbe, welche Wendung auch noch die Umstände nehmen möchten, befördert werden.

Als einen Nebenvortheil glaube ich anführen zu können, daß die Angelegenheiten dieser Truppen auch mir den Vorwand geben könnten, nach Arensberg und Münster auf kurze Zeit zu kommen. Denn dieses dürfte allerdings nöthig werden, sowohl um das, was in den Capituln vorgeht, genauer zu erfahren, als es durch Correspondenz möglich ist, als auch um, wenn EKM. meinen unterthänigsten Vorschlag genehmigen sollten, die tauglichsten Sub-

Kaiserl. Hofe getroffenes und öffentlich zu avouirendes Einverständniß. Es wird aber natürlich darauf ankommen, ob in dem Zeitpunkt der Erledigung die Entwickelung der allgemeinen Angelegenheiten schon der Reife so nahe gekommen seyn werde, um ein solches Einverständniß, wegen anderer Rücksichten, rathsam zu machen? Sollte dieses der Fall nicht seyn, so wäre der so vielseitige Einfluß des Kaiserl. Hofes immer eine sehr wichtige Gegenwirkung mehr, und da derselbe gewiß Alles benutzen würde, um das diesseitige Verfahren in das gehässigste Licht zu stellen, so dürfte er vielleicht in die immer unangenehme Verlegenheit setzen, den Commissarius des Reichsoberhaupts, welcher jeder Bischofswahl beiwohnt, gewaltsam abweisen zu müssen. Noch ein anderes sehr leichtes Mittel, die Suspension, wenn er es sonst gut findet, zu vereiteln, bietet sich dem Wiener Hofe durch das Recht des dermalen von ihm ganz abhängigen Pabstes dar, wenn das Domkapitul binnen drey Monaten nach dem Tode seines Bischofs nicht einen Nachfolger erwählt und nicht Verlängerung des Termins erhalten hat, ex jure devoluto einen Bischof zu ernennen, dessen Recht auch als Fürst, sobald ihn der Kaiser mit den weltlichen Regalien beliehe, nach bisheriger Verfassung gar nicht bezweifelt werden könnte. Ein auf diese Weise, oder auch durch die nicht leicht zu verhindernde geheime Wahl des Capituls entstandener neuer Regent würde immer, auch wenn man ihn von der Besitznahme abhielte, äußerst unangenehme Verhältnisse hervorbringen. Denn natürlich würde bey weitem der größte Theil der Unterthanen, aus religiösen und politischen Grundsätzen, einen solchen Regenten als den rechtmäßigen betrachten, nur mit Gewalt würde diese Gesinnung von öffentlichen Ausbrüchen rückgehalten werden können, und in dem weitläuftigen Münsterischen Lande dürfte hiezu wenigstens eine große Vertheilung des Militairs erfodert werden.

Wenn indeß die Suspension der Wahl auch wirklich zu Stande gebracht werden könnte, so würde dieselbe immer mit zwey äußerst unangenehmen Umständen begleitet seyn. Erstlich, während der Sedisvacanz steht bekanntlich in den geistlichen Deutschen Staaten dem Domkapitul die Landesregierung mit allen Hoheitsrechten zu, und

nen; eine weise Administration könnte nicht der neuen Ordnung der Dinge Zutrauen und Liebe erwecken, wie dieses bey einer durch den Frieden rechtlich festgesetzten Säcularisation der Fall wäre, und man würde während des vielleicht lange dauernden provisorischen Zustandes nur die Nachtheile einer gehässigen Veränderung empfinden, ohne durch ihre Vortheile gereitzt zu werden, sich mit der Idee derselben nach und nach auszusöhnen.

Bey allen diesen nach meiner geringen Einsicht sehr gegründeten und wichtigen Betrachtungen ist mir ein Gedanke entstanden, wie E. K. M. Zweck, ohne den angegebenen widrigen Folgen sich auszusetzen, erreicht werden könnte? Ich halte es für Pflicht, denselben unterthänigst vorzulegen. Wenn auch die Wahl eines neuen Regenten der Cöllnisch-Münsterischen Lande suspendirt bleiben soll, so muß doch nothwendig ein neues Oberhaupt der Kirchen, ein Erzbischof von Cölln, ein Bischof von Münster gewählt werden. Wollte man auch dieses nicht gestatten, so würde es als erster Schritt zur Zerstörung der Hierarchie der Kirche, welches mit Religion bey dem bey weitem größten Theil der Catholiken gleichbedeutend ist, angesehen werden; die allgemeine Stimme im ganzen catholischen (vielleicht auch protestantischen) Deutschland würde sich hiegegen erheben und in so eifrig dem väterlichen Glauben anhangenden Landen, wie die Cöllnischen und Münsterischen, würde der religiöse Fanatismus aufs höchste erhitzt werden. Wollte man dagegen die Wahl eines Erz- und Bischofs nachgeben, so müßten demselben gewisse Revenüen zu seinem standesmäßigen Auskommen angewiesen werden. Die Fragen, wer diese anweisen? nach welchem Verhältniß sie zu bestimmen? wer die übrigen Landes-Revenüen genießen, wer die Regierung führen sollte? würden hiebey noch immer sehr bedeutende Schwierigkeiten bleiben. Denselben könnte aber meiner Einsicht nach abgeholfen werden, und die Sachen würden, wie auch der künftige Ausgang seyn mag, in die beste Lage gebracht werden, wenn man diesen Erz- und Bischof ganz in gewöhnlicher Art auch zum Chur- und Fürsten gelangen ließe, mit demselben aber vorher ein äußerst geheim zu haltendes engagement träfe, durch welches er sich verbindlich machte, auf den Fall, daß im künftigen Frieden die Säcula-

risation von Cölln oder Münster Bedingung der hergestellten Ruhe würde, — alsdann seine landesherrliche Chur- und Fürsten-Würde abzutreten und sich mit der resp. Erzbischöflichen und Bischöflichen zu begnügen, dessen Emolumente im Voraus zu bestimmen waren.

Um ein taugliches Subjekt zu finden, das sich auf eine solche Verbindung einließe, müßte natürlich den Sachen die Wendung gegeben werden, daß die Wahlen, obgleich möglichst unbemerkt, von E.K.M. geleitet würden. Wenn die allgemeinen Angelegenheiten in itziger Lage bleiben und der Wiener Hof fortfährt, sich passiv zu halten, wird dieses nicht sehr schwer seyn. Immer wird jeder Domherr durch eine solche Wahl, ihrer geheimen Bedingung ohngeachtet, seine äußere Lage sehr verbessern, er vergiebt den Grundsätzen seines Standes nichts, indem er sich nur auf den Fall verbindlich macht, in welchem er doch allemal der Nothwendigkeit mit allen Uebrigen sich wird unterwerfen müssen, indeß werden ihn seine Ehre und sein Interesse die Verschwiegenheit beobachten machen, weil, die unentschiedne Lage der allgemeinen Angelegenheiten vorausgesetzt, es noch immer möglich bleibt, daß der Fall, unter welchem er sich verbindlich gemacht, nie eintritt. E.K.M. Absicht bleibt also durchaus verborgen bis zu dem Zeitpunkt der Ausführung, und dann findet sich diese schon völlig vorbereitet und erleichtert, wenn der bisherige Fürst gutwillig abtritt und als Bischof seine Unterthanen, die noch immer seine geistliche Untergebenen bleiben, zur Ergebung in die neue Ordnung auffordert. Während des interimistischen Zustandes würde bey einem gut gewählten Subjekt die Landes-Administration ungleich besser, als von einem Domkapitul besorgt und diesseits unbemerkt, ohne allen Schein gewaltsamer Eingriffe, geleitet werden können.

Ich muß ehrerbietigst gestehn, wie mir, nach meiner besten Ueberlegung, dieses Mittel sehr ausführbar und in jeder Rücksicht vortheilhaft scheine, da durch dasselbe eine Säcularisation, wenn die Umstände sie herbeiführen, mit den mindesten Erschütterungen bewirkt, und wenn es nicht zur Säcularisation käme, E.K.M. der Ruhm, die bisherige Verfassung erhalten zu haben, erworben würde.

nen; eine weise Administration könnte nicht der neuen Ordnung der Dinge Zutrauen und Liebe erwecken, wie dieses bey einer durch den Frieden rechtlich festgesetzten Säcularisation der Fall wäre, und man würde während des vielleicht lange dauernden provisorischen Zustandes nur die Nachtheile einer gehässigen Veränderung empfinden, ohne durch ihre Vortheile gereitzt zu werden, sich mit der Idee derselben nach und nach auszusöhnen.

Bey allen diesen nach meiner geringen Einsicht sehr gegründeten und wichtigen Betrachtungen ist mir ein Gedanke entstanden, wie E. K. M. Zweck, ohne den angegebenen widrigen Folgen sich auszusetzen, erreicht werden könnte? Ich halte es für Pflicht, denselben unterthänigst vorzulegen. Wenn auch die Wahl eines neuen Regenten der Cöllnisch-Münsterischen Lande suspendirt bleiben soll, so muß doch nothwendig ein neues Oberhaupt der Kirchen, ein Erzbischof von Cölln, ein Bischof von Münster gewählt werden. Wollte man auch dieses nicht gestatten, so würde es als erster Schritt zur Zerstörung der Hierarchie der Kirche, welches mit Religion bey dem bey weitem größten Theil der Catholiken gleichbedeutend ist, angesehen werden; die allgemeine Stimme im ganzen catholischen (vielleicht auch protestantischen) Deutschland würde sich hiegegen erheben und in so eifrig dem väterlichen Glauben anhangenden Landen, wie die Cöllnischen und Münsterischen, würde der religiöse Fanatismus aufs höchste erhitzt werden. Wollte man dagegen die Wahl eines Erz- und Bischofs nachgeben, so müßten demselben gewisse Revenüen zu seinem standesmäßigen Auskommen angewiesen werden. Die Fragen, wer diese anweisen? nach welchem Verhältniß sie zu bestimmen? wer die übrigen Landes-Revenüen genießen, wer die Regierung führen sollte? würden hiebey noch immer sehr bedeutende Schwierigkeiten bleiben. Denselben könnte aber meiner Einsicht nach abgeholfen werden, und die Sachen würden, wie auch der künftige Ausgang seyn mag, in die beste Lage gebracht werden, wenn man diesen Erz- und Bischof ganz in gewöhnlicher Art auch zum Chur- und Fürsten gelangen ließe, mit demselben aber vorher ein äußerst geheim zu haltendes engagement träfe, durch welches er sich verbindlich machte, auf den Fall, daß im künftigen Frieden die Säcula-

risation von Cölln oder Münster Bedingung der hergestellten Ruhe würde, — alsdann seine landesherrliche Chur- und Fürsten-Würde abzutreten und sich mit der resp. Erzbischöflichen und Bischöflichen zu begnügen, dessen Emolumente im Voraus zu bestimmen waren.

Um ein taugliches Subjekt zu finden, das sich auf eine solche Verbindung einließe, müßte natürlich den Sachen die Wendung gegeben werden, daß die Wahlen, obgleich möglichst unbemerkt, von E.K.M. geleitet würden. Wenn die allgemeinen Angelegenheiten in itziger Lage bleiben und der Wiener Hof fortfährt, sich passiv zu halten, wird dieses nicht sehr schwer seyn. Immer wird jeder Domherr durch eine solche Wahl, ihrer geheimen Bedingung ohngeachtet, seine äußere Lage sehr verbessern, er vergiebt den Grundsätzen seines Standes nichts, indem er sich nur auf den Fall verbindlich macht, in welchem er doch allemal der Nothwendigkeit mit allen Uebrigen sich wird unterwerfen müssen, indeß werden ihn seine Ehre und sein Interesse die Verschwiegenheit beobachten machen, weil, die unentschiedne Lage der allgemeinen Angelegenheiten vorausgesetzt, es noch immer möglich bleibt, daß der Fall, unter welchem er sich verbindlich gemacht, nie eintritt. E.K.M. Absicht bleibt also durchaus verborgen bis zu dem Zeitpunkt der Ausführung, und dann findet sich diese schon völlig vorbereitet und erleichtert, wenn der bisherige Fürst gutwillig abtritt und als Bischof seine Unterthanen, die noch immer seine geistliche Untergebenen bleiben, zur Ergebung in die neue Ordnung auffordert. Während des interimistischen Zustandes würde bey einem gut gewählten Subjekt die Landes-Administration ungleich besser, als von einem Domkapitul besorgt und diesseits unbemerkt, ohne allen Schein gewaltsamer Eingriffe, geleitet werden können.

Ich muß ehrerbietigst gestehn, wie mir, nach meiner besten Ueberlegung, dieses Mittel sehr ausführbar und in jeder Rücksicht vortheilhaft scheine, da durch dasselbe eine Säcularisation, wenn die Umstände sie herbeiführen, mit den mindesten Erschütterungen bewirkt, und wenn es nicht zur Säcularisation käme, E.K.M. der Ruhm, die bisherige Verfassung erhalten zu haben, erworben würde.

EKM. tiefste Einsicht wird entscheiden, ob diese Vorstellung gegründet sey?

Welche Entschließungen aber hierunter gefaßt werden dürften; — so scheint mir auf alle Fälle zu Erreichung EKM. Absicht durchaus nothwendig, daß der größere Theil der jenseit der Weser befindlichen Truppen baldmöglichst im Hochstift Münster und Herzogthum Westphalen concentrirt, und die Hauptorte, vorzüglich die Städte Münster und Arensberg, besetzt würden, wo die Capitul sind. Erfolgte das Einrücken mehrerer Truppen erst nach dem Tode, oder bey wieder sehr bedenklichen Gesundheitsumständen des Churfürsten, so würde dieses ein großes Aufsehn erregen und könnte die Beschleunigung einer Wahl oder fester Vereinbarung für dieselbe zur Folge haben. Itzt aber würde die Vermehrung der schon in diesen Landen befindlichen Truppen nur als eine gewöhnliche militairische Dislocation betrachtet werden. Es versteht sich, daß meine Meinung sich nur auf diesseitige Truppen beschränkt, da Hannöverische in möglichen Fällen Collisionen veranlassen könnten. Soviel nur immer möglich, müßte dahin gesehen werden, daß den Unterthanen die Last der Einquartierung möglichst erleichtert würde, welches durch gute Einrichtungen und, bey längerer Dauer, durch Wechsel der Quartierstände auch wohl zu erreichen wäre. Alle billigen Wünsche der Regierung und Landstände müßten hierin möglichst erfüllt und die dem Preuß. Militaire eigne gute Disciplin ganz vorzüglich empfohlen werden. Auf die Art würde der Unterthan mit demselben familiarisirt und das Daseyn der Truppen würde doch immer den Capituln imponiren, sie in ihren Schritten vorsichtig machen, und EKM. Absichten würden durch dasselbe, welche Wendung auch noch die Umstände nehmen möchten, befördert werden.

Als einen Nebenvortheil glaube ich anführen zu können, daß die Angelegenheiten dieser Truppen auch mir den Vorwand geben könnten, nach Arensberg und Münster auf kurze Zeit zu kommen. Denn dieses dürfte allerdings nöthig werden, sowohl um das, was in den Capituln vorgeht, genauer zu erfahren, als es durch Correspondenz möglich ist, als auch um, wenn EKM. meinen unterthänigsten Vorschlag genehmigen sollten, die tauglichsten Sub-

jekte zu dessen Ausführung auszufinden und vielleicht auch, wenn der Fall der Erledigung wieder wahrscheinlich würde, durch die Beschleunigung jener Ausführung jeder andern Wahl oder Vereinbarung zu derselben zuvorzukommen. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Unterhandlung, oder auch nur die Einleitung zu derselben, mit aller möglichsten Vorsicht und Geheimniß betrieben werden müßte, und es wäre unumgängliche Bedingung eines guten Erfolgs, daß bis zu deren Anfang auch nicht der mindeste Verdacht einer solchen Absicht entstünde.

Dieses sind die Betrachtungen, die ich unterthänigst vorzulegen mich verpflichtet erachtet. Ich habe bey denselben vorausgesetzt, daß der Wiener Hof bey seinen itzigen Gesinnungen bleibe. Sollte sich dieses verändern, so würden allerdings ganz andre Ueberlegungen und Maaßregeln eintreten, deren Auseinandersetzung itzt unnöthig, da nach dermaligem Anschein dieser Fall nicht eintreten wird. Denselben abgerechnet, habe ich mir übrigens die Sachen unter den schwierigsten Umständen gedacht, nämlich wenn die Erledigung noch im Lauf des Kriegs, und bey noch gänzlich ermangelnder Aussicht, wie und wann derselbe dürfte geendigt werden? einträte. Sollte sie dagegen erst dann erfolgen, wenn die Friedensunterhandlungen schon wirklich im Gange und vielleicht der Grundsatz der Säcularisationen wieder angenommen wäre; so würde allerdings auch in diesem Geschäft Vieles erleichtert und mit minderm menagement verfahren werden können.

Die Ausführlichkeit dieses Berichts wird, wie ich ehrerbietigst hoffe, durch die Natur des Gegenstandes entschuldigt werden, da ich, ohne dem Zusammenhange und der Deutlichkeit der Ideen zu schaden, sie nicht glaubte trennen zu dürfen.

In Erwartung EKM. fernerer gnädigster Entschließungen und Befehle ersterbe ich ꝛc.

Dohm.

XV. (zu S. 399.)

Ueber Goslar, seine Bergwerke, Forsten und schutzherrlichen Verhältnisse; eine historische Darstellung von Christ. Wilh. von Dohm, gewesenen Organisations-Commissarius der Stadt Goslar.

Der hier folgende Aufsatz war nicht für das größere Publicum, sondern nur bestimmt, von dem Resultat der über die rubricirten Gegenstände dem Verfasser aufgetragenen Untersuchungen Rechenschaft abzulegen. Sehr unerwartet fand er ein abgerissenes Fragment seiner Arbeit in einem mit Recht geschätzten und gelesenen Journal *) abgedruckt. So unvollständig dasselbe auch war, reichte es doch hin, um besonders in Goslar, wo man diese Beschäftigung des Verfassers kannte, ihn als solchen kenntlich zu machen, und der Herausgeber des hercynischen Magazins gründete darauf den Wunsch, daß ein seinem Inhalte nach so besonders für diese Zeitschrift geeigneter Aufsatz in derselben ganz erscheinen möchte. Der Verfasser giebt diesem, auch von Mehreren gegen ihn geäußerten Wunsche um so mehr nach, da es ihm nicht angenehm seyn kann, seine Untersuchungen nur nach einem unvollendeten Theile beurtheilt zu sehen, und dieselben, wenn gleich ursprünglich nicht für das Publicum bestimmt, doch, als rein historisch, unverfänglich und vielleicht nicht ohne Interesse für Kenner der Harzgeschichte sind. Diesen wird nicht entgehen, daß die hier entwickelten Thatsachen in den besten Schriftstellern, z. B. Calvör, Honemann u. a., theils gar nicht, theils nur unvollkommen berührt und nirgends in einem deutlichen Zusammenhange dargestellt sind. Sogar Goslars einheimischer Geschichtschreiber (Heineccius Antiquitates Goslarienses) giebt über diese eigentlich wichtigsten Punkte seines Gegenstandes nur sehr dürftige Belehrung, welches sich daher auch natürlich erklärt, weil diesem Ge-

*) Geschichte und Politik, von Woltmann, 1803. 11tes und 12tes Stück.

lehrten, wie er selbst klagt, durchaus kein Zutritt zu dem städtischen Archiv verstattet war.

Die hier gelieferten Nachrichten beruhen dagegen fast durchaus auf den in diesem Archiv befindlichen urkundlichen Nachrichten. Dasselbe ist ungemein reich an den schätzbarsten Documenten. Wenn es, wie sogleich nach der Königl. Preuß. Occupation von Goslar verfügt worden, erst gehörig geordnet ist, wird dieser Reichthum noch besser genutzt werden können, als es bey dieser Ausarbeitung möglich war. Der Verfasser verdankt daneben auch sehr Vieles, was indeß meistens gleichfalls auf früherer Benutzung des städtischen Archivs beruht, den gütigen Mittheilungen zweier ihm in jedem Betracht und auch besonders wegen ihres gründlichen Studiums der vaterländischen Geschichte schätzbar gewordenen Männer, des Königl. Justizraths und Stadtsyndikus Herrn Gieseke und des Herrn Prediger Trautmann jun.

Sämmtliche schriftliche Nachrichten hat der Verfasser sorgfältig mit der allgemeinen Geschichte der Periode, in welche die hier vorgetragenen Begebenheiten gehören, verglichen. Er glaubt, daß keine wichtigere hier zu benutzende Quelle seiner Aufmerksamkeit entgangen sey, und er hat wenigstens gestrebt, sich die vertraute Bekanntschaft mit den Verhältnissen, Interesse und Denkart der Zeit und Menschen, von der die Rede ist, zu verschaffen, ohne welche es nicht wohl gelingen kann, Licht und Zusammenhang in eine historische Darstellung zu bringen. Er schmeichelt sich, daß Kenner diese Vertrautheit bemerken werden, wenn sie gleich nicht durch Citaten bewährt ist, die für die Bestimmung dieses Aufsatzes nicht passend waren. Leicht würde es gewesen seyn, die meisten einzelnen Sätze diplomatisch zu belegen, es sind indeß nur einige der wichtigsten Aktenstücke beigefügt.

Reine historische Wahrheit, Entwickelung des wirklichen Zusammenhangs der Begebenheiten und der zum Theil verdunkelten Verhältnisse, war der einzige Zweck, den der Verfasser bey dieser Arbeit nach seiner Pflicht sich vorsetzen mußte, nach seiner Neigung und seinen Grundsätzen sich allein vorsetzen wollte. Er darf versichern, denselben nie wissentlich aus den Augen verloren zu haben, und er schmeichelt sich, daß Jeder, wer

diesen Forschungen nachgehen will, auf dieselben Resultate sich geleitet finden werde. Indeß wird jede Berichtigung unvorsetzlichen Irrthums ihm willkommen seyn und dankbar benutzt werden.

Die Stadt Goslar gehörte unstreitig zu den ältesten Städten des alten Sachsens, und der Rammelsberg ist das älteste Bergwerk in demselben. Der Ursprung sowohl der Stadt als die Entdeckung des Rammelsberges fallen wahrscheinlich in die Zeit des ersten Sächsischen Kaisers, Heinrich des Ersten (in den Jahren 918 bis 936), aber erst unter seinem Nachfolger, Otto dem Ersten, erhielten beide eine bedeutende Zunahme. Dieser und die folgenden Kaiser hielten sich sehr oft in Goslar auf, baueten hier ein sehr ansehnliches Kaiserliches Palatium, und nebst andern ansehnlichen Kirchen, zwey sogenannte Kaiserliche Capellen, wovon noch jetzt die Stifter St. Simonis et Judae und zum Petersberge Ueberbleibsel sind. Der Aufenthalt der Kaiser zog den vieler Großen des Reichs nach sich, und es wurden in Goslar öftere Reichsversammlungen gehalten. Diese Umstände trugen ohne Zweifel bey, die Stadt zu einem blühenden Wohlstande zu erheben, doch waren sie nicht die Hauptursache desselben. Denn der Kaiserliche Pallast brannte bereits 1288 ab, und seit dieser Zeit kamen die Kaiser nicht mehr hieher, auch wurden keine Reichstäge mehr hier gehalten, und doch fällt die blühendste Periode von Goslar erst in das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert. Die wichtigste und bleibendste Quelle des Wohlstandes der Stadt war unstreitig der Bergbau. Auf diesen ist, wie es auch in den Kaiserlichen Privilegien und andern Urkunden heißt, die Sadt angelegt. Zwar hatte die Stadt, vom Anfang an, ein Gebiet oder Distrikt, wie es in den Kaiserlichen Diplomen genannt wird, aber dieses war immer nur klein, hatte keine Dörfer, noch bedeutenden Ackerbau, sondern bestand nur aus Bergen und Holzungen. Auch zum Handel hatte die Stadt keine günstige Lage, und es findet sich keine Spur, daß derselbe, außer mit den Produkten des Rammelsberges, zu irgend einer Zeit bedeutend gewesen wäre.

Goslar wurde, gleich andern dem Kaiser ohne Mittel unterworfenen Städten, durch sogenannte Kaiserliche Voigte administrirt, war keinem Herzoge oder Bischofe (außer dem leztern im Geistlichen) unterworfen, und konnte also, wie derselben Gewalt sich zur Landeshoheit ausbildete, unter diese nicht gezogen werden. Die Bürgerschaft erwarb sich allmählig mehrere Freiheiten, und brachte die Rechte des Kaiserlichen Voigts gegen ein gewisses Voigtgeld an sich, welches sie in der Folge abkaufte. Endlich erlosch das Amt des Voigts ganz, und so wurde die Stadt ein unmittelbares Glied des Reichs, und hat sich als ein solches unter allen abwechselnden Zeitumständen erhalten, da kein anderer Reichsstand irgend eine Art von Oberherrschaft je über dieselbe ausgeübt hat.

Der mächtigste Nachbar von Goslar war das Haus Braunschweig. Schon einer der ältesten Ahnherrn desselben, Herzog Heinrich der Löwe, wünschte Goslar seinen Besitzungen einzuverleiben, er bat Kaiser Friedrich I darum, als Bedingung seiner Hülfe bey des Letztern Heerzuge nach Italien. Der Kaiser fand es bedenklich, ihm ditissimam Saxoniae civitatem, (wie er bey dieser Gelegenheit Goslar nannte,) zu überlassen. Herzog Heinrich empfand dies so übel, daß er sich gegen den Kaiser erklärte, die Stadt belagerte, und ihre Berg- und Hüttenwerke verwüstete. Sie wurde indeß durch die Achtserklärung und den Fall dieses Fürsten gegen dessen Uebermacht geschützt. Derselbe Geist scheint indeß die Nachkommen desselben noch lange Zeit belebt zu haben, und es gelang diesen endlich in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, die Stadt zwar nicht ihrer Unmittelbarkeit, aber mit ihren Bergwerken der wichtigsten Quelle ihres Nahrungs- und Wohlstandes zu berauben.

Bekanntlich gehörten die Bergwerke in den ältesten Zeiten im ganzen Reiche zu den Kaiserlichen Regalien, und jeder Besitz eines Bergwerks vor ausgebildeter Landeshoheit muß sich also nothwendig auf Kaiserliche Verleihung gründen. Diese Verleihungen mit Vorbehalt gewisser Rechte waren aber sehr gewöhnlich. In Absicht des Rammelsberges geben die ältesten Nachrichten hierüber nur dürftige Auskunft, indeß erhellt doch aus denselben so viel, daß die Kaiser schon sehr früh mit denselben

theils die Stadt Goslar, theils geistliche Stifter beliehen haben. Die Urkunden selbst, wodurch dieses geschehen, sind nicht mehr vorhanden, und höchstwahrscheinlich bereits im Anfange des 13ten Jahrhunderts verloren gegangen, da die Stadt in den Krieg zwischen den Gegenkaisern, Philipp von Schwaben und Otto dem Vierten, verwickelt, und mehrere Tage einer Plünderung ausgesetzt war, welche besonders auch das Städtische und die Stiftischen Archive betraf. Die in spätern Zeiten ertheilten und noch im Original vorhandenen Kaiserlichen Privilegien setzen aber das Daseyn jener ältern Verleihungen außer Zweifel, indem sie dieselben, und besonders die Berg und Thal mit aller Eigenschaft Besitzungen und Zugehörde ob und under der Erden, so die Stadt von den Vorfahren Römischen Kaisern habe, ausdrücklich bestätigen. Es finden sich aber auch in den hiesigen Archiven außerdem noch andre sehr alte Nachrichten, wie die Stadt allmählig zu dem Besitz des Bergwerks gekommen ist. Nach denselben wurde es im Jahr 1075 von Kaiser Heinrich IV zu vier Theilen unter das Closter Walkenried, die Stifter St. Petri und Matthias und die Stadt vertheilt, letztere aber erhielt allein die Hütten und Forsten. Unter Matthias-Stift ist das jetzige Stift St. St. Simonis et Judae verstanden, und diese Benennung ein Beweis des hohen Alters dieser Nachrichten, da bereits seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts, dieses Stift nicht anders, als unter dem Namen Simonis et Judae vorkommt. Auch in den folgenden Zeiten kommen die genannten Stifter und die Stadt fortgehend, als Besitzer des Rammelsberges vor. Erstere verkauften nach und nach ihre Antheile in sehr verschiedenen Verhältnissen, und das Besitzthum des Rammelsberges fand sich deshalb mannichfach vertheilt. Das Petersberger Stift verkaufte seinen Antheil zuerst an die Stadt, Simon-Judä-Stift nur ein Achttheil, das Uebrige seines Antheils kam in die Hände von Privaten. Der Antheil des Closters Walkenried gelangte an den Rath zu Lüneburg, an den Bischof von Verden, und in der Mitte des 15ten Jahrhunderts waren die Stadt Goslar, der Bischof von Verden, die Stadt Lüneburg und der Graf von Mansfeld die Hauptbesitzer, neben welchen auch das Hildesheimsche Domcapi-

tel, und die Städte Hildesheim, Göttingen, Eimbeck und mehrere adliche und bürgerliche Familien kleinere Antheile besaßen. Nach und nach kaufte indeß die Stadt Goslar alle übrigen Antheile an sich. Hierüber findet sich noch der Beweis in den im hiesigen Archiv aufbehaltenen Verzeichnissen, wie und von wem jedes einzelne Theil jeder Grube erkauft sey; welche Verzeichnisse daher entstanden, weil die Stadt ihren Besitz an Bergtheilen, und die bey denselben vorgegangenen Veränderungen bey dem Bergrichter sich förmlich zuschreiben und in die Bergbücher eintragen ließ. Erst im Jahr 1511 hatte die Stadt die Antheile aller übrigen Gewerke an sich gebracht, und war also alleiniger Besitzer des ganzen Bergwerks.

Dem allgemein eingeführten Gebrauche nach, behielten die Kaiser, wenn sie Bergwerke verliehen, sich allemal den Zehenden bevor, und es finden sich in ältern Urkunden ausdrückliche Erklärungen, daß dieser Zehende bey jeder Verleihung, auch wenn er nicht ausdrücklich ausgenommen seyn sollte, dem Kaiser als Regale verbleiben müsse. In eben der Art wurde es also auch bey dem Rammelsberge gehalten, und der Zehende des Ertrags desselben für Rechnung des Kaisers abgeliefert. Wie aber im Jahr 1235 Kaiser Friedrich II den langen Zwist seines Hauses mit dem Guelfischen dadurch beilegte, daß er an die Stelle des mit Heinrich dem Löwen zersprengten Herzogthums Sachsen die Braunschweig-Lüneburgischen dem Reiche zu Lehn übertragene Lande zu einem neuen Herzogthum erhob, und damit Heinrichs Enkel, Otto puer, für sich und seine Erben belehnte, so verlieh er diesem zugleich den bisher dem Reiche gehörigen Zehnden des Goslar'schen Bergwerks. „De „affluentiori gratia concedentes eidem Decimas Gos„lariae, Imperio pertinentes," sind die merkwürdigen Worte, welche, nach meinen bisherigen Untersuchungen, alles Recht enthalten, was das Haus Braunschweig je an dem Rammelsberger Bergwerke erhalten hat. Ich füge aus diesem Grunde die zwar in Originibus Guelficis und andern Sammlungen abgedruckte Urkunde in der Anlage bey. (s. Anl. 1.). Hiernach wurde also der Zehnde aller Erze, welcher aber nach uraltem Herkommen nur im dreizehnten Kübel oder Scherben bestand, an die Herzoge von Braunschweig abgeliefert. Sie besaßen ihn

aber nicht lange, sondern verkauften ihn unter Vorbehalt des Wiederkaufs an eine Goslar'sche Familie, die von Gowische, um 800 Mark fein Silber. Diese überließen im Jahr 1359 den Zehnden wieder unter gleicher Bedingung und um denselben Preis an das Collegium der Sechsmanne, als sogenannten Vormund des Rammelsberges, weil es das Bergwerk Namens der Gewerke administrirte. Die Herzoge von Braunschweig genehmigten diese Uebertragung, und die darüber von beiden damaligen Linien derselben, unter welche der Zehnde vertheilt war, ausgestellten Urkunden sind noch in sehr alten vor Notarius und Zeugen beglaubten Abschriften, (da die Originale bey der nachmaligen Einlöse zurückgegeben worden,) im hiesigen Archive vorhanden, und ich füge eine derselben, mit welcher die andere gleichlautend ist, hier bey. (s. Anl. 2.) Als vorzüglichster Gewerke hatte die Stadt auch an dem Zehnden einen großen Antheil, erwarb ihn indeß in der Folge, wie sie alleiniger Gewerke wurde, ganz. Sie legte auch die Stollen an, und genoß dafür, nach Gewohnheit der Bergrechte, den Neunten aller Erze. Die Einrichtung des Bergbaues war hiernach in dieser Zeit (im 14ten und 15ten Jahrhundert) folgende. Die Eigenthümer der Bergtheile, deren Recht ursprünglich von Kaiserlicher Beleihung herrührte, und unter welchen, wie schon bemerkt, Goslar immer mehr der beträchtlichste wurde, hießen die alten Gewerke. Diese hatten aber wiederum andere mit Grubentheilen (Kuren) beliehen, welche, gegen das von Gewerken vorbehaltene Vorkaufsrecht, die Gruben auf ihre Kosten baueten, diese hießen Bergherren (Montani). Sie waren schon vom Anfang an meistens Goslar'sche Einwohner, und in der Folge wurde, mit Beistimmung der auswärtigen Gewerke gesetzlich festgesetzt, daß nur ein Goslar'scher Bürger Bergtheile besitzen könne, und wenn durch Erbschaft ein Bergtheil an einen Fremden falle, dieser ihn entweder an einen Bürger verkaufen, oder selbst Bürger werden müsse. Neben den Bergherren baueten indeß auch die alten Gewerke selbst, und unter diesen besonders die Stadt. Offen gelassene Bergtheile fielen den Gewerken anheim. Die gewonnenen Erze wurden den Hüttenherren (Woldlüde, Silvani) überlassen, welche dieselben zu Gute machten. Diese mußten das Silber an sogenannte Münzherren verkaufen, welche eine eigene Gilde ausmachten, und Na-

mens der Stadt das Recht zu münzen ausübten. Durch diese drey Classen und die in der Stadt wohnenden Berg- und Hüttenarbeiter verbreitete sich, neben dem unmittelbar in die städtische Cämmerey fließenden Ertrage des Zehndens, Stollen-Neuntens und Verkaufsrechts, der Reichthum des Bergbaues durch mannichfaltige Canäle unter alle Einwohner der Stadt, deren Wohlstand sich in dem Verhältnisse hob, jemehr sie Antheil am Bergwerke erhielt. In dieser für Goslar blühendsten Periode wurden 19 Gruben im Rammelsberge gebaut, und die gewonnenen Erze auf 26 Hütten von 22 in Goslar wohnenden Hüttenherren zu Gute gemacht. Auch das Bergrecht wurde in Goslar am frühesten in Deutschland ausgebildet. Man behauptet, daß bereits im 12ten Jahrhundert eine Sammlung der Berggesetze gemacht sey, und wenn gleich der noch vorhandenen Sammlung ein so hohes Alter nicht beigelegt werden kann; so ist doch nicht zu bezweifeln, daß viele darin enthaltene einzelne Verordnungen bis zu jener Periode hinaufreichen. Die Bergordnungen wurden von sämmtlichen zu diesem Zweck in Goslar zusammentretenden Gewerken errichtet. Der Rath zu Goslar hatte auf diese Gesetzgebung den bedeutendsten Einfluß, theils als am meisten betheiligter Gewerke, theils weil ihm das Berggericht zustand, welches in dem von ihm erworbenen Kaiserlichen Voigteigerichte enthalten war. Zu Verwaltung dieses Gerichts und überhaupt des Bergbaues war das Collegium der Sechsmanne niedergesetzt, wovon dieser Name noch jetzt den ersten Gliedern des Raths geblieben ist. Diese hielten das Berggericht in einem Hause unweit des Kaiserlichen Pallastes, welches noch jetzt das Sechsmannshaus genannt wird, und mit welchem die Stadt bis auf die neueste Zeit immer von den Kaisern besonders belehnt wurde. Aus einigen noch vorhandenen Einrichtungen scheint es, daß auch in diesem Hause die Löhnung der Bergleute geschehen sey.

Die Hüttenherren hatten eine eigene Verfassung und gewisse Grundsätze in Absicht der Löhnung und Behandlung ihrer Arbeiter unter sich festgesetzt, welche durch Bestätigung des Raths ihre Gültigkeit erhielten. Der größte Theil der Hütten lag im Braunschweigischen Territorio, ging von den Herzogen zu Lehen, und mußte an dieselben ein gewisses Schutzgeld entrichten, hatte

aber weiter mit denselben keine Verbindung, sondern diese Hütten standen allein unter dem Berggericht. Die Hüttenherren waren verbunden, das gewonnene Silber an die Münzer zu überlassen, doch ohne Bestimmung eines gewissen Preises. In Absicht des Verkaufs der übrigen Erze waren sie nicht eingeschränkt, bis im Jahr 1478 durch eine freiwillige Uebereinkunft festgesetzt wurde, daß die zu Gut gemachten Erze dem Rath für einen gewissen, bald von 3 zu 3, bald von 6 zu 6 Jahren festzusetzenden Preis überlassen werden sollten.

Die zweite wichtige Besitzung der Stadt, und ohne welche der Bergbau nicht hätte betrieben werden können, waren die Forsten. Die unter dem allgemeinen Namen des Harzes begriffenen Forsten wurden in den ältesten Zeiten nach den glaubwürdigsten Nachrichten in folgende 3 Hauptreviere getheilt:

1) Der Kaiserforst lag zunächst an Goslar, und war unstreitig seit der Entdeckung der Rammelsberger Bergwerke für dieselben bestimmt. Bey Verleihung der letztern erhielt die Stadt diesen Forst, in dessen Besitz sie sich seit undenklichen Zeiten, und so weit nur schriftliche Nachrichten reichen, befunden hat. Sehr viele Kaiserliche Privilegien haben diesen Besitz bestätigt, und mehrere Herzoge von Braunschweig in Gränzvergleichen und andern Urkunden ausdrücklich anerkannt, daß die Stadt mit einem Forst von den Kaisern beliehen sey. Sie vergrößerte denselben durch Ankaufungen nahe belegener Holzungen, und der noch jetzt der Stadt übrig gelassene Forst ist unstreitig ein Theil des Kaiserforsts. An diesen gränzte ostwärts

2) der Harzburger Forst. Er war gleichfalls ursprünglich ein Reichsforst, mit welchem die Kaiser mehrere beliehen haben, bis er im 15ten Jahrhundert an das Haus Braunschweig kam. Den größesten Theil desselben erhielt die Stadt wiederkäuflich als Nutzung der diesem Hause von ihr hergeschossenen Capitalien.

3) Im Süden und Westen gränzte an den Kaiserforst der Löwenforst, welcher seinen Namen vermuthlich daher hat, weil Herzog Heinrich der Löwe

im Jahr 1157 vom Kaiser Friedrich I damit beliehen wurde. Die Nachfolger dieses Fürsten hatten mit dem größten Reviere desselben verschiedene adliche Familien und zuletzt die von der Hellen belehnt. Die Stadt Goslar erwarb sich diesen Forst, indem sie im Jahr 1457 die lehnsherrlichen Rechte an denselben von den Herzogen zu Braunschweig und im Jahr 1463 das Eigenthum von dem zur Hellen erkaufte. Die Kaufbriefe hievon sind noch im Original vorhanden. Dieser sehr beträchtliche Forst liegt größtentheils auf dem jetzigen Oberharz an der linken Seite des Weges, welcher von Clausthal nach Osterode führt, bis zur Innerste, von da bis zur Quelle der Ocker an der Ostseite, so wie an der Söse noch beträchtliche Reviere zu demselben gehören. Außerdem besaß aber Goslar noch sehr ansehnliche Theile des Löwenforstes, da die Braunschweigischen Herzoge Grubenhagenscher Linie ihren Antheil ganz, und die Wolfenbüttelsche Linie den größern Theil des ihrigen an die Stadt verpfändet hatten. Diese war also im Anfang des 16ten Jahrhunderts zu eben der Zeit, wie der Rammelsberg ihr ganz gehörte, im Besitz

a) des Kaiserforstes mit allen Hoheitsrechten, Gerichten, Jagden und Fischereien;

b) des Hellenforstes, zwar eigenthümlich, doch unter Braunschweigischer Hoheit;

c) der Harzeburger- und eines Theils der jetzigen Churhannöverschen (Lautenthalschen Revier) und Braunschweigschen Forsten (Seesumschen Revier) pfandweise.

Mit diesen Forsten verband die Stadt auch das Forstgericht (Forstding), welches vor dem Kaiserlichen Pallast, oder auch außer der Stadt, an einem bestimmten Platze gehalten wurde. Auch das Haus Braunschweig brachte seine etwanigen Klagen in Forstsachen vor dieses Goslar'sche Gericht, welches nach den schon sehr früh gesammelten, noch aufbehaltenen Forstgesetzen entschied.

Dieses war der Zustand von Goslar, als die Streitigkeiten mit dem Hause Braunschweig ausbrachen. Dasselbe hat zwar nie irgend eine Gerechtsame über die Stadt oder in deren Gebiet ausgeübt oder in Anspruch genom-

men, auch während der kurzen Periode, da dasselbe den Zehnden unmittelbar bezog, hat, so weit die Nachrichten gehen, keine Irrung deshalb obgewaltet, man weiß nur, daß Braunschweig die Erze, die es aus demselben erhielt, nicht selbst zu Gute machte, sondern sie an die Goslar'schen Hüttenherren verkaufte. Indeß entstanden doch öftere Differenzien, wie dieses fast zwischen allen verhältnißmäßig reichern Städten und ihren Nachbarn im Mittelalter der Fall war. Nach der Sitte dieses Zeitalters suchte sich Goslar dadurch zu helfen, daß es entweder andere Fürsten, oder auch diejenigen selbst, von welchen am meisten Gefahr zu besorgen, zu Schutzherren erwählte. Daß dieses immer nach freier Wahl, auch nur auf bestimmte Zeiten geschehen sey, wird durch die noch vorhandenen Schutzbriefe unwiderlegbar bewiesen, von denen die Anlage ein chronologisches Verzeichniß enthält. (s. Anl. 3.) Alle diese Verträge stimmen darin überein, daß sie nur auf bestimmte Jahre abgeschlossen wurden, daß der Schutzherr sich den Beistand der Stadt in seinen Fehden, und gewöhnlich auch ein mehr oder minder beträchtliches jährliches Schutzgeld ausbedung, und dagegen die Stadt, ihre Einwohner, deren Güter, Berg- und Hüttenwerke, Gerechtsame und Freiheiten, welche sie von Kaiser und Reich oder sonst erhalten, in seinen Schutz und Schirm nahm, sie gegen alle Angriffe und Feinde zu vertheidigen, besonders auch ihre Commercien unbehindert zu lassen versprach. In den meisten dieser Verträge ist ausdrücklich bemerkt, wie dieselben aus freier Wahl der Stadt, ihren Freiheiten und unmittelbaren Verhältnissen mit Kaiser und Reich unbeschadet, eingegangen seyen. Um hierunter durchaus keinen Zweifel übrig zu lassen, ließ sich die Stadt im Jahr 1390 vom Kaiser Wenzel ein noch im Original vorhandenes Privilegium dahin ertheilen, daß sie, so oft sie es nöthig finde, einen oder mehrere kiesen möge, der sie und ihre Privilegien schirme und vertheidige. Diesem gemäß sind, wie aus dem Verzeichniß erhellet, die Kurfürsten von Brandenburg, die Erzbischöfe von Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt, Herzoge von Sachsen, Herzoge von Braunschweig verschiedener Linien, Landgrafen zu Hessen, Grafen zu Hohenstein, Stollberg-Wernigerode

Schutzherren von Goslar und oft mehrere zu gleicher Zeit gewesen. Die mit dem Hause Braunschweig abgeschlossene Schutzverträge, deren ältester vom Jahr 1423 ist, sind von denen mit andern Fürsten eingegangenen durchaus nicht verschieden, alle nur auf bestimmte Jahre und gegen ein festgesetztes Schutzgeld eingegangen. Unter Herzog Heinrich dem Aeltern, von der Wolfenbüttelschen Linie (Ende des 15ten Jahrhunderts), wurden dieselben öfters erneuert, und das Schutzgeld mußte meistens schon im Voraus auf mehrere Jahre bezahlt werden. Der letztere Vertrag dieser Art wurde noch mit dem Sohne dieses Fürsten, Herzog Heinrich dem Jüngern, kurz vor den ausgebrochenen Streitigkeiten, im Jahr 1519 abgeschlossen, und in demselben sind die Privilegien, Gerechtigkeiten, inwendig und auswendig der Stadt, Berg- und Hüttenwerke, Forsten, wie die Stadt von den römischen Kaisern und dem Reiche damit gefreiet und begnadiget oder wie sie ihr auch von den Vorfahren des Herzogs verschrieben worden, ausdrücklich erwähnt und versprochen, daß die Stadt dabey unbehindert belassen und beschützet werden solle.

Außer dem Schutzgelde hatte die Stadt auch den Braunschweigischen Herzogen von Zeit zu Zeit beträchtliche Summen vorgeliehen, wofür ihr der Bergwerkszehnden und die Forsten, welche sie wiederkäuflich besaß, zur Hypothek angewiesen wurden. Die Stadt glaubte sich in dem Besitze dieser Pfandschaften um so sicherer, da, wenn auch zuweilen vom Einlösen derselben die Rede war, die verschiedenen Linien des Braunschweigischen Hauses sich über den Antheil, welchen jede derselben daran hatte, nicht vereinigen konnten. Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts brachte indeß Herzog Heinrich der Aeltere von der Wolfenbüttelschen Linie diese Rechte allein an sich. Dessen Sohn, Heinrich der Jüngere, fing bekanntlich die Hildesheimische Fehde an. Er verlangte zur Vollziehung der gegen den dortigen Bischof erkannten Kaiserlichen Acht einen Beistand an Mannschaft und Gelde von Goslar. Diese Stadt bequemte sich auch, obgleich ungern dazu, jedoch nicht in dem von Heinrich verlangten Verhältnisse. Auch lehnte sie die Zurückgabe der verpfände-

-ten Forsten, welche dieser Fürst ohne Wiederbezahlung des Pfandschillings verlangte, standhaft ab. Herzog Heinrichs Unwille wurde hierdurch gereizt, und er kündigte jetzt der Stadt an, daß er den Zehnden des Bergwerks, nebst den verpfändeten Forsten wieder einlösen wolle. Die Stadt erklärte, wie sie sich dieses gefallen lassen müsse, und sie bewies sich bey Berechnung des damaligen Werths des ursprünglichen Pfandschillings von 800 Mark fein Silber nicht nur äußerst nachgiebig, sondern, obgleich Herzog Heinrich auf alle die seinem Hause nach und nach angeliehenen Capitalien kaum so viel bezahlte, als die rückständigen Zinsen ausmachten, und die Stadt also zu keiner Rückgabe verbunden war, so gab sie doch sowohl den Zehnden des Bergwerks, als die Harzburger und die verpfändeten Theile des Löwenforstes im Jahr 1525 zurück. Die Furcht vor Herzog Heinrichs Uebermacht, die durch die Acquisition eines großen Theils des Stifts Hildesheim noch bedeutender für die jetzt von allen Seiten von dieses Fürsten Gebiet eingeschlossene Stadt wurde, war um so natürlicher der Grund dieser Nachgiebigkeit, da Goslar eben damals sich für die Reformation erklärt hatte, und auch deshalb sich von dem Reichsoberhaupt und den Reichsgerichten wenig Hülfe gegen einen Fürsten versprechen durfte, der ein eifriger Anhänger der alten Lehre und mit Kaiser Karl V enge verbunden war. Die Stadt gestand deshalb auch willig zu, daß der Zehnde der Erze durch einen in Goslar bestellten Fürstlichen Zehndner erhoben und auf einer von einem Goslar'schen Hüttenherren überlassenen Hütte an der Grane für Rechnung des Herzogs zu Gute gemacht wurde. Aber alle diese Nachgiebigkeit blieb ohne Wirkung. Herzog Heinrich, dessen Abneigung gegen die Stadt durch die entstandene Religionsspaltung noch merklich erhöhet war, verlangte nicht nur den zehnten Theil der gewonnenen Erze, statt des bisherigen dreizehnten Theils, worin der Zehnde seit undenklichen Zeiten bestand, und sowohl ehemals an die Herzoge von Braunschweig, als an die nachherigen Pfandbesitzer entrichtet war, sondern er behauptete sogar, daß unter der Kaiserlichen Verleihung des Zehnden alle Rechte und Gerechtigkeiten, Nutzung und Herrlichkeit, Ober- und Niedergerichte über den Rammelsberg, besonders aber das Vorkaufsrecht aller Metalle

begriffen sey, und hiemit verband er die Behauptung, daß Goslar außer seinen Mauern gar kein Gebiet habe, und seine sämmtlichen Forsten ihm nur pfandweise von Braunschweig überlassen wären. Beide Behauptungen könnten sehr leicht aus den noch vorhandenen Documenten als völlig grundlos dargestellt werden. Die erste durch die Worte der Kaiserlichen Verleihung des Zehndens selbst, welche oben aus der Urkunde von 1235 angeführt sind, und welche als einzige Quelle allein entscheiden mußten, was das Haus Braunschweig verlangen konnte, so wie durch den ununterbrochenen Besitz, in welchem diejenigen, welche durch Kaiserliche Verleihung und Ankauf das Bergwerk erhalten hatten, sich so viele Jahrhunderte hindurch befunden hatten, ohne je durch eine solche Ausdehnung der Zehndberechtigten (es mogten nun diese noch die Kaiser selbst, die Herzoge von Braunschweig, die von Gowisch oder die Stadt Goslar gewesen seyn) gestört zu werden. Die Urkunde von 1235 gedenkt auch keiner Gerichtsbarkeit, aber das Herkommen scheint allerdings diese mit dem Zehnden verbunden zu haben, nach der Sitte des Mittelalters, welche jedem mit einem Gute oder nutzbarem Rechte Beliehenen auch das Recht beilegte, die wegen desselben entstandenen Streitigkeiten durch ein eigen bestelltes Gericht entscheiden zu lassen — eine Sitte, die in der That in einer Zeit, wo die Justiz noch so wenig geordnet war, Nothbehelf gewesen zu seyn scheint. Bey der Verpfändung des Zehnden wird daher dieses Gerichts als eines Zubehörs gedacht, wie die in der Anlage 2. beigefügte Urkunde von 1359 ausweiset. Dieses Zubehör würde aber ungleich bedeutender als der Zehnde selbst gewesen seyn, wenn darunter nach Herzog Heinrichs jetziger Behauptung, alle Rechte und Gerechtigkeiten, Nutzung und Herrlichkeit, Ober- und Untergerichte über den Rammelsberg, nebst dem Vorkaufrecht, wäre verstanden worden. Sicher würde in dem Fall Kaiser Friedrich II in der Urkunde von 1235 nicht des Zehndens, sondern dieser so wichtigen Rechte erwähnt haben, und die Herzoge von Braunschweig hätten in der Urkunde von 1359 nicht an der einen Stelle, wo sie die Verpfändung der von Gowisch genehmigten, sich des Ausdrucks de Tegende mit dem Gerichte bedient, und an der

andern Stelle, wo sie sich die Einlöse vorbehalten, nur vom Zegenden gesprochen, und den Zusatz des Gerichts nicht einmal bedeutend genug gehalten, um ihn hier zu wiederholen. Nach allen Nachrichten, nach den noch vorhandenen Bergrechten und Urkunden, wurde das Bergding (Berggericht) ursprünglich vom Kaiserlichen Voigt und den Sechsmannen, und seit die Stadt die voigteilichen Rechte erworben hatte, von dem von ihr gesetzten Bergrichter gehalten. Zu der Zeit, wie das Eigenthum des Bergwerks noch unter viele Gewerke getheilt war, wurde von denselben, zu welchen doch mehrere Fürsten und ansehnliche Städte gehörten, dieses Berggericht Goslar nicht streitig gemacht, sondern in von diesen Gewerken aufgerichteten Bergordnungen ausdrücklich anerkannt. Eine in der Anlage beigefügte Bergordnung von 1470 liefert davon den Beweis. (s. Anl. 4.) Bergordnungen und Gesetze, nach welchen der Bergrichter sprechen mußte, machten die Gewerke, aber den Richter bestellte die Stadt, und er hielt in ihrem Namen das Gericht. Sowohl der Name als der Ort unterschieden von demselben das Zehndgericht. Dieses kömmt ausdrücklich unter dem Namen Zehndding, oder auch wohl das lütke, d. i. kleine Gericht, vor. Es wurde auf dem Rammelsberge vor dem Zehndkasten (worin der Zehnde aufbewahrt wurde) auf der Zehndbank, das Berggericht aber vor dem Kaiserlichen Pallast in dem den Kaisern gehörigen, der Stadt zu Lehn gegebnen Sechsmannshause in Goslar gehalten. Jenes kleine oder Zehndgericht war also Alles, was Herzog Heinrich bey der Einlöse zurückfordern konnte, und was die Stadt ihm zurückzugeben bereit war.

Die zweite Behauptung in Absicht der Forsten war eben so überzeugend durch das Kaiserliche Privilegium über den Reichsforst und dessen unvordenklichen Besitz, der älter bey Goslar war, ehe das Haus Braunschweig einen Theil der Harzwaldung durch Kaiserliche Verleihung erhalten hatte, und durch die Kaufbriefe über den Hellenforst, auch durch die bestimmteste eigne Anerkennung dieses Eigenthums der Stadt von den Herzogen, so wie durch ihre Pfandbriefe widerlegt, in welchen letztern die wirklich verpfändeten und von der Stadt jetzt zurückgege-

benen Holzungen nach ihrer Lage und Begränzung genau beschrieben waren.

Aber alles dieses konnte Herzog Heinrich nicht abhalten, seine Uebermacht zu gebrauchen, und sich dasjenige mit Gewalt anzumaßen, was ihm die Stadt, ohne sich ihres wichtigsten Eigenthums zu berauben, nicht gutwillig zu überlassen vermogte. Er setzte sich in Besitz sämmtlicher städtischen Forsten, entzog den Hütten, die sich in seinem Gebiet befanden, das Wasser, ließ den übrigen die ihnen zugeführten Erze auf offener Straße wegnehmen, und erlaubte sich überhaupt jede Gewaltthat gegen die Angehörigen der Stadt. Um für diese Unternehmungen rechtliche Billigung zu erhalten, wandte er sich an den damals in Spanien befindlichen Kaiser Karl V mit Vorbeigehung des in Deutschland zurückgelassenen Reichsregiments, konnte indeß doch nichts weiter erlangen, als daß, durch ein unter dem 23sten März 1526 an die Stadt erlassenes Mandat, derselben aufgegeben wurde, „dem Herzog die „von ihm abgelösete Gehölze sammt dem Bergwerke, „genannt der Rammelsberg mit Gericht, Zehnden und Zugehör, nach Inhalt seiner „Briefe und Siegel folgen zu lassen, oder „aber, wenn die Stadt das nicht schuldig zu „seyn und gegründete Einreden dagegen zu „haben vermeinte, dieselbe vor Herzog Georg „zu Sachsen und Herzog Erich zu Braunschweig einzu„bringen, welche der Kaiser zu Commissarien ernannt „habe, um die Sache gütlich oder rechtlich zu entscheiden.“ Dieses, obgleich auf unrichtige Angaben (indem des Zehnden, auf den es doch allein ankam, nur als Zubehörs erwähnt wird) erlassene Mandat, konnte die Stadt sehr leicht befolgen, indem sie nur zu dem, was sie schon bewirkt hatte, nämlich Rückgabe nach Inhalt der Pfandbriefe oder Vorlegung ihrer Einreden verpflichtet wurde. Indeß kam die bestellte Commission nicht in Thätigkeit, und Herzog Heinrich fuhr fort, unter rechtlicher Form seine Absichten durchzusetzen. Er ernannte, Kraft der, seiner Behauptung nach, ihm zustehenden mit dem Zehnden verbundenen Obergerichtsbarkeit, einen Bergrichter, welcher auf dem ohnweit der Stadt belegenen jetzt Braunschweig'schen Closter Riechenberg seinen Sitz nahm, und den Rath

zu Goslar, als Gewerke und sämmtliche Berg= und Hüttenherren aufforderte, in einem bestimmten Termine vor ihm zu erscheinen, um sich mit ihren Berg= und Hüttenrechten von ihm beleihen zu lassen, auch sie anwies, alles gewonnene Silber und Bley nach dem Closter Riechenberg zum Vorkauf abzuliefern. Wie auf diese Aufforderung Niemand erschien und die Stadt vielmehr gegen dieselbe protestirte, wurden sowohl sie als sämmtliche Berg= und Hüttenherren durch den anmaßlichen Bergrichter ihres Eigenthums verlustig erklärt, und dieses Urtheil sofort vom Herzog Heinrich zur Execution gebracht, der sich sämmtlicher Hütten mit Gewalt bemächtigte, die Goslar'schen Officianten und Arbeiter aus denselben verjagte, alle vorräthigen Waaren fortführen ließ, und der vorgefundenen Kohlen und Holzes sich bediente, um die Schmelzarbeiten für seine Rechnung fortführen zu lassen. Eben so verfuhr er mit den Gruben des Rammelsberges, welche er in Besitz nahm, aber auch die Bergleute verjagte, so daß der Bau in völligen Stillstand gerieth.

So war also die Stadt plötzlich ihres wichtigsten, seit Jahrhunderten besessenen Eigenthums und ihre Einwohner der Hauptquellen ihres Wohlstandes und ihrer Nahrung beraubt. Der Rath wandte sich deshalb an den ordentlichen Richter, das Reichs=Cammergericht, suchte aber auch zugleich Hülfe, wo er sie nur irgend zu finden vermogte, und hoffte dieselbe durch das Reichsregiment, oder auch durch gütliche Vermittelung der Nachbarn noch schleuniger zu erhalten, als von dem rechtlichen Erkenntniß zu erwarten war. Es erschienen auch wirklich einige Nürnbergische Rathsglieder als Commissarien des Reichsregiments, um die entstandenen Differenzien zu untersuchen und zu schlichten, aber ohne diesen Zweck zu erreichen. Eben so vergeblich war ein Versuch, den Herzog Erich von Grubenhagen in Verbindung der Städte Magdeburg, Braunschweig und Hildesheim machte, die Sache gütlich beizulegen. Herzog Heinrich schien vielmehr durch das bisherige Gelingen seiner Unternehmung ermuntert zu seyn, sie noch weiter zu treiben, und die Stadt zwingen zu wollen, sich ihm völlig zu unterwerfen. Er besetzte das von ihm befestigte, eine kleine halbe Stunde von Goslar belegene Closter Riechenberg mit Mannschaft, welche alle Einwohner Goslars, die sich außer dessen Thoren

sehen ließen, feindlich behandelte, ihre Aecker verwüstete und der Stadt alle Zufuhr abschnitt. Der Rath von Goslar durfte hoffen, mit der auch von ihm angenommenen Mannschaft innerhalb der starken Mauern und vielen Thürme sich wohl halten zu können, bis die jetzt dringend nachgesuchte rechtliche Hülfe erfolgte, wenn es nur dem Feinde nicht gelänge, einige hart an der Stadt auf dieselbe beherrschenden Anhöhen belegene Clöster zu besetzen, welches seine Bewegungen vermuthen ließen. Man hielt sich also durch die Nothwehr gezwungen, diese, nämlich Closter Georgenberg und Stift Petersberg, nebst noch zwey andern in der Vorstadt belegenen Capellen, nebst einem Theil dieser Vorstädte selbst, auch allen vor der Stadt belegenen Landhäusern im Julius 1527 zu zerstören. Alle von dieser Begebenheit noch aufbehaltene Umstände machen es wahrscheinlich, daß die Vorsteher jener geistlichen Corporationen selbst, zu dieser Aufopferung ihrer Gebäude gütlich eingewilligt hatten. Es wurden alle darin befindliche Geistliche mit ihrem Eigenthum in die Stadt gebracht, und nur von denen des Closters Georgenberg, welche sich nachher auf einem im Braunschweigischen Antheil des Hildesheimischen belegenen Vorwerk Grauhof wieder anbaueten, wurde Klage beim Reichs-Cammergericht erhoben.

Die Entschlossenheit zur Vertheidigung, welche die Stadt hierdurch bewiesen hatte, schien einigen Eindruck auf Herzog Heinrich zu machen, wenigstens hatte ein unmittelbar nachher unter Landgraf Philipps von Hessen-Cassel und der Städte Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Göttingen, Hannover und Eimbeck Vermittelung gemachter Versuch gütlicher Beilegung bessern Erfolg, wie die vorigen. Er bewirkte im August 1527 einen Vergleich, durch welchen der Herzog zu Zurückziehung seiner Truppen von Riechenberg und die Stadt zur Verminderung der ihrigen, beide Theile zur Einstellung aller Gewaltthat sich verpflichteten. Sowohl in Berg- als Hüttenwerken, Schmelzen und Verkauf der Metalle sollte bis zur rechtlichen Entscheidung des Reichs-Cammergerichts inne gehalten, die Gruben im Bau erhalten, von den Hüttenherren aber ihre Vorräthe in Verwahrung genommen werden. Der Kaiserforst sollte als unstreitiges Eigenthum der Stadt ihr sofort, von den übri-

gen Forsten aber diejenigen eingeräumt werden, welche, nach vorgängiger Untersuchung der Vermittler, ihr unstreitig gehörten. Was hiebey noch streitig bliebe, sollte zur Entscheidung des Reichs-Cammergerichts ausgesetzt bleiben. Obgleich Heinrich diesen sogenannten Hessischen Vergleich annahm, und auch für den Augenblick seine Truppen von Riechenberg zurückgezogen hatte; so dauerten doch seine übrigen Beeinträchtigungen, besonders in den Forsten fort, wo alle Gränz- und Mahlzeichen vernichtet wurden. Die Vermittelungs-Commissarien gingen deshalb wieder ab, da sie alle Hoffnung, die Sachen gütlich beizulegen, aufgeben mußten. Es erfolgte indeß am 15ten Mai 1528 das Erkenntniß des Reichs-Cammergerichts, völlig so günstig für Goslar, wie es die Gerechtigkeit der Sache hatte erwarten lassen, dahin:

> „daß des Herzogs Bergrichter nichtig gesprochen, des Herzogs Innovation, Attentate und
> „Entsetzung des Raths zu Goslar, der Berg- und
> „Hüttenherren von ihren Bergtheilen, Hütten,
> „Gruben, Schmelzens und Vorkaufs der Metalle,
> „wider Recht und Alles in den Stand, wie
> „es vor der Entsetzung und Innovation gewesen,
> „hergestellet werden, dazu der Herzog die Gerichts-
> „kosten und Ersatz alles Schadens, sammt aller em-
> „pfangenen und aufgehobenen Nutzungen tragen
> „solle, doch demselben seine Gerechtigkeit und For-
> „derungen, so er in Petitorio zu haben vermeinte,
> „vorbehalten."

Einem so entscheidenden Definitiv-Erkenntniß des höchsten Reichsgerichts wagte nun zwar Herzog Heinrich nicht sich offenbar zu widersetzen. Wenn er gleich den sehr beträchtlichen, der Stadt und ihren Einwohnern zugefügten Schaden nicht ersetzte, so ließ er doch zu, daß die Berg- und Hüttenherren wiederum Besitz von ihrem Eigenthum nahmen, welches sie indeß in äußerst verfallenem Zustande fanden. Dieser Fürst suchte auch der Stadt auf mannichfache andere Weise Schaden zu thun und sie im Bergbau zu hindern. Nach der Sitte des damaligen Zeitalters kündigten mehrere in seinem Lande gehegte Privaten der Stadt die Fehde an, und machten alle Straßen für Goslars Einwohner und Güter unsicher, und die Stadt befand sich fortdauernd in einem äußerst bedrängten Zustan-

de. Sie wandte sich deshalb 1530 an den Reichstag zu Augsburg. Eine aus mehrern Ständen und Kaiserlichen Räthen niedergesetzte Commission, welcher Kaiser Karl V selbst mehrmal beiwohnte, gab sich alle Mühe die Sache gütlich beizulegen. Ihre Vorschläge zum Vergleich wurden auch von der Stadt angenommen, Herzog Heinrich aber weigerte sich, und brachte es vielmehr durch seinen Einfluß bey dem Kaiser dahin, daß dieser endlich entschied, der Berg- und Hüttenbau solle zwar bis zu rechtlich völlig ausgemachter Sache auf bisherigem Fuß fortgesetzt, der Ertrag aber einstweilen sequestrirt werden. Aller Vorstellungen der Stadt ohngeachtet, daß diese Verfügung dem reichsgerichtlichen Definitiv-Erkenntniß von 1528 offenbar zuwider und durch dieses ihr Besitz bereits rechtlich entschieden sey, blieb es bey derselben, und eine böse Gewaltthat endigte diesen Versuch, die Irrung beizulegen, indem Herzog Heinrich den Deputirten der Stadt, Doctor Dellingshausen, auf der Rückreise von Augsburg auf der öffentlichen Landstraße bey Homburg vor der Höhe gewaltsam aufheben, seiner Papiere berauben und nach Schöningen bringen ließ, wo er im Kerker, nicht ohne Verdacht beigebrachten Gifts, starb *).

Das Bergwerk wurde indeß wirklich in Sequester genommen, und Herzog Georg zu Sachsen zum Verwalter ernannt, nach dessen Tode der Kurfürst Albrecht von Mainz ihn ersetzte. Dieser Sequester dauerte 12 Jahr, während dessen beide Theile die gewonnenen Erze zu einem festgesetzten Preise ankaufen konnten, und das Geld an die in Leipzig etablirte Sequestrations-Casse zahlen mußten. Es entstanden indeß auch hierüber mannichfache Differenzien, und Herzog Heinrich benutzte während dieser Zeit die vorerwähnte Abbrechung des Closters Georgen-

*) In Hortleder B. III. p. 933. 1075. 1754 u. f. findet man hierüber merkwürdige unter öffentlicher Autorität bekannt gemachte Nachrichten. Dellingshausen wurde nach einem Ausdruck des Reichs-Cammergerichts, von Räubern, die ihn gefangen genommen, gleichsam an Herzog Heinrich verkauft. Er verdiente dies harte Schicksal um so weniger, da er nach seinen noch vorhandenen Briefen immer zur Mäßigung und Nachgiebigkeit rieth, und einen dauerhaften Ruhestand nach seinem Vermögen bestens zu befördern suchte.

berg, um die Stadt bey dem Reichs-Cammergericht als des Landfriedensbruchs schuldig anzuklagen, und auf ihre Achtserklärung anzutragen. Welche rechtliche Ansicht auch immer jene Handlung haben, und zu welchem Schadenersatz die Stadt den Clostergeistlichen auch verpflichtet seyn mogte, so war doch so viel gewiß, daß Herzog Heinrich in dieser ihm ganz fremden Sache durchaus nicht als Kläger aufzutreten befugt war. Denn das Closter Georgenberg lag hart an den Mauern Goslars, in dessen unstreitigem Gebiet, und hatte nie in irgend einer Verbindung mit dem Hause Braunschweig gestanden. Herzog Heinrich leitete auch seine Rechte nicht von letzterem, sondern von den Fürstbischöfen von Hildesheim, als deren Nachfolger in dem ihm zugefallenen Stiftstheile, ab. Aber diese Nachfolge beschränkte sich doch unstreitig nur auf den weltlichen Fürsten, nicht auf den Bischof von Hildesheim. In jener Qualität aber hatten die Bischöfe nie irgend ein Recht über das Closter gehabt, obgleich es gleich andern Stiftern und Geistlichen in und um Goslar unstreitig zur bischöflichen Diöcese von Hildesheim gehörte. Dieser Grund ist hier entscheidend, und beweist unläugbar, daß Herzog Heinrich durchaus kein Recht hatte, die Zerstörung des Closters Georgenberg als eine ihm angethane Beleidigung anzusehen. Im Gefühl dieser Wahrheit mußten daher auch die Clostergeistlichen selbst seiner bey dem Reichsgerichte angestellten Klage beitreten, und dieser Fürst verpflichtete sie in einer mit ihnen eingegangenen Verbindung, daß sie ohne seinen Willen sich nie mit der Stadt aussöhnen wollten, obgleich diese behauptete, daß die Zerstörung des Closters mit Einwilligung des Propstes geschehen sey, der den Rath gewarnt hatte, sich nicht vom Herzog zuvorkommen zu lassen, welcher die Absicht habe, sich des Closters zu bemächtigen, dessen Lage ihn bald zum Meister der Stadt machen werde.

Bekanntlich wurde in dieser Zeit die Justiz von den Reichsgerichten zwischen den Ständen der alten und neuen Lehre oft weniger nach rechtlichen Gründen, als nach dem politischen Systeme des Kaiserlichen Hofes verwaltet, und ein evangelischer Stand fand in der gerechtesten Sache nur dann Gehör, wenn Kaiser Karl V dieser Partey schonen zu müssen glaubte. Die Goslar'sche Sache empfand daher auch den Wechsel des Glücks, der

zwischen der katholischen und protestantischen Partey im Reiche obwaltete. Herzog Heinrich war eine der wichtigsten Stützen der ersteren in Niedersachsen, und stand persönlich bey dem Kaiser in Ansehn, es wurde demselben also nicht schwer, von diesem Monarchen eine zu Lucca in Italien unter dem 7ten May 1536 datirte Declaration zu erhalten, welche bezeugte:

> „Der Kaiser habe schon vorhin erklärt, daß unter „allen in den Landen des Herzogs gelegenen Bergwerken auch alle und jegliche Rechte, „Gerechtigkeit, Nutzungen, Zehend, Vorkauf, „Gericht, Obrigkeit und Herrlichkeit, welche die „Kaiser daran gehabt oder noch hätten, vermeint „und verstanden werden sollen, da nun der Herzog „Heinrich die Berg- und Hüttenwerke am Rammelsberge im Herzogthum Braunschweig „gelegen und ihm zugehörig zu seyn „vermeine, so wolle der Kaiser auch ihm alle „jene Gerechtigkeit und Hoheit an diesem Bergwerk „beilegen, doch jedem Andern an seinen „Rechten und Gerechtigkeiten unvorgreiflich und unschädlich.“

Die letztere Clausel sicherte hinlänglich die auf unstreitigem Besitz beruhenden und durch das reichsgerichtliche Erkenntniß von 1528 bestätigten Gerechtsame der Stadt, und die Bestimmung, daß diese Erklärung nur unter Voraussetzung der Richtigkeit des Herzoglichen offenbar unbegründeten Angebens, es sey der Rammelsberg im Herzogthum Braunschweig belegen, ertheilt worden, benahm ihr allen rechtlichen Werth, und so günstig dieselbe den Worten nach für Herzog Heinrich zu seyn scheint, so beweist ihre Fassung doch die Achtung, welche Karls V Räthe für das Recht eines Dritten hatten.

Herzog Heinrich fuhr indeß fort, die Stadt auf alle mögliche Weise zu beeinträchtigen, und diese fand daher nöthig, sich durch förmlichen Beitritt zu dem Schmalkaldischen Bunde mehreren Schutz zu sichern, als sie ohngeachtet ihres durch reichsgerichtliches Erkenntniß anerkannten Rechts zu erwarten hatte. Dieses konnte indeß doch nicht hindern, daß es ihren Gegnern gelang,

endlich unter dem 25sten October 1540 vom Reichs-Cammergericht, wegen des Attentats gegen Closter Georgenberg eine Achtserklärung zu bewirken, deren Vollziehung Herzog Heinrich selbst übertragen wurde. Dieser Schritt setzte den ganzen Schmalkaldischen Bund in Bewegung. Derselbe versprach der Stadt thätigen Beistand, wenn die vorher zu versuchende Fürsprache bey dem Kaiser ohne Wirkung bleiben sollte. Dieser Monarch wünschte damals noch einen Bruch mit dem Bunde zu vermeiden, die Fürsprache that also Wirkung, und Karl V suspendirte unter dem 28sten Januar 1541 die Achtserklärung bis zum künftigen Reichstage und bis ein Anderes verordnet werde. Der Reichstag zu Regensburg bestätigte schon im April eben dieses Jahrs die Suspension, und der im folgenden Jahre zu Speyer gehaltene wiederholte nicht nur dieses, sondern erklärte ausdrücklich, wie diese Suspension die Wirkung einer völligen Absolution von der Acht haben solle, und untersagte dem Herzog Heinrich alle Arten von Feindseligkeiten. Um den Ernst zu zeigen, schickte der Kaiser selbst Commissarien an Ort und Stelle, um den Herzog zur Befolgung anzuhalten. Dieser ließ sich indeß nicht abhalten. Er schnitt der Stadt alle Zufuhr ab, behandelte alle ihre Einwohner, die sich außerhalb den Mauern sehen ließen, feindlich, und brachte abermals die Berg- und Hüttenwerke in völlige Stockung. Die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, der Kurfürst Johann Friederich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, glaubten nun zutreten zu müssen; sie fielen im Jahr 1542 in das Braunschweigische Land ein, verjagten den Herzog, und machten ihn selbst zum Gefangenen. Nun fing Goslar an wieder aufzuleben. Die Bundesfürsten setzten dieselbe wieder in ihre Berg- und Hüttenwerke ein, und ließen nur den dem Hause Braunschweig rechtmäßig gebührenden Zehnden an ihre in Wolfenbüttel niedergesetzte interimistische Regierung abliefern.

Dieser Zustand dauerte bis zum Jahr 1547. Die Schlacht vor Mühlberg wandte das Glück zum Nachtheil der protestantischen Partey, und Herzog Heinrich erhielt seine Freiheit und den Besitz seiner Lande wieder. In dem vorher mit Landgraf Philipp abgeschlossenen Vergleich wurde zwar Goslar ausdrücklich mit eingeschlossen, und

Heinrich verpflichtete sich die Vollziehung der Acht gegen Goslar gänzlich fallen zu lassen, und sich aller Thätlichkeit gegen die Stadt zu enthalten, wogegen die Irrungen mit derselben durch zwey von beiden Theilen zu wählende Schiedsrichter (wozu Herzog Heinrich den Herzog Moritz von Sachsen ernannte) entschieden werden sollten. Allein nach der wirklichen Befreiung, und wie dagegen Landgraf Philipp in Kaiserliche Gefangenschaft kam, erklärte sich Herzog Heinrich an diesen Vertrag nicht gebunden, welcher indeß nachher vom Reichs-Cammergericht ausdrücklich bestätigt ist. Es blieb also der Stadt nichts übrig, als auf jede Art Kaiserliche Begnadigung zu suchen. Sie erreichte dieses auch wenigstens einigermaßen durch Zahlung einer ansehnlichen Summe Geldes, nebst Hergebung eines Theils ihres Geschützes. Wahrscheinlich wurde es in dieser Rücksicht ihrem Gegner nicht erlaubt, derselben sofort seine Uebermacht fühlen zu lassen, es wurden vielmehr auf den Reichstagen von 1548 und 1551 auch vor einer Kaiserlichen Local-Commission alle Versuche angestellt, die Sache gütlich beizulegen. Herzog Heinrich wollte sich aber auf keine billigen Bedingungen einlassen. Er forderte für den von der Stadt während des Kriegs ihm zugefügten Schaden 60,000 Gulden, und fast gänzliche Abtretung der Bergwerke und Forsten. Die Kaiserliche Commission that den Vorschlag: „die Stadt solle zur Schadenersetzung 15,000 Gulden, und für alle Ansprüche an das Bergwerk 10,000 Gulden oder jährlich 500 Gulden dem Herzog zahlen, auch alle ihre beträchtlichen Geldforderungen mit den Zinsen fallen lassen, dagegen für die Zukunft ihr Bergwerk und ihre Forsten ungekränkt behalten, und der Herzog sich mit dem ihm gebührenden Zehnden, welcher, nach uraltem Herkommen, in einem Dreizehntel bestehe, begnügen.“ Die Stadt nahm diese Bedingungen an, der Herzog verwarf sie, worauf ein Kaiserlicher Befehl an ihn dahin erging, daß er aller Thätlichkeiten gegen die Stadt sich enthalten, dieselbe bey ihren Berg- und Hüttenwerken nicht verhindern, sondern sich Rechtens genügen lassen solle. Das Reichs-Cammergericht erhielt zugleich die Weisung, die bey ihm anzubringende Goslar'sche Sache möglichst zu beschleunigen.

Diese bestimmte reichsoberhauptliche mit Beistimmung des ganzen Reichs beschlossene Vorschrift, konnte

Herzog Heinrich doch nicht bewegen, sein feindseliges Benehmen gegen die Stadt einzustellen. Wahrscheinlich hoffte dieser Fürst, daß der von neuem, zwischen Kaiser Karl V und Kurfürst Moritz von Sachsen im südlichen Deutschland ausgebrochene Krieg sowohl Jenen, seinen Verfügungen Kraft zu geben, als Diesen abhalten werde, der Stadt beizustehen. Wenigstens benutzte er gerade den Augenblick, wie die Passauischen Unterhandlungen anfingen, seine Absichten gegen die Stadt zur Vollendung zu bringen, da er ohne Zweifel wohl unterrichtet war, daß auch in Passau die Goslar'sche Sache wieder zur Sprache kommen würde, und er auch von dort keine andere, als ihm ungünstige Verfügung erwarten durfte. Wirklich wurde daselbst den Kurfürsten zu Sachsen und Brandenburg, dem Markgrafen Hans zu Brandenburg und dem Herzog Philipp zu Pommern, als Kaiserlichen Commissarien, aufgetragen:

„den Herzog Heinrich und die Stadt Goslar in ih-
„ren Forderungen gegen einander nothdürftig zu
„verhören und der Billigkeit nach zu vergleichen,
„dabey dem Herzog, so wie der Stadt, bey
„Pön der Acht, ernstlich zu befehlen, sich aller
„thätlichen Handlungen gänzlich zu enthalten, und
„sich vielmehr der billigen Handlung und Weisung
„der Kaiserlichen Commissarien begnügen zu lassen,
„oder sonst ihre Forderung anders nicht, als mit
„ordentlichen Rechten gegen einander zu suchen und
„auszuführen."

Aber auch diese Verfügung war umsonst. Denn noch ehe der Passauische Vergleich abgeschlossen war, hatte Herzog Heinrich im May 1552 die Stadt mit einem beträchtlichen Truppencorps berennet, und die förmliche Belagerung mit wirklichem Beschießen derselben angefangen. Ohngeachtet der nach damaliger Zeit guten Befestigung, glaubte der Rath doch nicht es auf eine lange Gegenwehr ankommen lassen zu dürfen, vermuthlich weil es ihm sowohl an Lebensmitteln, als allen Nachrichten von Passau fehlte, und er also von keiner Seite eine Aussicht der Hülfe hatte. Der Rath schickte also Deputirte zu dem Herzog auf Closter Riechenberg, welche daselbst den von des Herzogs Räthen vorher entworfenen, hier beigefügten Vergleich (s. Anl. 5.), und mit ihm auch den unvermeidlichen gänzlichen Verfall

ihrer Vaterstadt zu unterzeichnen gezwungen wurden. Die Stadt mußte in demselben, wider alle Wahrheit, wider die bestimmtesten Erkenntnisse des Reichsgerichts und selbst des Kaisers und mehrerer Reichsversammlungen, sich selbst der Beleidigungen und Beschädigungen gegen den Herzog anklagen, derer doch dieser sich vielmehr gegen sie schuldig gemacht, und es als einen freiwilligen, ungezwungenen und ungedrungenen Vergleich angeben, wenn sie folgende Bedingungen einging:

1) Ueberließ die Stadt dem Herzoge und seinen Erben alle Obrigkeit, Jurisdiction, Voigtey und Gericht, nebst dem Vorkauf von allem Silber und Metallen, die an, auf und im Rammelsberge gemacht und gewonnen werden, erklärte sich den vom Herzog aufgerichteten Satzungen und Ordnungen geleben und ihm in Verwaltung des Bergwerks keinen Eintrag thun zu wollen, auch sollten die Gewerke und Hüttenherren alle und jede gewonnene Erze an die Fürstliche Cammer um ein ziemliches Kaufgeld verkaufen.

2) Der dem Herzog gebührende Zehnde sollte statt bisher im dreizehnten, jetzt im zehnten Korbe bestehen.

3) Die Stadt überließ dem Herzoge alle ihre Forsten, mit Ausnahme einiger benannten, welche ihr jedoch mit der dem Herzog vorbehaltenen hohen Obrigkeit, Wildbahn und Fischerey belassen wurden.

4) Die Stadt mußte alle Schuldverschreibungen, die sie vom Herzog und seinen Vorfahren in Händen hätte, ohne einige Zahlung darauf zu erhalten, zurückgeben.

5) Die Stadt mußte den Herzog als ihren Erbschutzherrn anerkennen und versprechen, in den nächsten 20 Jahren dafür jährlich 500 Fl., nachher aber so viel zu entrichten, als man sich dessen noch vergleichen würde. Noch mußte sie dem Herzoge gewisses Geschütz sofort abliefern.

Der Rath mußte sich mittelst eines abgelegten Eides verpflichten, diesen Vergleich in allen seinen Punkten zu erfüllen, allen Rechtsmitteln dagegen entsagen, auch einige aus seinen Mitteln als Geißeln stellen,

bis dahin der Herzog in Besitz der zugestandenen Rechte gekommen wäre.

Durch diesen Vergleich verlor also Goslar sein wichtigstes Eigenthum, die ergiebigste Quelle seines Wohlstandes.

Die jährliche Ausbeute des Bergwerks wurde damals auf 84,000 Gulden geschätzt. Die Forsten waren gleichfalls von sehr großer Erheblichkeit. Da der Magistrat die Hoheit über die Bergwerke und Forsten, auch selbst die ihm noch übriggelassenen ganz abtreten mußte, so blieb ihm gar kein unmittelbares Gebiet mehr übrig. Herzog Heinrich dagegen wurde aus bloßem Zehndherrn nunmehro, zwar nicht dem Namen nach, aber in der That, Landesherr, und durch das ihm vorbehaltene Vorkaufsrecht, eigentlicher Besitzer des Rammelsberges, und er erwarb ansehnliche Forsten, die seine Vorfahren theils nie besessen, theils vor Jahrhunderten *mit allem* Eigenthum verkauft hatten.

Schon allein dieser Inhalt des Vergleichs, nach welchem aller Vortheil auf einer, aller, und ein höchstempfindlicher, Schade auf der andern Seite war, würde hinreichend beweisen, daß derselbe nur mit Gewalt der Waffen habe erzwungen werden können, wenn nicht auch alle angeführte Thatsachen dieses unwidersprechlich darstellten. Das reichsgerichtliche Erkenntniß von 1528 hatte der Stadt den Besitz alles dessen, was ihr Herzog Heinrich jetzt nahm, gesichert; Kaiser und Reich hatten zu wiederholten Malen, und noch kurz vor diesem letzteren feindlichen Ueberzuge diesem Fürsten alle Thätlichkeiten auf das Ernstlichste untersagt, und ihn zum Wege Rechtens verwiesen. — Die in einer fremden Sache ergangene Achtserklärung, die Herzog Heinrich allein zum Vorwande gebrauchte, war längst von Kaiser und Reich aufgehoben, und selbst Herzog Heinrich hatte der Vollziehung derselben entsagt. Dieses sind Gründe, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß der der Stadt abgedrungene Vergleich durchaus keine rechtliche Gültigkeit hatte.

Der Herzog säumte indeß nicht, ihn sofort in Ausübung zu bringen, er errichtete noch in demselben Jahre eine Bergordnung, in welcher festgesetzt wurde, für welchen Preis die Hüttenherren aus den Fürstlichen Forsten

den Bischof Johann von Münster und Landgraf Wilhelm von Hessen=Cassel erkannt, deren Subdelegaten im Jahr 1573 nach Goslar kamen. Aus den noch vorhandenen Commissions=Akten ergiebt sich, daß dieselben alle Mühe angewandt haben, die Sachen gründlich zu untersuchen und eine gütliche Beilegung der Irrungen zu bewirken. Der Magistrat wies diesen Subdelegaten die Gränzen seines ihm entzogenen Gebiets im Beiseyn Braunschweigischer Abgeordneten an Ort und Stelle nach. Die Subdelegaten drangen sehr in die Braunschweigischen Deputirten, den erzwungenen Vergleich von 1552 aufzuheben, und einen neuen billigern zu schließen, wobey die Stadt alle Nachgiebigkeit beweisen würde; allein die Braunschweiger behaupteten hiezu durchaus nicht bevollmächtiget zu seyn. Die Subdelegaten redeten nun der Stadt zu, die Frage wegen des Vergleichs von 1552 vor jetzt, mit Vorbehalt ihres Rechts, zu beseitigen, und sich nur wegen der neuern Attentate und wegen des künftigen Zustandes zu vergleichen. Die Stadt war auch hiezu und zu äußerster Nachgiebigkeit bereit; allein die Vorschläge, welche Braunschweigischer Seits geschahen, waren von der Art, daß darauf schlechterdings nicht eingegangen werden konnte, und die Commission wurde also fruchtlos abgebrochen. Der Bericht derselben an den Kaiser wurde von diesem dem Reichstage zu Regensburg 1576 mitgetheilt, und von demselben an die Reichsständische Deputation wegen Moderation der Reichsanschläge (als warum Goslar gleichfalls nachgesucht hatte) zur Prüfung verwiesen. Es findet sich aber nicht, daß in der Sache etwas weiter geschehen sey. Dagegen wurde im Jahr 1582 abermals eine Kaiserliche Commission auf den Kurfürst von Sachsen und Herzog von Mecklenburg erkannt, welche indeß gar nicht in Thätigkeit kam, weil der Herzog von Braunschweig gegen dieselbe protestirte, und erklärte, daß die Sache im rechtlichen Wege entweder vor Austrägen, oder vor dem Reichs=Cammergericht ausgemacht werden müsse. Um eben dieselbe Zeit ließ der Herzog der Stadt vorschlagen, daß sie mit Entsagung ihrer Unmittelbarkeit sich ihm ganz ergeben mögte, wodurch alle bisherige Streitigkeiten beigelegt werden würden. Die Stadt lehnte aber dieses gänzlich ab. Dieselbe hatte bis jetzt ihre Klagen gegen den Vergleich noch nicht beim Reichs=Cammergericht angebracht, der Grund hievon war, weil viele Glie=

schweigischen Bergamtes führen zu lassen, und für die gewonnenen Erze nur etwa den dritten oder vierten Theil dessen zu erhalten, was ihr für Kosten berechnet wurde, ohne daß sie nur die Erlaubniß hatte, gegen diese Berechnung und gegen die Führung des Bergbaues irgend einige Erinnerungen zu machen. Da bey dieser Einrichtung der Bergbau der Stadt nicht nur gar nichts einbrachte, sondern jährlich beträchtliche Summen kostete, so konnte es ihr ziemlich gleichgültig seyn, daß Herzog Heinrich und seine Nachfolger selbst neue Gruben anzulegen und zu bauen anfingen, obgleich diese Anmaßung sogar dem Vergleich von 1552 selbst zuwider war, als in welchem nur die Hoheitsrechte über die Bergwerke, die Administration derselben und der Vorkauf dem Hause Braunschweig vorbehalten, das Eigenthum aber des gesammten Bergwerks der Stadt und den von ihr beliehenen Bergherrn belassen ist. Es wurden indeß sowohl auf dem Rammelsberge, als dem benachbarten Herzberge, (der gleichfalls im unstreitigen Gebiete der Stadt liegt, die auf demselben auch schon in ältern Zeiten Bergbau betrieben hatte,) für Herzogliche Rechnung Gruben, auch neue Stollen, angelegt, um dadurch die städtischen Stollen zu enterben, und den der Stadt noch bisher gelassenen Stollen-Neunten gleichfalls an sich zu ziehen. Im Jahr 1558 ließ der Herzog durch seinen Prinzen und Nachfolger Julius die förmliche Huldigung von allen Berg- und Hüttenleuten annehmen, und man suchte der Stadt noch dadurch einen empfindlichen Schaden zu thun, daß hart am Rammelsberge eine neue Bergstadt, unter dem Namen Julius Rammelsberg, angelegt werden sollte, worin alle Berg- und Hüttenofficianten und Arbeiter, nebst den nöthigen Kaufleuten und Handwerkern wohnten. Allein alle anerbotenen Vortheile konnten dennoch keine Anbauer anziehen.

Um sich in dem Besitz gegen die fortgehenden Beschwerden der Stadt zu sichern, suchte Herzog Julius im Jahr 1570 bey Kaiser Maximilian II dringend um die Confirmation des Vergleichs von 1552 nach. Sie wurde ihm aber beharrlich abgeschlagen, und dagegen auf die im folgenden Jahre bey dem Reichstage zu Speyer wieder angebrachten Klagen der Stadt, von eben diesem Kaiser eine Local-Commission zu deren Untersuchung auf

den Bischof Johann von Münster und Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel erkannt, deren Subdelegaten im Jahr 1573 nach Goslar kamen. Aus den noch vorhandenen Commissions-Akten ergiebt sich, daß dieselben alle Mühe angewandt haben, die Sachen gründlich zu untersuchen und eine gütliche Beilegung der Irrungen zu bewirken. Der Magistrat wies diesen Subdelegaten die Gränzen seines ihm entzogenen Gebiets im Beiseyn Braunschweigischer Abgeordneten an Ort und Stelle nach. Die Subdelegaten drangen sehr in die Braunschweigischen Deputirten, den erzwungenen Vergleich von 1552 aufzuheben, und einen neuen billigern zu schließen, wobey die Stadt alle Nachgiebigkeit beweisen würde; allein die Braunschweiger behaupteten hiezu durchaus nicht bevollmächtiget zu seyn. Die Subdelegaten redeten nun der Stadt zu, die Frage wegen des Vergleichs von 1552 vor jetzt, mit Vorbehalt ihres Rechts, zu beseitigen, und sich nur wegen der neuern Attentate und wegen des künftigen Zustandes zu vergleichen. Die Stadt war auch hiezu und zu äußerster Nachgiebigkeit bereit; allein die Vorschläge, welche Braunschweigischer Seits geschahen, waren von der Art, daß darauf schlechterdings nicht eingegangen werden konnte, und die Commission wurde also fruchtlos abgebrochen. Der Bericht derselben an den Kaiser wurde von diesem dem Reichstage zu Regensburg 1576 mitgetheilt, und von demselben an die Reichsständische Deputation wegen Moderation der Reichsanschläge (als warum Goslar gleichfalls nachgesucht hatte) zur Prüfung verwiesen. Es findet sich aber nicht, daß in der Sache etwas weiter geschehen sey. Dagegen wurde im Jahr 1582 abermals eine Kaiserliche Commission auf den Kurfürst von Sachsen und Herzog von Mecklenburg erkannt, welche indeß gar nicht in Thätigkeit kam, weil der Herzog von Braunschweig gegen dieselbe protestirte, und erklärte, daß die Sache im rechtlichen Wege entweder vor Austrägen, oder vor dem Reichs-Cammergericht ausgemacht werden müsse. Um eben dieselbe Zeit ließ der Herzog der Stadt vorschlagen, daß sie mit Entsagung ihrer Unmittelbarkeit sich ihm ganz ergeben mögte, wodurch alle bisherige Streitigkeiten beigelegt werden würden. Die Stadt lehnte aber dieses gänzlich ab. Dieselbe hatte bis jetzt ihre Klagen gegen den Vergleich noch nicht beim Reichs-Cammergericht angebracht, der Grund hievon war, weil viele Glie-

der des Raths, so sehr sie auch von der Ungültigkeit des erzwungenen Vergleichs überzeugt waren, doch wegen des Eides, mit welchem der Rath allen Klagen gegen denselben hatte entsagen müssen, bedenklich waren. Wie viel Gewicht auf diesen Grund damals gelegt wurde, ergiebt sich auch daraus, weil in den Braunschweigischen Schriften jede Weigerung der Stadt, sich dem Vertrage zu fügen, als ein Meineid betrachtet wird. Man erwählte deshalb in Goslar den Ausweg, anstatt bey dem Reichsgerichte, vielmehr bey Kaiser und Reich sich im Allgemeinen über den harten Druck und Vergewaltigungen zu beschweren, welche den gänzlichen Verfall der Stadt und deren Unvermögen, dem Reiche ihre Prästationen zu leisten, hervorgebracht hätten, und auf deren Unterstützung und Abstellung zu dringen, wo man alsdann den Vertrag von 1552 als Hauptquelle dieses Unvermögens angab. Diese fortdauernden Klagen der Stadt und öftere Erinnerungen der Kaiser und der Reichsversammlungen bewegen indeß den Herzog Julius seiner Seits den rechtlichen Weg zu ergreifen, und im Jahr 1585 bey dem Reichs-Cammergericht eine Klage gegen die Stadt auf Erfüllung des Vertrags von 1552 einzugeben. Sein Gesuch ging dahin, zu erkennen:

„daß Bürgermeistern, Rath und Gemeine der Stadt „Goslar keinesweges geziemt, noch gebühret, wider den mit einem körperlichen Eide aufgerichteten „Vertrag einiges Weges zu handeln, sondern, daß „sie daran Unrecht und zu viel gethan und derowegen sich alles Vortheils, Frommen und Genusses, „so ihnen in erwähntem Vertrage concedirt und zugeeignet, also nämlich aller der im berührten Vertrage specificirten und namkundig gemachten Berg- „und Thalen unfähig und verlustig gemacht, und „solche Berg und Thal alle Ihm (dem Herzog) durch „Nichthaltung des Vertrags heimgefallen wären „u. s. w.“

Dieser Schritt hob nun alle Bedenklichkeit, und die Stadt übergab gegen diese ihr communicirte Klage nicht nur ihre Einreden, sondern stellte auch eine Wiederklage dahin an:

„den Vertrag von 1552 als nichtig, kraftlos und „widerrechtlich, desgleichen darauf erfolgte vielfäl-

„tige Attentate zu cassiren und aufzuheben, auch „Wiederbeklagten Fürsten in die Strafe l. si quis „in tantam etc. l. Underi etc. zu verurtheilen „und schuldig zu erkennen, alles das, was demselben „ben mit solchem mit Gewalt abgenöthigten Vertrage „trage zukommen, sammt allen Schäden — welche „auf 34 Tonnen Goldes angegeben wurden — zu „restituiren u. s. w.“

Dieser Proceß wurde einige Zeit sehr lebhaft betrieben. Der Druck des Herzogs wurde aber seit dessen Anfange immer unerträglicher, und die Stadt sahe sich deshalb gezwungen, seit Ende des 16ten Jahrhunderts den Proceß nicht weiter zu betreiben; doch ist ihm nie auf irgend eine Weise entsagt, sondern die Stadt hat bey allen Gelegenheiten und Verhandlungen mit Braunschweig ihre Nichtanerkennung des Vergleichs von 1552 und ihre wider denselben erhobene Klage auf das Ausdrücklichste vorbehalten. Noch im Jahre 1627 wurde eine Commission vom Kaiser Ferdinand II auf Kurmainz und den Herzog von Holstein zu Untersuchung der Sache erkannt, die aber, weil Kurmainz den Auftrag recusirte, und wegen der Unruhen des 30jährigen Krieges, nicht zu Stande kam. Den letzten Versuch, sich wieder in den Besitz ihres Eigenthums zu setzen, machte die Stadt bey dem Ableben Herzog Friedrich Ulrichs, des letzten männlichen Descendenten Herzog Heinrich des Jüngern, da sie die Gränzen ihres Gebiets besetzte; allein auch dieser Versuch war vergebens, und der Regierungsnachfolger in den Braunschweigischen Landen behauptete sich auch hier in dem Besitz, welcher bis jetzt bey dem Hause Braunschweig geblieben, und in der Folge zwischen den beiden dermaligen Linien desselben in Absicht des Bergwerks zu 4/7tel (für Kurhannover) und 3/7tel (für Braunschweig-Wolfenbüttel), in Absicht der Forsten aber in der Art getheilt ist, daß der zur Hellenforst Kurhannover, die übrigen Goslar entzogenen Waldungen aber, theils der Kur-, theils der Herzoglichen Linie gehören.

Der fortgehende Verfall der Nahrung und des Wohlstandes der Stadt Goslar war eine nothwendige Folge der hiernach bestehenden Verhältnisse, da nicht nur der Ertrag von dem Berg- und Hüttenbau, den vorhin ihre Einwohner betrieben, itzt ganz entging, sondern auch

der Bau einiger Gruben, den die Stadt fortgehend beibehalten mußte, eine jährliche Ausgabe machte, die oft sehr beträchtlich wurde, indem der Preis, welchen man der Stadt füt die gewonnenen Erze gab, oft nur einen kleinen Theil der ihr berechneten Kosten des Baues ersetzte. Ohne Zweifel war dieses selbst bey dem Vergleich von 1552 nicht Absicht, da nach desselben Bestimmung die auf Kosten der Stadt gewonnene Erze zwar dem Herzog verbleiben, aber von ihm mit einem ziemlichen Kaufgelde bezahlt werden sollten, ein Ausdruck, der natürlich nur einen solchen Preis andeutet, bey dem auch die Stadt bestehen und wenigstens ihre aufgewandte Kosten ersetzt erhalten konnte. Der gleich Anfangs von Herzog Heinrich festgesetzte Preis von 4 oder 5 Mariengroschen für einen Scherben (ein Maaß von 1 1/2 bis 1 3/4 Himpten) war vermuthlich mit den damaligen Kosten des Grubenbaues in einigem Verhältniß. Aber da die Kosten in der Folge so ansehnlich zunahmen, daß sie jenen Preis drei- bis viermal überstiegen; so konnte man auch Braunschweigischer Seits nicht verkennen, daß ein gänzliches Unvermögen der Stadt hiervon die unausbleibliche Folge seyn müsse. Um derselben also etwas aufzuhelfen, und den Schaden, welchen sie beim Grubenbau hatte, einigermaßen zu ersetzen, bewilligte man ihr eine gewisse Quantität auf ihre Kosten gewonnenen Kupferrauch *), den die Stadt zu grünen Vitriol (jetzt auch weißen und Alaun) versieden läßt, und außerdem im Jahr 1628 auf 200 Centner Bley, die in der Folge der Zeit nach und nach bis 500 Centner vermehrt wurden, welche die Stadt jährlich erhält. Diese Bewilligungen haben den Schaden, welchen die Stadt von dem Bergbau hat, allerdings beträchtlich vermindert, äußerst selten ist indeß der Fall, daß die Stadt gar keinen Verlust leidet, und der Preis des Bleyes (worauf es hiebey vorzüglich ankömmt) muß sehr hoch seyn, wenn gar noch ein kleiner Ueberschuß bleiben soll.

So nachtheilig dieser Zustand auch für Goslar ist, so hat es denselben doch in neuern Zeiten weit weniger drückend empfunden, da das Kur- und Fürstliche

*) Ist die hiesige Benennung des mit Vitriolwasser geschwängerten Gesteins oder Schieferer es, welches sich im Rammelsberge findet. Atramentstein, s. Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte S. 619.

Communion=Bergamt, so wie die beiderseitigen höchsten Regierungen, alle mit der einmal bestehenden Einrichtung vereinbare Billigkeit gegen die Stadt bewiesen und mit rühmlicher Fürsorge die Anlässe zu den ehemals häufigen Irrungen und Collisionen entfernt haben.

Immer bleibt der Bergbau noch für die Nahrung der Stadt dadurch bedeutend, daß sämmtliche Rammelsberger Bergleute Goslar'sche Einwohner und Bürger sind, und überdem auch die meisten Communion=Bergofficianten mit ihren Familien in Goslar leben, daß die Hütten= und Fuhrleute wöchentlich daselbst ihre Löhnung erhalten, und gegen einen Theil derselben ihre Bedürfnisse in der Stadt eintauschen.

Der Vergleich von 1552 hatte die Stadt auch ihres Rechts der freien Wahl eines Schutzherrn beraubt, indem Herzog Heinrich der Jüngere in demselben erklärte:

„daß er die Stadt Goslar mit Haab und Gütern in „seinen sondern gnädigen Erbschutz, Schirm und „Vertheidigung empfange, auf= und annehme, „und die Stadt dagegen in den nächstfolgenden 20 „Jahren jährlich 500 Rthlr., nachher aber alle „Jahre so viel an Schutzgelde entrichten solle, als „man sich dessen noch vergleichen würde.“

So wie die Stadt indeß diesen Vergleich überhaupt, als ihr mit offenbarer Gewalt abgedrungen und unverbindlich ansah, so weigerte sie sich auch schlechterdings diesen Artikel desselben in Erfüllung zu bringen, und die Herzoge von Braunschweig für ihre Erbschutzherren zu erkennen, obgleich sie sich bereit erklärte, eine Verbindung dieser Art auf den bisher bestandenen Fuß für gewisse Jahre einzugehen. Die Differenzien und Unterhandlungen hierüber währten über 100 Jahre, und wurden erst im Jahre 1666 durch einen mit Herzog August abgeschlossenen Receß beigelegt, durch welchen man sich dahin verglich, daß beide Theile sich ihre Rechte, und besonders die Stadt ihren Widerspruch gegen den Vergleich von 1552 und gegen die prätendirte Erbschutzgerechtigkeit, vorbehielten, und nur unter diesem Vorbehalt und semel pro semper eingelegter Protestation, die Herzoge sich in ihren Schreiben an die Stadt zu Zeiten des Prädicats der Erbschutzverwandten bedienen, die Stadt aber

dieselben auf 50 Jahre zu ihren alleinigen Schutzherren, doch ohne Abbruch ihrer Privilegien und immediaten Standes, annehme und erkenne, und zur Recognition dieses Schutzes jährlich 100 Rthlr. und 2 Faß des besten Goslar'schen Biers entrichten sollen.

Wie die in diesem Receß bestimmte Zeit im Jahre 1716 abgelaufen war, weigerte sich die Stadt denselben zu erneuern, wenn nicht zuvörderst ihren mannichfachen Beschwerden endlich abgeholfen würde, welche besonders daher entstanden, daß man Braunschweigischer Seits sich in dem der Stadt doch selbst in dem Vergleich von 1552 noch nicht bestrittenen Gebiet, immer mehr die Rechte der Landeshoheit beilegte, und besonders mannichfache Concessionen zu der Stadt nachtheiligen Gewerben und Anbau ertheilte. Es gelang der Stadt wenigstens für die Zukunft eine Beschränkung dieser Concessionen zu erhalten, und mit Vorbehalt der beiderseitigen Behauptungen wurden durch Herzogliche Resolutionen gewisse Grundsätze festgesetzt, welche hierunter bisher zur Norm gedient haben. Hierauf schloß dieselbe auch im J. 1719 einen abermaligen Schutz-Receß wiederum auf 50 Jahre ab. Derselbe ist dem vorigen fast völlig gleich abgefaßt, der Widerspruch gegen den Vergleich und die behauptete Erbschutzgerechtigkeit ausdrücklich wiederholt, und von dem Herzog noch versprochen, sich des Prädicats Erbschutzverwandte gegen die Stadt nicht beständig, sondern nur dann und wann zu bedienen. Das Schutzgeld ist in eben der Art, wie in dem ältern Vergleich festgesetzt.

Nach Ablauf der 50 Jahre, im Jahr 1769, wünschte die Stadt sehnlichst eine endliche gründliche Beilegung ihrer Beschwerden, und weigerte sich ohne dieselbe eine neue Verbindung einzugehen. Die deshalb gepflogene Unterhandlungen blieben indeß ohne Erfolg, und der Schutz-Receß wurde nicht erneuert, obgleich Herzoglicher Seits das Prädicat Erbschutzverwandte beibehalten, und auch von der Stadt die durch den ältern Vergleich bestimmte Prästationen an Schutzgeld und Bier fortgehend abgetragen wurden.

Anlagen.

Anlage 1.

In nomine sanctae et individuae Trinitatis. Fridericus secundus, divina favente clementia Romanorum Imperator semper Augustus, Jerusalem et Siciliae Rex. Gloriosus in majestate sua dominantium Dominus, qui regna constituit et firmavit imperium, de cujus clementia vivimus, de cujus est munere, quod feliciter imperamus; ad hoc nos supra Reges et regna praeposuit et in Imperiali solio sublimavit ut nobis factori nostro gratitudine devota subjectis, pacem et justitiam moderamina nostra contineant, et qui sumus prae filiis hominum ab eo, qui praeminet orbi terrae, sublimius exaltati, viros, dignos honoribus et non immeritos ad sollicitudinis partem admitti, liberaliter ad decus et decorem imperii nominis et honoris titulo decoremus. Hinc est igitur, quod per praesens scriptum noverit praesens aetas et futura posteritas, quod cum diu propositi nostri foret, ut dilectum consanguineum nostrum Ottonem de Luneburch ad fidem imperii et devotionem nostram efficeremus arctius obligatum, nec loci vel temporis opportunitas affuisset, quo conceptam erga eum intentionem nostram prosequi nos deceret; contingente causa nostri felicis adventus in Alamanniam et pro reformatione totius terrae status in dicta Maguntiae curia generali, dictus Otto ad eandem curiam vocatus accessit. In qua dum assidentibus nobis Principibus nostra Serenitas resideret, de reformando terrae statu disponens, nominatus Otto de Luneburch flexis genibus coram nobis omni odio et rancore postpositis, quae inter proavos nostros existere potuerunt, se totum in manibus nostris exposuit nostris stare beneplacitis et mandatis, et insuper proprium castrum suum Luneburch, quod idiomate Theutonico vocatur eygen, cum multis aliis castris, terris et hominibus eidem castro pertinentibus in nostram proprie-

tatem et Dominium specialiter assignavit, ut de eo, quidquid nobis placeret tamquam de nostro proprio faceremus. Nos autem, qui tenemur modis omnibus augmentare, praedictum castrum de Luneburch cum omnibus castris, pertinentiis et hominibus suis, quemadmodum ex ejusdem Ottonis assignatione in proprietatem accepimus, in praesentia Principum in Imperium transtulimus et concessimus, ut per Imperium infeodari deberet. *Civitatem* insuper de Brunswich, cujus medietatem proprietatis dominii a Marchione de Baden et reliquam medietatem a Duce Bavariae dilectis Principibus nostris emimus, pro parte uxorum suarum, quae fuerunt quondam filiae Henrici de Brunswich, Comitis Palatini Rheni, patrui dicti Ottonis similiter in eadem curia imperio concessimus, proprietatem nobis debitam in dominium Imperii transferentes. Praeterea Ottone in ipsa generali curia in manibus nostris connexis palmis super sancta cruce Imperii, quae ibidem tenebatur, praestante fidei juramentum, nos attendentes, quam pura fide, sincera et prona devotione se totum mandato nostro et voluntati commisit, et in proprietatem nostram concessit proprie proprium castrum suum, de quo nemini tenebatur, et humiliaverit se modis omnibus coram nobis, considerantes insuper, quod numquam per eum fuerit offensum Imperium, et nec contra honorem nostrum ad suggestionem alicujus voluerit invenire, dignum, et utile vidimus circa statum et augmentum ipsius Imperiali munificentia providere. Quapropter cum consilio, assensu et assistentia principum civitatem Brunswich et castrum Luneburch, cum omnibus castris, hominibus et pertinentiis suis univimus inde Ducatum, et imperiali auctoritate dictum consanguineum nostrum Ottonem, Ducem et Principem facientes, Ducatum ipsum in feodum Imperii et concessimus ad heredes suos filios et filias heriditarie devolvendum, et eum solemniter juxta consuetudinem investivimus per vexilla, de affluentiore gratia concedentes eidem decimas Goslariae, Imperio pertinentes. Ceterum Ministeriales suos

in ministeriales Imperii assumentes, eidem concessimus, eosdem ministeriales juribus illis uti, quibus Imperii ministeriales utuntur. Ad hujus itaque concessionis memoriam et robur perpetuo valiturum, praesens privilegium fieri, et bulla aurea, typario nostrae majestatis impresso, jussimus communiri. Hujus autem rei testes sunt S. Maguntinus, H. Coloniensis, E. Salzpurgensis, T. Treverensis, et — Bisuntinus, Archiepiscopi: W. Magdeburgensis Electus, E. Papembergensis, S. Ratisbonensis, Imperialis aulae Cancellarius, H. Constantiensis, S. Augustensis, B. Argentinus, H. Basiliensis, C. Hyldensemensis, I. Leodiensis, G. Cameracensis, I. Metensis — — — Tullensis — — Monasteriensis, E. Nuemburgensis — — Trajectensis, C. Osenburgensis, R. Paclaviensis, H. Eystediensis, C. Spirensis, E. Merseburgensis, G. Verdensis et C. Frisingensis, Episcopi. Frater H. domus Hospitalis Sanctae Mariae Theutonicorum in Jerusalem Magister — Morbacensis — Augensis et Elwacensis, Abbates. Otto, Dux Bavariae, Comes Palatinus Rheni, H. Dux Brabanciae, A. Dux Saxoniae, B. Dux Carinthiae, M. Dux Lotharingiae, H. Landcravius Thuringiae Palatinus Comes Saxoniae, H. Marchio Misinensis, H. Marchio de Baden, I. et C. Marchiones de Brandenburch, H. Comes Lenensis, H. Comes Barensis, D. Comes Clevensis, H. Comes de Hanalt et alii quam plures. Signum Domini Friderici Secundi Dei Gracia invictissimi Romanorum Imperatoris Semper Augusti Jerusalem et Siciliae Regis.

Ego Sifridus Ratisponensis Episcopus Imperialis aulae Cancellarius vice Domini — — Maguntini Archiepiscopi, tocius Germaniae Archicancellarii, recognovi. Acta sunt haec anno Dominicae incarnationis millesimo ducentesimo tricesimo quinto, Mense Augusti octavae indictionis, Imperante Domino nostro Friderico, Dei gratia Serenissimo Romanorum Imperatore semper Augusto, Jerusalem et Siciliae Rege, Anno Imperii ejus sexto decimo, regni Jerusalem decimo, regni

vero Siciliae tricesimo octavo, feliciter, Amen. Datum Mogunciae Anno, Mense et indictione praescriptis.

Anl. 2.

Von der Ghenade Gottes We Ernst de Eldere Hertog to Brunswich, Hertogen Hinrikes Sone, unde Hertog Albrecht des sulven Hertogen Ernstes Sone, bekennet openbar in dessem Breve und dat witlik alle der de dessen Breff siet aber horet lesen, umme de Helffte des Tegeden uppe dem Rammesberge by der Stadt to Goßlare, den hie bevoren unse Elderen varset hebbet mit dem Gerichte und mit aller Schlachten mit der dartohoret Here Hermanne von der Gowische demme Elderen und synen Erven vor vierhundert Marc lodiges Silvers, und dat de vorbenamde Helffte des Tegeden gevallen und gekomen is an Here Hermanne und Otten Brodere van der Gowische, des elderen Here Hermannens Sone, de de Helffte des sulven Tegeden oek van uns Hertogen Ernste vorbenamd to Lene hebbet, nu vort vorkofft und gelegen hebbet den Sesmannen in der Stadt to Goslare, de dar sint Vormunden des Rammesberges, und denjenen die de Sesmanne der Tegeden mede hebben wolden to truwen Hant, We aver und use Erven hebbet by densulven Sesmannen und by den de ere Nakomelinge sint behalden, dessen willen dat We und use Erven de sulven Helffte des Tegeden uppe dem Rammesberge van den sulven Sesmannen aber eren Nakomelingen alle Jar maget wederkopen vor vierhundert Marc lodiges Silvers goslarscher Wichte und Witte, des we und use Erven dat der Sesmannen oder eren Nakomelingen Vormunden des Rammesberges ein halff Jar vore wetten leten und wenne dat halve Jahr ummekamen is, so schulle we und use Erven densulven besrevenen Vormunden des Rammesbergs oder eren Nakomelingen vierhundert lodege Marc betalen in der Stadt to Goslare derselven Wichte und Witte, alse hie vorescreven steit ane Vortoch und Hinder. Were ok dat Unse Vedder Hertoge Ernst, Hertogen Albrechts Sone und syne Erven affgingen ane Erven, des God nicht wille, ere Helffte des Tegeden moge we denne ok eder unse Erven

van densulven Sesmannen, Vormunden des Rammesberges, eder eren Nakomelingen wederkopen vor vierhundert lodige Marc der Wichte und Witte, also hie vorebescreven is, und vor alse vele alse de Sesmannen Vormunden des Rammesberges hebden uthgegeven vor dre Marc Geldes de unse vorbenamde Vedder ut syner Helffte des vorbenamten Tegeden Hanse von Levede hefft gelegen, de he alle Jar darut schel nemen, also uses vorbenamden Veddern Breve spreket; dewile ock dat we und unse Erven de Helffte des vorsprokenen Tegeden von den Sesmannen Vormunden des Rammesberges oder eren Nakomelingen nicht weder erkopet in der Wise, alse hie vorbescreven steit, so maget de Sesmanne Vormunden des Berges eder ere Nakomelinge den Tegeden hegen eder syden, meren eder minnern, we det on und deme Berge dunket Nutte und bequeme wesen. Wen we aver eder unse Erven de Helffte des Tegeden wedderkofft hebben, alse hie vorbescreven steit, so schell man de drittegeden Aerven to Tegeden gheven alse man aldings hefft gedan und ok de Winn nemen, alse de sint genomen er dann de Tegede an de Sesmannen is gekommen. In eye Orkunde alle dessen vorscrevenen Stucke dat we de mit Truwen den Sesmannen Vormunden des Rammesberges gedeghedinget hebben und so mit uns, und dat we on allen desse vorscrevenen Stucke vullenkomliken halden willen, so geve we an dessen Breff von unser und von unser Erven wegen besegelt mit unser Ingesegele, de gegeven is na Gottes Bord dusent Jar dreyhundert Jar darna in deme negen unde veftigsten Jare des Mondags na Palmen.

Anl. 3.

Schutzbriefe.

1) Herzog Albrecht zu Sachsen. 1360.

2) Graf Albrecht zu Wernigerode auf 1 Jahr. 1390.

3) König Wenceslaus von 1413.

4) Herzog Berend Otto, Wilhelm und Hendrich auf 10 Jahre, jährlich 40 Fl. Schutzgeld. 1423.

5) Heinrich und Erich, Herzoge zu Braunschweig, auf 10 Jahre, jedes Jahr 25 Fl. 1442.

6) Herzog Heinrich zu Braunschweig auf 15 Jahre, jährlich 30 Fl. 1462.

7) Graf Heinrich zu Stolberg, Schutz- und Bündnißgenossenschaft auf 10 Jahre, um eine benannte Summe Geldes. 1473.

8) Herzog Wilhelm und Friedrich von Braunschweig auf 10 Jahre, jedem Fürsten jährlich 30 Goldgulden 1483.

9) Bruno, Edler Herr zu Querfurt, auf 6 Jahre, jährlich 100 Fl. 1485.

10) Albrecht, Herzog zu Sachsen, auf 10 Jahre, jährlich 300 Centner Bley oder 400 rh. Fl. als Schutzgeld. 1486.

11) Vertrag zwischen den Herzogen zu Braunschweig Wilhelm, Heinrich und Erich, an einem, und den von Goslar am andern Theil, durch Vermittelung Herzog Albrechts zu Sachsen, in welchem ausdrücklich gesagt ist: „daß die von Goslar bey ihren alten „Herkommen an Berg- Forst- und Hüttenwerken „vertheidiget, und von den Herzogen zu Braun- „schweig sollen in Schutz genommen werden.“ 1488.

12) Bischof Ernst zu Magdeburg auf 5 Jahr, jährlich 200 Fl. Schutzgeld. 1489.

13) Herzog Heinrich sen. von Braunschweig auf 15 Jahre gegen jährliche 400 Fl., worin gesagt worden: „die von Goslar an ihren Bergwerken nicht zu ver- „hindern, auch angegeben, wie weit an Bergen und Thalen Goslar vom H. R. Reiche berechtigt.“ 1490.

14) Herzog Heinrich sen. auf 10 Jahre, jährlich 400 Fl. 1497.

15) Graf Ernst von Hohnstein, Verwalter des Eichsfeldes, auf 5 Jahre, jährlich 40 Fl. 1498.

16) Philipp und Erich, Herzoge zu Braunschweig, auf 6 Jahre, jedem jährlich 60 Fl. 1500.

17) Landgraf Wilhelm zu Hessen auf 8 Jahre, jährlich 200 Fl. 1501.

18) Erzbischof Ernst zu Magdeburg und Halberstadt auf 5 Jahre, jährlich 200 Fl. 1503.

19) Herzog Heinrich sen. zu Braunschweig, Erneuerung des 1490 geschlossenen Schutzvertrags auf 10 Jahre; das Schutzgeld wurde vorausbezahlt. 1506.

20) Ernst, Erzbischof zu Magdeburg, auf 20 Jahre, jährlich 200 Fl. 1505.

21) Erneuerung des Schutzvertrages mit Herzog Heinrich sen. zu Braunschweig. 1507 und 1512.

22) Herzog Philipp auf 10 Jahre, dafür zusammen 600 Fl. 1509.

23) Graf Ernst von Hohenstein auf 3 Jahre, jährlich 40 Fl. 1513.

24) Albert, Cardinal und Erzbischof zu Magdeburg, auf 10 Jahre, 200 rh. Gulden. 1514.

25) Ulrich, Herzog zu Braunschweig, jährlich 100 Fl. 1514.

26) Herzog Heinrich der Aeltere auf 7 Jahre, jedes Jahr 400 Fl. 1517.

27) Herzog Heinrich jun. auf 8 Jahre, jährlich 30 Fl. 1518.

28) Herzog Heinrich jun. 1519.

29) Herzog Philipp auf 10 Jahre, jährlich 80 Fl. 1520.

30) Graf Ernst zu Hohenstein auf 6 Jahre. 1521.

31) Albert, Cardinal und Erzbischof zu Magdeburg, auf 6 Jahre, jährlich 200 rh. Gulden. 1525. (In diesem Schutzbriefe, so wie in dem von 1514 mit Albert, wird gedacht, daß Goslar mit dem Stift Halberstadt gränze.)

32) Joachim, Kurfürst und Markgraf zu Brandenburg, auf 6 Jahre. 1528.

33) Herzog Philipp, Albrechts Sohn, auf 10 Jahre, jährlich 140 Fl. 1536.

34) Herzog Philipp, Albrechts Sohn, auf 4 Jahre, jedes Jahr 100 Rthlr. In diesem Schutzbriefe wird erklärt, „daß das Territorium oder District „dieses Fürsten mit der Stadt Forst und Wäldern „gränze." 1550.

Anl. 4.

Bergordnung für den Rammelsberg.

Vom Sonntag Quasimodogeniti 1470.

Uebersetzung *).

Nach Gottes Geburt unsres Herrn in dem siebzigsten Jahre der mindern Zahl auf den Sonntag Invocavit in der heiligen Fasten waren die gemeinen Gewerken des Rammelsberges, vor Goslar gelegen, von uns, dem Rathe daselbst, in unsre Stadt zu kommen beschieden, um die Gebrechen des genannten Berges zu verhandeln. Daselbst ward des genannten Berges wegen nichts endliches verhandelt, sondern von denjenigen, welche denselben Berg in Verhandlung haben, eine andere Tagfahrt auf den Sonntag Quasimodogeniti anberaumt, zu welchem Tage daselbst bevollmächtigt geschickt waren die Erbaren, des Erwürdigen in Gott dem Vater und Herrn, Herrens Johann Bischofs, und Herrens Hanßs Bartholds von Landsberg, Vorstehers des Stiffts zu Verden, Secretarius, Herr Ulrich von Azel, Domherr daselbst zu Verden und Meister Peter Doberzin, Secretarius des Ehrsamen Raths zu Lüneburg, von desselben Rathes wegen zu der genannten Tagfahrt; Mit welchen wir, der vorbenannte Rath, diese nachbeschriebene Verhandlung des mitgenann=

*) Diese Uebersetzung des altdeutschen Originals ist aus Wagners Corpus juris metallici p. 1026 sqq. entlehnt.

ten Berges wegen verhandelt haben. Zum ersten wegen der Gruben, die unsre Bürger von unserm Rathe, uns und unsrer Stadt und den gemeinen Gewerken zu Gute, haben angenommen, sind sie mit uns, dem Rathe, und unsern Bürgern wohl zufrieden, und ist von denselben und andern Gruben ferner besprochen worden: Weil das Gericht des Rammelsberges uns, dem Rathe, zusteht, wollen wir nach Ausweisung des Bergrechts einen Bergrichter setzen, der einem jeden auf Klage und Antwort zum Recht verhelfen soll. Derselbe Bergrichter soll die Macht haben, die Gruben, an dem vorgenannten Berge gelegen, den Bürgern von Goslar und andern zu verleihen; nemlich daß wenn ein Bürger eine Grube von ihm zu Lehn erbittet, soll er die vier Vorsteher des genannten Berges, oder wie viel ihrer daselbst in der Stadt sind, zu sich bescheiden, und soll denselben vergönnen (eröfnen), wie da ein Bürger sey, der eine Grube empfangen wolle, und ihnen die Grube benennen, und mit ihnen an die Grube gehen, und vergönnen (überlassen), ob sie die Grube selbst, oder mit dem Bürger bauen wollen. Wollen sie denn die Grube selbst bauen, das soll man ihnen gestatten; wollen sie mit dem genannten Bürger bauen, dessen sollen sie auch mächtig seyn. Wollen aber die ehegenannten Vorsteher in der vorgeschriebenen Weise die Grube nicht bauen, so soll man damit von wegen unsers gnädigen Herrens von Verden und seines Vorstehers und der ehrlichen Räthe und Städte, Goslar und Lüneburg und der gemeinen Gewerken, die an dem Rammelsberge bauen, mit Genehmhaltung der erstern Vorsteher den Bürger, der darum gebeten hat, belehnen, und der soll die Grube nach Bergwerksrecht bauen, und dem Rathe zu Goslar den Zehenden, und den gemeinen Gewerken, die den Berg im Baue haben und erhalten, den neunten Haufen des geschiedenen Ertzes geben, und die Hälfte des Kupferrauchs, der in den Gruben wächset, demjenigen geben, dem der gehört, und dasselbe Berggericht soll dem Bürger darüber seinen Brief geben, wie er sich in der Grube halten soll. Wäre aber die Grube, die man also verleihen sollte, dem Berge schädlich, oder den Gruben der Gewerken zu nahe gelegen, so soll man dieselbe liegen lassen, und nicht weggeben, und was darüber der meiste Theil der Gewerken erkennt und beliebt, dem soll der

mindere Theil folgen. Item, um den Kupferrauch, der daselbst in den wüsten Grubenwassern wächset, ist festgesetzt, daß jeder Theil zwey Leute erwählen soll, welche sich darüber besprechen, nach Ausweisung der Briefe, die darüber versiegelt ergangen sind. Item, um die Hütten zum Galm unter dem Petersberge und vor dem Rammelsberg und auch um das Haus derer von Lüneburg wollen wir, der Rath, einen besondern Vergleich schließen lassen, wie man es damit halten soll. Auch ist besprochen, daß man in den Hütten unter dem Petersberge und vor dem Rammelsberge keine Posten haben soll, auch das Wasser auf die Steinmühle, wenn die wieder gebauet würde, gehen lassen. Item ist der Ehrsame Urbanus Schulze, des Edeln und Wohlgebohrnen Grafen Günther, Herrn von Mannsfeld, oberster Schreiber und Secretarius auch in Vollmacht des genannten seines Herren den Tag hier und zur Stadt gewesen, und hat sich erklärt, daß das, was der vorgenannte Rath mit den Ehegenannten beschließen würde, sein Herr halten wolle; welches derselbe Urbanus auch von des genannten seines Herrn wegen genehmigt hat. Hierauf sind von dieser vorgeschriebenen Verhandlung drey Schriften gemacht, und ist eine aus der andern geschnitten worden; alle gleichlautend; deren Herr Ulrich von Azel vorgenannt eine, und Meister Peter Doppertzin die andere von ihrer genannten Herren wegen, und der Rath zu Goslar die dritte haben. Und diese vorgeschriebene Handlung und Artikel sollen unschädlich seyn den Gewerken, die nun zur Zeit aus sind, und nicht mit bauen, und dem im sechzigsten Jahre an unsrer lieben Frauen Tage gemachten Recesse, und auch den Urkunden, welche der ehrliche Rath zu Goslar des Berges wegen den vorgeschriebenen Gewerken gegeben hat, und auch den Urkunden, die demselben Rathe wiederum von den Gewerken gegeben worden sind, und ist geschehen wie vorgeschrieben steht in Jahre und Tage.

Anl. 5.

Vergleich zwischen Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig und der Stadt Goslar, d. d. Riesenberg Mondtag nach Trinitatis 1552.

Wir von Gottes Gnaden Heinrich der Jüngere Herzog zu Braunschweig und Lüneburg für Uns, unsere Erben, Erbnehmen und Nachkommen und Wir Bürgermeistere, Rath und ganze Gemeind der Stadt Goßlar, auch für Uns, unsere Erben und Nachkommen, bekennen und thun kundt, hiermit offentlich in diesem Briefe gein allermänniglich, daß sich zwischen Uns Herzog Heinrichen an einem und uns Bürgermeister, und Rath und ganzer Gemeinde zu Goßlar ander Theils, allerley Widerwille, Feindschafft, Irrungen und Gebrechen eine Zeit lang hero zugetragen und erhalten und vornemlich neben andern darum, daß Wir Bürgermeister, Rath und ganze Gemeinde der Stadt Goßlar jetzt ermeldtes unsers gnädigen Herrn Herzogs Heinriche angehörige Stifts-Klöster und Kirchen zum Georgenbergen, Petersberge, das Heilig Grab und St. Johannis-Kirche in verschiedenen Jahren spoliirt, geplündert, gebrochen, mit Feuer angesteckt, verbrandt, und demolirt, auch Sr. Fürstl. Gnaden Arbeiter in denen Schmeltzhütten, eines theils auf die Ofen geworfen, verbrandt und eines theils härtlich verwundet, todt geschlagen und umgebracht haben, derowegen Ihro Fürstl. Gnaden zu Rettung anderer ihrer anliegenden Klöster, Stiffts-Kirchen, angehörige Unterthanen Land und Leute nothwendig verursachet worden seyn, ein ansehnlich Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß anzunehmen, und dasselbig mit großen und schweren Unkosten und darlegen eine lange Zeit zu unterhalten, welche Unkosten Sr. Fürstl. Gnaden des verschiedenen 41. Jahrs auf damahls zu Regensburg gehaltenen Reichstage für der Römisch Kaiserliche Majestät unsers allergnädigsten Herrn verordneten Commissarien, als Pfalzgraf Friedrich jetzt des heiligen römischen Reichs Erzdruchsassen und Churfürsten, und Bischoffen Philippsen zu Speyer auf 500,000 Goldgulden ästimirt und gewardirt, daß auch wir die genannten Bürgermeister und Rath und Gemeine der Stadt Goßlar nicht allein neben unsern gewesenen Schmalkaldischen Bundesverwand-

ten, seine Fürstl. Gnaden des nächst verschiedenen 42sten Jahrs von ihren Landen und Leuten vertriebne, zu langewieriger schmerzlicher Gefängniß gebracht und dadurch auch darunter Sr. Fürstl. Gnaden in die 300,000 Gulden Schadens geführet, wie dann Sr. Fürstl. Gnaden solchen Schaden an Hochermeldteten Sr. Kaiserl. Maj. und des Heil. Röm. Reichs Kammer=Gerichte gerichtlich einführen lassen, sondern auf das verordnete ufgerichtete Kaiserl. Sequestrum, eben da zur Zeit Sr. Fürstl. Gn. verjagens; unerkannter Sache eigenes Fürnehmens mit Selbstgewalt angegriffen, und daraus eine stattliche benannte Summe Thaler genommen. Derowegeu und sonderlichen und anfänglich erzehlter Landfriedtbrüchicher Thathandlung Willen ex ipsis causae meritis Seiner Fürstl. Gnaden nach vieljähriger Mühsamer gepflogener Rechtfertigung an bemeldten Kaiserl. Kammer=Gericht mit Urtheil und in Recht in Kaiserl. Maj. und des heil. Reichs Acht erlanget haben. Wie Wir denn auch alles darauf, vermöge des darüber ausergangene Urtheils und executorial Brieffe, als erklärte und denunciirte Aechtere in das heil. Röm. Reichs öffentlich sind publicirt und ausgekündiget worden. Wiewohl nun Hochermeldeter Herzog Heinrich guten Fueg, Recht und Macht gehabt hätte, solche wohl erlangte Acht vorlängsten würklich zu exequiren, so haben doch Sr. Fürstl. Gnaden um Friedenswillen, sich derselben bis daher enthalten, und sich dafür in vielerley gütliche Handlung mit Uns eingelassen, in Hoffnung, daß wir uns auf leibliche, in billige Wege gegen Ihro Fürstl. Gnaden würden geschicket, und diese Sache zur Weiterung nicht haben kommen lassen. Dieweil wir aber solches nicht allein nicht gethan, und den gütlichen Vertrag nie kein statt noch Raum geben wollen, sondern vielmehr in vorberuhrter ergangenen Acht vorsetzlich verharret seyn, auch Sr. Fürstl. Gnaden und derselben Unterthanen, Dienern, Verwandten und Angehörigen eine Gewalt über der andern wider Recht und des Heil. Reichs Ordnung und Hochverpönten ausgekündigten Landfriedens mannichfaltiger Weise zugefüget haben: So seynd Sr. Fürstl. Gnaden dadurch verursachet, und gedrungen worden, obangezogener Execution der Acht, darneben auch Sr. Fürstl. Gnaden und deren ihnen erlaubte und zugelassene Defension für und an die Hand zu nehmen, und sich Dero Behuef für unsere Stadt Goslar zu

lagern. Damit aber letztlich die Sachen mögten zur Vergleichung gebracht, und allerley beschwerliche Weiterungen möchten verhütet werden: So haben Wir Bürgermeister und Rath und ganze Gemeinde der Stadt Goßlar Sr. Fürstl. Gnaden freundlich lieben Sohn, den Durchlauchtig Hochgebohrnen Fürsten und Herrn, Herrn Philipsen Magnum Herzog zu Braunschweig und Lüneburg unsern gnädigen Herrn mit emsigen Anhalten, Bitten und Flehen erbeten und dahin vermocht, daß Sr. Fürstl. Gnaden sich abermahls zwischen Hochernannten Sr. Fürstl. Gnaden freundlich lieben Herrn Vatern und uns gütlicher Handlung unterfangen, durch welche Wir Herzog Heinrich obgemeldt, und Wir Bürgermeister, Rath und ganze Gemeine der Stadt Goslar uns aller und jeder obangeregter Kosten, Schade, Interesse, Irrungen und Gebrechen, auch aller derhalben fürgenommener und intendirter Forderung und Klagen halber, also in der Güte mit wohlbedachten Muthe, zeitig vorgehabten Rathe und Rechten Wissen freywillig, ungezwungen und ungetrungen endlich und ewiglich mit einander verglichen, vereinigt und vertragen haben; und nemlich zum ersten, bethödingt und beschlossen, daß Wir Bürgermeister Rath und Gemeine der Stadt Goslar unsere Erben und Nachkommen Hochermeldten Fürsten Herzog Heinrich Sr. Fürstl. Gnaden Erben und Erbnehmen alle und jede Obrigkeit, Jurisdiction, Voigtey und Gerichts Zwang sammt den Vorkauf von allen Silber und Metall, die an uf und in dem Rammelsberg gemacht und gewunnen werden, unverhinderlich zu ewigen Zeiten folgen lassen, dergestalt was Sr. Fürstl. Gn. derselben Bergwerk zu gute für Satzungen und Ordnungen uffrichten werden, daß wir derselben geleben, und Sr. Fürstl. Gnaden in Administrirung Rechtens und Gerechtigkeit und an Verwaltung desselben Bergwerks keinen Eintrag thun, daß auch Wir die Gewerken und Hüttenherrn daselbst, die gemachten Silber, Bley und alle andere gewunnen Metal und Niessung, nichts davon ausgenommen, Sr. Fürstl Gnaden um ein ziemlich Kaufgeld in ihrer Fürstl. Gnaden Kammer zu verkaufen einbringen sollen und wollen.

Zum andern sollen und wollen Wir die mehrgenannte von Goßlar Sr. Fürstl. Gnaden, derselben Erben und Nachkommen, hinführo vor den 13ten den 10ten Korb Ertzes allerley Metalls und Nutzungen geben und folgen lassen.

Zum dritten wollen wir Sr. Fürstl. Gnaden 19 Stück Büchsen, benemlich zwey halbe Carthaunen, zwey Nothschlangen, vier Feldschlangen mit 2 halbe Schlangen in 8 Lagen, den nächsten nach Dato dieses Briefs zu Sr. Fürstl. Gnaden [illegible] [illegible] liefern und überantworten.

Viertens wollen und sollen Wir Sr. Fürstl. Gnaden jetzo auch also bald alle und jede Schuld-Verschreibung, die wir noch inne haben und die auf Sr. Fürstl. Gnaden Herrn Vater und Vorfahren Hochlöbl. Gedächtniß dergleichen auch auf Sr. Fürstl. Gnaden selbst und Dero allen Erben halten und lauten, wiederum herausgeben und zustellen.

Zum Fünften sollen und wollen Wir uns mit allen denjenigen, was Sr. Fürstl. Gn. Angehörige Verwandte, und Unterthanen seyn, welchen wir Schaden zugefüget haben, fürderlich vereinigen und vertragen, und sonderlich mit dem Probste zum Jürgenberge.

So erbieten Wir Herzog Heinrich uns dazwischen auf leidliche trägliche Mittel und Wege in der Güte zu handeln, damit alle Sachen mit einander auf einmahl mögen aufgehoben, versühnet und vertragen werden.

Zum Sechsten sollen und wollen Wir vielgedachte Bürgermeister Rath und Gemeine der Stadt Goslar, unsere Erben und Nachkommen, von allen und jedweden Walden, Förstern, Holtzen, deren Wir uns bishero unter den Nahmen des allgemeinen Forstes, Kaiserforstes, Albrecht von der Hellen Forstes, Kuhe-Fußes, groß und kleinen Schnitt, nichts davon ausgenommen, wo auch die gelegen seyn, mit aller ihrer Obrigkeit, Gerechtigkeit, Hoheit und Herrlichkeit, Nützung und Gebrauch angemaßet haben, gänzlich abstehen und Hochernannten Fürsten Herzog Heinrich und Sr. Fürstl. Gn. Erben und Nachkommen in alle Wege damit geweren lassen. Doch sollen und wollen Wir Herzog Heinrich denselben von Goslar dagegen nachfolgende Berg und Thall, nemlich Dorpcke, Gingelsberg, Gelwcke, beide Ammen Thal, Hahnenberg, Lindenthal, Düsterthal, den halben Eichelberg, Quadeluclen, beide heiligen Thale, beide Winterthale, den Herzberg, den rothen Kopf, Schleifsteinsthal, Köppelsthal, lütke und große Klockenberg, Hohenkähl und den

Taubenstieg hinan, wie die allbereit ihre Wendung haben, und ihnen dieselbe förderlichst sollen ausgewiesen werden, in Holtz, Gras, Weid, und Wiesen zueignen, nichts ausgenommen, denn die Hohe Obrigkeit, Wildbahn und Fischereyen, welche Wir Herzog Heinrich Uns, unsern Erben und Nachkommen ausdrücklich thun vorbehalten.

Darzu sollen die von Goslar Macht haben, mit ihren Viehe zu hüten und zu treiben an Enten und Orten, da sie vor etlichen Zeit gehütet und getrieben haben mögen, doch mit dem Beding, daß sie der Loden und des jungen Holtzes, da solches geheget würde, vermög Unsers Herzog Heinrich Holtz-Ordnung, verschonen.

Ferner ist zwischen uns beiden Theilen beredet, und beschlossen, daß Wir Herzog Heinrich die oftgedachte Bürgermeister Rath und Gemeine der Stadt Goßlar, Ihre Erben und Nachkommen bey dem heil. röm. Reiche bleiben und wiederum aus der Acht kommen lassen, daß Wir sie auch mit ihren Leibern, Haab und Gütern in unsern sondern gnäd. Erb-Schutz-Schirm und Vertheidigung entfangen, uff- und annehmen, und daß wir die von Goslar die nächst nacheinander folgenden 20 Jahr lang, von Dato dieses Briefes anzurechnen, Sr. Fürstl. Gnaden jährlich 500 Rthlr. aber hernachmahls alle Jahr alleine so viel zu Schutzgelde und dasselbe zu Wolffenbüttel geben, entrichten und bezahlen sollen und wollen, wie wir beiderseits uns des alles halben in Monaths Frist zu Wolffenbüttel werden miteinander vergleichen mögen. Und damit zwischen uns beiden Theilen um so viel mehr Fried' Ruhe und Einigkeit gepflanzt und erhalten werden mögen, so soll keiner des andern Feinde und Widerwärtige hausen, hegen und herbergen, fordern und fürschieben, sondern ein dem andern, dem oder dieselben wo sie in unser Herzogs Heinrichs Land, Fürstenthum, Obrigkeit und Gebiete oder in unserer der von Goßlar Stadt angetroffen und betreten werden, zu rechter und verdienter Strafe anhalten, auch unserer keiner gegen dem andern in Ungutem außerhalb ordentlichen Rechts etwas mit der That anfangen oder führnehmen, sondern, wo zwischen uns beiderseits Irrungen und Widerwille fürfielen, die soll einer gegen den andern mit ordentlichen Rechten suchen, und sich desselben Austrages in alle Wege sättigen lassen. Auch nichts destoweniger dieser Vertrag in allen seinen Punckten,

Inhaltungen und Articuln kräftig und beständig seyn und bleiben.

Darzu sollen von uns beiden Theilen alle und jede Spruch und Forderung wie die Nahmen haben oder qualificirt seyn mögen, die einer gegen den andern, oder eines jeden Unterthanen Rähte, Diener, Verwandte und Angehörige an dem Kaiserl. Kammergerichte bishero intendiret und angestellet haben, gänzlich erloschen, aufgehoben, todt und abseyn und gegen einander causis et litibus per expressum vor Gericht öffentlich renunciiret werden, desgleichen auch alle und jede Kosten, Schaden und Interesse, die ein Theil von dem andern bis auf diesen Vertrag zu fordern, vermeinen mögte, gegen einander aufgehoben, verglichen und compensiret seyn. Es sollen auch alle diejenigen, so in dieser Execution und Kriegshandlung von beiden Theilen gefangen oder uffgehalten worden seyn, gegen einander wiederum ohne allen Entgeltniß ledig gezehlet und freygelassen werden. Und dieweil wir die vielgenannten Bürgermeister Rath und Gemeine der Stadt Goßlar Hochermeldten Herzog Heinrich Sechs Personen aus uns, als mit Nahmen Hermann Uhden, Nicolausen Tacken, Benedicten Siemens, alle drey Rathspersonen, Andresen Koch, Henning Baller, Hüttenherrn und Gewercken, auch Jochim Bremer, darum daß dieser Vertrag in allen und jeden seinen Puncten, Articuln, Inhaltungen und Meinungen unsers Theils vollzogen, und Sr. Fürstl. Gnaden laut desselben in eine wircklich nießbare possession vel quasi des Vorkaufs, Zehntens, der Gerichte, Voigtey, Jurisdiction und Obrigkeit an uff und in den Rammelsberg so viel desto gewisser kommen mögen, so sollen dieselben Gieseler ihrer Gieselschafft nicht eher wiederum erlassen werden, solches alles, wie jetzo erzehlet, sey sodann von uns endlich beschehen und vollenzogen.

Alßdann auch Wir zu beiderseits um Absolution obangezogener Acht am Kaiserl. Cammergericht sämmtlich der Gebühr nach anhalten sollen.

Doch haben Wir Herzog Heinrich denen von Goslar diesen gnädigen Willen gethan, daß sie die vorbenannten Gieseler, da einer oder mehr derselben mittlerweile seiner obliegenden und Ehehafften Geschäffte halber so lange nicht

anholen könnte, mit gleichmäßigen Personen; jedoch nicht anders denn mit unsern Vorwissen und Willen, sollen umwechseln mögen. Es sollen auch alle und jede unsere zu beiderseits Räthe, Diener, Unterthanen, Verwandte und Angehörige so alle dieser obberührten Sachen halber in einige Wege verdacht seyn, oder dazu Recht, Thät, Hülfe, Beystandt, Förderniß oder Vorschub gethan haben mögten, in diesen Vertrage desselben zu genießen mit eingezogen und aus Sorgen gelassen, auch durch diesen Vertrag alle und jede Rechtfertigungen, Irrungen und Gebrechen, Feindschafft Krieg Widerwillen, Gram und Zwietracht, so sich bishero zwischen uns beiden Theilen zugetragen und erhalten haben, oder dieser aller verlaufener Sachen und Handlungen halben noch hinführo zutragen, erregt und fürgenommen, oder erdacht werden möchten, gänzlich aufgehoben todt und abseyn, auch von uns Herzog Heinrich die von Goslar wiederum zu Gnaden auf- und angenommen werden. Wie wir sie dann auch hiermit wiederum zu Gnaden auf und annehmen und vermög der Schutz-Verwandtniß, welche als obberührt ist, noch uffgerichtet werden soll, in allewege ihr gnädiger Herr seyn und bleiben und sie mit gnädigen Treuen meinen und fordern; desgleichen Wir Bürgermeister und Rath und Gemeine uns gegen seiner Fürstl. Gnaden und derselben mitbeschriebene, als die getreue Schutz-Verwandte laut jetzt berührten Schutzes hinwiederum halten und erzeigen sollen und wollen, und damit dieser Vertrag desto kräftiger, beständiger seyn, uffrichtig, treulich und unwiderruflich gehalten werden möge, so sollen uns die offtgenannten Bürgermeister Rath und Gemeine der Stadt Goßlar alle unsere Erben und Nachkommen dawider nicht schützen, schirmen, releviren, freyen noch fürtragen, die Exception vis, metus, doli mali, laesionis et restitutionis und gemeinlich alle und jede andere Satzungeu gemeiner beschriebener Rechte, Kaiserl. und des Heil. Reichs Constitutiones, Reformationes, Ordnungen, Abschieden und Landfriede, auch keine sonderbaren privilegia, Herkommen, Sitten und Gewohnheiten der Lande, wie die genannt und jetze allbereit gemacht, ufgericht, gegeben und eingeführt worden seyn oder noch künftig gemacht, uffgerichtet, gegeben und eingeführt werden und uns und unsere Erben und Nachkommen wider diesen unsern erbetenen bewilligten Vertrag im rechten Gebühren zu Steuer und Statten kom-

men möchten, dazu sollen und wollen wir unsere Erben und Nachkommen, dawider kein Rescript, Indult, Dispensation, Absolution, Relaxation; noch weder ad effectum agendi noch anderer Gestalt von päpstlicher Heiligkeit, der Concilien Römische Kaiserl. Königl. Majestät, noch sonst jemandt anders, der solches von Rechtswegen zu thun haben solt oder möchte vor uns selbst verlangen und ausbringen, noch solches andern in unsern Nahmen zu thun, befehlen, gestatten, oder verhängen, sondern da diese Dinge ohne unsern, unserer Erben und Nachkommen Vorwissen und Wille von jemandt erlanget, und ausgebracht oder aus eigner Bewegniß uns und unsern Nachkommen zu Gnaden und Guten gegeben werden, dieselben sollen und wollen Wir und unsere Erben und Nachkommen nicht annehmen noch belieben, noch Dero uns wider diesen Vertrag und Verschreibung weder in noch ausserhalb Rechtens in keinerley Weise und Wege gebrauchen; und Wir fürgemeldte Fürsten Herzog Heinrich zu Braunschweig und Lüneburg gereden, geloben und zusagen hiermit und in Krafft dieses Brieffes bey unsern Fürstl. Würden, wahren Worten und Treuen für uns, unsere Erben, Erbnehmen und Nachkommen, daß wir diesen oftberührten Vertrag und Verschreibung in allen und jeden Punkten, Articuln, Begrif und Meinungen, stett, fest und unverbrüchlich, treulich, aufrichtig und Fürstlich halten sollen und wollen.

Dergleichen haben Wir Bürgermeister und Rath und Gemeine der Stadt Goßlar für uns, unsere Erben und Nachkommen solchen Vertrag und Alles, was darinnen verleibet gesetzt, abgeredt und versprochen worden ist, mit unsern ausgedruckten: Ja freywillig, ungetrungen und ungezwungen, aus wohlbedachten Muthe, mit zeitigen Rahte und guter Vorbetrachtung, ohne einige Furcht und Zwang, Noht und Gefahr, beliebet angenommen, und darauf zu mehrer Bekräfftigung desselben einen gelehrten leiblichen Eid mit uffgerichteten Fingern zu Gott dem Allmächtigen und seinen heil. Evangelio geschworen, daß wir eben diesen Vertrag in allen und jeden seinen Punkten, Articuln, Inhaltungen, Effecten, Clausulen und Meinungen, stet, fest treulich und unverbrüchlich; wie ehrlichen Biederleuten wohl anstehet und gebühret, halten und vollziehen sollen und wollen, alles bey Pön und Strafe gemeiner beschriebener Rechte, so wider diejenige, die einen

gelobten und bey dem Eide betheuerten Vertrage nicht halten thun, rato nihilominus manente pacto, verordnet seyn, und daß wir und die unsern, wo wir wider diesen Vertrag inner= oder außerhalb Rechtens in einigen Weg handeln oder thun würden, welches doch nicht seyn soll, wiederum in obangezogenen röm. Kaiserl. Maj. und des heil. Reichs allbereit erkannte und publicirte Acht gefallen und Deroselben Execution und Strafe gewärtig seyn sollen und wollen; als ob wir nie daraus gelassen oder davon absolvirt worden wären. Alles getreulich sonder Gefährde und Argelist und des alles zu wahrer Uhrkunde, steter und fester Haltung seynt diese Verträge zwey gleich lautende zwischen uns obgenannten beiden Theilen gemacht, uffgerichtet und jeden einer übergeben. Davon Wir Herzog Heinrich für Uns, Unsere Erben, Erbnehmen und Nachkommen Unser Fürstl. Insiegel, und Wir Bürgermeister Rath und ganzer Gemeine der Stadt Goßlar für uns und unsere Erben und Nachkommen unser Stadt Insiegel wissentlich hangen lassen haben.

So geschehen und geben im Kloster Reifenberg am Mondtage nach dem Sonntage Trinitatis nach Christi unsers Herrn Gebuhrt. Im funffzehent Hundert zwey und funffzigsten Jahre.

DD 192 .D6 G76 1824 C.1
Christian Wilhelm von Dohm nac
Stanford University Libraries

3 6105 039 786 012

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

APR 1 5 2002

JUL 9 2002

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305